# Reise

der

# Oesterreichischen Fregatte Novara

## um die Erde,

in den Jahren 1857, 1858, 1859,

unter den Befehlen des Commodore B. von Wüllerstorf-Urbair.



Beschreibender Theil

von

Dr. Karl von Scherzer.

## Volksausgabe.

### Zweiter Band.

Mit 4 Karten, 20 Holzschnitttafeln in Tondruck, zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten und 4 Beilagen.

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

1866.

# Inhalt des zweiten Bandes.

## XIV. Hongkong.

### Aufenthalt vom 5. bis 18. Juli 1858.



## XV. Schanghai.

### Aufenthalt vom 25. Juli bis 11. August 1858.

## XVI. Die Insel Puynipet.

18. September 1858.



## XVII. Die Koralleninsel Sikayana.

17. October 1858.



## XVIII. Sydney.

Aufenthalt vom 5. November bis 7. December 1858.



## XIX. Auckland.

Aufenthalt vom 22. December 1858 bis 8. Jänner 1859.

## XXII. Ueberlandreise

### von Valparaiso über den Isthmus von Panama nach Gibraltar.

### (16. Mai bis 1. August 1859.)



## XXIII. Von Gibraltar nach Triest.

### (5. bis 26. August 1859.)



## Anhang.

# Reise der Novara um die Erde.

## II.



# XIV. Hongkong.

## Aufenthalt vom 5. bis 18. Juli 1858.

Rascher Aufschwung der Ansiedlung Victoria oder Hongkong. — Unheimliche Zustände. — Oeffentliche Charaktere. — Der Comprador oder Schroff. — Ein chinesischer Wahrsager. — Curiositätenladen. — Der Yo = Stein. — Bilder auf sogenanntem Reißpapier. — Canton=Englisch. — Einige Bemerkungen über chinesische Sprache und Schrift. — Tuschebereitung. — Zuvorkommenheit deutscher Missionäre. — Die Sitte weibliche Sprößlinge auszusetzen oder zu morden. — Ursache der Verstümmelung der Frauenfüße. — Sir John Bowring. — Der Zweigverein der königl. asiatischen Gesellschaft. — Bemerkenswerthe Aeußerung eines geistlichen Würdenträgers über naturwissenschaftliche Strebungen. — Die Chinesen in Ostindien. — Der grüne Indigo oder Lu = kao. — Gastfreundschaft deutscher Landsleute. — Körpermessungen an Chinesen. — Wanderung nach Little Hongkong. — Ausflug an Bord des britischen Kanonenbootes Algerine nach Canton. — Ein Tag im englischen Hauptquartier. — Der Friedensvertrag von Tien=Tsin. — Besuch der portugiesischen Besitzung Macao. — Herr v. Carlowitz. — Camoens=Grotte. — Kirchhof der Protestanten. — Der Pagodenhain Makok. — Dr. Kane. — Gegenwärtiger Zustand der Colonie. — Sclavenhandel mit chinesischen Auswanderern. — Streifzüge durch Macao. — Der Isthmus. — Chinesische Gräber. — Praya Grande. — Ein chinesischer Arzt. — Singende Steine. — Abreise. — Gützlaff=Inseln. — Fahrt auf dem Yang=tse=kiang. — Wusung. — Ankunft in Schanghai.

Victoria, wie in officiellen Documenten die an der Nordseite der Insel Hongkong aufsteigende Ansiedlung genannt wird, erinnert vielfach an eine andere berühmte britische Besitzung, an Gibraltar. Ein uneinnehmbarer Granitfelsen von ungefähr 9 engl. Meilen in der Länge, 8 Meilen in der Breite und 26 Meilen im Umfange, an der Mündung des Cantonflusses gelegen, ist Hongkong zugleich einer der besten Häfen des chinesischen Reiches. Von der

unfruchtbaren baumlosen Oberfläche, welche größtentheils aus Hügelketten mit schmalen Zwischenthälern und einem kleinen, ebenen Buchtenlande besteht und deren höchster Punkt sich nur 1825 Fuß über dem Meeresspiegel erhebt, dient kaum der zwanzigste Theil zu Ackerbauzwecken. Die junge zierliche Stadt von völlig europäischem Charakter hat in wenigen Jahren überraschend großartige Dimensionen angenommen und ihre zahlreichen palastähnlichen Gebäude sprechen deutlich für den Reichthum und das Wohlbehagen der Bewohner. Die Bauten der Ansiedlung erheben sich terrassenförmig über einander und ziehen sich reihenweise an dem steilen Gehänge der Granitberge fast 3 Meilen lang hin. Außer dieser Stadtbevölkerung leben hier noch viele tausend, den ärmsten Volksclassen angehörende Chinesen mit Weib und Kind Jahr aus Jahr ein in kleinen Booten auf dem Wasser, so daß die Gesammtbewohnerschaft der Insel gegen 80.000 Seelen betragen dürfte.

Noch vor zwanzig Jahren war Hongkong ein unbedeutender Ort. Erst seit dem Frieden von Nanking im Jahre 1842, welcher das bisherige System der Abschließung in seinen Grundvesten erschütterte, den Engländern nebst vielen anderen vortheilhaften Zugeständnissen die Insel Hongkong für immer abtrat und das unermeßliche Reich, welches sich über 78 Länge- und 38 Breitegrade ausdehnt, nebst seinen an 400 Millionen zählenden Bewohnern in die große Weltbewegung mit hinein zog, entwickelte sich Hongkong zu einem der wichtigsten Handelsplätze China's. Es ward zum Emporium für alle europäischen Manufacturwaaren, so wie für die Producte aus dem Innern des Reiches, welche von hier erst nach den Weltmärkten verschifft wurden. Leider war der Zeitpunkt, in welchem die Flagge des großen Má-jing oder Doppeladlers, wie die Chinesen Oesterreich nennen, im Mittelreich erschien, für naturwissenschaftliche Forschungen kein günstiger. Während im Innern zahlreiche Aufstände den Thron der regierenden Dynastie ernstlich bedrohten, loderte von außen neuerdings die Kriegsflamme auf und vermehrte die Bedrängniß und die Verlegenheit der chinesischen Diplomaten. An der Seite der Engländer kämpften jetzt zum ersten Male auch Franzosen, während Russen und Nordamerikaner vorläufig zwar nur eine beobachtende, aber darum nicht minder drohende Stellung einnahmen. Der Haß und die Feindseligkeit der chinesischen Bevölkerung, aufgestachelt durch die einheimischen Behörden, stieg mit jedem neuen Siege der rothen Barbaren. Chinesische Bäcker hatten in Hongkong sogar den kühnen Versuch gemacht, das von den

Europäern gekaufte Brod zu vergiften und sich so ihrer Feinde sicherer als durch chinesische Kriegswaffen zu entledigen. Selbst auf den Spaziergängen der nächsten Umgebung war man seines Lebens nicht sicher und die sonst eben nicht sehr furchtsamen Engländer erschienen stets mit geladenen Revolvern bewaffnet, wenn sie in den Nachmittagsstunden mit ihren Damen spazieren ritten, oder sich des Abends in einem Sedanstuhl nach Landessitte ins Haus eines Freundes tragen ließen.

Kurz vor unserer Ankunft war der Capitän eines Kauffahrers während eines Spazierganges außerhalb der Stadt von Chinesen angefallen, beraubt und derart beschädigt worden, daß er noch an den Folgen darnieder lag. Eben so hatten Vorbeigehende den Commis eines Handlungshauses dicht vor der Stadt mit mehreren Stichwunden aufgefunden, während die Mörder spurlos entflohen waren. Auch gegen den Gouverneur der Insel, Sir John Bowring, beabsichtigte man einen Mordanfall, der nur durch die Wachsamkeit der Schildwache vereitelt wurde, welche auf die Uebelthäter anschlug, als diese Nachts über die Mauer des Regierungsgebäudes kletterten, um sich durch den Garten nach dem Arbeitszimmer Sir John's zu schleichen.

Die politischen Zustände äußerten selbst auf die geringfügigsten häuslichen Verhältnisse ihre Wirkung und machten den Aufenthalt für die fremden Bewohner mit jedem Tage unerträglicher. Die ganze dienende Classe Hong-kongs sind Chinesen, welche vom Festlande aus den benachbarten Provinzen nach der englischen Besitzung kamen, um sich bei den fremden Herren für guten Lohn zu verdingen. Die chinesischen Behörden, entschlossen, ihre Todfeinde auf alle mögliche Weise zu necken und ihnen das Leben in China sauer zu machen, erließen nun an sämmtliche, auf Hongkong lebende Chinesen den kathegorischen Befehl, die Insel sofort zu verlassen und in ihre Heimat zurückzukehren. Diese chinesische Ordonnanz würde sicherlich von den meisten auf Hongkong lebenden Söhnen des Mittelreiches unberücksichtigt geblieben sein, wenn die Nichtbeachtung eines derartigen Gebotes in China nicht von so grausamen Folgen begleitet wäre. Allein nach den drakonischen Gesetzen des Landes haftet die ganze Familie für den Strafbaren, der sich durch die Flucht entzogen und welchen daher der Arm der chinesischen Justiz nicht zu erreichen vermag. Für den strafbaren Abwesenden wird irgend ein anderes im Lande lebendes Mitglied der Familie, der Vater, die Mutter, der Bruder u. s. w., ganz eben so gezüchtigt,

als ob dieses selbst das Vergehen oder Verbrechen begangen hätte. Aus Furcht vor solchen schauerlichen Repressalien würde kein Chinese es wagen, den Befehlen der Mandarinen nicht Gehorsam zu leisten, und in der That kehrten im Sommer 1858 gegen 10.000 Chinesen auf einmal in die Heimat zurück; andere, welche sich nicht zur Heimkehr entschließen, aber auch nicht den Schmerz über das muthmaßliche Schicksal ihrer Anverwandten ertragen konnten, gaben sich gewaltsam den Tod. Die Lage der europäischen Hausfrauen in Hongkong ward dadurch eine höchst unangenehme, denn dieselben mußten jeden Augenblick gewärtig sein, den Kochlöffel selbst führen und die verschiedensten häuslichen Arbeiten mit eigener Hand verrichten zu müssen. Dabei schien die Befürchtung nicht unbegründet, die Mandarine würden alle Zufuhr aus den angrenzenden Provinzen gänzlich verbieten, was, da der größte Theil der täglichen Lebensbedürfnisse vom Festlande bezogen werden muß, die Bevölkerung von Hongkong in nicht geringe Bedrängniß versetzt hätte.

Unter solchen Verhältnissen konnte an eine entferntere Excursion oder gar an einen Besuch des gegenüberliegenden Festlandes nicht gedacht werden. Wir mußten uns in unseren Untersuchungen auf die Insel selbst beschränken, um dort so viel zu sehen und so viele Notizen über Land und Volk zu sammeln, als die Kürze unseres Aufenthaltes und die herrschenden Umstände gestatteten.

Das Leben in Hongkong hat bereits einen Anflug westländischer Cultur. Nur in den wenigsten Straßen tritt der echt chinesische Typus hervor. Sogar die meisten Chinesen wohnen in Häusern von modernem Baustyl. Man fühlt sich gleichsam in einer europäischen Stadt mit chinesischer Bevölkerung, und selbst diese hat schon viel von ihrer Originalität eingebüßt. Nur wenige Typen des chinesischen Volkslebens reichen herüber in die englische Colonie und behaupten sich auch hier. Unter diesen Volkscharakteren ist der interessanteste und eigenthümlichste der Comprador (mái-pan), ein Factotum, das keine Haushaltung entbehren kann und dessen Wichtigkeit besonders jene zu würdigen wissen, welche selbst im Lande gelebt haben. Der Comprador ist die Seele, der gute oder böse Dämon des Hauses; er besorgt alle Arten von Einkäufen, führt die Wirthschaft und hält Haus und Hausgesinde in Zucht und Ordnung. Unter seiner ausschließlichen Controle steht das ganze Dienstpersonale derart, daß selbst der Herr oder die Frau des



Der Hafen von Hongkong mit der Ansiedlung Victoria.

Hauses nicht das Recht haben, ohne Vorwissen des Comprador einen Diener zu entlassen oder einen neuen aufzunehmen. Dafür ist derselbe aber auch für alles Bewegliche im Hause verantwortlich. Er bürgt für die Ehrlichkeit der ganzen Dienerschaft und muß, was vom Hausinventar fehlen sollte, ersetzen. Verläßt eine Familie auf einige Zeit ihr Haus, so wird der Comprador von dem Orte unterrichtet, wo die werthvollsten Gegenstände aufbewahrt sind, und sie kann sicher sein, bei ihrer Rückkehr alles in bester Ordnung wieder zu finden. Selbst während der letzten Kriege, wo die Stimmung der chinesischen Bevölkerung gegen die Europäer im Allgemeinen nichts weniger als freundlich war, bewährte der Comprador seine Treue und seine Nützlichkeit. Angesichts der herrschenden Umstände mußte es den Reisenden nicht wenig befremden, allenthalben Thüren und Fenster der Wohnungen offen und die werthvollsten Gegenstände in den Salons frei herumliegen zu sehen. Allein, da der Comprador selbst wieder eine Anzahl von Bürgen stellen muß, die für ihn haften, und weil der Posten ein sehr vortheilhafter ist, so sollen in dieser Beziehung nur sehr selten Veruntreuungen vorkommen. Ueberhaupt scheinen weniger die Bevölkerung als die Mandarine den Fremden feindlich gesinnt zu sein, und alle zeitweiligen Verfolgungen der letzteren nur durch Aufreizung von Seite der chinesischen Behörden veranlaßt zu werden. Wie wäre es sonst möglich, daß sich ein paar hundert Europäer in einer Colonie behaupten könnten, in welcher an 120.000 Chinesen leben, und die, selbst was Gegenstände des ersten Bedürfnisses betrifft, so völlig vom chinesischen Festlande abhängig ist?

Der Comprador erhält für alle seine Dienstleistungen und Obliegenheiten keinen höhern Lohn als 12 bis 15 Dollars monatlich, nebst freier Wohnung für sich und seine Familie. Allein dies ist nicht seine ganze Einnahme, jeder Verkäufer muß für die geringste Sache, die er ins Haus liefert, an den Comprador gewisse Procente bezahlen, und diese Sitte erstreckt sich sogar auf Waareneinkäufe, welche von Chinesen im Hause des fremden Kaufherrn gemacht werden.

Ein anderer „public character“, den man zuweilen in der untern Stadt im Chinesenviertel auf offener Straße trifft, ist der chinesische „Wahrsager“. Vor ihm auf einem Tischchen befindet sich ein aufgeschlagenes Damenbrett mit zahlreichen Quadratchen, in welchen verschiedene Sinnsprüche und orakelartige Deutungen geschrieben stehen. In jedem Quadratchen liegt ein Reißkörnchen

und dicht neben dem Schachbrett steht ein Vogelbauer mit einem zahmen Canarienvogel. Kommt nun eine gutmüthige Kundschaft, die gern ihr Schicksal erfahren möchte, so läßt der Wahrsager das zahme Vöglein aus dem Käfich auf das Schachbrett hüpfen und dort nach Belieben einige Reißkörner auflesen. Die Sprüche und Deutungen, welche in jenen Quadratchen enthalten sind, aus denen sich das Vöglein zufällig die Nahrung holt, dienen dem neugierigen Frager gegen ein kleines Honorar als Antwort und Bescheid. Der Apparat ist zart und sinnreich, aber die Sprüche sind albern und erinnern weit weniger an das Vaterland des Confucius als an die Traumbüchlein in gewissen Ländern der modernen europäischen Civilisation.

Die Kaufläden, welche die Aufmerksamkeit des Fremden am meisten fesseln, sind die sogenannten „Curiosity shops", oder Curiositätenläden, in denen jene unzähligen Gegenstände chinesischer Industrie und Kunst feilgeboten werden, welche für das Land und seine Bewohner so charakteristisch sind. Hier erblickt das Auge Werke der bizarrsten Erfindung, deren Material, Zweck und Verwendung dem Europäer oft völlig unbekannt erscheinen; Arbeiten in Holz und Stein, welche die bestaunenswertheste Geduld der Verfertiger verrathen, Trinkbecher, Gefäße, Rahmen aus einem einzigen Stück kunstvoll geschnitzt, zierliche Nippsachen aus Horn, Stein, Perlmutter, Elfenbein, Baumwurzeln, Metall oder Holz, Vasen und Töpfe, Statuetten aus Kupfer und Thon, gewebte Bilder, Stickereien u. s. w.

Unter diesen verschiedenen Arbeiten sind es besonders die aus einem lauchgrünen, fettig anzufühlenden Stein (Nephrit) verfertigten Gegenstände, welche von den Chinesen gesucht und theuer bezahlt werden. Der chinesische Name Yo, von dem höchst wahrscheinlich das französische Jade herstammt, bezeichnet indeß keine besondere Sorte, sondern wird für jede Art von Gemme oder geschnittenem Stein gebraucht, während die am meisten geschätzte Sorte ihrer Farbe wegen von den Chinesen Schöpsenfettstein 羊 脂 玉 genannt wird. Die aus dem sogenannten Speck- oder Seifenstein (Agalmatolith) verfertigten Gegenstände kommen zwar massenhaft im Handel vor, haben aber einen viel geringeren Werth, und stellen gewöhnlich nur ziemlich roh ausgeführte Figürchen dar.

Weit mehr als diese Arbeiten ziehen den Fremden die schönen Bilder chinesischer Künstler auf dem sogenannten Reißpapier an, eine Specialität China's, welche bisher in keinem andern Lande Nachahmung gefunden.

Die vorzüglichsten dieser Malereien sollen in Canton ausgeführt werden, aber auch bei den chinesischen Künstlern in Hongkong sahen wir sehr schöne, in ihrer Weise vollendete Bilder. Die übliche Bezeichnung Reißpapier hat die irrige Meinung verbreitet, als würde der Stoff, auf dem diese Bilder gemalt sind, aus den Blättern der Reißpflanze fabricirt, während derselbe aus dem Mark einer völlig verschiedenen Pflanze (Aralia papyrifera) bereitet wird, welche in Yunan und Fukien wächst. Das Mark wird eine Zeit lang ins Wasser



Chinesen.

gelegt und sodann mit einem sehr scharfen, feinen Messer in dünne Blätter geschält und leicht gepreßt. Die größten dieser Blätter sind ungefähr einen Quadratfuß breit und dienen fast ausschließlich zu Malereien, während blos die Abfälle und minderen Sorten zur Fabrication künstlicher Blumen Verwendung finden. Wir sahen die Bildnisse des Kaisers und der Kaiserin, des Gegenkaisers Tai-ping, des vielgenannten Yeh, Exgouverneur von Canton, und anderer berühmten oder beliebten Persönlichkeiten. In neuerer Zeit ist

es stark Sitte geworden, durch chinesische Maler nach Daguerreotypen und Photographien Miniaturbilder auf Elfenbein anfertigen zu lassen, und wir trafen in den Ateliers von Hongkong die Mehrzahl der Künstler mit diesem, wie es scheint gegenwärtig einträglichsten Zweige der chinesischen Malerkunst beschäftigt.

In allen diesen Verkaufsläden geschieht der Verkehr im sogenannten Canton-Englisch, weniger einem Dialekt als einem Jargon von englischen und chinesischen Wörtern, aus Concessionen entstanden, welche beide Handelsvölker machten, um sich gegenseitig leichter und schneller zu verständigen. Auch einige spanische und portugiesische Wörter behaupten darin ihr Recht und erinnern an die älteren Beziehungen dieser Nationen mit China. Bei allen englischen Wörtern, welche mit einem stummen e endigen, wird dieses in ein i verwandelt und ausgesprochen, und eben so andern Wörtern am Ende ein i angehängt. So z. B. sagt man timi, housi, pieci, coachi, cooki u. s. w. Es sollen Chinesen, namentlich in Canton, ihren Lebensunterhalt damit finden, daß sie jungen Landsleuten, welche in englische Handelshäuser als Diener eintreten wollen, in diesem Jargon Unterricht ertheilen. Allein, widerlich und seltsam wie dieses englisch-chinesische Kauderwelsch den Fremden klingt, so erleichtert es doch, bei den vielfachen Schwierigkeiten, welche die Erlernung der chinesischen Sprache bietet, gar wesentlich den Verkehr mit den Eingeborenen, und die meisten in China angesiedelten Europäer finden es bald weit bequemer, sich diesen Jargon anzueignen, der sogar nicht ohne Einfluß auf das in chinesischen Handelsstädten gesprochene Englisch bleibt, als sich dem mühevollen Studium des Chinesischen zu unterziehen. Das von den Söhnen des Mittelreiches gesprochene Idiom besteht aus 450 einsilbigen Lauten, welche durch einen feinen Unterschied in der Betonung sich bis auf ungefähr 1600 vervielfältigen. Die zarten, für das ungeübte Ohr fast unmerklichen Nüancirungen in der Aspiration und Accentuirung sind es hauptsächlich, welche es dem Fremden so sauer machen, sich des Chinesischen zu bedienen.

Die Schriftsprache zu erlernen, erfordert nicht weniger Muth, Zeit und Ausdauer; denn dieselbe besteht nicht aus einer Anzahl von Buchstaben, welche zur Bildung der Wörter mit einander verbunden werden, sondern aus nahezu 40.000 mehr oder weniger complicirten Zeichen, von denen jedes ein Wort ausdrückt; rohe Bilder, welche höchst unvollkommen einen

Begriff oder materielle Gegenstände darstellen [1]), wennschon die Kenntniß von 4 — 6000 Zeichen mit ihren verschiedenen Bedeutungen hinreicht, die meisten Originaltexte zu verstehen. Diese oft höchst wunderlichen Schriftzeichen werden nicht horizontal, sondern in verticaler Richtung unter einander geschrieben. Dabei fangen die Chinesen die Zeilen auf jeder Seite rechts an, so daß sich auch der Titel eines Buches, gerade entgegengesetzt der europäischen Sitte, stets auf der ersten Seite rechts findet. In der ältesten Zeit schrieben die Chinesen, ähnlich wie noch jetzt einige asiatische Völker, mit metallener Spitze auf gespaltene Bambusstücke. Seitdem aber um das dritte Jahrhundert vor Christi die Kunst erfunden wurde, aus der Rinde des Maulbeerbaumes und der Bambusstaude Papier zu erzeugen und aus verschiedenen Substanzen, namentlich aber aus Fichtenruß, Eiweiß, Moschus und Leim Tusche zu bereiten [2]), trat der Pinsel an die Stelle des Grabstichels. Die nun auf Papier gemalten Zeichen wurden weicher, zierlicher und in der Bildung der Züge traten wesentliche Veränderungen ein. Die meisten Chinesen, welche wir mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt sahen, malten die complicirtesten Zeichen mit großer Gewandtheit und Schnelligkeit auf das

[1]) Höchst merkwürdig ist die Analysirung der Zeichen, wodurch man sich bemühte, abstracte Begriffe, Handlungen des Denkens wiederzugeben. Ein Herz und darüber das Zeichen der Sclaverei drückt „Zorn" aus; eine Hand und das Schriftzeichen der Mitte bedeutet „Historiker", weil dessen erste Pflicht es ist, nach keiner Seite hin zu neigen; durch die Zeichen von Geradheit und Gehen wird „Regierung" angedeutet, welche im Handeln stets Geradheit beweisen soll; um „Freund" zu bezeichnen, stellt man zwei gleich große Perlen neben einander, weil Freundschaft eben so selten ist, wie zwei völlig gleiche Perlen. — Der bekannte französische Missionär Huc giebt in seinem werthvollen Werke: „Das chinesische Reich" wie über vieles Andere so auch über die chinesische Sprache sehr interessante Aufschlüsse.

[2]) Eine lehrreiche Abhandlung über Tuschebereitung enthalten die schönen Arbeiten der kaiserlich russischen Gesandtschaft zu Peking über China, deutsch von Dr. C. Abel und F. A. Mecklenburg, kaiserl. russischer Oberlehrer. Berlin, F. Heinike, 1858, Bd. II, S. 481. Die Mittheilung ist einem Büchlein entlehnt, welches im Jahre 1398 von einem gewissen Schen-zsi-sun geschrieben wurde, der sich 30 Jahre lang mit Tuschefabrication beschäftigt hatte. Der Autor erzählt darin, wie er, nachdem er alle anempfohlenen Methoden und gepriesenen Substanzen ohne besonderen Vortheil angewandt hatte, endlich alle bei Seite warf, blos Fichtenruß gehörig mit Leim vermengte, diese Mischung in heißem Wasser erweichte, sie von neuem durchknetete und so eine Tusche zu Stande brachte, „schwarz und glänzend wie Kinderaugen". Nach einer anderen Methode gehört zur Bereitung der Tusche außer Ruß und Leim noch eine Art Tinte, welche aus verschiedenen Färbestoffen besteht: Granatschalen, Sandelholz, Eisen- und Kupfervitriol, Gummigutti, Zinnober, Drachenblut, Blattgold, Moschus und Eiweiß. Diese Tinte soll vorzugsweise dazu dienen, damit die Tusche lange aufbewahrt werden kann, der Leim nicht in Folge des Alters verderbe, die Farbe sich nicht verändere. Man nimmt zu einem Pfund Ruß ½ Pfund Leim und ¼ Pfund dieser Tinte. Allein die wenigsten Bestandtheile derselben scheinen die ihnen zugeschriebene Eigenschaft wirklich zu besitzen, sondern blos aus Vorurtheil, und nicht gerade zum Besten für die bereitete Tusche angewendet zu werden.

feine Papier, ohne daß dadurch die einzelnen Züge an Zierlichkeit und Reinheit einbüßten.

Unter den, von dem berühmten Sinologen Herrn Dr. Pfizmaier bei Gelegenheit unseres Besuches in China der Erörterung empfohlenen wissenschaftlichen Gegenständen befand sich auch die Erwerbung seltener chinesischer Bücher und die Beantwortung mehrerer ethnographischer und linguistischer Fragen. Wenn es den Mitgliedern der Expedition gelungen, die Mehrzahl dieser angeregten Wünsche zu befriedigen, so verdanken sie dies größtentheils der lebhaften Theilnahme, deren sie sich von Seite der in Hongkong lebenden Männer der Wissenschaft erfreuten. Besonders war es Herr Dr. W. Lobscheid, ein Deutscher von Geburt, Missionär und Inspector der Schulen, ein gründlicher Kenner der chinesischen Sprache, welcher die Novara-Reisenden in der Förderung ihrer Zwecke auf das Zuvorkommendste unterstützte, den Ankauf der Mehrzahl der gewünschten chinesischen Werke ermöglichte und über Land und Leute viele interessante Aufklärungen gab. Dr. Lobscheid besitzt selbst eine reichhaltige, werthvolle Bibliothek seltener geographischer, historischer, naturwissenschaftlicher, linguistischer und numismatischer Werke in chinesischer Sprache und machte der Expedition mehrere schätzenswerthe Geschenke. Einer seiner Collegen, Herr Dr. Ph. Winnes, ebenfalls ein Deutscher und Missionär der Baseler Missionsgesellschaft, verfaßte für uns Sprachproben des im Innern der Provinz Kuang-tung gesprochenen, wissenschaftlich noch wenig untersuchten Hakka-Dialektes. Wahrhaft staunenswerth ist, was deutsche, englische und französische Missionäre schon in der kurzen Zeit, als ihnen der Aufenthalt in China gestattet ist, in publicistischer Beziehung geleistet haben. Die auf Kosten der verschiedenen Religionsgesellschaften im Chinesischen herausgegebenen Belehrungs- und Erbauungsschriften umfassen bereits eine ansehnliche Literatur, obschon die chinesische Sprache der christlichen Civilisation eben so große Schwierigkeiten in den Weg legt, wie der Verbreitung des Evangeliums. Die meisten Missionäre halten den Vorschlag einiger Gelehrten, das Chinesische mit römischen Buchstaben zu schreiben, noch immer für unausführbar. Die Unklarheit der chinesischen Bezeichnungen hat sogar selbst unter den Missionären schon mehrfache Controversen verursacht. So z. B. sind die Verbreiter der verschiedenen christlichen Glaubenslehren noch immer nicht darüber einig, mit welchem Worte man den Gott des Christenthums im Chinesischen am richtigsten bezeichnet. Die römisch-katholischen

Missionäre schreiben Tientschù (天主, das Höchste aller Dinge); die englischen und deutschen Protestanten bedienen sich des Ausdruckes Schang-ti (上帝, das Erhabenste); die amerikanischen Protestanten gebrauchen das Wort Schin (神, Geist). Diese Meinungsverschiedenheit in Bezug auf die richtigste Bezeichnung für „Gott" hat Anlaß zu einer großen Anzahl von Publicationen gegeben, welche jedoch leider weit mehr beitrugen, den Streit noch heftiger zu machen, als eine Verständigung herbeizuführen.

So glänzende Verdienste sich aber auch christliche Missionäre um die Herausgabe nützlicher und moralischer Bücher in chinesischer Sprache erworben, so sind doch andrerseits ihre directen Bekehrungsversuche bisher nur von geringen Erfolgen begleitet gewesen, und obschon sich aus den von den Tai-ping-Insurgenten herausgegebenen Büchern und Manifesten immer unträglicher herausstellt, daß christliche, aus den Schriften der Missionsgesellschaften geschöpfte Lehren die leitenden Ideen der Bewegung sind, so dürften denselben doch in der Art und Weise, wie sie von den Führern des Aufstandes aufgefaßt und verbreitet werden, schwerlich die Anerkennung irgend einer der christlichen Kirchen zu Theil werden.

Wie an ihrer Religion, halten die Chinesen auch an ihren Lebensgewohnheiten und Gebräuchen starr und hartnäckig fest, und so vermochte auch hier das Christenthum nur in wenigen Fällen auf ihre zuweilen so barbarischen Sitten mildernd einzuwirken. Kinder werden in China noch fortwährend in großer Zahl ausgesetzt, und zwar nicht blos aus Armuth, sondern aus Gleichgültigkeit gegen weibliche Geschöpfe. Eine Chinesenfrau, welche sich gegenwärtig zur christlichen Religion bekennt und der Gemeinde der Baseler Missionsgesellschaft angehört, soll acht unter ihrem Herzen getragene Mädchen selbst umgebracht haben. Dr. Lobscheid erzählte uns, daß ihm persönlich ein Fall bekannt geworden, wo eine chinesische Schwiegermutter, ärgerlich über die Geburt eines Mädchens, dieses gleich nachdem es zur Welt gekommen war, in Gegenwart der Mutter ermordete, obschon die Familie wohlhabend war. Junge Mütter legen neugeborene Mädchen oft ins Feld oder am Meeresstrande nieder, von der Ferne ängstlich lauschend, ob jemand sich ihrer annimmt oder eine mitleidsvolle Welle sie davonträgt. Ein solches Kind, welches von der Mannschaft der englischen Fregatte Nankin zufällig am Strande gefunden und von den Matrosen mit zärtlicher Sorgfalt gepflegt wurde, befindet sich gegenwärtig im deutschen Missionshause zu

Hongkong und wurde daselbst vom Capellan der Fregatte in der anglicanischen Kathedrale auf den Namen Victoria Nankin getauft. Andere Mütter versuchen es, neugeborene Mädchen mit feuchter Asche zu ersticken, welche sie den armen Säuglingen, nicht selten mit schmeichelnder Hand, um den Mund legen. Knaben dagegen, selbst wenn sie Krüppel oder verwachsen sind, werden höchst selten und nur ganz ausnahmsweise ausgesetzt und getödtet. So grausam man gegen die weiblichen Sprößlinge verfährt, eben so stolz und sorgsam ist man auf die männlichen Nachkommen. Ja, die Chinesen sollen hauptsächlich aus dem Grunde mehrere Weiber nehmen, weil sie dadurch mehr Aussicht auf eine größere Anzahl männlicher Nachkommen zu besitzen glauben, und es soll sich zuweilen sogar ereignen, daß eine chinesische Ehefrau, wenn sie längere Zeit kinderlos bleibt, selbst ihrem Manne eine Concubine sucht und zuführt, damit er Erben, d. h. Söhne erhalte. In einem solchen Falle herrscht gewöhnlich zwischen den beiden Frauen das beste Einvernehmen und die vollkommenste Eintracht, was nicht immer gesagt werden kann, wenn die zweite oder dritte Frau ohne Vermittelung der ersten durch die freie Wahl des Mannes ins Haus kommt. Nach den alten chinesischen Gesetzen sollte der Mann erst mit dreißig, das Weib mit zwanzig Jahren heiraten. Gegenwärtig geschieht dieses in der Regel zwischen sechzehn und zwanzig Jahren. Man kann annehmen, daß ein Mann unter fünfzehn mehr als eine Frau hat, und zwar wird die erste Frau, die sogenannte „number one", gemeiniglich aus Neigung genommen, während die übrigen je nach ihrer Jugend und ihren körperlichen Reizen für 100 bis 600 Dollars gekauft werden. Dieser Gebrauch ruft einen ganz eigenthümlichen Erwerbszweig hervor. Chinesische Frauen pflegen von armen Eltern Kinder weiblichen Geschlechtes, wenn sie gesund und wohlgebaut sind, zu sich zu nehmen und sorgsam aufzuziehen, um, wenn dieselben herangewachsen, sie an reiche Chinesen (zuweilen auch an angesiedelte Europäer!) zu verkaufen.

Am meisten herrscht die Sitte des Kindermordes in den Küstendistricten der Provinz Fukien, so daß in den letzten Jahren förmlich ein Mangel an Frauen eingetreten war und man aus dem nördlichen Theile der Provinz heiratsmäßige Mädchen kommen ließ. Die Hauptursache des Kindermordes in jenen Gegenden wird der massenhaften Auswanderung der männlichen Bevölkerung nach Siam, den Inseln des malayischen Archipels und anderen Punkten zugeschrieben. Die Kulis ziehen aus Noth und Mangel an Arbeit

in die Fremde und kehren nur selten wieder zu ihren Familien zurück. Zahlreiche Placate und Pamphlete, welche vor der Grausamkeit des Kindermordes warnen und davon abrathen, werden jährlich theils von Menschenfreunden, theils auf Kosten der chinesischen Regierung gedruckt und in zahlreichen Exemplaren verbreitet, ohne daß dadurch diese furchtbare Sitte minder häufig in Anwendung käme.

Der Brauch, die Füße der Frauen von Geburt an zu verstümmeln, soll hauptsächlich in der Eifersucht der Männer seinen Ursprung haben, welche in einer erschwerten Fortbewegung zugleich eine größere Garantie für die Treue und Keuschheit ihrer Frauen zu erblicken glauben. Indeß hört man zuweilen auch über die erste Veranlassung dieser seltsamen Sitte die Ansicht aussprechen, daß einmal eine chinesische Kaiserin mit solchen verkümmerten Füßen zur Welt kam und es in Folge dessen zu jener Zeit unter den vornehmen Chinesenfrauen Mode wurde, eine zufällig durch Naturlaune veranlaßte Verunstaltung der kaiserlichen Füße aus Wohldienerei auf künstlichem Wege nachzuahmen und sogar zu einem der Merkmale eines chinesischen Schönheitsideales zu stempeln!

Der Gouverneur von Hongkong, der auch als Gelehrter berühmte Sir John Bowring, erwies den Naturforschern die Aufmerksamkeit, sie in sein Haus einzuladen und mit den hervorragendsten Männern der Wissenschaft der Colonie in persönlichen Verkehr zu bringen, so daß ein jeder von uns sich mit dem ihm zunächst stehenden Fachmann unterhalten mochte, wodurch in kurzer Zeit manches schöne Resultat erzielt wurde. Eben so veranlaßte Sir John, als Präsident des Zweigvereines der königlich asiatischen Gesellschaft (China Branch of the Royal Asiatic Society), den Mitgliedern der Expedition zu Ehren eine außerordentliche Sitzung. Sir John hieß die österreichischen Forscher in herzlichster Weise willkommen und knüpfte die schmeichelhaftesten Hoffnungen an deren Besuch. Höchst bemerkenswerth waren die Worte, welche der gleichfalls anwesende Lord-Bischof von Hongkong bei dieser Gelegenheit sprach. Derselbe widmete den Fremden auch von seinem Standpunkte aus als Kirchenfürst einen warmen Gruß, und meinte, daß das Christenthum von dem Aufblühen der Naturwissenschaften nichts zu fürchten, sondern nur zu hoffen habe! (Nothing to fear, but only to hope!) Was würden gewisse Ultramontane, wenn sie zugegen gewesen wären, auf diese Bemerkung eines hohen geistlichen Würdenträgers erwiedert haben, sie,

die nur in der Beschränkung des naturwissenschaftlichen Studiums den Fortbestand religiöser und monarchischer Institutionen noch für möglich halten! —

Mehrere der verhandelten Gegenstände waren von hohem Interesse und gaben Zeugniß, welch regen Sinn für geistige Thätigkeit die Engländer selbst an Orten bewahren, wohin sie eigentlich doch nur rein materielle Interessen treiben und wo sie fortwährend noch so ernsten Gefahren ausgesetzt sind.

Unter den an die Gesellschaft gelangten Einsendungen befand sich auch ein Bericht eines Herrn W. Alabaster, welcher den chinesischen Exgouverneur Yeh in seine Gefangenschaft nach Calcutta als Dolmetsch begleitet hatte, über die dortige chinesische Bevölkerung und deren Einfluß auf die gesellschaftlichen Verhältnisse. Der Bericht hebt die höchst bemerkenswerthe Thatsache hervor, daß die im Jahre 1858 kaum 500 Seelen zählende chinesische Colonie in Calcutta nicht nur bereits mehrere Gewerbe, wie das der Schuhmacher, Schneider u. s. w. monopolisirt hatte, sondern selbst viele tausend Meilen von der Heimat entfernt, unter völlig veränderten Verhältnissen noch viele Sitten und Gebräuche eifrig pflegt und aufrecht erhält. Die ihrer Zahl nach unscheinbare chinesische Bevölkerung besitzt bereits ihre eigenen Tempel, Priester und Lehrer, welche die emigrirten Chinesen vor der Gefahr des Neophitenthums bewahren; sie hat einen besonderen Verein gegründet, dessen Aufgabe es ist, die Leichen der in der Fremde Gestorbenen nach der Heimat zurückzubefördern, und beginnt ihren Luxus sogar schon so weit auszudehnen, eine Schauspieltruppe mit bedeutenden Kosten aus China zu verschreiben, um sich selbst in so großer Entfernung den nationalen Genuß eines echt chinesischen Sing-Song zu verschaffen. Diese Erscheinung ist aus dem Grunde von hoher Wichtigkeit, weil die Emigration aus China fortwährend größere Dimensionen annimmt und bereits über mehrere Welttheile sich erstreckt. Wir finden Chinesen über ganz Ostasien zerstreut, wir treffen sie in Australien, in Californien und Peru, in Brasilien und Westindien, und was das Staunenswertheste ist, sie gedeihen an den meisten Orten trotz der nicht besonders humanen Behandlung, welche sie erfahren, und dem meist verkümmerten Zustande, in welchem sie auswandern. Namentlich für die Völker Ostasiens, welche von den Chinesen an Arbeitstüchtigkeit, mechanischer Fertigkeit und Ausdauer übertroffen werden, erscheint die massenhafte Emigration der Söhne des Mittelreiches von großer Bedeutung und nachhaltigem Einflusse. Selbst das religiöse Moment räumt den Chinesen gewisse Vortheile über die anderen

asiatischen Culturvölker ein. Der Indier besitzt, ähnlich wie der Katholik, viele Feste, welche die Zahl seiner Arbeitstage wesentlich beschränken; die durch den Brahmaismus vorgeschriebenen täglichen Verrichtungen nehmen ihm überdies manche kostbare Arbeitsstunde weg; seine ausschließlich vegetabile Nahrung hindert nicht blos bis zu einem gewissen Grade die Entwickelung seiner Muskelkraft, sondern bringt ihn auch durch seine pedantische krankhafte Scheu vor jeder christlichen Menage häufig mit den bestehenden bürgerlichen Verhältnissen in Conflict. Der Chinese dagegen kennt nur einen einzigen Feiertag, den Beginn eines neuen Zeitabschnittes, welchen er freilich acht bis vierzehn Tage hindurch ohne Unterbrechung feiert. Aber die ganze übrige Dauer des Jahres, 11½ Monate, sind für ihn gewissermaßen nur Ein langer Arbeitstag. Dabei ist der Chinese nichts weniger als scrupulös in der Wahl seiner Nahrung. Er ißt Schweinefleisch und trinkt Wein und nährt sich lieber von fettem Braten als von mageren Hülsenfrüchten, unbekümmert darum, ob sich eine solche Lebensweise auch mit den Satzungen Brahma's und Menu's und den Lehren des Confucius verträgt. Nüchternheit, Geschick, Fleiß, zähe Lebensfähigkeit und Seelenzahl scheinen den Chinesen eine große Rolle nicht nur im Entwickelungsgange der indischen Völker, sondern auch in der Geschichte der Menschheit anzuweisen; sie sind, wie sie ein deutscher Gelehrter so richtig bezeichnet, die Griechen und Römer des östlichen Asiens und werden, einmal von der großen Weltströmung mit fortgerissen, Thaten vollbringen, welche selbst die Culturvölker der alten Welt in Staunen und Bewunderung versetzen werden.

Eine andere Mittheilung, welche am nämlichen Abend in der Sitzung des verdienstvollen Zweigvereines der königlich asiatischen Gesellschaft zu Hongkong gemacht wurde, betraf jene merkwürdige Pflanze, die in neuester Zeit unter dem Namen „grüner Indigo" oder „vert Chinois" in den gewerblichen Kreisen Europa's so großes Aufsehen erregt hat. Trotz den Versuchen, welche man bisher mit diesem werthvollen Farbestoff angestellt, und den schönen Verdiensten, welche sich in dieser Hinsicht namentlich die Handelskammer zu Lyon erworben hat, die zuerst eine schätzenswerthe Abhandlung über diesen, für die europäische Industrie ganz neuen Färbestoff veröffentlichte, war man doch über die Gewinnung und Behandlung desselben noch immer nicht hinreichend im Klaren, um einen praktischen Nutzen davon ziehen zu können. Das zierliche Werkchen der Lyoner Handelskammer

war eben aus Europa eingetroffen und die Ueberreichung eines Exemplares an die Gesellschaft gab Anlaß zu interessanten Erörterungen [1]). Man wußte indeß in Hongkong nicht viel Ausführlicheres über die Pflanze, als was bereits in Robert Fortune's gediegenen Schriften und Rondot's Abhandlung darüber enthalten ist. Erst später, in Schanghai, gelang es uns einige nähere und umständlichere Daten über den Lu-kao 綠膠, die sogenannte grüne Indigo-Pflanze der Engländer (eine Rhamnus-Species), zu erwerben, welche wir an dieser Stelle beifügen wollen [2]).

Lu-kao kommt blos in den nördlichen Provinzen vor, wo von diesem nützlichen Gewächse in der Umgegend von Futschau und in der Nähe der Stadt Haening sehr ausgedehnte Pflanzungen bestehen. Der vielversprechende grünliche Färbestoff wird jedoch nicht von einer, sondern aus der Rinde von zwei Rhamnusarten gewonnen, von welchen die „gelbe" Art in den Niederungen, die „weiße" Art auf den Anhöhen im wilden Zustande wächst. Die Bereitungsweise der im Aussehen sich nur wenig vom gewöhnlichen Indigo unterscheidenden Substanz ist eine höchst primitive. Beide Pflanzen werden eine geraume Zeit hindurch in großen eisernen Kesseln gekocht, worauf der farbige Niederschlag oder das Residuum mehrere Tage lang unberührt stehen bleibt. Hierauf in irdene Gefäße gefüllt, tränkt man Baumwollzeug fünf bis sechs Mal damit, wäscht sodann den anklebenden Färbestoff wieder ab und unterzieht denselben in eisernen Pfannen einem zweiten Kochprocesse. Die nächste Manipulation besteht darin, daß man den nun bereits verdickteren Färbestoff durch Baumwollgarne aufsaugen läßt, sodann neuerdings abwäscht, auf dünne Papierblätter sprengt und endlich geraume Zeit der Sonne aussetzt.

Die Chinesen haben es bisher nur dahin gebracht, Stoffe von rauher Oberfläche mit dem Lu-kao zu färben; alle bisherigen Versuche, denselben zum Färben von Seide u. s. w. zu verwenden, blieben erfolglos. Allein der Höhepunkt, auf dem sich die chemische Wissenschaft in Europa befindet, läßt mit Recht erwarten, daß dieselbe bald ein Mittel ausfindig machen werde, um die schöne, dauerhafte, selbst bei Nacht durch Kerzenschimmer nicht

[1]) Dieses Werkchen führt den Titel: Notices sur le vert de Chine et de la teinture en vert chez les Chinois, par Natalis Rondot, imprimé aux frais de la Chambre de Commerce de Lyon, à Paris 1858. Typographie Lahure.

[2]) Die Chinesen in Schanghai nannten die Pflanze Li-lu-schu, und das daraus gewonnene Product Gah-schih.

veränderte hellgrüne Farbe auch auf glatte Zeuge fixiren zu können, und dadurch den Werth des Stoffes für die Industrie wesentlich zu steigern. Der Lu-kao wird in China schon seit undenklicher Zeit in der Wasserfarben-Malerei benützt, aber erst seit ungefähr zwanzig Jahren findet derselbe auch in der Industrie eine Verwendung. Der sehr hohe Preis, welcher für die bisher bezogenen kleinen Quantitäten Lu-kao in China gefordert wurde, ist durchaus kein natürlicher, maßgebender, sondern offenbar ein in Folge ungewöhnlicher Nachfrage durch die Speculation künstlich gesteigerter. Man bezahlte (1858) für 1 Katti oder ungefähr 1 1/3 Pfund in Futschau bis zu 20 Taels oder beinahe 60 Gulden österr. Währung. Käme aber die Erzeugung des Färbestoffes wirklich so kostspielig zu stehen, so würde man denselben in China nicht zur Färbung der allerordinärsten Wollstoffe verwenden, und diese dann noch so billig verkaufen können. Wir haben unsere Ansicht durch Männer der Wissenschaft in verschiedenen Theilen China's bestärkt gefunden, daß dieses Nutzgewächs auch an manchen Punkten von Europa fortkommen und mit Vortheil gebaut werden könnte, besonders in Gegenden, wo bei entsprechenden Temperatur- und Bodenverhältnissen auch der Arbeitslohn nicht zu theuer ist.

Gleich den englischen Behörden und Regierungsbeamten ließen es auch unsere in Hongkong lebenden deutschen Landsleute an Gastfreundschaft für die Expeditionsmitglieder nicht fehlen und der großen Zuvorkommenheit des österreichischen Consuls Herrn G. Wiener, so wie jener des preußischen Consuls Herrn Gustav Overbeck kann nicht genug rühmend und dankend Erwähnung geschehen. Letzterer verehrte den Mitgliedern der Expedition mehrere culturhistorisch höchst werthvolle Gegenstände, in deren Besitz er durch die Belagerung Cantons im December 1857 gelangt war und von welchen die Mehrzahl dem kaiserlichen Antikencabinet in Wien zur Verfügung gestellt wurde.

Durch die besondere Güte und Theilnahme des seither leider gestorbenen Chefarztes der Colonie, Herrn Dr. Harland, gelang es einigen Mitgliedern der Expedition in dem großen Gefängnisse sowohl, deren Insassen den verschiedensten Provinzen des Reiches angehörten, als auch im Spital an einer Anzahl von Individuen beiderlei Geschlechtes, „fair specimens of the chinese race", wie der gelehrte Forscher sich ausdrückte, Körpermessungen anzustellen, deren Resultate sich im anthropologischen Theile der Novara-Publicationen zusammengestellt finden.

Bevor die Fregatte den Hafen von Hongkong wieder verließ, wurden trotz der Unsicherheit der Verhältnisse noch mehrere Ausflüge nach der Südseite der Insel, nach Canton und nach der portugiesischen Ansiedlung Macao unternommen, welche eben so viel Interesse als Befriedigung gewährten.

Auf der Wanderung über die Bergkette der Insel nach dem, auf der Südseite gelegenen chinesischen Fischerdorfe Little Hongkong (wohlriechendes Wasser) waren die Naturforscher der Expedition von dem Botaniker Dr. Hance und dem, der chinesischen Sprache so gründlich mächtigen Missionär Dr. W. Lobscheid begleitet. So wenig der zarte Name dieser kleinen, bereits im Jahre 1668 gegründeten Niederlassung auf die ganze Insel paßt, eben so bezeichnend und entsprechend ist er für das reizende, von hohen Granitbergen eingeschlossene Thal, in welchem das armselige Klein-Hongkong liegt. Ein prächtiger Wald voll duftiger Blüthen, für den Botaniker eine reiche Fundgrube der herrlichsten Pflanzengestalten, durchrauscht von frischem Gebirgswasser, belebt die liebliche Landschaft. Oberhalb der Vegetationsgrenze der Laubbäume ziehen sich an den Abhängen der Berge Pinusbestände hin, während der flache Thalgrund von Reißfeldern bedeckt erscheint. Die armen Bewohner des Dorfes, welches zwischen den Bäumen traulich hervorschaut, sind selbst in dieser Thalschlucht nicht sicher vor den räuberischen Einfällen des Piratengesindels der Küste. Die Gassen des, zwischen Bäumen versteckt liegenden Dorfes sind ungemein enge, so daß in denselben kaum zwei Menschen neben einander gehen können, und die Hütten alle dicht an einander gebaut, damit deren Bewohner, wie man uns sagte, sich leichter zur Wehr setzen können. Die Wanderung ward durch eine interessante naturhistorische Ausbeute belohnt und lehrte namentlich in geognostischer Beziehung, daß nicht die ganze Insel aus Granit bestehe, sondern ein großer Theil der Berge Porphyr ist.

Einen andern Ausflug unternahm der Befehlshaber der Expedition mit einigen Officieren seines Stabes nach Canton. Der Stationscommandant, Commodore Stewart, hatte zu diesem Zwecke das Kanonenboot Algerine zur Verfügung gestellt. Die Entfernung von Hongkong nach Canton beträgt 87 Seemeilen. Die Fahrt dauerte volle elf Stunden, von halb sieben Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends.

Canton, die dritte Hauptstadt des chinesischen Kaiserreiches, die blühende Handelsstadt, die vor Kurzem noch über eine Million Einwohner zählte, war zu jener Zeit ein ödes, verlassenes, zum Theil in Trümmer geschossenes

oder verbranntes Häusermeer. Die stattlichen Gebäude der europäischen Factoreien, welche das Flußufer vor den Mauern der Chinesenstadt zierten, waren ein Schutthaufen. Die schwimmende Stadt auf dem Flusse selbst, die berühmten Blumenboote von Canton mit ihrem zauberhaften Glanze, ihrer luxuriösen üppigen Pracht waren spurlos verschwunden. Wer etwas zu verlieren hatte, war ins Land geflohen. Englische Wachtposten hielten die Mauern und die Straßen der inneren Stadt besetzt und nur das Proletariat war zurückgeblieben, jede Gelegenheit ablauernd, sich das Kopfgeld zu verdienen, welches die Mandarinen der Provinz Kwang-Tung auf jeden Barbarenschädel gesetzt hatten. „Der Zustand von Canton wird schlimmer und schlimmer jeden Tag", sagte die neueste Hongkong-Zeitung. Seitdem die Amerikaner und Russen mit der kaiserlichen Regierung Privatverträge abgeschlossen hatten und die vereinigte Flotte der Engländer und Franzosen nach dem Norden, dem Golf von Petschili gegangen war, um mit den kaiserlichen Commissären zu Tien-Tsin wegen des Friedens zu unterhandeln, war den Canton-Chinesen der Muth wieder gewachsen. Sie glaubten die Alliirten isolirt; Russen und Amerikaner hielten sie für deren Feinde. Mandarinen und kaiserliche Commissäre veröffentlichten dutzendweise Proclamationen gegen die fremden Teufel[1]), organisirten Guerillabanden, die sogenannten „Braves",

[1]) Eine dieser Proclamationen lautet nach Prof. F. Neumann's Uebersetzung im Auszuge: „Vernehmt, o vernehmt, Ihr verhaßten Barbaren! Wir Patrioten und ehrenwerthen Leute der überaus reinen Dynastie wollen Euch einen Spiegel vorhalten, damit ihr erfahrt, wer Ihr eigentlich seid! Nur durch die Sprache und in keiner anderen Beziehung seid Ihr vom wilden Gethier unterschieden. Wir haben Verstand, wir beachten Verhältnisse und Gesetze; Ihr aber seid blind und dumm und wollt keine Vernunft annehmen. Ihr müßt, es bleibt nichts übrig, Ihr müßt bis zum letzten Mann ausgerottet werden! . . . . Seit Euerem ersten Auftreten im Mittelreiche habt Ihr Alles gethan, uns zu verderben; Ihr habt von den Schiffen auf uns geschossen; Ihr habt uns mit Opium vergiftet; Ihr habt innerhalb der Stadt Teufelsgebäude (Kirchen) aufgebaut! Noch mehr, um Pferderennen zu halten, zerstört Ihr die Gräber und gönnt den Todten ihre Ruhe nicht. Unersättlich wie die Walfische, gierig wie der Seidenwurm auf dem Maulbeerblatte, verlangt Ihr immer noch mehr, je mehr Ihr gewinnt. Selbst unsern geringsten Verdienst habt Ihr an Euch gezogen. Nun aber ist das Maß voll, der empörte Himmel hat Euern Untergang beschlossen, unser Volk wird Euch durch göttliche Feuerwaffen vernichten. Höre nun, o Volk, auf folgende vier Normen zur Ausrottung der Barbaren: Alle Barbaren müssen geköpft werden, auf daß die Schmach abgethan und unser Mittelland nicht länger beschmutzt werde. So lautet das Gebot der Führer! — Keinem Andern soll ein Leid widerfahren, Niemand soll belästiget werden. Wer widerstrebt wird selbst erschlagen. . . . . Der Tag der Rache wird im Geheimen festgesetzt. Wir werden die Barbaren mit Verrath umzingeln, sie unversehens überfallen und niedermachen. Eingeborene, welche die Schule der Barbaren besuchen, sie bedienen, oder sonst mit ihnen verkehren, müssen sie alsbald verlassen und zu ihrer früheren Beschäftigung zurückkehren. Bleiben sie, so werden die Unterthanen der überaus reinen Dynastie und die Barbaren, die Diamanten und die Kieselsteine, zu gleicher Zeit ausgerottet. . . . Nach dem Untergange der scheußlichen Horden wird ihr Besitzthum denen gegeben, welche sich im Kampfe ausgezeichnet haben. So lautet das Gebet der Führer!" —

welche jede Nacht Brandraketen in die Stadt und nach dem Hauptquartier warfen, mordeten und sengten, und ließen so die Truppenmacht der Alliirten, welche nur aus 3500 Mann (darunter nicht weniger als 800 Kranke) bestand, zu keiner Ruhe kommen.

Als das Kanonenboot „Algerine" vor Canton geankert hatte, wurde der Commodore noch spät am Abend von einer Militär-Escorte nach dem Hauptquartier des Befehlshabers der verbündeten Truppen, General Straubenzee, geleitet. Todesstille, wie auf einem Leichenacker herrschte in der Stadt, kein Licht wurde gesehen. Um halb elf Uhr Abends kam der Commodore im Hauptquartier an, und wurde aufs Freundlichste vom General empfangen. Das Hauptquartier lag auf einem, die Stadt dominirenden Hügel, welchen die zahlreichen Gebäude eines Wohnsitzes (Yamun) umgeben, der dem Vater des, in den vorletzten Kriegswirren so berühmt gewordenen Gouverneurs Yeh gehörte. Die prunkvolle Einrichtung der Wohnzimmer, die herrlichen Schnitzwerke in Ebenholz ließen auf einen Glanz, einen Luxus, eine Ueppigkeit des Lebens chinesischer Großen schließen, zu welchen man eine Analogie nur an den Höfen der Kaiser des alten Roms finden dürfte. Yeh selbst war bereits vom politischen Schauplatze abgetreten und lebte als Staatsgefangener in klösterlicher Zurückgezogenheit in Calcutta. Nach dessen Portrait zu urtheilen, welches in allen Bilderläden Hongkongs zum Verkaufe ausgeboten wurde, war Yeh ein schöner Mann mit energischen, geistreichen Gesichtszügen und schien, was seine physischen Eigenschaften betraf, seinem Vater nichts nachzugeben, welcher noch im zweiundneunzigsten Jahre Vaterfreuden erlebte. Im Lande, auch unter den Europäern, galt Yeh nicht nur als ein schlauer Diplomat, sondern auch als ein Gelehrter; man zeigte den Novara-Reisenden in Hongkong große in Holzschnitt ausgeführte anatomische Tafeln, welche Yeh selbst einer europäischen Anatomie entlehnte, im vergrößerten Maßstabe auf seine Kosten herausgab und mit einer Vorrede begleitete [1]).

Noch großartiger und prachtvoller in der äußern Ausstattung als Yeh's Wohnsitz in Canton erschien der Yamun des Tatarengenerals Pihkwei, jetzt zu Kasernen und Wohnungen für die englisch-französischen Regierungscommissäre verwendet, während man dem Tatarengeneral selbst ein weit minder gemächliches Gebäude zum Aufenthalte angewiesen hatte.

[1]) Yeh ist bekanntlich seither in Calcutta in der Gefangenschaft gestorben.

Der Commodore war eben im Hauptquartiere angekommen und saß mit dem General Straubenzee beim Theetische, als Feuerlärm entstand. Die „Braves" hatten in unmittelbarer Nähe ein Haus angezündet in der Hoffnung, das Feuer werde das Hauptquartier und die Pulverthürme hinter demselben ergreifen, oder die Engländer wenigstens zwingen, die Mannschaft von ihren Posten wegzunehmen und zum mühevollen Löschen zu verwenden. Glücklicher Weise brannte aber das angezündete Haus allein ab, ohne daß die Erwartung der Braves in Erfüllung gegangen wäre.

Bei einem Gange, welchen der Commodore noch in später Nachtstunde mit dem General unternahm, konnten sie sehen, wie die Chinesen kaum zweihundert Schritte von einem mit Wachtposten und Kanonen besetzten Hügel fortwährend Raketen gegen die Schildwachen und die Gebäude des Hauptquartiers abfeuerten und unsere Officiere mußten sich wohl mit Recht darüber wundern, daß gegen dieses Unwesen chinesischer Guerillabanden, welche jede Nacht durch Brand und Feuerkugeln die Stadt, die Wachtposten und das Hauptquartier beunruhigten, keinerlei energische Maßregeln getroffen wurden, ja, daß die Alliirten durch ihre völlig unbegreifliche Passivität die Chinesen noch mehr ermuthigten und durch einen angestrengten und doch erfolglosen Dienst ihre verhältnißmäßig ohnedies sehr geringen Streitkräfte immer mehr schwächten.

Am Morgen nach ihrer Ankunft statteten die österreichischen Officiere, begleitet von dem, seither durch seine Gefangennehmung in der Nähe von Peking in den weitesten Kreisen bekannt gewordenen englischen Regierungscommissär Mr. Parkes, der einzigen in Canton belassenen chinesischen Autorität, dem Tatarengeneral und Mandarin Pihkwei einen Besuch ab. Eine große Menschenmenge hatte sich in den Straßen versammelt, durch welche die Fremden ihren Weg nahmen und der Empfang beim Tatarengeneral ging mit allem chinesischen Ceremoniell vor sich: drei Pöllerschüsse, ohrenzerreißende chinesische Musik, die entwaffnete Leibwache des Generals in Spalier aufgestellt, der General selbst zur Begrüßung nach chinesischer Sitte seine Mandarinenmütze fest auf dem Kopfe und je nach dem höheren oder niederen Range des Vorgestellten, genau nach Vorschrift mehr oder weniger nickend und eine lachende Miene annehmend. Der Commodore mußte auf einem erhöhten Sitze Platz nehmen. Während der Conversation, bei welcher Mr. Parkes als Dolmetsch diente, wurde Thee servirt. Pihkwei erkundigte

sich nach den Zwecken der Expedition und ließ sich die Namen der fremden Officiere geben, was bei dem symbolischen Charakter der chinesischen Sprache nicht ohne einige Schwierigkeit geschehen konnte [1]). Pihkwei, ein Mann von kolossalem Körperbau, schien sich von dem kleinen unscheinbaren Parkes wie ein Lamm leiten und bestimmen zu lassen. Er war nur mehr, ähnlich wie die von der holländischen Regierung auf Java eingesetzten einheimischen Regenten, der Vollstrecker der Befehle, welche ihm die Engländer ertheilten.

Der Abschied war nicht minder ceremoniell und lärmend wie der Empfang; eine Anzahl Böller ging dicht vor den Besuchern los und machte mehr den Eindruck einer Höllenmaschine als einer Freudensalve. Den Tag über besichtigten die Officiere noch, so weit es die Verhältnisse erlaubten, einzelne Theile der Stadt und kehrten gegen Abend mit dem nämlichen Kanonenboote, welches sie nach Canton gebracht hatte, wieder nach Hongkong zurück.

Während wir noch im Hafen von Hongkong vor Anker lagen, brachte ein Extrablatt des in Schanghai erscheinenden „North-China-Herald" die Kunde, daß am 26. Juni 1858 der Friedensvertrag mit England von Lord Elgin und den kais. Commissären zu Tien-Tsin unterzeichnet und nach Peking geschickt worden sei, damit diesem wichtigen Documente die eigenhändige Unterschrift des Kaisers beigefügt werde. Dieser, 56 Punkte umfassende Vertrag gestand den Engländern weit mehr Rechte zu, als sie jemals früher besessen hatten. Namentlich sollte von nun an ein englischer Gesandter mit allen seinem Range gebührenden Ehren am Hofe von Peking residiren dürfen, die christliche Religion ungehindert geübt und gelehrt werden. Britische Unterthanen mögen mit, von ihren Consuln ausgestellten und von den chinesischen Localbehörden gegengezeichneten Pässen entweder zum Vergnügen oder zu Handelszwecken das chinesische Reich in allen Richtungen durchziehen, die Schifffahrt des Yang-tse-kiang oder großen Flusses wird freigegeben, und außer den bereits durch den Frieden von Nanking dem fremden Handel geöffneten fünf Häfen, sollen die Engländer von nun an auch in New-Chwang, Tang-Chow, Tai-Wan (auf der Insel Formosa), Chau-Chow und Kiung-Chow (auf Hainan) ungestört Handel treiben, sich daselbst niederlassen, Häuser miethen und kaufen, Kirchen, Spitäler und

[1]) Wüllerstorf z. B. kann im Chinesischen nicht anders als durch folgende Zeichen wiedergegeben werden: Wu-la-sse-ta (武拉士塔).

Friedhöfe errichten dürfen. Chinesen, welche sich irgend eines Vergehens oder Verbrechens gegen englische Unterthanen schuldig machen, sollen durch einheimische Behörden nach den Gesetzen des Landes bestraft, englische Unterthanen dagegen in einem solchen Falle von britischen Autoritäten nach britischen Gesetzen gerichtet werden. Alle officiellen Mittheilungen von Seite der englischen Behörden müssen in englischer Sprache an die Regierung des Mittelreiches geschehen, und obschon dermalen noch von einer chinesischen Uebersetzung begleitet, soll doch in jedem zweifelhaften Fall der Text des englischen Originals als maßgebend zu gelten haben. Artikel L bestimmt, daß das Zeichen 夷 „I" (Barbar) in keinem chinesischen officiellen Documente weder in der Hauptstadt noch in den Provinzen mehr für „Engländer" oder „englische Regierung" gebraucht werden dürfe. Dagegen schweigt der Vertrag von Tien-Tsin gänzlich, ob der Opiumhandel, jener Hauptstreitpunkt und die erste Ursache der verschiedenen Kriege, von nun an verboten oder erlaubt werden solle. Es wird blos einer Revision des Zolltarifes Erwähnung gethan. Offenbar glaubten die britischen Bevollmächtigten eher zum Ziele zu gelangen, wenn sie diese heikle Frage auf eine andere, minder ostensible Weise zu erledigen versuchten.

Die Opiumhändler sowohl als ihre Antagonisten, die philantropische Partei in London, schienen gleich unbefriedigt, daß die Opiumfrage noch immer eine „pending question" blieb. Allein gerade dies war einer der feinsten diplomatischen Züge, welche den Vertrag zu Tien-Tsin auszeichnen. Statt die Gemüther in China neuerdings aufzuregen und durch ein solches offenes Zugeständniß das Ansehen des chinesischen Kaisers bei seinem eigenen Volke noch mehr zu untergraben und trotz Friedensbetheuerungen die Behörden des Reiches noch feindseliger und ränkesüchtiger gegen die Fremden zu stimmen, zog der kluge englische Bevollmächtigte es vor, das Opium stillschweigend unter die andern Einfuhrartikel in den neurevidirten Tarif aufzunehmen und ganz wie diese zu behandeln. Es wird also von nun an Opium eben so wie Baumwolle oder Thierhäute oder Stockfisch gegen einen bestimmten Zoll eingeführt werden können, und zwar werden 100 Kattis oder 1 Pikul (133½ Pfund engl.) 30 Taels oder beiläufig 105 Gulden österr. Währung Einfuhrzoll bezahlen.

Die Ereignisse, von welchen China bald nach Unterzeichnung dieses Vertrages der Schauplatz wurde, das feindselige Benehmen der Mannschaft

der Taku-Forts, der bewaffnete Widerstand, welchen man dem britischen Gesandten entgegensetzte, als dieser, den Stipulationen des neuen Vertrages gemäß, sich anschickte nach Peking zu reisen, alles deutete darauf hin, daß es den Chinesen auch diesmal mit ihren Friedens- und Freundschaftsversicherungen nicht Ernst war.

Seit jener Zeit hat eine Armee von kaum 20.000 Europäern einer Bevölkerung von mehr als 400 Millionen Asiaten in ihrer unbesiegbar geglaubten Hauptstadt den Frieden dictirt, und am 24. October 1860 unterzeichnete Lord Elgin neuerdings einen Vertrag, welcher sämmtliche, in dem vor zwei Jahren zu Tien-Tsin getroffenen Uebereinkommen enthaltenen Bestimmnngen bestätigt, das Recht des permanenten Aufenthaltes eines britischen Gesandten in der Hauptstadt des chinesischen Kaiserreiches, so wie eine Kriegsentschädigung von 8 Millionen Taels zugesteht, den Hafen von Tien-Tsin dem fremden Handel öffnet, den chinesischen Unterthanen ungehindert gestattet auszuwandern und in britischen Colonien Dienste zu nehmen, einen Theil des Districts von Kowloang (Cow-loon), auf dem der Insel Hongkong gegenüber liegenden Festlande an Großbritannien abtritt und für ewige Zeiten einverleibt, und endlich verordnet, daß der Originalvertrag so wie die verschiedenen Zusätze in allen Theilen des Reiches durch Placate öffentlich bekannt gemacht werden sollen. Noch niemals früher hatte das chinesische Reich solche Demüthigungen erfahren. Zwar mußte schon unter der Regierung des vorigen Herrschers Tao-kuang (Vernunftlicht) das tausendjährige System völliger Abschließung aufgegeben werden, aber Zugeständnisse, wie sie den westlichen Nationen durch die Verträge von Tien-Tsin und Peking gemacht worden, sind unerhört in der Geschichte des Mittelreiches und geben um so deutlicher von seiner Schwäche und seinem Verfall Zeugniß, als der gegenwärtige Himmelssohn Hien-fung [1]) ein eifriger Anhänger der altasiatischen Lehre und Staatsweisheit ist. Nur äußerste Noth und Bedrängniß konnten ihn bewogen haben, vor den Barbaren des Westens die Waffen zu strecken und zu dulden, daß der Feind in seiner, fremden Nationen bisher unzugänglich gewesenen Hauptstadt die Bedingungen des Friedens dictirte.

[1]) Der gegenwärtige Kaiser von China heißt eigentlich Te-tschu, aber man hat sich in Europa daran gewöhnt, die Bezeichnung, welche nach chinesischer Sitte der jeweilige Herrscher seiner Regierungszeit beilegt, auf die Person selbst zu übertragen. So wird der damalige Kaiser von China allgemein Hien-fung, d. i. Glückes Fülle genannt, während diese Ehrenbezeichnung eigentlich nur der Periode gilt, in welcher Te-tschu regiert.

In der That sind alle Pulsadern dem chinesischen Riesenkörper unterbunden, und in seinen Eingeweiden wird gewühlt mit Feuer und Schwert. Englische, französische und amerikanische Kriegsschiffe halten die wichtigsten Punkte des chinesischen Reiches besetzt. In mehreren Provinzen des Innern hat ein Rebellenkaiser sein Heerlager aufgeschlagen, und im Norden des Reiches an den Ufern des Amur baut Rußland Festungen und richtet sich ein, gerade als ob es daselbst zu Hause wäre. Aber alle diese Erscheinungen, so divergirend ihre Interessen auch im Momente sein mögen, werden doch nur das Eine gewaltige Resultat herbeiführen: das unermeßliche chinesische Reich aus seiner tausendjährigen Ruhe zu rütteln, und die Völker, die es umfaßt, zu zwingen, dem großen Culturfortschritt, der heute im Sturmeslauf durch die Welt braust, sich anzuschließen! —

Während der Commodore und einige Officiere seines Stabes auf einem Kanonenboote nach Canton fuhren, unternahmen die Naturforscher einen Ausflug nach der, dreißig Seemeilen von Hongkong entfernten portugiesischen Besitzung Macao, mit welcher englische Dampfer zweimal wöchentlich eine Verbindung unterhalten. Man legt in der Regel diese Reise in vier bis fünf Stunden zurück; der „Sir Charles Forbes" aber war ein kleiner, langsamer Dampfer, und da sich unsere Abfahrt in Folge des massenhaften Einschiffens von Kisten mit Opium, für welches man eben in Macao einen bessern Preis zu erzielen hoffte, um mehrere Stunden verspätete und wir außerdem unterweges mit Regenböen und conträrem Winde zu kämpfen hatten, so kamen wir erst bei anbrechender Dunkelheit in Macao an.

Wir waren nicht wenig überrascht, am Bord des Dampfers viele Passagiere mit Revolvers bewaffnet zu sehen. Allein dieser scheinbar übertriebene Vertheidigungszustand auf einer Lustfahrt von wenigen Stunden hatte seinen guten Grund. Erst neuerlich soll es sich ergeben haben, daß die europäischen Passagiere während der Fahrt von Hongkong nach Macao durch die am Bord befindlichen Chinesen überfallen und ermordet wurden. Die schlauen Chinesen lauschten den Moment ab, wo Capitän und Passagiere in der engen Schiffskajüte sich sorglos den Freuden der Tafel hingaben, bemächtigten sich des Schiffes und tödteten alle am Bord befindlichen Europäer. Der Capitän und einige Passagiere waren, um sich zu retten, ins Wasser gesprungen, aber nur einem einzigen Engländer gelang es zu entkommen und von diesem schauderhaften Ereignisse Kunde zu geben. Die Piraten

setzten, nachdem sie sich der ziemlich reichen Beute bemächtigt hatten, den Dampfer in Brand und entzogen sich jeder gerichtlichen Verfolgung, indem sie ins Innere des Landes entflohen.

Höchst sonderbar ist für den Fremden die Art und Weise, wie man hier zu Lande Ueberfahrtsgelder, Zechen u. s. w. bezahlt. Gold ist nämlich fast gar nicht in Umlauf und die cursirenden Münzen, mexicanische Thaler und Kupfergeld oder Käsch sind zu schwerfällig, um größere Beträge bequem bei sich tragen zu können. Um die Ausgaben einer Lustfahrt von ein paar Tagen zu bestreiten, müßte man stets einen schweren Sack bei sich führen und würde überdieß der Gefahr ausgesetzt sein, daß derselbe irgendwie abhanden komme. Es besteht daher die vortreffliche Einrichtung, daß jeder Passagier sein Fahrgeld und andere Auslagen mittelst einer Anweisung (cheque) auf irgend ein in Hongkong oder Macao etablirtes Handlungshaus begleicht, welche mit der bereits ausgefüllten Summe dem Passagier vom Controlor zur Unterfertigung vorgelegt und bei dessen Rückkehr eincassirt wird. Diese Sitte ist gleichzeitig ein merkwürdiger Beweis für das große gegenseitige Vertrauen im öffentlichen Leben, wenn gleich berücksichtigt werden muß, daß die Mehrzahl der Passagiere gekannt sind und China bisher meist nur von bemittelten Fremden besucht wurde. Aber auch in den Vereinigten Staaten herrscht im öffentlichen Verkehr überraschend viel Vertrauen, und die Fälle, wo Mißbrauch getrieben wird, stehen jedenfalls nicht im Verhältniß zu dem Wohlbehagen und dem gemeinnützigen Geiste, welche das erstere in der Gesellschaft erweckt.

Die Ueberfahrt von Hongkong nach Macao ist nicht ohne Interesse. Der Curs des Dampfers führt anfangs durch enge Canäle zwischen hohen Granitinseln; sobald man aus diesen heraus ins offene Fahrwasser gelangt, zeigt die immer trüber und schmutziger werdende Farbe des Wassers, daß man sich vor der eigentlichen Mündung des Cantonflusses befindet. Man sieht stattliche Schiffe ein- und auslaufen, Dschunken und Fischerboote in großer Anzahl hin- und herfahren. Der gewaltige, 3000 Fuß hohe, kegelförmige Pik der Insel Lantao und der gegenüberliegende spitze Castle-Pik auf dem Festlande der Provinz Kuang-tong, von oben nach unten von einer tiefen Furche durchrissen, bilden den Hintergrund. Ein so vulcanähnliches Aussehen diese Piks auch wegen ihrer regelmäßigen konischen Form haben, so sind dieselben doch höchst wahrscheinlich nur Granit- oder Porphyrkegel. Die

Mündungen des Cantonflusses sind dermaßen breit, daß erst allmählig die gegenüberliegenden Küsten auftauchen, und die nach allen Richtungen unabsehbar ausgedehnte Wasserfläche läßt fast glauben, man befinde sich auf offener See.

Noch ehe die Häuser von Macao deutlich wahrgenommen werden können, passirt man schon die Kauffahrer, welche auf der Rhede liegen, denn größere Schiffe müssen 6 bis 8 Seemeilen weit von der Stadt ankern. Der besser geschützte kleine, sogenannte „innere Hafen" jenseits der schmalen Landzunge, auf welcher Macao liegt, ist nur für kleine Fahrzeuge und chinesische Dschunken zugängig, welche denselben in großer Menge besuchen.

Der Anblick der Stadt Macao ist nicht minder reizend als der von Victoria. Die Häuserreihen gruppiren sich höchst malerisch um die mit Forts gekrönten zahlreichen Hügel der Landenge und die schöne Praya Grande, wo dicht am Strande, der erfrischenden Seebrise ausgesetzt, Paläste und imposante Wohngebäude in langer Reihe neben einander sich erheben, macht auf den Fremden einen überraschenden Eindruck. Kirchen mit hochemporragenden Doppelthürmen und die mächtige Kuppel des Jesuitencollegiums charakterisiren die Stadt als eine katholische und unterscheiden sie schon durch ihre äußere Erscheinung wesentlich von der benachbarten englischen Ansiedlung.

Macao ist ein Lieblingsort der in Hongkong angesiedelten Fremden, um zeitweilig eine Luftveränderung zu genießen, welche unter diesen Breitegraden noch nöthiger erscheint als in Europa. So lange Canton der Hauptsitz der europäischen Kaufleute war, galt die portugiesische Ansiedlung als Sommeraufenthalt für ihre Familien, wohin sie selbst zuweilen aus dem Getümmel und der Unsicherheit des Lebens in Canton flüchteten, um einige friedliche Tage mit den Ihrigen zu verbringen. In Folge der Kriegswirren der letzten Jahre waren die meisten Cantoner Kaufleute nach Hongkong und Macao übersiedelt, wodurch die letztere Stadt ein ungewöhnlich lebhaftes Aussehen erhielt, und auch ihr Handel, der sonst ganz darnieder lag, wesentlich an Bedeutung gewann.

Wenn der Dampfer vor der Rhede von Macao erscheint, wird er sogleich von zahllosen, meist von Weibern geführten sogenannten Tanka-Booten umschwärmt, welche unter fürchterlichem Geschrei sich gegenseitig den Rang streitig machen, die Passagiere ans Land setzen zu dürfen. Da an der Ostseite der Rhede kein eigentlicher Landungsplatz besteht, so wird man in

diesem nußschalenförmigen kleinen Fahrzeuge, ähnlich wie in Madeira oder Madras, auf eine nichts weniger als behagliche Weise durch die heranbrausenden Wellen ans Ufer geworfen, und obschon das unscheinbare Fahrzeug, so wie die Art seiner Handhabung durchaus nicht viel Vertrauen einflößen, so sollen doch ernste Unglücksfälle damit nur äußerst selten vorkommen.



Camoens-Grotte.

Die Naturforscher der Novara-Expedition fanden im prächtigen Wohnhause des preußischen Consuls, Herrn v. Carlowitz, eine überaus freundliche und herzliche Aufnahme. Derselbe war selbst erst kürzlich mit seiner Gemahlin, einer schönen, liebenswürdigen Altenburgerin, aus Canton nach Macao übersiedelt, um hier den Ausgang der Kriegsereignisse abzuwarten.

Unser erster Besuch am nächsten Morgen — einem reizenden herrlichen Sonntagsmorgen — galt der berühmten Camoens-Grotte in einem schönen, großen, halb urwüchsigen Parke, dem Besitzthume der portugiesischen Familie Marquez, in weihevoller Stille gelegen. Hier war es, wo Camoens, aus dem Vaterlande verbannt, die „Lusiade" schrieb. Der Park mit seinen duftigen, schattigen Gängen, seinem majestätischen Blätterdome, der selbst den mächtigen Strahlen der Tropensonne den Zutritt verwehrt, seinen gewaltigen, von den riesigen Wurzeln uralter Ficusbäume umklammerten Felspartien, seiner kühlen Atmosphäre, dem schlüpfrigen Moosüberzuge seiner Wege, dem Schutte verfallener Mauern und seiner grabähnlichen Ruhe, erscheint wie geschaffen zum Asyl eines heimatverbannten Dichters, welcher, statt wie gewöhnliche Erdenkinder sein Geschick schweigend zu beweinen, in diesem wundervollen Tropenhaine zu neuen, hehren, unvergänglichen Gesängen sich begeistert fühlte! Im Unterbaue der Grotte steht in einer unschönen Nische die Büste des großen Dichters aus rothem Thon mit der Unterschrift: „Louis de Camoens, nasció 1524, murió 1579." Am breiten marmornen Piedestal, worauf diese, wenig künstlerischen Geschmack bekundende Büste ruht, sind verschiedene Verse aus der „Lusiade" mit eisernem Griffel eingegraben [1]). Früher soll diese Grotte ein weit zierlicheres Aussehen gehabt haben, aber der gegenwärtige Besitzer glaubte sie zu verschönern, indem er einen Zubau machen ließ, wodurch das Ganze seinen früheren höchst originellen Charakter völlig einbüßte. Von einem Punkte über der Grotte, der sogenannten Sternwarte, und angeblich von Camoens als solche benützt, genießt man einen reizenden Blick über den inneren Hafen und die ameisenartige Thätigkeit, welche darin herrscht. Ganz in der Nähe dieses einstigen Dichterasyls befindet sich das Bethaus und der Friedhof der ungefähr zweihundert Mitglieder zählenden evangelischen Christengemeinde, welch' letzterer durch seine schönen steinernen Denkmäler und zierlichen Gartenanlagen zu einem der besuchwürdigsten Punkte der Ansiedlung gehört.

Die interessanteste und großartigste Baute der im Jahre 1563 auf der, fünf Quadratmeilen umfassenden Halbinsel Macao von den Portugiesen gegründeten Ansiedlung ist aber der Pagodenhain Makok im innern Hafen, dicht am Abhange eines Hügels zwischen malerischen Granitfelspartien, mit

[1]) Und zwar auf der Vorderseite: Gesang X. Vers 23, XII. Vers 79 und 80; auf der Rückseite: Gesang VI. Vers 95; VI. Vers 131 und VIII. Vers 42.

riesigen chinesischen Inschriften und herrlichen Baumgruppen sich hinziehend. Am Eingange zu diesem Götterpark steht ein großer phantastisch geschmückter Buddhistentempel, von einer Anzahl Gemächern umgeben, in welchen die Priester wohnen, ihren Haushalt führen, Kerzen und Opferpapier für den Götzendienst bereiten, und wo sich gleichzeitig einige Privataltäre von Göttern befinden, deren Einfluß und Schutz, wie es scheint, zweideutige Chinesenfrauen nicht öffentlich anzuflehen wagen.



Buddhistentempel Makok.

In den Granitfels gehauene Stufen führen bis auf den höchsten Punkt der etwa zweihundert Fuß über das Meer sich erhebenden Anhöhe, auf welcher gleichfalls ein Tempel errichtet ist. Zur Zeit unseres Besuches erstieg gerade eine Anzahl Buddhistenpriester in langen gelben Faltenkleidern unter dem Vortritte von Flötenspielern die geweihte Höhe, um daselbst ihre Gebete zu verrichten. Als sie zurückkehrten, vertheilten sie im Hofraume des Tempels unter die anwesenden armen Chinesenkinder eine große Quantität Backwerk und Früchte.

Wir besuchten einige der angesehensten in Macao angesiedelten Fremden, darunter Dr. Kane, einen englischen Arzt, welcher seit Jahren in der Colonie lebt. Derselbe war so freundlich, uns den Kopf einer Statue aus der berühmten neunstöckigen oder Blumenpagode (Hwá-táh) bei Canton zum Geschenk zu machen, welchen er während eines Besuches dieses halbverfallenen Bauwerkes im März 1857 als Fragment einer lebensgroßen, einen Schüler Buddha's darstellenden Figur aus Thon im siebenten Stockwerke auf dem Boden liegen fand. Die imposante, 160 Fuß hohe Pagode wurde vor beiläufig tausend Jahren erbaut, und dies dürfte auch das Alter des Standbildfragmentes sein.

Die Einwohnerzahl Macao's beläuft sich gegenwärtig auf ungefähr 97.000 Seelen; davon sind 90.000 Chinesen und 7000 Portugiesen und ihre Mischlinge. Fremde anderer Nationen leben nur sehr wenige auf der Halbinsel. Der Haupthandel der Ansiedlung besteht in Opium, welches von hier in großen Quantitäten nach dem Innern des Landes den Weg nimmt. Hongkong ist zu nahe, weit günstiger gelegen und von einer viel zu energischen Race besiedelt, als daß Macao, namentlich in den Händen der verkommenen Portugiesen, irgend eine commercielle Bedeutung erlangen könnte. Portugal zieht auch aus seiner Colonie nur sehr geringen pecuniären Vortheil, und blos nationaler Stolz will es nicht zulassen, diesen dem Lande mehr lästigen als einträglichen Besitz den Engländern oder Nordamerikanern käuflich abzutreten. Allerdings verursacht die Verwaltung dieser Colonie der portugiesischen Regierung nur sehr wenige Kosten, indem diese zum größten Theil von den Colonisten selbst bestritten werden. Sowohl der Gouverneur, welcher jährlich an 6000 spanische Thaler Gehalt bezieht, als auch die 400 Mann zählende Militärmacht und das kleine im Hafen stationirte Kriegsschiff werden von der Ansiedlung unterhalten.

Macao ist dermalen der Hauptplatz für die Verschiffung von chinesischen Arbeitern oder Kulis nach Westindien. Es sollen jährlich über 10.000 Chinesen, welche Hunger und Mangel an Arbeit dazu treibt, sich gewissermaßen als Sclaven an Menschenhändler zu verkaufen, um fern von der Heimat kümmerlich ihr Leben zu fristen, von Macao nach Havana spedirt werden. Wir haben das Haus besucht, in welchem diese erbarmungswürdigen Wesen bis zur Abfahrt des Schiffes eingesperrt werden, haben die abgezehrten, hagern Jammergestalten gesehen, welche trotz des unsichern Schicksales, das

ihrer harrt, sich an portugiesische und spanische Seelenmäkler verdingen. Sie machen sich contractlich anheischig, gegen kostenfreie Verpflegung und Ueberfahrt nach ihrer Ankunft in Havana acht Jahre hindurch bei irgend einem ihnen angewiesenen Dienstherrn für vier Dollars monatlich [1]) zu arbeiten, ein Lohn, welcher bedeutend geringer als derjenige ist, den man im Lande an einheimische Arbeiter und selbst an gemiethete Sclaven bezahlt. Die erhebliche Differenz kommt aber weniger den westindischen Pflanzern als jenen Speculanten zu Gute, welche die Importation von Chinesen besorgen und für jeden einzelnen eine sehr hohe Prämie ausbezahlt erhalten. Die Ueberfahrt, welche in der Regel vier bis fünf Monate dauert und per Individuum siebenzig Dollars kostet, geschieht gewöhnlich auf französischen, portugiesischen, englischen und leider auch auf deutschen Schiffen. Welchen Qualen die armen Emigranten schon während der Reise ausgesetzt sind, geht aus der Thatsache hervor, daß nicht selten eine Anzahl dieser Unglücklichen über Bord springt, um durch den Tod in den Wellen ihren Leiden ein Ende zu machen. Es sind Fälle vorgekommen, daß durch schlechte Kost und Mißhandlung 38 Procent der eingeschifften Emigranten während der Ueberfahrt starben [2])!

Die Gesellschaft, welche diese Menschenausfuhr besorgt, nennt sich „La Colonisadora“ und hat ihren Hauptsitz in Havana. Jeder Chinese muß vor seiner Abreise von Macao einen Contract unterfertigen, welcher ausschließlich die Interessen der Gesellschaft berücksichtigt und worin die armen Emigranten sogar ausdrücklich auf jene Vortheile verzichten, welche ihnen aus gewissen Paragraphen des spanischen Auswanderungsgesetzes vom Jahre 1854 erwachsen, die sich auf die Aufhebung des eingegangenen Vertrages beziehen. Nachdem gewöhnlich nur die allerärmste, hülfloseste, unwissendste Classe auswandert, so wird der Vertrag ohne viel Scrupel unterzeichnet und später, wenn der Emigrant in der Fremde die Verkürzungen und Bedrückungen

[1]) Aber selbst diese 4 Dollars erleiden das erste Jahr einen Abzug, indem der Emigrant die ihm vor der Abreise theils im Baren, theils im Werth an Kleidern vorgestreckten 12 Dollars gleich nach seiner Ankunft in Havana in Raten von einem Dollar monatlich zurückbezahlen muß.

[2]) Der britische General-Consul in Havana, Herr J. F. Crawfurd, constatirt in einem officiellen Ausweis über die im Laufe eines Jahres von China nach Havana eingeführten chinesischen Arbeiter, daß auf dem peruanischen Schiffe Cora in Folge schlechten Wassers von 292 Chinesen 117 unterwegs starben. In einem einzigen Jahre (1857) beförderten 63 Schiffe mit 43.930 Tonnen Gehalt 23.928 Kulis aus chinesischen Häfen nach Havana, von welchen jedoch 3342 oder durchschnittlich 14 Procent während der Fahrt starben.

wahrnimmt, die er im Vergleich mit andern Arbeitern zu erdulden hat, hindern ihn die eingegangenen Verpflichtungen, den Schutz der spanischen Behörden ansprechen zu können. Daß diese aber bei den strengen Controlen, welche sie sonst über jede Art von menschlicher Thätigkeit üben, das Vorgehen der Colonisationsgesellschaft stillschweigend dulden, zeigt hinlänglich, daß ihnen das Interesse einzelner Gesellschaftsclassen und die Vermehrung der Arbeitskräfte der Insel mehr am Herzen liegt, als das Wohl der Gesammtheit [1]).

Der englischen Regierung gebührt die Anerkennung, gegen diese Art von Menschentrafik energisch protestirt und alle Schritte versucht zu haben, welche eine Linderung der Leiden der auf solche Weise Exportirten zur Folge haben konnten. Ihr Vertreter in Havana, Mr. Crawfurd, war der erste und einzige, der es unternahm, der spanischen Colonialregierung dringende Vorstellungen über die geringe Sorge zu machen, welche sie den chinesischen Einwanderern zuwendet und der wiederholt die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand richtete [2]). Durch eine humane und gerechte Regelung des

[1]) Während jedoch einerseits die Art und Weise, wie die Colonisationsgesellschaft zu Macao chinesische Emigranten nach fremden Ländern zu befördern sich beeifert, den entschiedensten Tadel verdient, ist andrerseits kein Land der Welt besser als China geeignet, mit der ungeheuren Menge seiner überschüssigen Arbeitskräfte den bevölkerungsarmen Staaten und Inseln Asiens, Amerikas und Australiens zu Hilfe zu kommen. Der Chinese vermag besser als irgend eine andere farbige Rasse klimatischen Einflüssen zu trotzen, er ist auch in Bezug auf Eifer, Arbeit und Gewandtheit, auf Anstelligkeit für alle Gewerbe und industrielle Verrichtungen weit geeigneter als der Neger, seine Rasse über die verschiedensten Theile der Erde auszubreiten.

[2]) Die Grausamkeit und Ungerechtigkeit, mit welcher man gegen die armen Emigranten verfährt, haben wiederholt schon furchtbare Aufstände zur Folge gehabt. Der China Overland Trade Report ddo. Hongkong, 28. Februar 1861, berichtet von einer solchen „Tragedy“, welche sich am Bord eines Emigrantenschiffes eben erst wieder zugetragen hat. Der amerikanische Kauffahrer „Leonidas“ segelte am 22. Februar 1861 mit einer Anzahl chinesischer Kulis von Canton nach Havana. In der Nähe von der sogenannten Macao-Passage entstand plötzlich im Zwischendeck ein heftiger Lärm. Zwei Officiere, welche hinabeilten die Ursache davon zu ergründen, wurden von den Kulis erfaßt und durch Messerstiche schwer verwundet. Inzwischen hatten sich einige Kulis des Capitäns und seiner Frau bemächtigt und denselben gleichfalls zahlreiche gefährliche Wunden beigebracht. Gleichwohl gelang es, sämmtliche Kulis wieder in den unteren Raum zu treiben, nachdem 29 im Kampfe erschossen worden waren. In ihrer Verzweiflung versuchten sie nun das Schiff in Brand zu stecken, indem sie einen Scheiterhaufen bereiteten und denselben anzündeten. Allein der Rauch wurde im engen Raume bald so unerträglich, daß sie selbst alle Anstrengungen machten das Feuer wieder auszulöschen. Das Schiff kehrte nach Canton zurück. Von 250 Kulis fehlten 94, welche theils erschossen wurden, theils sich ersäuften oder entkamen. Merkwürdiger Weise verweigerte das französische Kriegsschiff Durance Hülfe zu leisten. Andere Berichte sprechen sich äußerst günstig über die Anstrengungen deutscher Missionäre aus, um diesen Menschenhandel zu beschränken und namentlich den sogenannten „Kulifang“ (Kidnapping) zu verhindern, indem es sich bisher nicht selten ereignete, daß man junge Chinesen unter irgend einem Vorwande nach Macao zu verlocken suchte, um sie dort förmlich zu verkaufen. Dies konnte um so leichter geschehen, als die Chinesen bekanntlich sehr leidenschaftliche Spieler sind, und nachdem sie ihre ganze Habe verspielt, ogar ihren Leib einsetzen. Der Sohn angesehener Eltern in Sunon war auf solche Weise kürzlich erst an

Auswanderungssystems in China möchte nicht blos der Humanität, sondern auch den Arbeitskräfte suchenden Ländern ein großer, wichtiger Dienst erwiesen



Englischer Kirchhof von Macao.

werden, indem bei der Unmasse von überschüssigen Kräften in China sich nicht nur eine weit größere Zahl, sondern auch tüchtige, taugliche Arbeiter

die Emigrantengesellschaft in Macao für 40 Dollars verkauft worden und nur der eifrigsten Bemühung deutscher Missionäre gelang es, den armen Chinesen für 60 Dollars zurück zu kaufen und dadurch von einem grauenvollen Geschick zu erlösen. Zwei andere junge Chinesen waren bereits verschifft, als der Handel, den man mit ihnen getrieben, bekannt wurde.

zur Auswanderung entschließen möchten, sobald eine Ansiedlung in fremden Ländern ihnen Selbstständigkeit und einen entsprechenderen Lohn für ihre Thätigkeit gewähren würde.

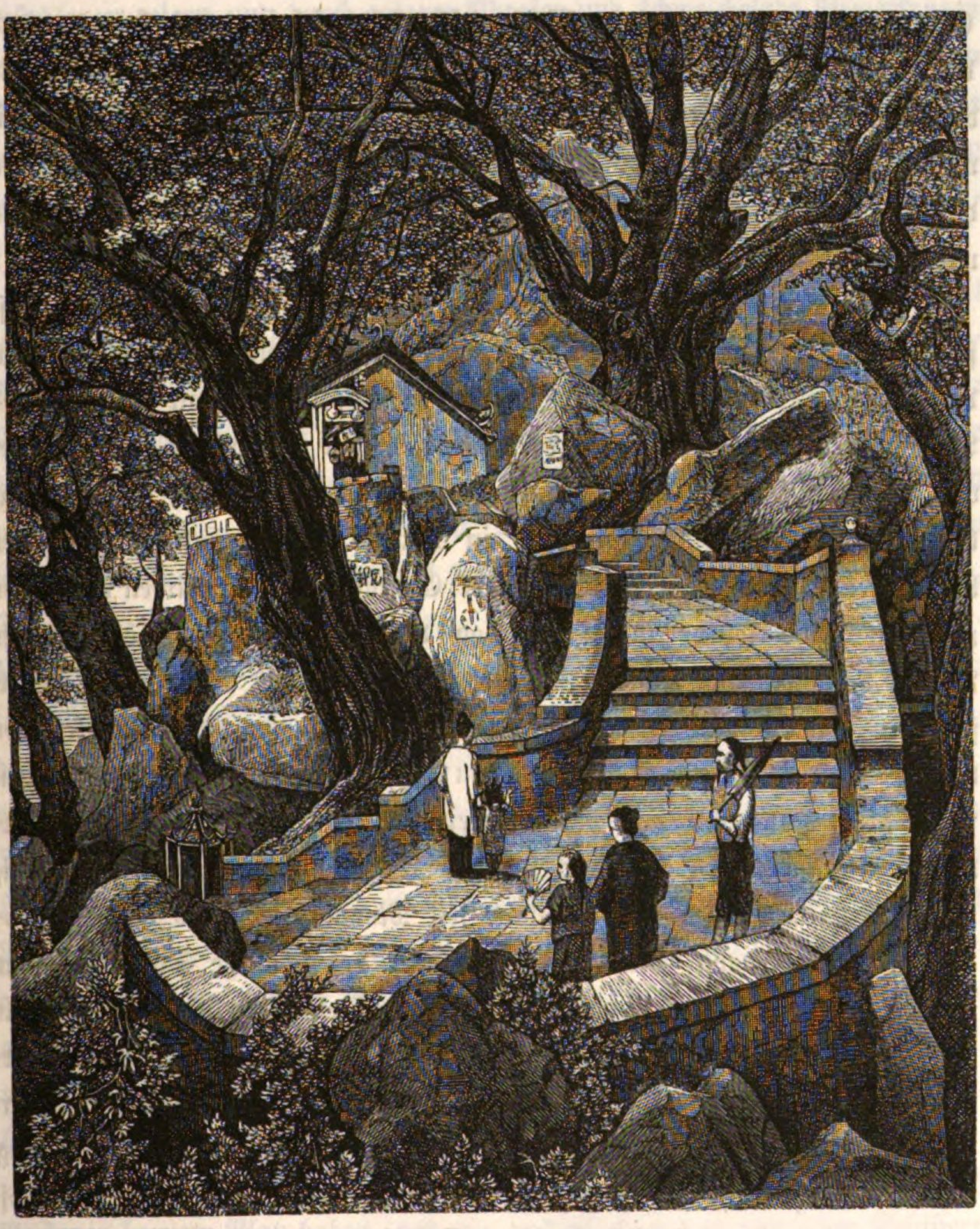
Herr v. Carlowitz hatte die Güte, uns auf unseren verschiedenen Wanderungen persönlich zu begleiten und auf die interessantesten Punkte und Erscheinungen, die sogenannten „Lions" der Stadt besonders aufmerksam zu machen. Auf einem der Hügel der Umgebung, dem ungefähr 200 Fuß hohen, von einer Besatzung von 150 Mann bewachten Monte-Fort genießt man die günstigste Rundschau und mag den Blick nach dem, zur Zeit unseres Besuches feindlich gestimmten chinesischen Dorf Whang-hia streifen lassen, wo am 3. Juli 1844 der erste Friedens-, Freundschafts- und Handelsvertrag der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit dem chinesischen Reiche geschlossen und unterzeichnet wurde. Ein anderer, am äußersten Ende der Halbinsel gelegener 300 Fuß hoher Hügel, auf welchem seit Jahren von den Portugiesen ein Fort erbaut werden soll, ohne daß seitdem mehr geschehen wäre, als die Bausteine dazu herbeizuschaffen, beherrscht die Landzunge und den östlichen Theil der Insel und lohnt dem Wanderer reichlich die Mühe des Erklimmens. Auf dem Wege dahin, welcher zugleich die Hauptverbindung mit dem chinesischen Festlande bildet, kamen wir an der Leiche eines Kulis vorbei, der dem Anscheine nach schon mehrere Tage mitten auf der Straße lag. Ein Theil des Kopfes und der rechten Hand waren bereits von Aasgeiern entfleischt und ein ungeheurer Schwarm von Geziefer hatte sich auf den übrigen Theilen des nackten, angeschwollenen Cadavers angesiedelt. Der Arme war augenscheinlich der Noth und dem Mangel erlegen. Die Kräfte schienen ihn verlassen zu haben, als er eben seinem kümmerlichen Gewerbe nachging. Zwei leere halbzerbrochene Tragkörbe lagen dicht daneben. Zahlreiche Menschen gingen täglich vorüber, Männer, Weiber, Kinder, sogar promenirende Portugiesen nahmen zu Fuß und zu Pferde diesen Weg, ohne daß sich irgend jemand darum gekümmert hätte, diesen entsetzenerregenden Gegenstand zu entfernen. Selbst Vorstellungen fremder Consuln finden in dieser Beziehung von Seite der portugiesischen Behörden wenig Berücksichtigung und es soll daher keineswegs zu den Seltenheiten gehören, menschliche Cadavers auf offener Straße verwesen zu sehen. Einen nicht minder grauenvollen Anblick boten am Abhange eines Hügels ein paar Dutzend kleiner niederer aus Palmenstroh

nothdürftig errichteter Hütten, welche einer Anzahl Kranken und Aussätzigen zur Unterkunft dienten, die hier, von aller Welt gemieden und verlassen, jämmerlich zu Grunde gingen. Von den Chinesen wird der Aussatz als eine Strafe des Himmels für geheime Sünden angesehen und die damit Behafteten entbehren daher jeglicher Pflege und Theilnahme. Vielleicht war auch der Kuli, dessen Leichnam in der Nähe dieser Colonie auf dem Wege lag, einer jener Unglücklichen, die sich hier gleichsam auf ihrer künftigen Grabstätte niedergelassen hatten.

Der Isthmus, welcher die portugiesische Ansiedlung auf der Halbinsel mit dem chinesischen Festlande verbindet, ist kaum eine viertel englische Meile lang und 500 Schritte breit. Früher war fast in der Mitte dieser schmalen Landzunge eine Mauer gezogen, welche die Grenze der portugiesischen Ansiedlung bezeichnete. Chinesische Wachposten marschirten hier zum Schutze des Reiches auf und ab. Dies hinderte jedoch nicht, daß die „Macaoistas“, wie sich die Bewohner Macao's zu nennen pflegen, häufig Ausflüge und Vergnügungspartien nach dem gegenüberliegenden Festlande unternahmen und die benachbarten chinesischen Dörfer besuchten. Als aber am 22. August 1848 der damalige Gouverneur von Macao, Senhor João Maria Ferreira do Amaral, während eines Spazierrittes auf der Landenge von ein paar bewaffneten Chinesen überfallen, vom Pferde gerissen, enthauptet und dessen Schädel und Hand von den Mördern mit fortgenommen worden waren, zerstörten die Portugiesen die Grenzmauer und das in der Nähe gelegene chinesische Fort, so daß dermalen von beiden nur mehr Trümmer übrig geblieben sind. Die Regierung von Macao bestand auf der Auslieferung der Mörder, so wie des Kopfes und der Hand des Ermordeten, allein erst nach einem Jahre erhielten die Behörden von Macao die officielle Anzeige, daß der Mörder entdeckt und nach erfolgtem Geständniß seiner That zu Schuntih hingerichtet worden sei. Der Kopf und die Hand Amaral's wurden durch zwei chinesische Commissäre den portugiesischen Behörden ausgeliefert und zu den übrigen Körpertheilen feierlich begraben. Aus dem Briefwechsel, welcher über diesen Vorfall zwischen den portugiesischen und chinesischen Behörden stattfand [1]), geht hervor, daß der Gouverneur Amaral durch gewisse Gewaltmaßregeln seit längerer Zeit die chinesische Bevölkerung von Macao gegen sich aufgebracht hatte. Namentlich rief es die größte

[1]) Chinese Repository Vol. 10, vom October 1849.

Erbitterung hervor, daß Amaral die Gräber ihrer Vorfahren in den Vorstädten von Macao entweihte, und mitten durch dieselben oder über sie hinweg neue Straßen anlegen ließ. Jeder Krankheitsfall, jede unglückliche



Pagodenhain Makok.

Speculation, jedes unerwartete Ereigniß, welches einem der in Macao lebenden Chinesen begegnete, wurde der Rache jener Geister zugeschrieben,

deren irdische Ueberreste auf eine wenig rücksichtsvolle Weise entfernt worden waren. Die Chinesen besitzen keine besondern Ruhestätten für ihre Todten. Sie begraben dieselben irgendwo außerhalb der Ansiedlung und bezeichnen den Ort mit einem Stein oder einer Inschrift. Am Neujahrsfeste sollen diese Gräber stets auf die bunteste Weise geschmückt erscheinen und keines, auch das ärmste nicht, vergessen werden. Es steht dieses Gefühl der Pietät für die Todten im schroffen, seltsamen Widerspruche zu der Gleichgiltigkeit, mit welcher die Chinesen in der Regel auf nebenmenschliches Leiden blicken, zu der Grausamkeit, mit welcher selbst Mütter neugeborene Kinder aussetzen und dem Tode preis zu geben pflegen.

Der Verkehr zwischen Macao und dem chinesischen Festlande ist auffallend groß. Wir zählten während eines viertelstündigen Aufenthaltes auf der Landzunge mindestens 60 Menschen, welche, beladen mit Waaren und Lebensmitteln aller Art, nach der portugiesischen Ansiedlung gingen oder von dort zurückkehrten. Auch Senftenträger waren darunter, die vermöglichere Chinesen, welche Geschäfte in Macao besorgt hatten, nach den benachbarten Dörfern zurücktrugen. Der Einfluß der Kriegswirren in Canton und am Peiho wurde indeß auch von der europäischen Bevölkerung in Macao verspürt. Die Unsicherheit des Lebens und des Eigenthums mehrte sich mit jedem Tage. Man wagte nicht, sich auch nur einige Meilen von der Stadt zu entfernen. Selbst das von Fremden errichtete, reizend gelegene Pique-nique-Haus auf dem benachbarten „Green-Island", wohin in friedlichen Zeiten von den europäischen Ansiedlern und ihren Familien häufig Ausflüge unternommen wurden, stand seit Monaten leer und verwaist.

Nur die Praya Grande oder vielmehr der schattige Spaziergang an ihrem östlichen Ende diente nach wie vor zum Stelldichein der schönen Welt, und an Sonntagen, wenn in den Nachmittagsstunden eine Musikbande spielt, kann man sich nur mit Mühe durch die daselbst lustwandelnden Paare drängen. Die Portugiesen, schon im Mutterlande kein schöner Menschenschlag, verlieren noch mehr an physischen Vorzügen durch die wenig scrupulöse Weise, mit welcher sie sich in ihren Colonien mit den farbigen Völkern vermischt haben. Desto auffallender stechen einzelne anmuthvolle, blendend weiße Frauengestalten der anglo-sächsischen Race aus der dunklen, häßlichen Menge hervor. Abends, wenn die Sonne dem Untergange nahe, lassen sich diese zarten Erscheinungen in sogenannten Sedan-chairs oder auch in geflochtenen

Rohrstühlen nach dem Campo San Francisco tragen, um die Kühle des Abends und die erfrischende Seebrise zu genießen. Eine große Anzahl Senftenträger machen dann mit ihrer edlen Last auf dieser schönen Promenade Halt, und elegante Herren in zierlich weißer Toilette eilen herbei sich liebenswürdig zu zeigen und durch galante Phrasen und schmeichelnde Bemerkungen ein holdseliges Lächeln zu verdienen. Während Tragstühle die gewöhnlichsten Verkehrsvehikel bilden, sahen wir nur drei oder vier Reitpferde und eine einzige Equipage, das Eigenthum eines für 40.000 Dollars baronisirten dunkelbraunen Eingeborenen, welcher jedenfalls seinen Luxus mit vielem Geschmack zur Schau zu tragen versteht.

Es war uns so viel von wunderbaren, „singenden Steinen" erzählt worden, welche jenseits des inneren Hafens, auf einem der Halbinsel gegenüberliegenden großen Eilande vorkommen sollen, daß mehrere Mitglieder der Expedition einen Ausflug dahin unternahmen. Nicht nur Eingeborene, sondern selbst Europäer wußten sich diese eigenthümliche Erscheinung nicht zu erklären und meinten, die „singenden" Steine müßten geheimnißvolle Metalle bergen und Elektricität und Magnetismus dabei im Spiele sein. Herr v. Carlowitz, Dr. Kane und ein chinesischer Arzt, Dr. Wong-fun, begleiteten die Naturforscher nach dem räthselhaften Orte, ein Franzose war ihr Führer. Der liebenswürdige, vielfach gebildete Wong-fun war in Edinburgh, wo er Medicin studirte, zum Doctor promovirt worden, hatte sich später zur Vermehrung seiner Kenntnisse noch einige Zeit in den Vereinigten Staaten von Nordamerika aufgehalten und übte nun in Macao mit großem Erfolge die Heilwissenschaft unter seinen Landsleuten. Europäer durch Gesinnung und Bildung, war er in seiner äußeren Erscheinung doch wieder Chinese geworden und trug wo möglich einen noch längeren Zopf wie früher. Vielleicht auch, daß Wong-fun seine nationale Tracht aus dem Grunde beibehielt, um desto erfolgreicher zu Gunsten europäischer Gesittung unter seinen Landsleuten wirken zu können.

Kleine Tanka-Boote, in welchen, wie wir bereits erwähnten, nur zwei Personen bequem Platz haben, und die ausschließlich von weiblichen Schiffern geführt werden, brachten die Reisegesellschaft über die innere Hafenbucht nach dem jenseitigen Ufer. Von hier gings nach einem lieblichen, mit Reißfeldern bedeckten Thale, durch welches ein frischer Gebirgsbach seinen Lauf nimmt. Derselbe ist abgedämmt und treibt mehrere chinesische Mühlen mit

kleinen Schwellteichen zur Seite. Im Hintergrunde des Thales befand sich die mysteriöse Stelle. Das angebliche Wunder löste sich aber bald in ein großartiges Felsmeer von Syenitblöcken auf, ganz ähnlich dem bekannten Felsmeere im hessischen Odenwalde. Einige dieser Syenitblöcke liegen hohl über anderen und da klingt das feste syenitische Gestein, wenn man es mit dem Hammer anschlägt, gerade wie eine jede hohl liegende Basalt- oder Marmorplatte beim Anschlag klingen würde. Sonst bot dieses Blockwerk, aus dem die Chinesen Tiger- und Löwenfiguren meißeln, um die Eingänge ihrer Tempel damit zu zieren, nur wenig Interesse.

Nach kaum zweitägigem Aufenthalt in Macao kehrten die Naturforscher der Novara wieder nach Hongkong zurück und mußten die kurze Zeit, welche noch bis zur Abreise der Fregatte erübrigte, zum Ordnen und Verpacken der Sammlungen und zu den damit verbundenen Geschäften verwenden. Denn das Materielle des Packens ist, wie schon Humboldt nachdrücklich bemerkt, eben so wichtig als das Wissenschaftliche an derlei Unternehmungen. Derjenige Forscher erweist der Wissenschaft einen geringen Dienst, welcher sich nur um das Sammeln kümmert und nicht zugleich bemüht ist das Erworbene genau zu ordnen, durch ein gewissenhaftes Verzeichnen der Fundorte und die Angabe besonderer Umstände Irrthümer zu begegnen, und durch eine sorgfältige Verwahrung dem Verderben der gesammelten Gegenstände während des Transportes nach Möglichkeit vorzubeugen.

Die Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft unserer neuerworbenen Freunde in Hongkong dauerte ungeschwächt bis zum Momente unserer Abreise fort. Man überhäufte uns mit Aufmerksamkeiten aller Art und ließ uns so wenig als möglich die Ungunst der Verhältnisse empfinden, unter welchen wir die Schwelle des chinesischen Reiches betraten.

Wir wollen hier noch eines Vorfalles Erwähnung thun, welcher, an und für sich ohne Bedeutung, gleichwohl durch seine Folgen den Leser interessiren dürfte. Einem unserer Köche, einem Frankfurter, Namens Wilhelm Vollhardt, schien das Schiffsleben nicht ganz behagen zu wollen, und er bat daher sich ausschiffen und in Hongkong zurück bleiben zu dürfen. Ein Koch, der seine culinarischen Studien in Paris gemacht und später seine Kunst bei hohen Herren auf dem Lande, auf festem Boden, in großen, schönen Räumen geübt hatte, konnte nur schwer Jahre lang Gefallen daran finden, im Zwischendeck an einem kleinen Herd zu stehen und unter so beschränkten Verhältnissen

seine gastronomischen Kenntnisse zu erproben. Bei stürmischem Wetter und rascher Fahrt, wenn das Schiff unaufhörlich schwankte, die eindringenden Sturzwellen das Deck überschwemmten und die eisernen Kochgeschirre mit den sorgsam bereiteten Speisen theils umwarfen, theils mit Seewasser tränkten, war die Lage des, mit dem Kochlöffel beständig equilibrirenden, am ganzen Körper durchnäßten Frankfurter „Vatèl" wahrhaft keine beneidenswerthe. Obschon für die ganze Campagne der Novara engagirt, erhielt Vollhardt doch vom Bordcommando seine Bitte gewährt und schiffte sich in Hongkong aus. Mit guten Empfehlungen versehen, begleitete derselbe, wie wir seither erfuhren, wenige Monate darauf einen reichen Engländer nach Japan, welcher ihm, in Anerkennung seiner Dienste, bei der Rückkehr nach Hongkong ein großes Gebäude als Gastwirthschaft einrichtete und ihm die Leitung derselben unter den günstigsten Bedingungen überließ. Vollhardt lebt nun, verheiratet, als „Restaurant" in Hongkong und bei dem gegenwärtig erleichterten Verkehr mit dem Innern des chinesischen Reiches ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß der Frankfurter „Borger" noch Leibkoch am Hofe zu Peking werde und Schünemann's Lehrbuch der Gastronomie ins Chinesische übersetze.

Der Dampfer „Hongkong" schleppte uns am frühen Morgen des 18. Juli durch die enge östliche Straße, den sogenannten Ly-e-mun-Paß und den Ta-thong-mung-Canal hinaus in die offene See. Als wir an der englischen Stationsfregatte „Nanking", dem Flaggenschiff des liebenswürdigen und gefälligen Commodore Stewart, vorüberfuhren, spielte unsere Musikbande „God save the King" und auf der Nanking ging die englische Flagge grüßend auf und nieder. In einer weiteren Entfernung hatte sich der chinesische Comprador, welcher die Novara während ihres ganzen Aufenthaltes täglich mit Lebensmitteln versorgte, mit seinem Boote aufgestellt und ließ zum Abschiedsgruß das Gong-Gong ertönen und unzählige Knallraketen in die Luft steigen.

Wir fanden außerhalb des Hafens hochgehende See, aber auch frischen Südwestwind, welcher uns rasch von der Küste entfernte. Gleichwie bei der Einfahrt, mußten wir auch jetzt bei der Hinauffahrt lange Reihen paarweise segelnder Fischerboote durchschneiden, die bis auf 60 Meilen Entfernung von der Küste hin und her kreuzen. Der Dampfer, welcher die Fregatte durch den engen östlichen Canal bugsirte und dieselbe nur 4 Stunden 20 Minuten in Tau gehabt hatte, erhielt den nicht unerheblichen Betrag

von 300 Dollars, so daß jede Minute Schleppdienst über 1 Dollar kostete. Nachdem wir uns durch einen Gang gegen die Lemma-Insel vom gefährlichen Nine-pin-rock entfernt hatten, sprang der Wind nach Ostsüdost um, wir nahmen nun guten Curs und passirten noch vor Sonnenuntergang Piedra bianca.

Unsere Fahrt war bei heiterem Wetter und frischem Südwestmonsun eine so günstige, daß wir uns schon am 2. Juli auf der Höhe von Formosa befanden, ohne jedoch weder die chinesische Küste noch eine der hohen Gebirgsketten auf der Insel Formosa in Sicht zu bekommen, und bereits am 23. Juli lagen wir bei den Saddle-Inseln vor der Mündung des Yang-tse-kiang oder blauen Flusses.

Hier, vor dem Thore angelangt, durch das wir einlaufen mußten, änderte sich mit einem Male die Witterung. Windstillen und conträre Winde, so wie heftige Fluthströmungen zwischen den Inseln und vor der Mündung des großen Flusses verzögerten die Weiterreise, und nöthigten uns sogar am 24. Juli in der Nähe der östlichen Saddle-Insel den Anker zu werfen. Rings herum theilten zahlreiche Schiffe unser Schicksal, während wir neidisch die einlaufenden Dampfer ungehindert ihren Curs fortsetzen sahen. Wir hatten einen chinesischen Piloten an Bord genommen, kamen am 25. Juli in Sicht von Gützlaff Island, einer kleinen, nur 210 Fuß hohen Felsinsel, dem eigentlichen Wahrzeichen der Mündung des „Sohnes des Oceans", und ankerten noch vor Sonnenuntergang vor der äußersten Barre des Flusses. Tages darauf hatten wir günstige Brise und überschritten anstandslos in 5 bis $5^1/_2$ Faden Wasser die bei schlechtem Wetter oft höchst gefährliche Barre. Land blieb noch immer außer Sicht; selbst die Inseln hinter uns verschwanden allmählig wieder unter dem Horizonte, und man sah bald nichts weiter als einen endlosen, meergleichen, schmutzig gelbrothen Wasserspiegel, der blendend das Licht der Sonne zurückwarf. Ein, auf einer Sandbank vertautes Leuchtschiff und ein Wrack auf einer zweiten Sandbank sind, nachdem man auch die Gützlaff-Insel außer Sicht verloren, für den Piloten die einzigen Anhaltspunkte, um sich in der unübersehbaren Flußmündung, welche nur ein 1 bis 2 Seemeilen breites Fahrwasser hat, zurecht zu finden. Die Einfahrt in den Yang-tse-kiang gilt daher, namentlich für größere Schiffe, als eine der schwierigsten Passagen. Die Novara, von Wind und Wetter begünstigt, legte die 47 Seemeilen betragende Entfernung

von der Barre bis zur Mündung des Wusungflusses in den Yang-tse-kiang ohne das geringste Hinderniß zurück und ankerte am 26. Juli Abends vor Wusung. Die Navigation bot zwar kein besonderes Interesse, aber unwillkürlich mußte sich ein Jeder bei dem Gedanken gehoben fühlen, in dem größten Strome China's einzulaufen, dessen Quellen viele tausend Meilen entfernt, in den Bergen des östlichen Tibet liegen!

Als wir Wusung näher kamen, verlieh das Leben auf dem Flusse selbst, die aus- und einsegelnden Dreimaster und die schwerfälligen chinesischen Dschunken dem Bilde einen eigenthümlichen Reiz. Erst weit oberhalb des Leuchtschiffes werden die Ufer sichtbar; niederes, flaches, kaum über den Wasserspiegel erhobenes, üppig grünes Land. Eine Pagode von der so wohlbekannten Form des Porzellanthurmes in Nanking und einzelne höhere Bäume bilden hier die Wegweiser für den Piloten. Nur das Land zur Linken ist Festland, während das rechte Ufer von den Küsten der Tsuning-Insel gebildet wird, welche in der Mündung liegt. Beim Ausflusse des Wusung ist der durch die genannte Insel gebildete südliche Arm des Yang-tse-kiang 6¼ Seemeile breit und verengt sich erst weiter stromaufwärts durch die Buschinsel bis auf 4 Seemeilen.

Die erste Ansiedlung am Zusammenflusse des Yang-tse-kiang mit dem Wusung ist das ärmliche, schmutzige Chinesendorf Wusung, das seine ganze Bedeutung ausschließlich den Opiumbooten verdankt, welche hier die Kaufleute von Hongkong und Schanghai im Flusse stationirt haben, um diesen bis zum Jahre 1860 verboten gewesenen Artikel gleich von den Schiffen weg an die Chinesen zu verkaufen. Auf solche Weise nahmen die Eingeborenen allein die Verantwortung des Opiumschmuggels auf sich, während die fremden Kauffahrer dadurch einem Conflicte mit der chinesischen Regierung vorbeugten. Das monatlich auf den in Wusung stationirten Schiffen verkaufte Opium soll 2500 bis 2800 Kisten im Werthe von durchschnittlich 500 Taels oder 1750 Gulden per Kiste betragen.

Die Wusungmündung ist der Eingang nach Schanghai, welches noch zwölf Seemeilen aufwärts am Wusung- oder Schanghaiflusse liegt, aber wegen einer seichten Flußbarre für große Schiffe nur zur Zeit der Springfluth erreichbar ist. Nanking liegt 180 Seemeilen von Schanghai aufwärts am Yang-tse-kiang, der bis dahin eine durchschnittliche Breite von drei Meilen und so tiefes Fahrwasser hat, daß selbst Fregatten leicht bis unter

die Mauern von Nanking segeln können. Sechshundert Meilen von der Wusungmündung entfernt liegen die drei gewaltigen Städte Han-kau, Han-jang und Sutschau, mit acht Millionen Einwohnern, der Centralpunkt des chinesischen Binnenhandels, und erst gegen tausend Meilen von der Wusungmündung, bei der Präfectenstadt Kwei, finden sich die ersten Stromschnellen des Yang-tse-kiang, welche dessen weitere Beschiffung verhindern. Bis dahin könnte dieser gewaltige Strom, ähnlich wie der Mississippi, der Rhein, die Donau, von Flußdampfern ohne alle Schwierigkeit befahren werden. Welch großartiger Verkehr, welch gewaltiger Umschwung steht hier zu erwarten, wenn bald, nach den Bestimmungen des Friedensvertrages von Tien-Tsin, englische Schiffe beladen mit Waaren und Bedürfnissen aller Art den mächtigen Strom und seine Tributäre hinaufdampfen werden, um die Bewohner tief im Innern mit den verschiedenen Fabricaten europäischer Industrie bekannt zu machen und zu versehen, und im Tausche dafür unzählige neue und werthvolle Producte und Erzeugnisse zurückzubringen. Denn das ist das größte Verdienst des Kaufmannes, daß er nicht blos Handelswege erschließt und durch gesteigerten Absatz der Fabricate des Mutterlandes den Wohlstand vermehren hilft, sondern daß er culturfördernd auf fremde Völker wirkt, und Wissenschaft und Industrie mit neuen Erfahrungen bereichert [1]).

Da größere Schiffe gewöhnlich bei dem kleinen chinesischen Dorfe Wusung an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Yang-tse-kiang vor Anker liegen bleiben, so trafen wir hier in Folge der kriegerischen Ereignisse über zwanzig Kriegsschiffe fremder Nationen geankert, darunter die gewaltige amerikanische Dampffregatte Minnesota und die französischen Fregatten Audacieuse und Nemesis, ein imposantes Schauspiel an dieser fremden Küste, dem gegenüber das halbverfallene chinesische Fort auf der Ecke zwischen dem Yang-tse-kiang und Wusung mit ein paar erbärmlichen Kanonen einen tragi-komischen Effect hervorbrachte. Zahllose chinesische Fahrzeuge, vom kleinsten buntbemalten Sampan, den ein Mann mit einem Wrickruder fortbewegt, bis zu den großen Dschunken mit fünfzehn Masten und langen gemalten Sprüchen an den Vorderwänden, kreuzten hin und her. Bald

[1]) Von diesem höhern Standpunkte hat wohl auch Schiller den Beruf des Kaufmannes in seinem herrlichen Distichon aufgefaßt:

Euch, Ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an!

hatte sich auch ein Comprador an Bord eingefunden, der sich nach Landessitte anbot, die Fregatte mit allem, was sie benöthigen sollte, zu versehen.

Commodore Wüllerstorf beschloß mit der Novara bis nach Schanghai zu gehen; da aber zu dieser Unternehmung günstiger Wind abgewartet oder ein Schleppdampfer bestellt werden mußte, was immer eine Verzögerung von mehreren Tagen zur Folge haben mochte, so wurde den Naturforschern gestattet, die Gelegenheit des Comprador-Bootes zu benützen, um auf diese Weise sogleich nach Schanghai weiter zu segeln, eine Fahrt, welche in fünfthalb Stunden zurückgelegt wurde.

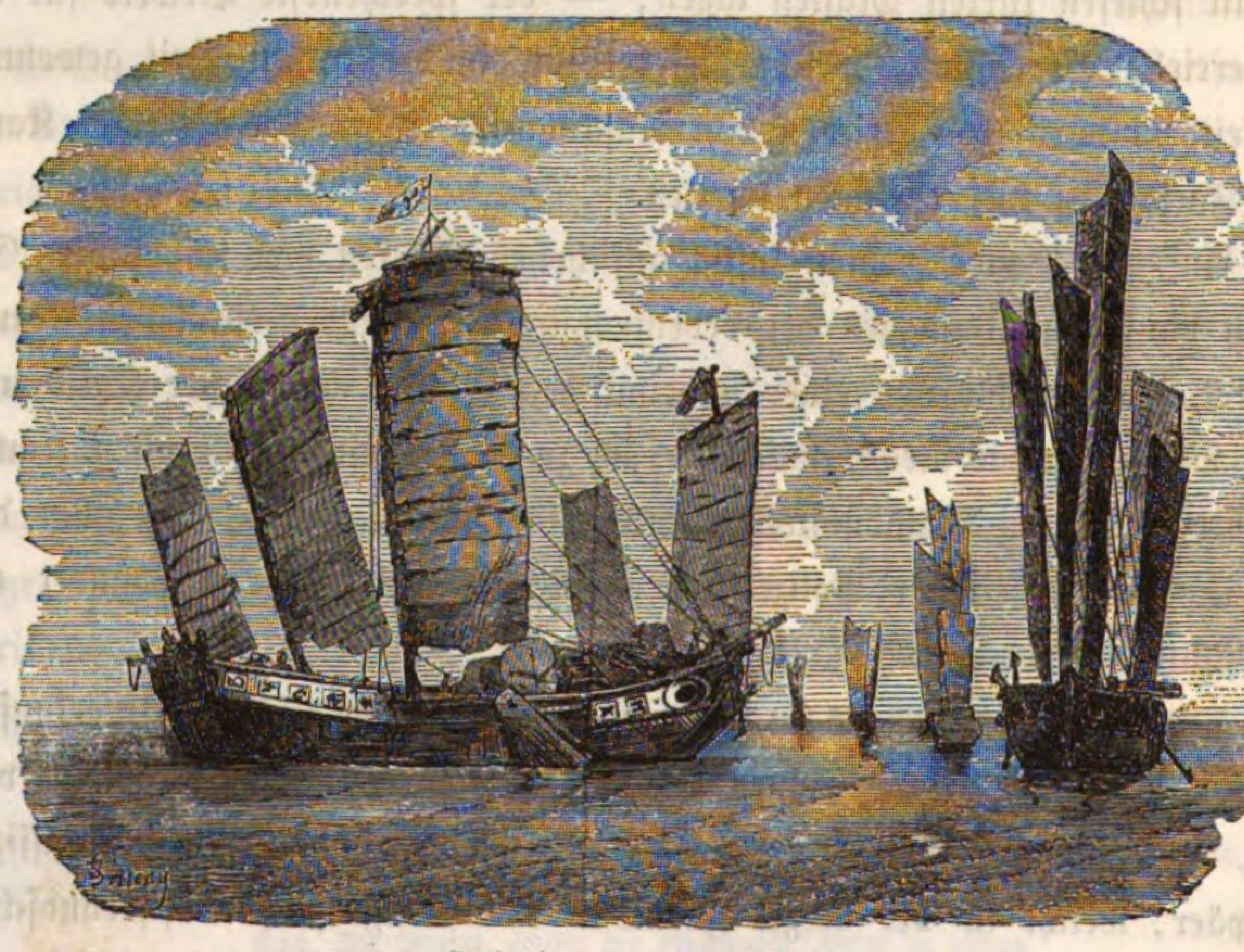
Mußte schon unterwegs die Menge europäischer Kauffahrer, welche theils vor Wusung vor Anker lagen, theils im Flusse segelten, höchlichst überraschen, so übertraf doch der Anblick des Flusses bei Schanghai selbst die größten Erwartungen. Dicht gedrängt lag hier an einander in dem verhältnißmäßig engen Flußbett Schiff an Schiff, ein unübersehbarer Wald von Masten, durch welchen kaum hie und da die großartigen Gebäude der europäischen Kaufleute, welche das Flußufer zieren, hindurchblickten. Die Zeitungslisten wiesen zur Zeit unseres Aufenthaltes nicht weniger als 102 große nordamerikanische und europäische Handelsschiffe auf dem Schanghai-Flusse nach, während in demselben außerdem an tausend chinesische Dschunken mit schiefen kurzen Masten lagen; — der sprechendste Beweis für die commercielle Bedeutung, welche dieser Platz in der kurzen Zeit gewonnen hat, seitdem durch den Frieden von Nanking im Jahre 1842 fremde Kaufleute Factoreien hier errichten durften.

Auf dem Lande wehten lustig auf hohen Stöcken von imposanten Gebäuden die Consulatsflaggen der bedeutendsten seefahrenden Nationen. Kaum gelandet, wurden wir von einer unheimlichen Menge chinesischer Kulis umringt, welche um das Recht, unser Gepäck zu tragen, einen so ernsten Kampf mit ihren schweren Bambusstöcken unter einander begannen, daß ohne das Dazwischentreten einiger Polizeileute wohl mehrere schwer verwundet auf dem Platze geblieben wären.

Die Nachricht, daß es in Schanghai noch keinen einzigen Unterkunftsort gibt, der den Namen eines Hôtels nach europäischen Begriffen verdient, war um so weniger erfreulich, als die Wohnungen der ansässigen Europäer, welche in der Regel Fremden mit der größten Gastfreundschaft entgegenzukommen pflegen, durch die Officiere der vielen Kriegsschiffe und

der eben anwesenden englischen, nordamerikanischen und französischen Gesandtschaften besetzt waren. Der einzige Ort, wo man nothdürftig ein Unterkommen finden mochte, war das sogenannte Union Hôtel, eine Spelunke im vollsten Sinne des Wortes, in welcher wir eine der qualvollsten Nächte unseres Lebens zubrachten. Myriaden von Mosquitos der blutdürstigsten Art, lärmendes betrunkenes Schiffsvolk, bellende Hunde, eine unerträgliche Hitze, welche selbst ein in der Nacht losbrechendes furchtbares Gewitter nicht zu mildern vermochte, und dazu ein erbärmliches, hartes, schmutziges Lager, — das waren die Einzelnheiten jener grauenhaften Eindrücke, welche uns trotz der größten Ermattung keine Secunde Schlaf gönnten. Mit unaussprechlicher Sehnsucht erwarteten wir das Grauen des Morgens und waren Tags darauf so glücklich, Dank der Gastfreundschaft der in Schanghai angesiedelten Kaufherren, aus jenem schaudervollen Aufenthalte erlöst zu werden.

Die Novara ließ nicht lange auf sich warten. Wenige Tage später, am 29. Juli, glückte es ihr, mit der Springfluth und günstiger Brise in dritthalb Stunden von Wusung nach Schanghai zu segeln, wo sie namentlich von den hier ansässigen Deutschen mit lautem Jubel und sichtbarem Stolze begrüßt wurde — das erste Kriegsschiff einer deutschen Großmacht im Wusung-Flusse!



Dschunken im Wusung-Flusse.



# XV. Schanghai.

## Aufenthalt vom 25. Juli bis 11. August 1858.

Wanderung durch die alte Chinesenstadt. — Bücherladen. — Badeanstalten. — Leihhaus. — Findelhaus. — Die Halle vereinter Wohlthätigkeit. — Das Heiligthum medicinischer Wissenschaft. — Das Stadtgefängniß. — Der Tempel der Göttin des Meeres. — Chinesische Wirthshäuser. — Der Theegarten. — Buddhatempel. — Der Tempel des Confucius. — Taouistenkloster. — Chinesische Nonnen. — Apotheke. — Oeffentliche Schule. — Christliche Bethäuser. — Einheimische Industrie. — Denkmäler zu Ehren wohlthätiger Frauen. — Eine chinesische Patricierfamilie. — Die Wohnsitze der fremden Kaufherren. — Die Thätigkeit der Londoner Missionsgesellschaft. — Dr. Hobson. — Chinesische medicinische Werke. — Leprakrankheit. — Die amerikanische Missionsgesellschaft. — Dr. Bridgman. — Der Volksstamm der Miáu-tsze. — Missionsschule chinesischer Mädchen und Knaben. — Der nord-chinesische Zweig der königl. asiatischen Gesellschaft. — Sitzung zu Ehren der Mitglieder der Novara-Expedition. — Monsieur de Montigny. — Baron Gros. — Ein Zusammentreffen mit dem Táu-tái oder höchsten chinesischen Beamten der Stadt. — Die Jesuiten-Mission zu Sikkawéi. — Die Pagode Long-fäh. — Chinesisches Diner. — Ständchen des deutschen Gesangsvereines. — Die Deutschen in China. — Einfluß der Verträge zu Tien-Tsin und Peking auf den Welthandel. — Seide. — Thee. — Das chinesische Zuckerrohr. — Verschiedene Bambusarten zur Papiererzeugung verwendet. — Firnißbaum. — Talkbaum. — Wachsinsectstrauch. — Mosquito-Tabak. — Einfuhrsartikel. — Opium. — Die Tai-ping-Rebellen. — Abreise von Schanghai. — Ein Teifun im chinesischen Meere. — In Sicht der Insel Puynipet im Karolinen-Archipel.

Schanghai oder Schanghai-hien (d. h. Stadt annähernd der See) zerfällt in die eigentliche, von 24 Fuß hohen Wällen eingeschlossene Chinesenstadt, und in das, erst seit dem Jahre 1843 außerhalb der Ringmauern mit eben so viel Eleganz als Bequemlichkeit angelegte Fremdenviertel. Das alte, mit sechs Thoren versehene, aber nur an drei Punkten zugängige Schanghai

zählt auf einem Flächenraume von 9 Li oder 2⅓ englischen Meilen an 250.000 Einwohner und mit der, von benachbarten Städten ab- und zuströmenden Bevölkerung sogar über 400.000 Seelen. Die Gassen sind außerordentlich schmutzig und enge, zuweilen kaum so breit, daß zwei Menschen bequem einander ausweichen können, und erinnern an die Seitengäßchen Venedigs oder die sogenannten Lanes in London. Nur mit Mühe vermögen sich die Lastträger in diesem Gedränge durch beständiges Schreien und Stoßen Bahn zu brechen und weiter fort zu bewegen. Die ein bis zwei Stock hohen Häuser haben im Erdgeschoß größtentheils Verkaufsläden mit glänzenden, riesigen Aufschriften, welche, um die Neugierde des Vorübergehenden noch mehr zu fesseln, häufig quer über die schmale Gasse hängen. Das Leben, das sich hier den ganzen Tag über entwickelt, ist so großartig und mannigfaltig, daß es auf den Fremden einen noch gewaltigeren Eindruck macht, als selbst das Wogen und Treiben an einem heitern Maitag in Piccadilly oder Regentstreet. Das Unschöne, Schmutzige der meisten Erscheinungen erhöht gewissermaßen noch die Eigenthümlichkeit des Schauspiels, und während der Besucher einerseits bald genug Ursache findet, sich aus diesem wilden Getümmel wieder herauszusehnen, begegnet er andrerseits auf jedem Schritte einen Gegenstand neuer Anziehung und fesselnden Interesses.

Wenn man durch das östliche Thor oder East gate, an dessen Mauern zahlreiche Todtenschädel hingerichteter Verbrecher und Rebellen dem großen Haufen zum warnenden Beispiel in Säcken und geflochtenen Körben aufgehängt sind, die Stadt betritt, so gelangt man in die China-Street, eine der Hauptgassen Schanghai's, in welcher sich die zierlichsten Verkaufsläden der Eingeborenen befinden. Dieselbe ist aber weder breiter noch reinlicher als die übrigen Gassen der Stadt und würde viel richtiger durch das Wort „Lane" als durch Street bezeichnet sein. Wir ließen uns in den landesüblichen Sänften oder Sedan-chairs bis innerhalb der schwarzen, düstern Ringmauer tragen, und traten dann, geführt von einem befreundeten englischen Missionär, Mr. Muirhead, welcher sich uns auf das Zuvorkommendste als Cicerone angeboten hatte, eine Wanderung durch die Stadt an.

Wir traten jetzt ganz nahe dem östlichen Stadtthore in einen Bücherladen, in dem sich ungeheure Massen broschirter Bücher aufgehäuft befanden. Eine Anzahl Chinesen in weiten Nankinjacken, den Vorderkopf glatt geschoren und rückwärts einen Zopf, welcher bis an die Ferse reichte, beeiferten sich die

Wünsche der Fremden kennen zu lernen und sie zu bedienen. Wir wurden indeß in unserem Begehren keineswegs blos von spielender Neugierde geleitet. Ein gelehrter Landsmann, einer der gründlichsten Kenner der chinesischen Sprache, Herr Dr. Pfizmaier, hatte den Novara-Reisenden ein Verzeichniß von vierzehn seltenen chinesischen Büchern anvertraut, deren Ankauf als besonders wünschenswerth bezeichnet wurde, und wir bemühten uns nun dieselben mit Hülfe unseres, des Chinesischen kundigen Begleiters ausfindig zu machen und zu erwerben.



Stadtthor von Schanghai.

Mit Ausnahme eines einzigen, gelang es, die sämmtlichen gewünschten Werke zu kaufen und dadurch den ermüdenden, stundenlangen Aufenthalt in einem engen, dumpfen Verkaufsladen bei einer tropischen Hitze reichlich zu lohnen. Zugleich kauften wir auch einige moderne chinesische Bücher, darunter einen Volksroman in 22 Bänden.

Die chinesischen Schriftsteller sind bekanntlich sehr weitläufig in der Behandlung ihres Gegenstandes, und Werke, namentlich geschichtlichen Inhaltes, von 40 bis 50 Bänden gehören in China keineswegs zu seltenen

Erscheinungen. So z. B. umfaßt Schitsisse (die 17 Historiker) 337 Theile; Mingschintschuen (Geschichte der berühmtesten Minister und Staatsmänner) 80 Bände; Singpu (das Leben merkwürdiger Personen) 122 Theile; die Encyklopädie des Matuanlin nebst den Nachträgen erreicht sogar die ungeheuere Zahl von 500 Bänden [1]). Bücher sind im Allgemeinen in China nicht kostspielig; für verhältnißmäßig wenige Dollars kann man sich bei der großen Billigkeit des Arbeitslohnes und der Erzeugungskosten eine Menge gewöhnlicher Schriften kaufen.

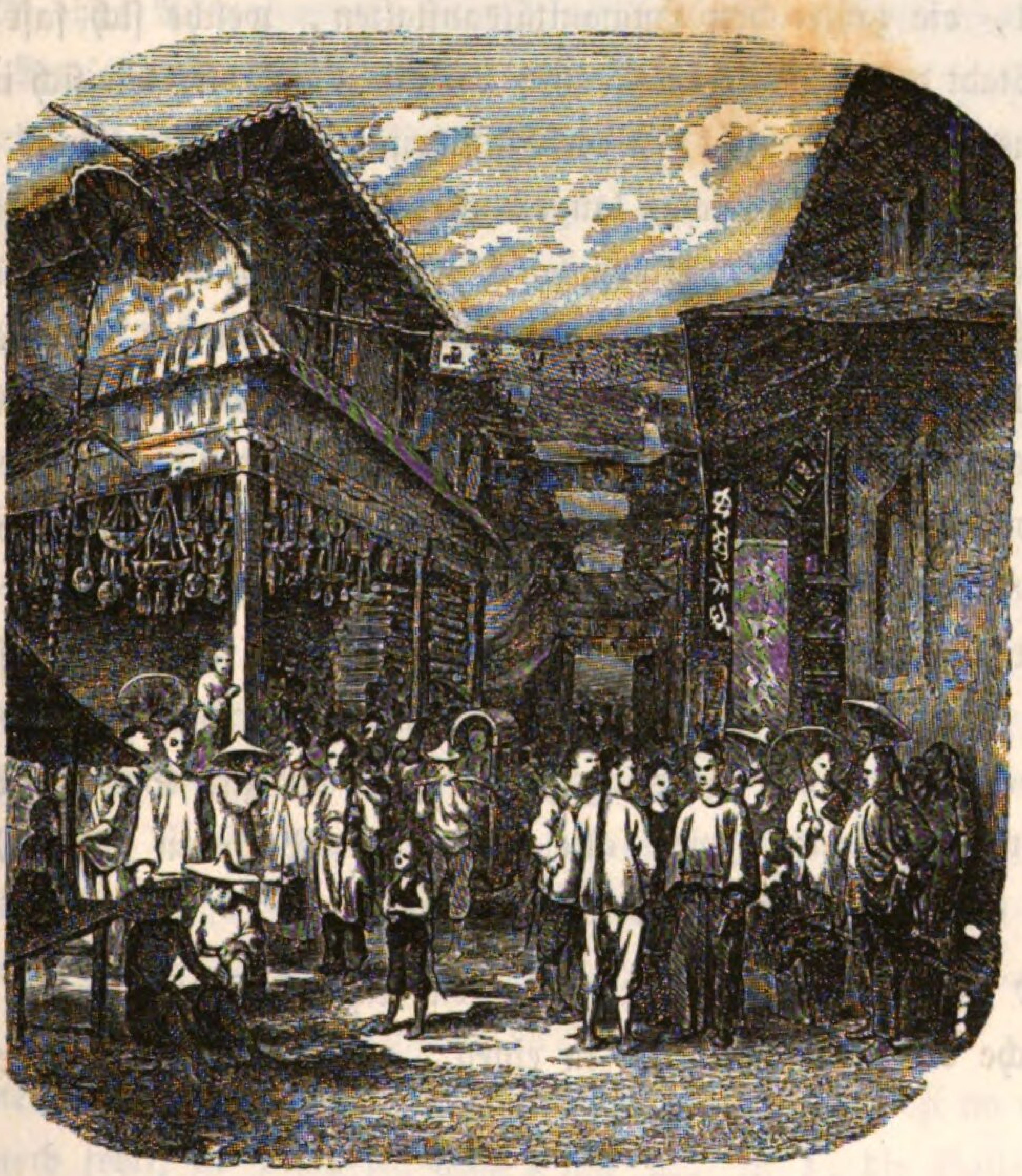
In der Nähe des Bücherladens befindet sich eine öffentliche Badeanstalt, wo man für sechzehn Kupfer-Cash (etwa $2\frac{1}{2}$ Kreuzer) ein Dampfbad nehmen kann, während außerdem für Aufbewahrung der Kleider 6 Cash [2]) zu bezahlen sind. Das Bad ist allerdings nicht so elegant und comfortable wie das weitbekannte Morawetz'sche Dampfbad in Wien, aber wenn man die außerordentliche Billigkeit des Preises berücksichtigt, so erscheint immerhin das Möglichste geleistet. Es ist ein großer Raum, gefüllt mit Wasserdämpfen, welche durch das Begießen von erhitzten Steinen mit heißem Wasser beständig erneuert werden, während eine Anzahl Kübel frischen Wassers zur Abkühlung bereit steht. In einer solchen Anstalt können sich in der Regel ungefähr 30 Personen zu gleicher Zeit baden, und da der Chinese, trotz seinen schmutzigen Gewohnheiten, am Körper ziemlich reinlich ist, was schon die große Sorgfalt beweist, mit welcher er seinen Kopf und seine Hände pflegt, so werden derlei Anstalten eben so häufig angetroffen als besucht.

Unser nächster Aufenthalt ist in einem Pfandhause, ein Institut, welches allem Anscheine nach in China schon längere Zeit besteht als in Europa und sowohl von reichen als auch armen Classen viel benützt wird. Im himmlischen Reiche herrscht wie bei uns die Sitte, im Sommer die Winterkleider und im Winter den Sommeranzug zu verpfänden, und zwar nicht blos, um Geld darauf zu borgen, sondern um diese Effecten, namentlich kostbare Pelze, am sichersten und sorgfältigsten aufzubewahren. Man leiht in China gemeiniglich die Hälfte des, nach einer sehr geringen Schätzung

[1]) Vgl. Gützlaff's „Geschichte des chinesischen Reiches". Herausgegeben von Karl Friedrich Neumann. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1847.

[2]) Der Kupfer-Cash (sprich Käsch) ist die einzige wirkliche Landesmünze, und zwar besteht er aus einer Mischung von Kupfer, Eisen und Zinn. Sein Werth, 100 auf eine Schnur gereiht, ist veränderlich und richtet sich nach dem Verhältnisse des Verkehres in fremden Waaren. Man rechnet durchschnittlich 1250—1300 Käsch = 1 mexicanischen Dollar = 2 Gulden 10 Kreuzer österr. Währung.

bestimmten Werthes des verpfändeten Gegenstandes und läßt sich monatlich für je 500 Cash 10 Cash, oder 24 Procent jährlich bezahlen. Was am Ende von drei Jahren nicht wieder eingelöst ist oder wofür die Interessen nicht bezahlt worden sind, wird zu Gunsten der Anstalt im Aufschlage an den Meistbietenden verkauft. Die höchsten gesetzlichen Zinsen sind 3 Procent monatlich; doch dürfen dieselben im Winter nicht 2 Procent übersteigen, damit der Arme eher im Stande sei das Verpfändete wieder einzulösen.



Strasse in Schanghai.

Der Pfandinhaber stellt Scheine für die versetzten Gegenstände aus, welche wieder einen gewissen Werth haben und in den Straßen verhandelt werden. Dieben bieten diese Anstalten eine vortheilhafte Gelegenheit das Gestohlene zu verwerthen und, indem sie die Pfandscheine verbergen oder vernichten, den rechtmäßigen Eigenthümer zu verhindern, wieder in dessen Besitz zu gelangen. Wenn ein Pfandinhaber durch Diebstahl oder Feuersbrunst, die in seinem Hause ausbricht, Schaden erleidet, so muß er seinen Kunden den

Werth der beschädigten Gegenstände vergüten, die sie als Pfänder bei ihm zurückgelassen. Ist jedoch das Feuer im Nachbarhause ausgebrochen, so braucht er nur die Hälfte des verursachten Schadens zu ersetzen. Die Anstalt beschäftigte an fünfzig Individuen, welche das Zuströmen der Versetzer und Geldausleiher fortwährend in Athem erhielt.

Höchst überraschend sind, bei der scheinbaren Gleichgültigkeit, welche sich im Allgemeinen in China gegen die arme, kranke und leidende Menschheit kund giebt, die zahlreichen Humanitätsanstalten, welche sich fast in jeder größern Stadt des chinesischen Reiches vorfinden und die, wie sich in neuerer Zeit herausgestellt hat, nicht erst der Einführung des Christenthums ihre Entstehung verdanken, sondern schon lange vorher bestanden haben. So begegneten wir in mehreren Straßen Schanghai's Kinderbewahranstalten und Findelhäusern (音 嬰 堂), von welch letzteren das von uns besuchte schon im Jahre 1710 durch freiwillige Beiträge gegründet worden war. Diese humane Anstalt hat ein Grundeigenthum von 30 Acres Landes, von dessen Ertrag sie, so wie von sonstigen öffentlichen Sammlungen unterhalten wird. Im Jahre 1783 sollte dieses Findlingshaus mit einem Asyl für Altersschwache und Arbeitsunfähige vereinigt werden und ein einziger reicher Chinese steuerte zu diesem Zwecke 3000 Taels [1]) bei, aber man kam später von diesem Projecte wieder ab und das Findlingshaus besteht bis zur Stunde noch selbstständig fort, während arme, alte und kranke Personen jeden Monat im Zollhause aus besondern Fonds betheilt werden.

Zur Zeit unseres Besuches befanden sich 30 Säuglinge in der Anstalt, welche von ihren Müttern in einen, am Eingange in einer Nische

[1]) In Schanghai wird im gewöhnlichen Verkehr nicht wie in Hongkong nach Dollars, sondern nach Taels gerechnet, eine imaginäre Münze, welche den Werth von ungefähr 1 1/3 Dollars ausmacht, so daß 100 Taels = 133 1/3 Dollars sind. Die meisten Rechnungen werden in Taels ausgestellt und sodann auf mexicanische Dollars, die einzige cursirende fremde Silbermünze, reducirt. Als europäische Kaufleute zuerst mit den Söhnen des Reiches der Mitte in Berührung kamen, zahlten letztere für mexicanische Dollars sogar eine Prämie, während sie für jene mit dem Bildnisse Karl's III., die sogenannten Carolus-Thaler, eine ganz besondere Vorliebe zeigten. Allmählig sank der Werth, und jetzt repräsentiren 100 Dollars nur 75 Taels. Was man öfters über eigens geprägte Schanghai-Dollars vernimmt, ist irrthümlich. Es giebt weder Silber- noch Goldmünzen, welche in China selbst geprägt werden, sondern blos Münzen von Kupfer und in einzelnen Provinzen von Eisen. Die Bezeichnung „Schanghai-Dollar" ist gleichbedeutend mit Tael, der aber, wie schon bemerkt, ähnlich wie die Guinee in England, im Handel gar nicht vorkommt. 1 Tael = 2 Gulden 80 Kreuzer österr. Währung. Im Handel wird der Tael zu 6 Schillinge angenommen, steigt aber zuweilen im Werthe bis auf 6 Schilling 6 Pence, so daß sich oft das Verhältniß der Dollars zu Taels wie 100 : 72 herausstellt.

angebrachten Korb gelegt worden waren. Das hierbei befolgte Verfahren ist ziemlich das nämliche, wie in ähnlichen Anstalten in Europa. Nachdem das neugeborene Kind von außen in den Korb deponirt worden, wird mit einem Stäbchen auf ein in der Nähe angebrachtes dickes Bambusrohr geschlagen, worauf der Korb nach innen geschoben und der Säugling unverweilt in Pflege genommen wird. Jedes Kind hat seine eigene Amme oder Wärterin.

Das Gebäude ist groß, geräumig und ziemlich reinlich, aber die Kinder hatten alle ohne Ausnahme ein kränkliches Aussehen und schienen besonders viel von Ausschlägen und Augenkrankheiten zu leiden. Kein einziges Kind zählte mehr als zwei Jahre. Bemerkenswerth ist, daß sämmtliche Kinder dem weiblichen Geschlechte angehörten; von den männlichen Sprossen, selbst wenn sie unehelich sind, scheinen sich die Mütter weniger leicht zu trennen. Auch dürfte es sich bei der Rücksichtslosigkeit gegen weibliche Nachkömmlinge zuweilen ereignen, daß selbst eheliche Kinder weiblichen Geschlechtes unbeachtet in den stummen Findlingskorb gelegt werden.

Wir ließen einen der Aufseher fragen, was wohl mit diesen Kindern geschehe, wenn sie heranwachsen, konnten aber keine genügende Auskunft erhalten. Man sagte uns, dieselben würden von bemittelten Leuten, welche selbst keine Familie haben, an Kindesstatt angenommen. Allein auf Grund anderweitiger Erkundigungen haben wir weit mehr Ursache zu vermuthen, daß diese armen Waisen ein nicht unerhebliches Contingent zu jener Classe unglücklicher Wesen stellen, welche, von speculativen Pflegemüttern sorgfältig aufgezogen, ernährt und gekleidet, in geeignetem Alter an wohlhabende Chinesen als Concubinen verhandelt werden!

Eine höchst merkwürdige Humanitätsanstalt, welche selbst im christlichen Europa noch fehlt, ist Tûng-jin-tang (同仁堂), die Halle vereinter Wohlthätigkeit, im Jahre 1804 durch eine Anzahl Menschenfreunde gegründet, um die Leichen arm Verstorbener zu beerdigen. Diese Anstalt erhielt rasch durch Vermächtnisse, Geschenke und freiwillige Jahresbeiträge so reiche Zuflüsse, daß man in die Lage kam, außer dem ursprünglichen noch andere nicht minder humane Zwecke zu verfolgen. Man unterstützt verarmte Witwen, welche angesehenen Familien angehörten, mit 700 Cash monatlich; beschenkt über 60 Jahre alte Personen, wenn sie kränklich und arbeitsunfähig waren, mit 600 Cash monatlich, und theilt unentgeltlich hölzerne Särge und Grabgeräthe an diejenigen aus, welche zu arm sind, um ihre

verstorbenen Verwandten zu beerdigen. Eine andere humane Handlung der Gesellschaft besteht darin, Särge mit Todten, welche in verschiedenen Theilen der Stadt über der Erde gefunden werden, in Gräber zu versenken. Endlich ist es die Absicht der Gründer dieser, ihrer Bezeichnung so sehr entsprechenden Anstalt, sobald es die Geldmittel zulassen, Armenschulen zu errichten, im Winter warme Kleider an Hülflose zu spenden, so wie zum Schlachten bestimmte Thiere anzukaufen und sodann wieder frei zu lassen.

Die Verhandlungen über die Verwaltung der Anstalt werden öffentlich geführt und die jeweiligen Leiter sind verpflichtet, jedes Jahr einen Rechenschaftsbericht über die Wirksamkeit derselben erscheinen zu lassen [1]). Seit ihrer Gründung hat diese Humanitäts-Anstalt mehrfache Reformen erfahren und zur Zeit, als wir dieselbe besuchten, beschränkte sich ihre Thätigkeit auf folgende drei Hauptzwecke: 1. Unterstützung alter, gebrechlicher Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes mit 600 bis 700 Cash monatlich. Dieselben erhalten jedoch blos Geldgeschenke, werden aber nicht in die Anstalt selbst aufgenommen oder darin verpflegt. 2. Unentgeltliche Verabreichung von verschiedenen, sogenannten Universal-Heilmitteln gegen Kopfweh, Magenleiden, Fieber, Diarrhöe und Krampf im Laufe der ungesunden Jahreszeit (vom Juni bis October), während in den übrigen Monaten blos Pflaster vertheilt werden. Am 3., 8., 13., 18., 23. und 28. Tage eines jeden Monats (oder an jenem Datum, in welchen die Ziffern 3 oder 8 vorkommen) werden während der Dauer der heißen, nassen, ungesunden Jahreszeit außerdem durch chinesische Aerzte in der großen Halle an arme Kranke unentgeltliche Consultationen ertheilt. 3. Verabreichung von Särgen zur Beerdigung mittellos Verstorbener, und zwar an ganz arme Familien unentgeltlich, an nicht ganz Unbemittelte auf Borg gegen Abzahlung. Wir sahen in einem der weitläufigen Magazine einen Sarg, welcher die Nummer 1084 trug, in den letzten drei Jahren verfertigt worden war und eben an die Reihe zur Vertheilung kam. Es wurden somit binnen 36 Monaten über 1000 Särge an arme Familien zur Beerdigung ihrer Todten verabfolgt. Als wir die Anstalt wieder verließen, bemerkten wir im Hofraume eine große Menge theils beschriebenen Papieres, theils Papierabfälle aufgehäuft.

[1]) Die englische Uebersetzung eines solchen, in chinesischer Sprache verfaßten Berichtes enthält Morrison's unübertrefflich redigirte, dermalen im Buchhandel leider vergriffene Monatsschrift „Chinese Repository“ für April 1845.

Auf unsere Erkundigung um die Ursache dieser Ansammlung erfuhren wir, daß selbe keineswegs in einem industriellen Zweck, sondern blos in der hohen Achtung der Chinesen für alles Geschriebene ihren Grund habe. Letztere halten die geschriebenen Buchstaben gewissermaßen für heilig und wollen daher verhüten, daß irgend ein beschriebenes Blatt Papier in unrechte Hände gerathe und damit ein Mißbrauch geschehe. Daher bezahlt die Genossenschaft für jedes Pfund alter beschriebener Papierabfälle, welche arme Leute in den Straßen von Schanghai auflesen und an die Anstalt abliefern, 3 Kupfer-Cash und läßt dann die ganze aufgehäufte Masse zu einer gewissen Zeit des Jahres verbrennen.

Dicht angebaut an diese „Halle vereinter Wohlthätigkeit" befindet sich das Heiligthum medicinischer Wissenschaft oder, wie uns der englische Missionär Mr. Muirhead die Aufschrift über dem Eingange übersetzte: „The sacrificial hall of medical faculty". Es ist dies ein, auf Kosten der Nation zu Ehren eines berühmten chinesischen Arztes errichteter Tempel, in welchem dessen Standbild, in Lebensgröße aus Holz geschnitzt und reich vergoldet, auf einer altarartigen Erhöhung aufgestellt ist. Ein Theil der Kleidung des göttlich Verehrten besteht aus riesigen Blättern, während er in den gefalteten Händen eine Lotosblume hält. Ueber dieses Idol stehen in goldener Lapidarschrift im Chinesischen die Worte: „Für alle Zeiten der weise Lehrer"; und daneben: „Der göttliche Naturpfleger und geheiligte Herrscher".

Dieser berühmte Arzt soll viele Experimente mit neuen Heilstoffen zuerst an sich selbst angestellt, und nach der Volksmeinung die Eigenschaft besessen haben, alle Vorgänge im Innern des menschlichen Organismus wahrzunehmen und den Sitz des Uebels zu erkennen, indem er ein Stück gewöhnlichen Fensterglases auf die Magengrube des Patienten legte.

In der Nähe der sogenannten „Halle der Gerechtigkeit" befindet sich das Stadtgefängniß oder Tschi-hin, in welchem sich zur Zeit unseres Besuches ungefähr 100 Gefangene in verschiedenen Räumen in Verwahrsam befanden. In der Abtheilung für die schwersten Verbrecher sahen wir gegen 40 Gefangene mit schweren Eisen an Händen und Füßen. Drei derselben waren in niedere, hölzerne Käfiche von 3 Fuß Höhe, 3 Fuß Breite und 4 Fuß Tiefe eingesperrt und mittelst eiserner durchlaufender Ketten mit einander verbunden. Zugleich trugen sie schwere Eisenringe an den Füßen. Einer der Unglücklichen mußte 70 Tage, die beiden anderen 60 Tage in

dieser schauerlichen Position bleiben, ohne während der ganzen Strafzeit auch nur einen Moment lang den Käfich verlassen zu dürfen, welcher am Boden, gleich einer Hühnersteige, mit Sprossen versehen und durchbrochen war. Ihre Nahrung bestand in Reiß und Gemüse. Der eigenen Aussage nach hatten die drei Gefangenen diese furchtbare Strafe in Folge einer Schlägerei zu erdulden, allein wir vermuthen, daß derselben ein ernsteres Vergehen zu Grunde lag. Wir schenkten den Aermsten einige Silberstücke. Ein jeder verwahrte die Gabe hastig in einer Ecke des Käfichs und schien in seinem Zustande doppelt den Werth eines Metalles zu fühlen, welches, namentlich in China, von so gewaltiger, unfehlbarer Wirkung ist.

Ein ganz eigenthümliches Institut ist Wei-kwan, eine Art Rathhaus, an der Nordostseite der Stadt zwischen dem Walle und dem Flusse gelegen, in welchem alle Handelsstreitigkeiten durch Kaufleute selbst geschlichtet werden, und mit dem zugleich ein Tempel zu Ehren der Göttin des Meeres (tien-hau) in Verbindung steht. Mitten im Hofraume befindet sich eine große zierlich geformte eiserne Pfanne (schang-lú), in welcher von den, die Halle besuchenden Kaufleuten und Matrosen Papierstreifen verbrannt werden, auf denen die Wünsche der Opfernden verzeichnet stehen. Auch Geld, Früchte u. s. w. werden hier gespendet, und chinesische Seefahrer, deren Dschunken während eines Sturmes unbeschädigt geblieben oder gerettet wurden, bringen aus Dankbarkeit kleine, zierliche Modelle ihrer Schiffe dar, welche in verschiedenen Theilen des Gebäudes aufgestellt sind. Diese Halle wurde während der Sung-Dynastie (1270) gegründet, wo einige Chinesen wahrzunehmen glaubten, daß die brausende Fluth des Whampoa-Flusses, als sie an diese Stelle kam, sich besänftigte, und daher dieser Erscheinung eine wunderbare Deutung gaben. Unter den Yuen- und Min-Dynastien wurde der Tempel wiederholt geplündert und niedergebrannt, durch den Einfluß eines Tao-Priesters aber wieder aufgebaut. Im Jahre 1735 befahl ein kaiserliches Edict die zeitweise Vornahme gewisser religiöser Ceremonien, eine Vorschrift, die bis jetzt befolgt wird.

Dem Antlitze der Göttin des Meeres (auch Kwan-yin oder Königin des Himmels genannt), einer im Hintergrunde des Hofraumes aufgestellten lebensgroßen Figur, gegenüber [1]) ist eine große Schaubühne errichtet, wo zu

[1]) Wir sahen die Königin des Himmels (Kwan-yin) zuweilen auch mit einem Kinde in ihren Armen abgebildet und befinden uns selbst im Besitze eines solchen Schnitzwerkes, welches wir in einem Laden

deren Erheiterung zeitweise von zehn Uhr früh bis zum Einbruche der Nacht chinesische Theaterstücke aufgeführt werden.

In einem Theile der umfangreichen Baute befindet sich gleichfalls eine Anzahl von Wohnungen für chinesische Kaufleute, welche aus dem Innern des Reiches nach Schanghai kommen und daselbst keine Freunde oder Verwandte haben, bei welchen sie Unterkunft finden konnten; denn öffentliche Gasthäuser werden in China nur von den untersten Volksclassen zur Unterkunft gewählt. Wir traten in einige dieser chinesischen Hôtels ein, an denen wir zufällig vorüberkamen, und besichtigten die Speiselocalitäten sowohl, als auch die Schlafräume, welche sich gemeiniglich im ersten Stockwerke befinden. Man bezahlt 100 bis 140 Cash täglich für Wohnung und Kost oder 20 bis 40 Cash per Nacht für eine Schlafstelle. Das schmutzige, düstere, spelunkenartige Aussehen der einzelnen Räume macht den Aufenthalt in denselben unheimlich. Die Gerichte, welche verabreicht werden, bestehen gewöhnlich in Reiß, Gemüsen, Fischen. Auf dem Lande kommen Aufenthalt und Verköstigung in Wirthshäusern noch billiger zu stehen und der berühmte, hochverdiente englische Missionär Dr. Medhurst, welcher es bereits im Jahre 1845 wagte, einen großen Theil der Seiden- und Theedistricte als Chinese verkleidet zu durchwandern, erzählt, daß er für Abendessen, Nachtlager und Frühstück am nächsten Morgen zusammen gar nur 80 Cash oder ungefähr 13 Kreuzer bezahlte! [1]) Viel häufiger als Speisehäuser trifft man in den Straßen von Schanghai Theehäuser, wo man für 6 Cash eine Tasse Thee bekommt. Die Räumlichkeiten sind, ganz ähnlich unseren Kaffeehäusern, mit kleinen Tischen, Stühlen und Bänken eingerichtet. So oft ein Gast eintritt und sich niedersetzt, bringt ein chinesischer Aufwärter eine Tasse, wirft die übliche Quantität Theeblätter hinein und gießt kochendes

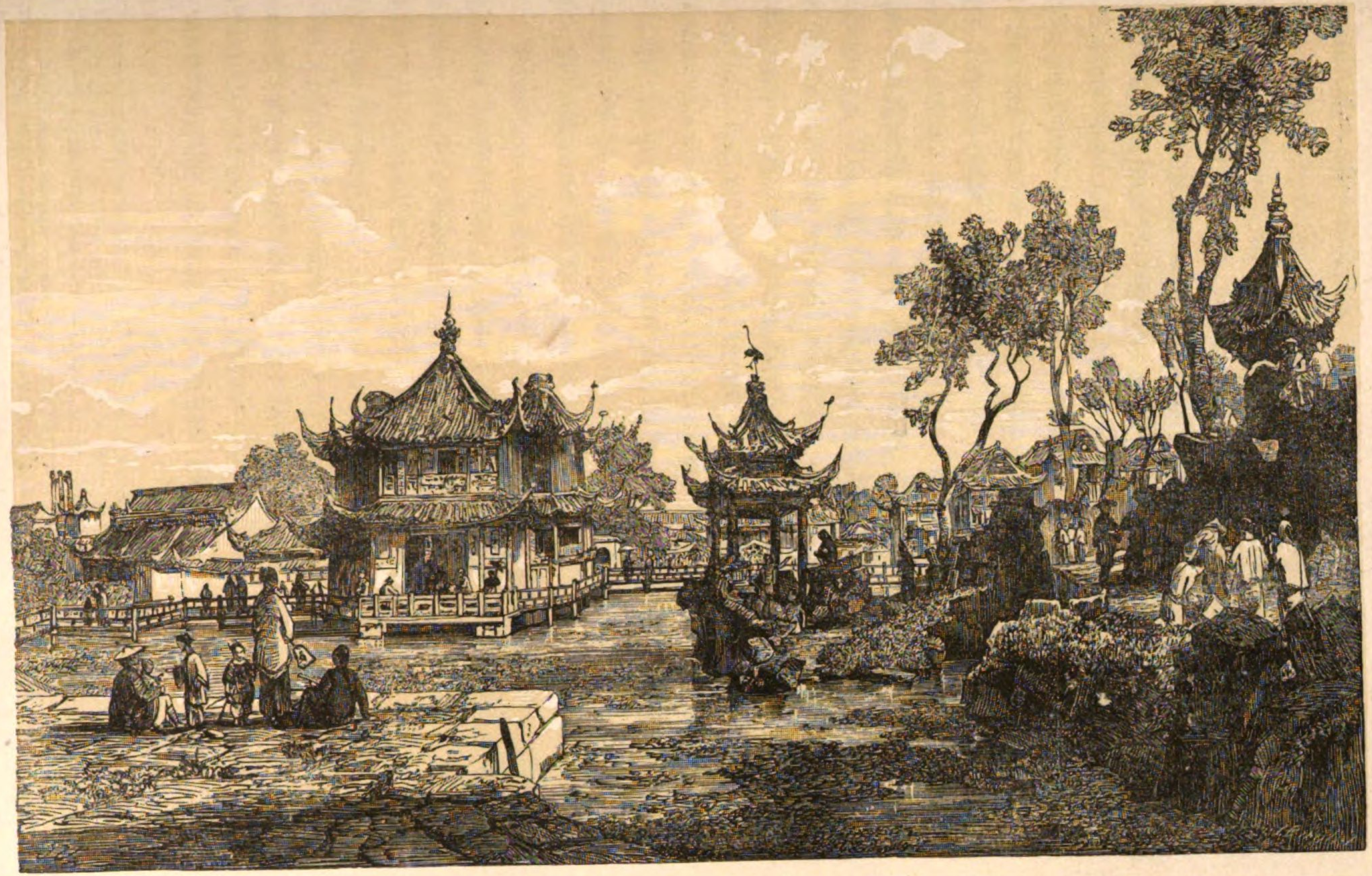
Schanghai's kauften. Die zierliche Statue scheint eine beliebte Hauptgottheit der Chinesen zu sein, welche deren kleine Hausaltäre schmückt, und die besonders von Frauen verehrt wird, welche gerne Mütter werden möchten. Die auffallende Aehnlichkeit dieser Darstellung mit jener der heiligen Jungfrau, wie wir sie, das Jesukind im Arme, in katholischen Kirchen abgebildet erblicken, mußte unwillkürlich die Vermuthung auftauchen lassen, daß hier eine Verquickung des Buddhaismus mit dem Katholicismus stattgefunden habe, oder daß wenigstens schon den ersten Buddhisten der christliche Glaube nicht völlig unbekannt war. Allein wenn die Aehnlichkeit beider Darstellungen keine zufällige ist, so dürfte wohl angenommen werden, daß sich hier derselbe Umstand wiederholt, wie bei gewissen christlichen Legenden, welchen Reisende zuweilen bei Volksstämmen wieder begegnen, die der Strahl christlicher Cultur noch nicht berührte.

[1]) Die Preise der einzelnen Gerichte u. s. w. sind: Für eine Schale Reiß 12 Cash (Käsch), für eine Schale Gemüse 12 Cash, für eine Tasse Thee 6 Cash, für Frühstück (bestehend gleichfalls in Reiß, Gemüse und Thee) 30 Cash, für Feuerung, Bett und Bedienung 20 Cash.

Wasser darauf. Nach wenigen Minuten wird nun diese heiße, hellgelbe Flüssigkeit ohne Milch und ohne Zucker hinabgeschlürft, unbekümmert um die in der Tasse herumschwimmenden Blätter, welche gewöhnlich für einen zweiten und dritten Aufguß dienen. Diese Theehäuser sind den ganzen Tag mit Besuchern besetzt, welche hier, bei einer Tasse Thee und einem Pfeifchen ölgetränkten Tabaks (Cigarren raucht der Chinese in der Regel niemals) theils Geschäfte abmachen, theils sorglos sich die Zeit vertreiben.

Der Hauptvergnügungsort der einheimischen Bevölkerung Schanghai's ist aber der Theegarten (Tschin-huang-miau) oder Tempel des Kaisers, welcher zahlreiche Gartenanlagen und Verkaufsläden umfaßt und in dem Gaukler, Sänger, Spieler, Wahrsager, Musikanten und Possenreißer ihr Unwesen treiben. Die ganze Anlage ist höchst charakteristisch für das Barocke und Bizarre des chinesischen Geschmackes. Künstliche Canäle und Teiche mit übelriechendem, grünem, stagnirendem Wasser, in dem Lotosblumen ihre üppigen weißen Blüthen öffnen, zahlreiche Zickzackbrücken mit zierlich geschnitzten Geländern, Inseln mit künstlich aufgemauerten Felsen, Grotten, unterirdische Gänge, Pavillons von allen Größen und Formen mit bombastischen Sinnsprüchen, sind die Hauptbestandtheile des chinesischen Volksgartens, welcher, auf Staatskosten errichtet, in jeder größern Stadt besteht, und in dem von Morgen bis Abend eine ungeheure Menschenmenge, welche Belustigung, Zerstreuung oder Gewinn sucht, unaufhörlich auf- und abwogt. Nicht alle Theile des Theegartens sind jedoch dem Volke zugängig; dem ersten Beamten der Stadt (Táu-tái) ist stets ein abgeschlossener Theil für sein Vergnügen reservirt. Derselbe enthält, von hohen Mauern umgeben, einige zierliche Anlagen, welche durch die vielen, mit großer Sorgfalt gezogenen Zwerggewächse überraschen, dann Grotten, künstliche Felsenhügel, Lusthäuser u. s. w. Hier bringt der oberste Beamte der Stadt zuweilen die heißesten Stunden des Tages zu und ruht aus, ungestört von den Sorgen seines ernsten Berufes. Alle chinesischen Gärten haben einen ähnlichen Charakter wie dieser öffentliche Vergnügungsort; ein Park ohne künstliche Inseln und hölzerne Brücken, ohne Canäle statt Pfade, ohne Teich mit stagnirendem Wasser, dichtbedeckt mit den breiten Nelumbium-Blättern, würde in den Augen eines Chinesen seiner Hauptannehmlichkeit und seines größten Reizes entbehren.

Dicht neben dem Theegarten liegt der größte Buddhatempel der inneren Stadt, in welchem den ganzen Tag über gläubige Chinesinnen vor den Götzen



Theegarten in Schanghai.

knien und unter fortwährenden Verbeugungen gewisse Gebetformeln herabmurmeln. Wie alles in China, so werden auch die religiösen Verrichtungen handwerksmäßig betrieben. Man glaubt genug zu thun, wenn man gewisse äußerliche Ceremonien erfüllt. Der Zustand der meisten Tempel, die Verwahrlosung der einen, die mannigfaltige Art der Verwendung der andern zeigen, daß der Chinese für die Heilighaltung solcher Andachtsorte entweder keinen Sinn hat oder derselben wenig Werth beilegt. Von Männern werden die Tempel selten besucht. Nur chinesische Frauen nehmen in ihren Herzensnöthen zur Gottheit ihre Zuflucht. Häufig sieht man eine oder die andere der Betenden dem in der Vorhalle sitzenden Tempeldiener sich nähern, um gegen Vorausbezahlung von einigen Cash sich das Horoscop stellen zu lassen. Zu diesem Ende schüttelt sie einen, mit dünnen Stäbchen gefüllten Oralköcher aus Bambusrohr mit devotem Eifer so lange, bis eines der Stäbchen herausspringt. Die auf jedem einzelnen Stäbchen geschriebenen Worte dienen dem Orakeldeuter als untrügliche Zeichen, um in einem der, vor ihm aufgeschlagenen Bücher chinesischer Weisheit den Ausspruch der Gottheit in Bezug auf die, von der Bittstellerin gehegten Wünsche zu erfahren. Die vorzüglichste Einnahme der Tempel und ihrer Diener besteht aber in dem Verkaufe von glänzendem Gold- und Silberpapier [1]), welches im Cultus der Chinesen eine so wichtige Rolle spielt und bei ernsten wie bei heiteren Anlässen in ungeheuren Massen in einem riesigen Aschenbecken verbrannt wird.

Erbaulicher als das Innere des großen Buddhistentempels mit dessen zahlreichen dickbauchigen, theils freundlich schmunzelnden, theils mürrisch drohenden Göttergestalten in buntfarbigen schimmernden Gewändern, ist der Anblick des Confucius-Tempels [2]) in einem entlegenen Theile der Stadt. In diesem weitläufigen, eben so schönen als einfachen Gebäude mit zahlreichen Hallen und Gängen legen die Schüler ihre Staatsexamina ab, hier verrichten Regierungsbeamte zu gewissen Zeiten des Jahres religiöse Ceremonien, hier versammeln sich gelehrte Männer, um über wichtige Fragen zu discutiren. Die Haupthalle ist an ihren röthlichen Wänden mit chinesischen

[1]) Dieses bemalte und beschriebene Opferpapier wird im Canton-Englisch gewöhnlich Joss-paper oder Sycee-paper genannt, weil die auf demselben an die Gottheit gerichteten Wünsche sich meistentheils auf Reichthum und Silberbarren (Sycee) beziehen, welche der Betende zu erflehen strebt.

[2]) Eigentlich Kong-fu-tseu, woraus die Europäer in lateinischer Formation das Wort Confucius gebildet haben. Kong-fu-tseu (häufig auch nur Kong-tse geschrieben) wurde im Jahre 550 v. Chr. in der Stadt Kio-feu-hien, in der heutigen Provinz Schan-tung geboren.

und tatarischen Inschriften bedeckt, welche sich alle auf Confucius, seine Lehren und seine Weisheit beziehen. Mehrere an verschiedenen Punkten angebrachte Tafeln belehren den Besucher durch ihren Inhalt, daß dieses Gebäude bestimmt ist „den Tugendhaften zu erziehen, den Begabten auszubilden". Gleichzeitig wird Jedermann, der diese Stelle in einer Sänfte oder zu Pferd passirt, sei es ein Staatsbeamter oder einer aus dem Volke, aufgefordert, sein Vehikel zu verlassen und den geweihten Ort zu Fuß zu überschreiten. Ueber dem Eingang rechts steht: „Seine Tugend ist gleich jener des Himmels und der Erde"; und über dem Thore links heißt es: „Seine Lehre übertrifft jene der alten und der modernen Weisen". Hinter dem Tempel befindet sich ein kleineres, den fünf Ahnen von Confucius gewidmetes Gebäude. Eben so ist der Tempel von verschiedenen Hallen umgeben, welche, wie ihre bombastischen Aufschriften andeuten, alle bestimmt sind die Wissenschaft zu ehren. Einer dieser Räume ist dem Gotte der Literatur geweiht, ein anderer dem Schutzgeiste des Wissens. Dieser letztere ist seltsamer Weise durch eine Figur dargestellt, welche, in einer Hand einen Griffel, in der andern einen Klumpen Silber haltend, wahrscheinlich andeuten soll, daß man „durch Wissen zu Reichthum gelangt".

Gleich dem Theegarten giebt es fast in jeder Stadt China's auch einen Tempel zu Ehren des großen Lehrers Kong-fu-tse, an dessen Weisheit und Moral sich noch heute, mehr als 2400 Jahre nach seinem Erdenwallen, nicht blos sein eigenes Volk, sondern alle für das Edle und Erhabene empfängliche Gemüther der Erde erbauen und erfreuen.

Von den Klöstern der Stadt besuchten wir ein Taouistenkloster, Du-Kung oder der große Spiegel (wahrscheinlich der Tugend) genannt, wo auch Fremde, wenn sie Empfehlungen mitbringen, gegen Bezahlung von 150 Cash täglich Aufnahme und Verpflegung finden. Dieses Kloster, welches nur von 5 oder 6 chinesischen Mönchen bewohnt wird, liegt dicht am Wall und gewährt eine der vortheilhaftesten Aussichten über die ganze Stadt.

Die Taouisten, welche dem „tao", dem „Wege der Erkenntniß" folgen, und genauerer Einsicht in die geheimen Kräfte der Natur, gründlicherer Kenntnisse und einer gewissen Macht über die guten und bösen Geister sich rühmen, sind Anhänger der Lehre Lao-tse's [1]), und haben im Lande eine große

[1]) Lao-tse (Lao-tseu), geboren 604 vor Chr. Geb. im Dorf Knio-Schin im Königreiche Thsu, bekleidete die Stelle eines Archivars am Hofe der Tscheu-Dynastie. In seinem „Buche der Weisheit"



Vorhof des grossen Buddha-Tempels in Schanghai.

Verbreitung, obschon sie gegenwärtig, da sie sich immer tiefer in ein müßiges, beschauliches Leben verloren und von jeder Cultur ferne hielten, nur mehr wenig Ansehen genießen. Es ist wohl nur ein Zufall, daß sich ganz in der Nähe der Taouisten ein Frauenkloster, das der „weißen Nonnen", befindet, ein kleines, ebenerdiges, aber äußerst reinlich und nett gehaltenes Gebäude. Wir trafen daselbst sechs buddhistische Nonnen mit ganz geschorenen Köpfen und langen weißen Kleidern, was ihnen ein völlig männliches Aussehen gab. Sie empfingen uns überaus freundlich und führten uns mit großer Zuvorkommenheit in den verschiedenen Räumlichkeiten herum. Es waren meist Witwen, welche hier in stiller Zurückgezogenheit ihr Leben zubringen und sich mit der Anfertigung von Gegenständen für den buddhistischen Cultus, wie z. B. von Räucherkerzchen, Lichtern, bedrucktem Opferpapier u. s. w., beschäftigen, wodurch sie zugleich ihren Unterhalt verdienen. Diese Anstalten (Ni-Kú) sind hauptsächlich durch Vermächtnisse und Geschenke frommer Chinesen gegründet und dienen hauptsächlich dazu, armen, hilflosen oder lebensmüden Frauen ein Asyl zu bieten. Viele Witwen ziehen sich in solche Friedensstätten zurück, um ihr Leben fern vom Geräusche der Welt mit Gebeten und Werken der Nächstenliebe zu beschließen. Indeß sollen, wie man uns wiederholt klagte, in diesen buddhistischen Klöstern nicht immer blos fromme Zwecke verfolgt werden und die Gewebe von Intriguen und Liebesabenteuern, welche in denselben zuweilen gesponnen werden, haben nicht wenig beigetragen, das Ansehen dieser religiösen Genossenschaften zu untergraben und ihren Fortbestand zu gefährden. Ein Volk von solcher materieller Lebensanschauung und solcher Ameisenemsigkeit wie die Chinesen, das nur wenige Ruhetage im Laufe eines langen Jahres kennt, blickt unwillkürlich mit argwöhnischem Auge auf religiöse Genossenschaften, welche, ohne durch physische oder geistige Arbeit das Wohl der Mitbürger irgendwie zu fördern, in Behagen und Sorglosigkeit die Zeit verbringen.

(Tao te king) finden sich folgende merkwürdige Worte: „Die Norm der Alten ist gewesen, das Volk nicht zu erleuchten, sondern es dumm zu machen. Ein gescheidtes Volk ist schwer zu regieren. Deßhalb sagt man: Wer ein Reich in Weisheit regiert, der ist der Zerstörer des Reiches; wer ein Reich in Dummheit regiert, der ist der Erhalter des Reiches. In der Familie, in der Schule, werden die Kinder unter Götzenbildern auferzogen. Kommen sie des Morgens in die Schule, so lehrt man sie das Bild des Kong-tse verehren. Diese Sitte muß alsbald abgeschafft werden." Vergleiche J. R. Kaeuffer: Geschichte von Ostasien, für Freunde der Geschichte der Menschheit. Leipzig, Brockhaus. 1859. Bd. II, Seite 64, und K. F. Neumann: Ostasiatische Geschichte. Leipzig, W. Engelmann. 1861. Seite 129.

Auf unserer Wanderung durch die Straßen von Schanghai traten wir auch in eine chinesische Apotheke (Yoh-tsai-pú) ein, welche zwar in ihrer äußeren Erscheinung einer europäischen ziemlich ähnlich sieht, sich dagegen von dieser wesentlich unterscheidet, sobald man nur Detailbetrachtungen anstellt. Die chinesische Materia medica ist überaus reich an Heilstoffen, deren Wahl und Verwendung zuweilen höchst bizarr genannt werden muß.

Man kennt bis jetzt nach den neuesten Untersuchungen des Dr. Hobson, auf dessen große Verdienste um die Verbreitung der europäischen Heilwissenschaft in China wir später ausführlich zurückkommen werden, an 442 Heilstoffe aus den drei Naturreichen, welche in einer wohlassortirten chinesischen Apotheke vorräthig sein müssen, und zwar gehören davon 314 dem Pflanzen-, 78 dem Thier- und 50 dem Mineralreiche an. Wir wollen indeß hier blos die wunderlichsten Stoffe anführen, deren sich chinesische Aerzte zur Bereitung von Arzeneien bedienen, wie z. B. Vogelnester, getrocknete rothgefleckte Eidechsen, die frischen Spitzen des Hirschhornes, Schildpatt, Hundefleisch, Thierknochen, verschiedene Präparate aus Theilen des menschlichen Körpers, Walfischzähne, Austernschalen, Schlangenhaut, Haifischmagen und Haifischflossen, Sehnen von Rehen und Büffeln, getrocknete Seidenwürmer, deren Larven und Excremente, Raspelspäne von Bambus, Bärengalle, Präparate aus menschlichen Excrementen, Raspelspäne von Rhinoceros- und Antilopenhörnern, Kaninchenkoth, Tintenfischbein, getrockneten Firniß, getrocknete Blutegel und Erdwürmer, rothen Marmor, Elfenbein-Abfälle, Präparate von Kröten, Petrefacten, altes Kupfergeld [1]), Schneewasser [2]), Menschenmilch [3]) u. s. w.

[1]) Kupfermünzen, unter einem Herrscher geprägt, an dessen Regierungsperiode sich gewisse denkwürdige Ereignisse knüpfen, haben großen Werth als heilbringende Amulete. Einigen derselben, z. B. jenen der Ming- und Sing-Dynastie, werden ganz besondere Heilkräfte zugemuthet. Die Münzen des Herrschers Tsching-tá (1506 bis 1522) sind unfehlbare Schutzmittel gegen die Gefahren der Schwangerschaft und in den Krankheiten derselben. Andere werden als prophylaktische Mittel hoch in Ehren gehalten. Die Anwendungsmethode besteht darin, daß sie der Kranke an einer Schnur, bei mehreren Stücken in einer vorgeschriebenen Reihenfolge, am Leibe trägt.

[2]) Dem Wasser trauen die Chinesen überhaupt die größten Heilkräfte zu, und sie wenden es daher gegen eine Unzahl der mannigfaltigsten Leiden in den verschiedensten Formen an. Das kalte, laue, warme und heiße Wasser, so wie Schnee- und Eiswasser sind gesonderte Medicamente, eben so Regenwasser, Quell- und Flußwasser, Brakwasser, der Thau, das Wasser im Flusse, welches einen Wirbel bildet, das gekochte Wasser, der Dampf.

[3]) Die chinesischen Weiber erhalten sich, ganz abgesehen von dem Brauche, ihre Kinder zwei bis drei Jahre hindurch und oft noch länger zu stillen, auch aus Speculation in einem continuirlichen Milchstande, und decken auf diese seltsame Weise das Deficit, welches bei der unzureichenden Menge von Kuhmilch zwischen dem Marktbedarf und dem wirklichen Vorrath an Thiermilch entsteht. Ein Chinese,

Diese Heilstoffe kommen aus den verschiedenen Theilen China's sowohl, als auch aus Japan, Siam und der Malakkastraße und bilden daher eben so wichtige als einträgliche Handelsartikel. Viele derselben werden in rohem Zustande in den Apotheken verkauft und dienen blos als sympathetische Mittel, als Amulete, oder überhaupt zum äußerlichen Gebrauche. Die chinesischen Apotheker verkaufen ihre Medicamente meistentheils in Pulver- oder Pillenform. Letztere werden gewöhnlich zur bessern und leichtern Aufbewahrung mit einer Hülle aus Bienenwachs umgeben, so daß das Medicament, wie es aus dem Apothekerladen kommt, jenen Wachskügelchen ähnlich sieht, deren sich deutsche Hausfrauen zur Glättung des Zwirnes bedienen. Ein jedes solches Kügelchen enthält 4 bis 6 Pillen, tzi-páu-tan oder sehr kostbare Pillen genannt, welche als eine Art Universalmittel gegen Fieber, Magenleiden, Kopfschmerz u. s. w. gebraucht werden.

Der geschätzteste und kostbarste Heilstoff der chinesischen Apotheke ist aber die Ginsengwurzel (Panax Ginseng oder Panax quinquefolia), welche hauptsächlich in der Mandschurei und den Wildnissen nördlich von Korea gefunden wird. Der Umstand, daß der Ginseng noch fortwährend Monopol der chinesischen Regierung, und nur wenigen bevorzugten Unterthanen gestattet ist, eine gewisse Quantität desselben gegen das gleiche Gewicht in reinem Golde alljährlich kaufen zu dürfen, trägt wohl mehr als dessen wirkliche Heilkraft zu dem Ruhme einer Panacee bei, den er genießt. Die Wurzeln sind von der Größe und Dicke des kleinen Fingers am menschlichen Körper, und brechen, wenn sie gebogen werden, kurz ab. Gereinigt werden sie durchscheinend und erlangen eine dunkle, bernsteingelbe Farbe.

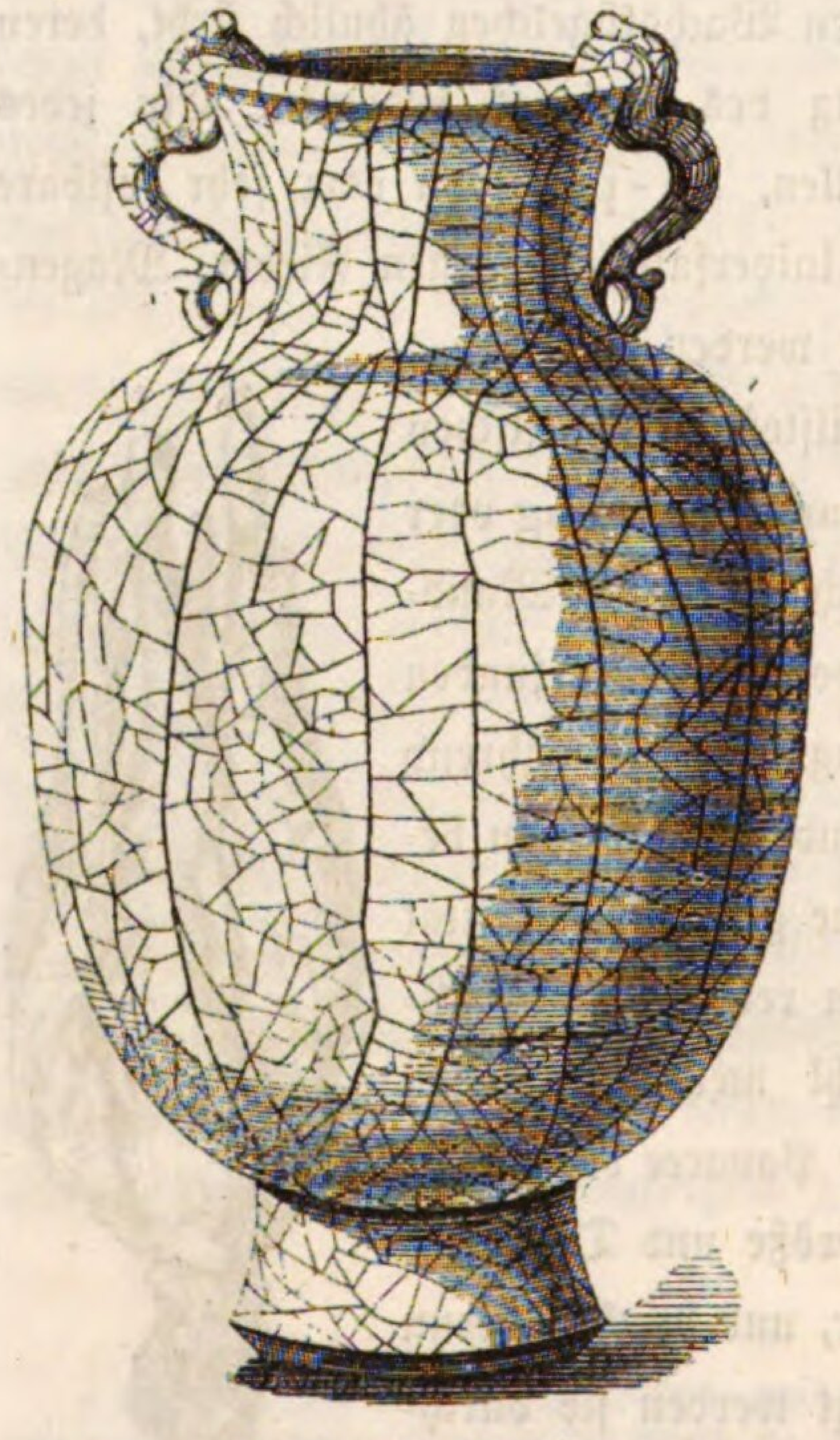


Ginsengwurzel.

Man verkauft in den chinesischen Apotheken drei verschiedene Qualitäten Ginseng. Ein Leang (Unze) der besten (größten und reinsten) Sorte kostet bis 50 Dollars, die mittlere 5 Dollars, die mindeste 1 Dollar. Die Ginsengwurzel wird zwar auch in Virginien, Pennsylvanien

der neben seiner legitimen Frau manchmal noch 5 — 6 Kebsweiber besitzt, kann eine förmliche Meierei anlegen. Da die Seefahrer, in einem Hafen angekommen, gemeiniglich leidenschaftlich gerne Milch trinken, so erstaunten wir nicht wenig, von einem Arzte in Hongkong die Quelle zu erfahren, aus welcher die von uns reichlich genossene Milch wahrscheinlicher Weise geflossen war.

und Canada gefunden und von dort nach China eingeführt, aber die Chinesen ziehen die ihrer heimatlichen Wälder vor, selbst wenn diese bedeutend theurer sind und im Aussehen beider kein Unterschied zu merken ist. Da die Pflanze nur im wilden Zustande vorkommt und sich hartnäckig jedem Culturversuche widersetzt, so ist das Aufsuchen derselben in den nordamerikanischen Wäldern schon mit großen Schwierigkeiten und Kosten verbunden, und während in früheren Jahren an diesem Handelsartikel durch englische und amerikanische Kauffahrer 5- bis 600 Procent gewonnen wurden, ist dermalen der Gewinn daran auf ein sehr bescheidenes Maß reducirt.


Vase aus Bruchporzellan.

Mehrfaches Interesse bieten die Läden, in welchen Porzellanwaaren verkauft werden, deren Fabrication bekanntlich in China bis in ein sehr hohes Alter zurückreicht und schon zu Anfang unserer Zeitrechnung sehr blühend war. Ja, man kann mit Recht annehmen, daß sich diese Industrie trotz einzelnen schönen Erzeugnissen dieser Art, welche man zuweilen zu Gesicht bekommt, gegenwärtig im Verfall befindet, indem manche Porzellanarten gar nicht mehr erzeugt werden können, weil das Geheimniß zu ihrer Fabrication verloren gegangen ist. Was dem Europäer in diesen Läden am meisten auffällt, ist das sogenannte Bruchporzellan (englisch crackle, französisch porcelaine craquellée), welches auf der Oberfläche nach allen Seiten hin gebrochene Linien zeigt, so daß das ganze Gefäß aus an einander gesetzten Stückchen zu bestehen scheint und mit Mosaik viele Aehnlichkeit hat. Auch diese Art von Porzellan vermag man gegenwärtig nicht mehr von so vorzüglicher Qualität herzustellen, als früher. Altes Porzellan ist außerordentlich kostspielig, moderne Erzeugnisse dagegen, namentlich Figürchen, Nippsachen u. s. w., sind

sehr billig und hatten ganz den Anschein, als ob sie vom europäischen Continent eingeführt worden wären.

Eine eigenthümliche Liebhaberei der Chinesen besteht darin, Heuschrecken in ganz kleinen, zierlichen, aus Bambusstreifen oder Draht geflochtenen Käfichen aufzuhängen, in welchen dieselben beständig, ohne Rücksicht auf Tageszeit oder Witterungsverhältnisse, lustig und unverdrossen zirpen. Diese Sitte ist sehr alt, und während man jetzt blos beim Volke solche sorgsam gepflegte Schreier trifft, gab es eine Zeit, wo die Heuschrecke der Gegenstand allgemeinen Entzückens war und alle Ehren der Mode genoß. Sie verdankte dieses unerwartete Glück, wie Abbé Grosier erzählt [1]), einem armen Gelehrten unter der Thang-Dynastie, im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, welcher, um seinem Elende zu steuern, auf den seltsamen Einfall gerieth, mit diesen Insecten Handel zu treiben. Er ging ins Feld, wählte die schönsten Thierchen, machte ihnen kleine Käfiche, kehrte nach der Stadt zurück und bot sie in den vielbelebten Straßen von Tsang-gangan feil. Der Gedanke war neu, die reiche üppige Stadt fand schnell Wohlgefallen an dem aus dem Felde hereinverpflanzten Gesang. Die Kaiserin, die Königinnen, die Palastdamen, Jedermann wollte diese ländlichen Sänger besitzen. Es wurde ein eigenes Hofamt errichtet, um den kaiserlichen Palast stets mit der erforderlichen Anzahl dieser Sing-Insecten zu versehen. Die Liebhaberei stieg bis zur tollsten Manie, man begegnete den kleinen Zirpern in allen Ecken und Enden, man trug sie mit sich in die Visite, die ganze Stadt widerhallte von ihrem Geschrei. Die Kunst, die Industrie bemächtigten sich derselben. Kein Stoff, keine Stickerei, keine Zeichnung, kein Gefäß war mehr zu sehen, worauf sie nicht dargestellt erschienen. Man bildete sie in Metall und Edelstein nach, und keine vornehme Dame dünkte sich vollkommen geschmückt, wenn sich nicht eine Locusta in ihren Haaren befand. Diese Manie ist zwar in China erloschen, aber die lärmenden Insecten bilden noch immer einen beliebten Vergnügungsgegenstand fürs Volk und für die Kinder, und sie werden daher noch jetzt in großer Menge gefangen und in den Straßen verkauft. Merkwürdiger Weise sprechen alle älteren und neueren Schriftsteller bei der Schilderung dieser Sänger stets von Cicaden, während sich herausstellte und durch die Untersuchungen eines der Zoologen der Expedition bestätigt wurde, daß das Insect keine Cicade, sondern eine wie

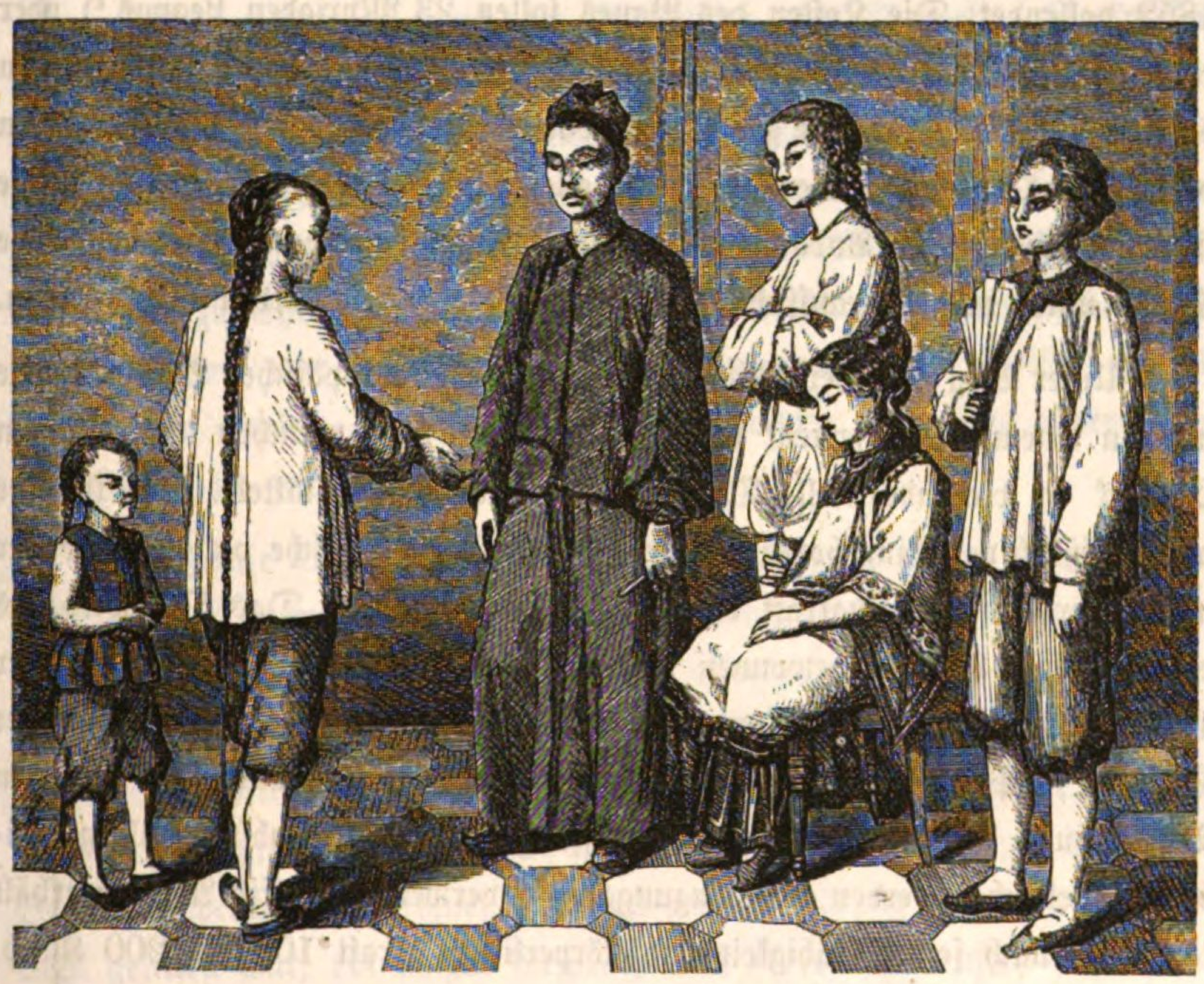
[1]) Description général de la Chine.

es scheint noch unbeschriebene Heuschreckenart (Decticus) ist. Höchst wahrscheinlich gab der Umstand zu dieser mehr als tausendjährigen, irrigen Annahme Anlaß, daß der Laut dieser beiden verschiedenen Insecten-Gattungen ein ziemlich ähnlicher ist, und man daher ohne weitere Prüfung voraussetzte, das im Käfich gehaltene Sing-Insect gehöre gleichfalls zu jener Gattung, deren Naturgeschichte so wie Virtuosität im Zirpen viel früher schon genau bekannt war. Eine solche Heuschrecke befand sich in einem kleinen Käfich mehrere Monate hindurch am Bord, und zirpte trotz Sturm und Unwetter, selbst versperrt im finstern Schrank, lustig fort. Einige Cicaden dagegen, mit welchen gleichfalls Versuche angestellt wurden, lebten nicht länger als zwei bis drei Tage in Gefangenschaft. Keine sang freiwillig, sondern nur wenn sie gequält wurde, oder wenn mehrere in einem Gefäße einander beunruhigten; keine nahm Nahrung zu sich. Augenscheinlich besitzen die Cicaden nicht jene Eigenschaften, um in Gefangenschaft als Stubenthiere gehalten werden zu können, während sich andrerseits Heuschrecken und Grillen zu diesem Zwecke ganz besonders eignen.

Noch wollen wir einige interessante Anstalten besuchen, bevor wir die dumpfe düstere Chinesenstadt verlassen und nach dem freundlicheren europäischen Viertel zurückkehren. Ohnedies bricht schon der Abend herein und nach Sonnenuntergang werden die Thore der Stadt geschlossen und weder Europäer noch Chinese kann nach dieser Zeit mehr aus der Stadt gelangen. Wer sich zufällig verspätet, muß in einem befreundeten Hause für die Nacht Unterkunft suchen, bis der kommende Morgen die Thore neuerdings öffnet, die Verbindungen mit dem Fremdenviertel wieder hergestellt werden und das alte Getriebe von neuem beginnt.

Der nächste Gegenstand, welcher unser Interesse fesselt, ist eine chinesische Schule. Ueber eine hölzerne Treppe gelangt man in einen, bis auf Tische und Stühle leeren Raum, in welchem ein hagerer, bleicher Chinese mit einem langen Zopfe, ein Stäbchen in der Hand, auf- und abschreitet, während an einem Tische ein Dutzend Knaben von 8 bis 12 Jahren mit Lesen beschäftigt ist. Ihre lauten Stimmen tönen bis hinab auf die Straße. Die Kosten der Volksschulen werden in China größtentheils durch freiwillige Beiträge, Stiftungen u. s. w. bestritten. Knaben bemittelter Eltern bezahlen für neun Monate Unterricht drei spanische Dollars. Manche Lehrer haben mehrere Hundert Schüler und verdienen sich zuweilen bis zu

1000 Dollars jährlich. Dies sind freilich Ausnahmen, aber auch im Allgemeinen scheint für den Lehrstand in China viel ausreichender gesorgt zu sein als in Oesterreich oder Deutschland. Er steht dort in weit höherem Ansehen und hat bessere Einkünfte. Wohlhabende Chinesen halten ihren Kindern gewöhnlich Privatlehrer, welche, wie bei uns, zugleich mit der Familie wohnen. Elementarbildung ist in China überaus verbreitet. Es dürfte wenige Chinesen geben, welche nicht mindestens des Lesens und Schreibens kundig



Chinesen.

sind. Ein besonders erfreulicher Beweis religiöser Duldsamkeit, würdig der Nachahmung in christlichen Staaten Europa's, ist das Bestehen protestantischer und katholischer Gotteshäuser mitten unter Buddhistentempeln und anderen, dem heidnischen Cultus geweihten Hallen. Die American Episcopal church, auf Kosten eines reichen Bostoner Kaufmannes und Schiffsrheders, Namens Appleton, im Jahre 1850 mittelst einer Geldsumme von 6000 Dollars (13.200 Gulden) gebaut, zählt dermalen an 80 Convertiten. Es ist ein höchst

einfaches aber zierliches Bethaus, ganz im Style und Charakter der „Chapels“ im Westen der nordamerikanischen Union, und steht in Verbindung mit einer Schule, welche dermalen von 40 Chinesenkindern besucht wird. Jeden Sonntag um zehn Uhr früh wird eine Predigt gehalten, welcher auch Glaubensgenossen aus dem europäischen Viertel beiwohnen. Weit großartiger und imposanter in Anlage und Ausführung ist die katholische Kathedrale von Tong-Kadú, angeblich das schönste Gotteshaus in ganz China. Dasselbe wurde im Jahre 1846 durch freiwillige Beiträge zu bauen begonnen und im Jahre 1852 vollendet. Die Kosten des Baues sollen 23 Myriaden Leangs [1]) oder circa 650.000 Gulden österreichischer Währung betragen haben. Im Innern der Kirche befindet sich eine große, von einem Laienbruder aus Bambusstäben verfertigte Orgel, deren ernste, weihevolle Töne an Festtagen die christliche Gemeinde weithin zur Andacht und Erbauung stimmen. Gegenwärtig steht diese Kirche unter der Oberaufsicht eines Bischofs aus dem Orden der Jesuiten.

Unser Weg aus der Chinesenstadt nach dem europäischen Viertel führte uns an einem Etablissement vorüber, welches uns manchen interessanten Einblick in die industrielle Thätigkeit der Chinesen gestattete. Es ist eine ausschließlich von Eingeborenen betriebene Oelfabrik, welche an 400 Arbeiter und außerdem eine Zugkraft von 80 Ochsen beschäftigt. Das Oel wird aus einheimischen Bohnen gewonnen und zwar so massenhaft, daß täglich über 1400 Katti's oder 1750 Pfund Oel erzeugt werden, welches 74 Käsch per Katti ($1\frac{1}{3}$ Pfund) werthet und sowohl zum Kochen als auch zum Brennen Verwendung findet. Die nach Auspressung der öligen Substanz übrig bleibenden Oelkuchen werden als Düngungsmittel verwendet [2]). Ein Arbeiter erhält täglich je nach seiner Fähigkeit und körperlichen Kraft 100 bis 200 Käsch.

[1]) Eine Myriade = 10.000 Unzen (Leangs oder Taels); 1 Tael = 2 Gulden 80 Kreuzer Oe. W.

[2]) Aber nicht blos Oelkuchen, sondern auch zu Pulver zerstoßene Hörner und Knochen, Barthaare und Nägelabfälle, Ruß und Asche, ja sogar menschliche Excremente werden zu Düngerzwecken benützt. Und es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß sich der Preis der letzteren nach den verschiedenen Menschenracen richtet, die ihn liefern. Der wohlgenährte meist fleischessende Europäer und Amerikaner hat in dieser Beziehung einen bedeutenden Vorzug vor den schlechter genährten Mischlingen, während der größtentheils nur von Gemüsen und Fischen sich nährende Chinese in Bezug auf den Werth seiner Excremente als Düngemittel allen anderen in China lebenden Racen nachsteht. Der Preis dieses Düngers beträgt je nach Qualität 1—3 Dollars per Pikul. Die Sitte, menschliche Excremente als Dünger zu sammeln und zu verwenden, ist im Innern des Reiches noch verbreiteter als in den Küstenprovinzen. „Wüßte man nicht“, schreibt der bekannte Missionär Huc, „wie hoch die Bewohner des himmlischen Reiches diese Art Dünger halten, man könnte den chinesischen Egoismus nicht mit den unzähligen kleinen Appartements vereinbaren, welche die Grundbesitzer aller Orten zur Bequemlichkeit der Reisenden bauen. Es giebt keine

Als wir die Fabrik wieder verließen und nach dem kleinen östlichen Thore einbogen, blieb unser Auge plötzlich auf einem ausgedehnten, zierlichen Hause haften. Es war, wie uns unser Begleiter belehrte, das Eigenthum eines reichen, vornehmen Chinesen, der Wohnsitz der Familie Wuong, welche zu den fünf ältesten und angesehensten Familien Schanghai's zählt. Dies beweist schon ein kleines mausoleumartiges Denkmal aus Stein, welches der Mutter Wuong's wegen ihres wohlthätigen Sinnes und ihrer Menschenfreundlichkeit von den Bewohnern des Districtes, in dem sie lebte, mit Erlaubniß des Kaisers errichtet wurde. Die Sitte, besonders tugendhafte und wohlthätige Frauen durch die Errichtung von Tempeln, Denkmälern u. s. w. auszuzeichnen, ist in China keineswegs selten und steht in wunderlichem Widerspruch zu der fast sclavenmäßigen Behandlung, welche das weibliche Geschlecht daselbst im Allgemeinen erfährt. In der Stadt und Umgebung von Schanghai befinden sich allein an 90 solcher Pforten und Denkmäler zu Ehren musterhafter und philantropischer Frauen. Die Mehrzahl derselben war verheiratet und einzelne von ihnen hatten ein sehr hohes Alter erreicht; ja eine dieser Matronen war 104, eine andere sogar 115 Jahre alt geworden [1]).

Im Hause Wuong's, welcher auch bei Europäern als Kaufherr und Schiffsrheder in großem Rufe steht, wurden wir auf das Freundlichste empfangen. Als wir ins Innere eingetreten waren, brachte ein Diener sogleich in ganz kleinen Tassen Thee, welcher nach Landessitte, ohne Beimischung von Zucker oder Milch, in seiner ganzen nationalen Bitterkeit geschlürft werden sollte. Bald darauf kam eine alte Amme des Hauses und fing mit unserem Begleiter, welcher des Chinesischen vollkommen mächtig und in der Familie wohl gelitten war, ein langes Gespräch über die verschiedensten Gegenstände

Stadt und kein Dorf, wo in dieser Beziehung nicht die übertriebenste Concurrenz stattfände. Auf den besuchtesten Straßen und den verlassensten Orten wundert man sich oft, derartige Häuschen aus Stroh, Erde, ja selbst aus Mauerwerk anzutreffen. Man möchte glauben in einem Lande zu sein, wo sich die Sorge für die Einrichtung von öffentlichen nützlichen Bauten bis zum Extrem steigert. Der Eigennutz ist aber die einzige Veranlassung zu allen diesen Schöpfungen".

[1]) In allen Theilen des weit ausgedehnten Reiches begegnet der Reisende solchen nationalen Huldigungen ausgezeichneter Frauen und Dr. Medhurst sowohl, als auch Fortune und andere Autoren über China erwähnen mehrfach diese höchst bemerkenswerthen Erscheinungen. Eine dieser steinernen Ehrenpforten rühmt Medhurst als von ganz vorzüglicher Schönheit. Sie befindet sich eine halbe Meile diesseits der Stadt Kwang-tih und wurde von der dortigen Gemeinde mit Genehmigung des Kaisers zur Erinnerung an eine besonders tugendhafte und wohlthätige Frau der Stadt errichtet. Ueber dem Portal prangen die Worte: Kin-sin-tsaé-tschung. (Ein goldenes, vollkommenes Herz genau in der Mitte.)

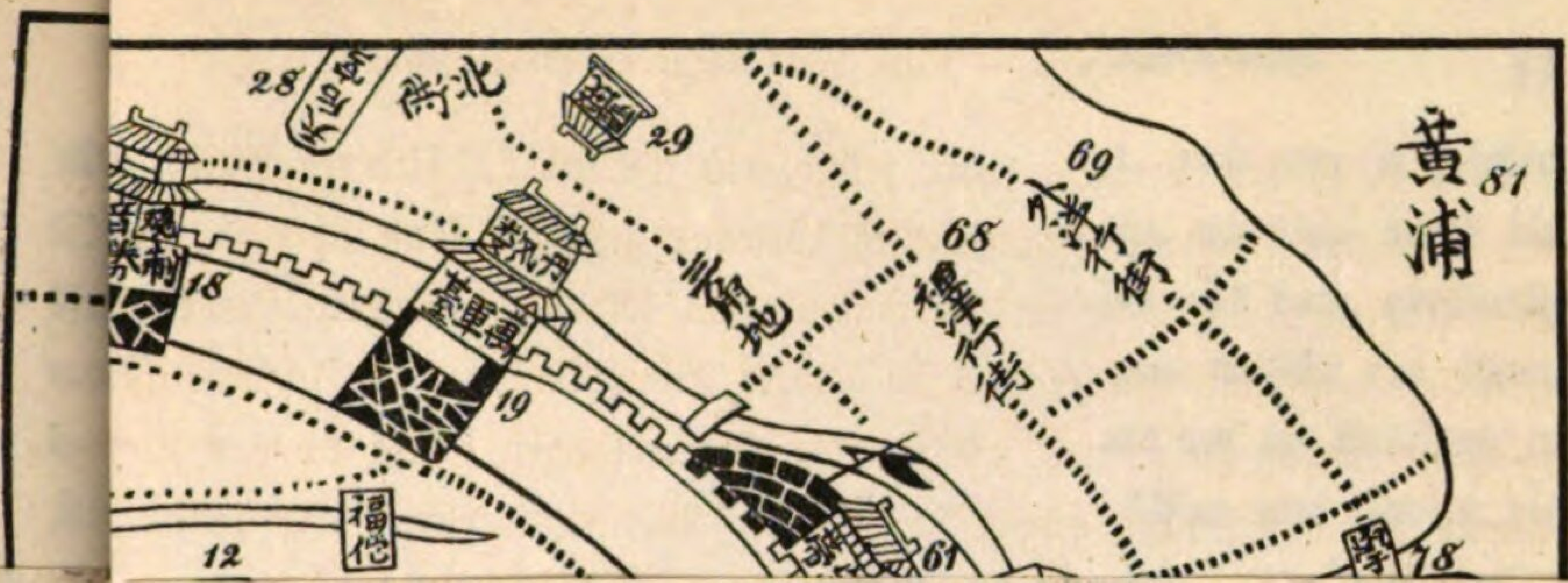
an. Endlich kam der Hausherr selbst, ein stattlicher, biederer Mann, in ein elegantes leichtes, grauseidenes Gewand gehüllt, sonst aber in Tracht und Aussehen sich nicht im Geringsten von seiner chinesischen Dienerschaft unterscheidend, und führte uns im ganzen Hause herum. Er schien sichtbar Gefallen daran zu finden, die inneren Einrichtungen seines schönen Besitzthums einem Fremden zeigen zu können. Wir wanderten durch zahlreiche, einfach aber elegant möblirte Gemächer mit verschiedenen Abtheilungen und Verbindungsgängen, zwischen denen wieder kleine Gärtchen mit zwergartigen Gewächsen, künstlichen Grotten und Felspartien angelegt waren. In einem der Zimmer war ein Punkah angebracht, eine seltene Erscheinung in einem chinesischen Haushalte. Im Lese- oder Studirzimmer angelangt, bat uns der Hauswirth auszuruhen und ließ neuerdings Thee bringen. Das kleine aber zierliche Gemach war ringsum mit chinesischen Inschriften (meist Sprüchen des Confucius) bedeckt, welche, auf weiße Papierrollen geschrieben, an den Wänden herabhingen. Während wir Thee tranken und eifrig conversirten, brachte ein Diener ziemlich dicke, in heißes Wasser getauchte Tücher, um Gesicht und Hände damit abzuwischen. Die verdunstende Feuchtigkeit entzieht der Haut die Wärme und bringt dadurch eine so erfrischende Wirkung hervor, daß man zu bedauern beginnt, dieses Verfahren in heißen Ländern nicht mehr verbreitet und nicht auch bei uns an schwülen Sommertagen angewendet zu sehen.

Was den in Seide gehüllten chinesischen Hausherrn am meisten an uns zu interessiren schien, war unser Anzug. Wiederholt befühlte er den schwarzen Rock aus Alpacawolle, den eines der Expeditionsmitglieder trug, und sagte: „Diese westlichen Völker sind doch wunderliche Leute; sie tragen viel mehr Kleider als wir und schwitzen doch weniger;" — und dabei fuhr sich Wuong mit dem erwähnten Tuch ein paar Mal über das Gesicht, nachdem es zuvor ein Diener neuerdings in heißes Wasser getaucht und wohl ausgewunden hatte. Als wir uns verabschiedeten, begleitete uns der fein manierliche Hausherr bis an die Schwelle seiner Behausung.

In der Vorhalle lehnte eine Anzahl roth angestrichener Tafeln aus Holz, auf welchen die Ehrentitel der Familie Wuong mit großen goldenen chinesischen Schriftzeichen geschrieben standen, und die bei festlichen Aufzügen dem in einer Sänfte sitzenden Familienoberhaupte vorangetragen werden. —

Kehren wir nach dieser Wanderung durch die Chinesenstadt in das „Fremden-Viertel" zurück, wo sich ein völlig verschiedenes Leben entfaltet.

chen Original-Plane.



Alles ist hier nach europäischem Zuschnitt eingerichtet, und nur in solchen Dingen nimmt das Auge eine Abweichung davon wahr, wo diese durch die klimatischen Verhältnisse geboten wird. Die Häuser sind alle hoch, geräumig und luftig, meist in der Mitte von Garten gelegen, und manche von ihnen haben sogar ein palaisartiges Aussehen. Mehr noch als auf die Kaufleute in Broadway läßt sich auf die fremden Kaufherren in China und Indien die Bezeichnung „merchant-princes" anwenden, denn bei ihnen herrscht viel mehr wie irgendwo anders in der mercantilen Welt ein wahrhaft fürstlicher Luxus. In einem Orte, wie Schanghai, welcher dem gebildeten Fremden so wenig Entschädigung für zahlreiche geistige Entbehrungen zu bieten vermag, sucht man sich leicht begreiflicher Weise wenigstens die materielle Existenz so behaglich und angenehm als nur immer möglich zu machen. Diesen Grundsatz sieht man illustrirt und consequent durchgeführt in der splendiden Bauart der Wohnsitze und ihrer prachtvollen, mit raffinirtem Comfort ausgestatteten Einrichtung, so wie in der scrupulösen Sorge für Küche und Keller.

In den ebenerdigen Geschossen befinden sich die Comptoirs und Magazine, im ersten Stockwerke die Salons, das Speisezimmer und die Schlafgemächer. Alle diese verschiedenen Räume sind mit eben so viel Pracht als Geschmack eingerichtet, fast jeder einzelne Gegenstand trägt den soliden Stempel englischen Ursprungs an sich. Bis in die kleinsten Details ist der Comfort englischer drawing-rooms nachgeahmt, und wird noch vermehrt durch gewisse, den Sitten asiatischer Völker entnommene Zuthaten: duftende Matten vor Thüren und Fenstern; Punkahs, welche, von chinesischen Dienern in Bewegung gesetzt, fortwährend frische Luft zuführen; durch Veranda's oder Glasgänge, wo man des Morgens und Abends, in einem rocking-chair [1]) sich wiegend, eine gar angenehme Kühle genießt. Eine zahlreiche Dienerschaft schwirrt beständig umher und ist eifrig bemüht, den leisesten Wunsch den Lippen ihres Gebieters abzulauschen und zu erfüllen. Es giebt vielleicht in keinem Theil der Erde verständigere und exactere Diener, als die Chinesen. Sie verrichten die verschiedensten Arbeiten mit überraschend viel Tact, Ordnung und Geschick. Alles geschieht geräuschlos und doch schnell, man ist vortrefflich bedient, ohne durch allzu große Aufmerksamkeit belästigt zu werden.

Die Mitglieder der Novara-Expedition genossen in Schanghai die umfassendste Gastfreundschaft. Selbst die Anwesenheit der verschiedenen

[1]) Nordamerikanischer Schaukelstuhl.

Gesandtschaften und die ungeheure Wichtigkeit der Ereignisse, von welchen eben der Golf von Petschili im Norden China's der Schauplatz war, hinderten nicht, daß man der ersten maritimen Expedition einer deutschen Großmacht die schmeichelhafteste Theilnahme zuwendete. Fremde der verschiedensten Nationen und Stände, Consuln, Missionäre, Kaufherren, Naturforscher, Zeitungsredacteure, ein Jeder bemühte sich von seinem Standpunkte aus uns nützlich zu sein und unsere Zwecke fördern zu helfen.

Einer der angesehensten Aerzte und Missionäre der Londoner Missionsgesellschaft, Dr. B. Hobson, welcher seit dem Jahre 1838 in der edlen Eigenschaft eines „medical missionary" heilend und lehrend in Canton lebte[1]) und erst wenige Monate vor unserer Ankunft in Folge der Kriegsereignisse nach Schanghai übersiedelt war, hatte die Güte, uns aus seinem reichen Schatze von Erfahrungen in China viele werthvolle Daten mitzutheilen und uns mit den verschiedenen Zweigen der segensvollen Wirksamkeit der Mitglieder der Londoner Missionsgesellschaft bekannt zu machen. Dieselbe beschränkt sich keineswegs auf die Verbreitung christlicher Tractate und Schriften in chinesischer Sprache, sie umfaßt gleichzeitig das löbliche Bemühen, armen, kranken Chinesen auch in ihren leiblichen Nöthen beizustehen und Hülfe zu bringen. Während der tüchtige, sprachgewandte Dr. Muirhead an der Spitze der Missionsschule steht und bekehrten Chinesen an Sonntagen das Wort des Herrn verkündet, und der nicht minder eifrige Mr. Wylie der Buchdruckerei vorsteht, ist der überaus vielseitig und hochgebildete Dr. Hobson mit der Leitung des Spitals betraut, dessen Kosten theils durch die Missionsgesellschaft, theils durch die europäische Gemeinde bestritten werden.

Das Gebäude selbst ist ziemlich klein und unbedeutend und kann höchstens einige dreißig Patienten aufnehmen. Allein es wurde hauptsächlich nur für solche Fälle errichtet, welche die Engländer mit „accidents" zu bezeichnen pflegen und die in Körperverletzungen in Folge eines zufälligen Sturzes, einer Schlägerei u. s. w. bestehen; dagegen werden jeden Tag von zwölf bis ein Uhr an Leidende Consultationen ertheilt und Arzeneien unentgeltlich verab-

[1]) In dem von Dr. Hobson in der sogenannten Western Suburb in Canton vom Jahre 1848 bis 1858 geleiteten Spital wurden jährlich durchschnittlich mehr als 20.000 Kranke beider Geschlechter behandelt. Während der ungesundesten Zeit des Jahres (Mai und Juni) suchten daselbst oft 3000 bis 3400 Patienten Hülfe. In dem Ordinations-Saale wurden überdies dreimal wöchentlich an 200 bis 250 Patienten ärztlicher Rath ertheilt und Medicamente unentgeltlich verabreicht.

reicht. Hunderte von Kranken strömen herbei, um von dieser Wohlthat Gebrauch zu machen, und während Dr. Hobson in der kleinen Apotheke ordinirt und dispensirt, predigt in Wartesaal ein einheimischer Lehrer den zur Consultation Gekommenen das Wort des Herrn.

Wir verweilten eine ganze Stunde im Ordinationszimmer und hatten dadurch nicht nur Gelegenheit, die verschiedensten Krankheitsfälle, meist chirurgischer Natur, zu sehen, sondern auch manches instructive Wort aus Dr. Hobson's Munde zu vernehmen. So z. B. bemerkte derselbe auf Grund einer mehr als sechzehnjährigen ärztlichen Praxis, daß die Chinesen durch Mercur und Chinin ungemein leicht angegriffen werden. Eine sehr geringe Dosis dieser Heilstoffe reicht hin, um eine bedeutende Wirkung zu erzielen. Seltsamer Weise ist Chinin als tonisches und Fiebermittel in den chinesischen Apotheken nicht bekannt und wird fast ausschließlich nur zur Heilung der „Sucht des Opiumrauchens" verschrieben.

Ein Arzt wird in China mit großer Auszeichnung behandelt und gemeiniglich szí-vaý (ehrwürdiger Lehrer) genannt. In den letzten Jahren hatten die Cholera (tschan-kan-tschin, wörtlich: Zusammenziehen der Sehnen) und die Blattern große Verheerungen unter dem Volke angerichtet, und das furchtbare Auftreten der letzteren Krankheit war Ursache, daß von den englischen Missionären eine kurze Abhandlung über die Wichtigkeit der Kuhpockenimpfung in chinesischer Uebersetzung herausgegeben wurde. Besonders unter den Kindern soll die Sterblichkeit an bösartigen Blattern groß, und die durch diese Krankheit verursachten Fälle von Leukoma oder Erblindung sehr zahlreich gewesen sein.

Dr. Hobson, welcher bereits im Jahre 1851 eine Physiologie im Canton-Dialekt veröffentlichte, hatte so eben auch ein Handbuch der praktischen Chirurgie in chinesischer Sprache (Canton-Dialekt) mit 400 Holzschnitten beendigt und gleich der ersteren durch chinesische Arbeiter drucken lassen. Selbst die Zeichnungen waren durch einheimische Kräfte nach englischen Originalien auf Holz gezeichnet und geschnitten. Viele in diesem Werke enthaltene wissenschaftliche Ausdrücke mußten erst neu gebildet, oder konnten nur durch Umschreibung gegeben werden. Dr. Hobson beabsichtigt schon in den nächsten Jahren dieser schönen Arbeit ein neues Werk über Arzneikunde, so wie eine Abhandlung über Frauen- und Kinderkrankheiten gleichfalls in dem am meisten verbreiteten Canton-Dialekt folgen zu lassen.

Die Chinesen besitzen indeß selbst eine ziemlich umfassende medicinische Literatur, aus welcher hervorgeht, daß dieselben der Heilwissenschaft schon in der frühesten Zeit die größte Aufmerksamkeit zuwendeten. Einer chinesischen Sage zufolge soll der Chinesenkaiser Schi-nung bereits 3200 Jahre vor Chr. G. eine Materia medica zusammengestellt und um das Jahr 2630 vor Chr. G. der Kaiser Hwang-té ein Werk unter dem Titel: Son-wán" (offene medicinische Fragen) geschrieben haben. Das berühmte Werk: „Die Lehre vom Puls" von Wang-shu-ho wurde unter der Regierung Tsche-Hwang-té (des Bücherverbrenners) ungefähr 510 Jahre vor Chr. G. geschrieben. Eine zweite Auflage davon wurde unter der Regierung Kang-he's im Jahre 1693 unserer Zeitrechnung herausgegeben. Um das Jahr 229 nach Chr. G. schrieb der chinesische Arzt Tschang-kae-pin das erste chinesische Werk, welches nebst dem theoretischen Theile der Medicin zugleich auch Recepte enthielt. Die große chinesische Materia medica wurde von Li-tschi-kan verfaßt und durch dessen Sohn um das Jahr 1600 n. Chr. G. unter der Regierung von Wan-leih herausgegeben. Das größte chinesische medicinische Werk ist E-tsang-kin-keen, oder: goldener Spiegel medicinischer Schriftsteller, mit kaiserlicher Erlaubniß aus den besten Werken früherer einheimischer Autoren zusammengetragen, namentlich aus dem „Nan-king" und den Schriften des Dr. Tschang-kae-pin. Dasselbe wurde im Jahre 1743 unserer Zeitrechnung (dem siebenten der Regierung von Keen-lung) herausgegeben und umfaßt 32 Octavbände mit mehr als 400 Holzschnitten [1]).

Die Mittheilungen, welche uns Dr. Hobson über die grauenhafte Erscheinung der Leprakrankheit in China machte, sind nicht blos von ärztlichem, sondern von so allgemeinem Interesse, daß wir die Aufgabe dieser Blätter nicht zu verkennen glauben, indem wir diese werthvollen Daten hier ihrem ganzen Umfange nach folgen lassen.

Die Chinesen betrachten die Lepra als die furchtbarste Krankheit, welche, ohne geheilt werden zu können, Andere ansteckt, und sie fliehen daher mit großer Scheu alle damit Behafteten. Gleich dem mosaischen Volke sprechen die Chinesen von der Lepra als von einer Folge der Unsittlichkeit,

[1]) Wir sahen dieses großartige Werk in der Privat-Bibliothek des obersten Chefarztes der Colonie in Hongkong, Dr. W. A. Harland, welcher eben im Begriffe stand, eine größere Arbeit über chinesische Heilstoffe herauszugeben, als diesen ausgezeichneten, überaus strebsamen Mann in treuester Erfüllung seines Berufes der Tod ereilte.

einer gerechten Sühne für begangene Sünden. Aus diesem Grunde werden auch Leprakranke selten bemitleidet. Keine theilnehmende Hand reicht ihnen Hülfe, kein Herz fühlt sich hingezogen ihren trostlosen Zustand zu mildern, und so sind die Aermsten, der Menge gegenüber, nur Gegenstände des Abscheues und der Furcht. Lepra heißt im Chinesischen Lae. Im kaiserlichen Wörterbuche des Kang-he wird Lae als eine bösartige Krankheit bezeichnet, welche auf der Haut in Form von Finnen und Pusteln ausbricht. Gützlaff und andere Sinologen gebrauchen indeß für Lepra die Worte Ma-fung, welche auch von einheimischen Autoren angewendet werden, um diese Krankheit zu bezeichnen.

Die chinesischen Aerzte betrachten dieselbe als ein in den Körper gedrungenes giftiges Effluvium, welches das Blut angesteckt hat. Sie behaupten sechsunddreißig Arten von Lepra zu kennen, wohin sie alle Formen und Varietäten von Lichen, Scabies, Psoriasis und Syphilis zählen. So gewöhnlich diese Krankheit im Süden China's, eben so unbekannt ist sie im Norden des Reiches; ihre Verbreitungssphäre scheint daher innerhalb des Tropengürtels die Grenze zu finden. Es wird sogar von wohlhabenden Chinesen berichtet, daß sie, mit der Lepra behaftet, nach Peking übersiedelten und nach zweijährigem Aufenthalte daselbst alle Spuren jenes ekelerregenden Aussatzes verloren, daß aber, sobald sie wieder nach dem Süden kamen, das Uebel von neuem ausbrach.

Die Lepra scheint das Leben nicht physisch zu verkürzen. Es giebt in China viele alte Leute, welche mit diesem Uebel behaftet sind, und im Lazarusdorf bei Canton lebt ein achtzigjähriger Leprakranker, welcher sich schon seit sehr langer Zeit in diesem Asyle für Unheilbare befindet. Selbstmord soll unter Leprakranken nicht selten sein, indem sie sich durch eine starke Dosis Opium vergiften, sich erhängen oder ersäufen; denn sterben, sagen sie, heißt rein werden. Obschon die Chinesen an die Erblichkeit der Lepra glauben, so sind sie doch zugleich der Ansicht, daß die Krankheit in der dritten Generation eine mildere Form annimmt und in der vierten gänzlich verschwindet. Heiraten mit Abkömmlingen leprakranker Eltern oder Großeltern kommen niemals vor, dagegen heiraten Leprakranke oder ihre Kinder unter sich. Ein Leproser in der vierten Generation würde sich jedoch nur mit einem Mädchen verbinden, welches sich in gleichem Stadium der Krankheit befindet. Die Kinder aus einer solchen Ehe werden als gesund und

frei von Lepra betrachtet, und bleiben nicht länger mehr von irgend einem gesellschaftlichen Rechte ausgeschlossen.

Der Chinese hält aber die Lepra nicht blos für erblich, sondern auch für ansteckend durch die bloße Berührung. Der Vater flieht daher sein eigenes Kind; die Kinder fliehen ihre Eltern; sie wollen nicht zusammen essen und trinken, noch den Stuhl benützen, auf dem der Leprakranke gesessen, bevor nicht mit einem Fächer die Luft umher gereinigt worden ist. Selbst das Gesetz behandelt die Lepra als eine ansteckende Krankheit. Ein reicher Leprakranker darf es nicht wagen, seine eigenen, von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossenen Gemächer zu verlassen, ohne sich der Gefahr preiszugeben, von der Polizei ergriffen und zu einer hohen Geldstrafe verurtheilt oder in das sogenannte Lepradorf in der Nähe von Canton geschickt zu werden — einen Ort menschlichen Jammers und Elendes, den selbst Aussätzige mit Grauen betreten [1]).

Da die chinesischen Aerzte die Leprakrankheit für eine Vergiftung des Blutes ansehen und in ihrer Behandlung dem Grundsatze Hahnemann's: similia similibus folgen, so wählen sie als Heilmittel dafür die widerlichsten, ekelhaftesten Stoffe, welche ihre Materia medica zu bieten vermag, wie z. B. Krötenspeichel, Käfer, Schlangen, Würmer, Skorpione, Tausendfüße u. s. w.

Dr. Hobson hält die Lepra, wenn einmal entwickelt, für unheilbar. Mittel wie Arsenik, Salze, Säuren, kurz Alterantien, haben zuweilen im ersten Stadium der Krankheit einige Wirkung, eben so Sublimat- und Jodbäder und Mercureinreibungen. Indeß sind äußere Mittel in der Regel nicht hinreichend, die Krankheit an der Wurzel zu fassen, ihr Sitz ist tiefer als bei gewöhnlichen Hautaffectionen.

[1]) Im Lepradorf bei Canton, das unter der Leitung chinesischer Aerzte steht, befinden sich ungefähr 700 Kranke beiderlei Geschlechtes, von welchen ein jeder täglich 20 Kupfer-Käsch zur Bestreitung seiner Nahrung erhält. Die Aufseher bemerkten Dr. Hobson, welcher die Anstalt zu wiederholten Malen besucht hatte, daß nach ihren vieljährigen Erfahrungen und Beobachtungen die Lepra nicht in allen Fällen von den Eltern auf die Kinder übergehe; daß einige Frauen von Leprosen keinerlei Spur der Krankheit an sich tragen, daß diese aber auch nicht gewissermaßen gesetzmäßig bei der dritten oder vierten Generation aufhöre und völlig verschwinde. Die chinesischen Aufseher und Wärter wußten indeß eben so wenig einen Grund für das Auftreten der Lepra bei Kindern zu bezeichnen, deren Eltern davon völlig frei waren, als sie sich genaue Rechenschaft zu geben verstanden über die verschiedenen Formen und die rasche Verbreitung des Uebels bei dem Einen, so wie über die mildere Form und den langsamen Fortschritt desselben bei dem Andern. Schweiß und Ausdünstung der krankhaften Theile sollen von den Kranken nicht empfunden werden.

In neuester Zeit sind die Samenkörner der Tschaul oder Tscharul-Mugra, einer Flacourtiacee (Gynocardia odorata) von mehreren englischen Aerzten in China und Indien gegen Leprosis angewendet worden und zwar in einzelnen Fällen mit solchem Erfolge, daß man sich höchst sanguinischen Hoffnungen in Bezug auf ihre Heilkraft in Leprafällen hinzugeben beeilte. Dr. Hobson erzählte uns, daß ihm Dr. Mouat vom medicinischen Collegium in Calcutta, welcher die Aufmerksamkeit zuerst auf diese Pflanze richtete, eine entsprechende Quantität Samenkörner zum Versuch nach Canton sandte [1]). Dieselben werden zu einem groben Pulver zerstoßen und sodann in Dosen von ungefähr 60 Gran zwei Mal des Tages eine geraume Zeit lang gegeben, und die wunden Stellen zeitweise mit dem, aus den Körnern gepreßten Oele eingerieben. Das Mittel muß aber 4 bis 6 Monate lang unausgesetzt gebraucht und von Zeit zu Zeit durch auflösende Salze unterstützt werden. Das erste Symptom der Besserung zeigt sich in Abnahme der Prominenz und Röthe der Eruption, so wie dadurch, daß rings um dieselbe weiße Schuppen sichtbar werden. Dieses Heilmittel ist zwar den Chinesen längst bekannt, aber diejenigen, welche die heilwirkende Eigenschaft der Samenkörner der Tscharul-Mugra kennen, halten dieselbe in ihrem Interesse geheim [2]). Dr. Hobson versicherte, zwei Leprafälle im Beginn und von höchst milder Form durch die Anwendung dieser Samenkörner geheilt, und mehrere wesentlich gebessert gesehen zu haben; aber auch dieser vielerfahrene Arzt bezweifelt die Heilkraft der Tscharul-Mugra in Fällen von vollständig entwickelter Lepra, welche seiner Ansicht nach hauptsächlich eine Krankheit des Blutes ist; ein Gift, das nichts mehr aus dem Körper zu entfernen vermag. Gegen Scropheln soll der Same dieser Flacourtiacee ebenfalls von Nutzen sein.

[1]) Im Armenasyle (Monega Choultry) zu Madras, wo Dr. Mudge in einem abgesonderten, fortwährend von mehr als hundert Elephantiasiskranken belegten Spital zwei Jahre hindurch mit dem nämlichen Medicamente in allen Formen und Methoden gleichfalls Versuche angestellt hatte, erwies sich dasselbe als gänzlich unwirksam und seine Anwendung wurde daher wieder völlig aufgegeben. Die Hindus gebrauchen gegen die Lepra nebst der Tscharul-Mugra noch die sogenannten asiatischen Pillen, aus Arsenik, Pfeffer und der Wurzel von Asclepias gigantea bestehend.

[2]) In einem chinesischen medicinischen Werke heißt es über diese Pflanze: „Tae-fung-tszi: Geschmack ätzend, erhitzend. Aus dem Süden (hiermit ist wahrscheinlich die Malakkastraße gemeint) eingeführt. Verursacht eine Veränderung im Blute und ist daher nützlich in Leprafällen, wo das Blut krankhaft ist. Erweist sich durch das, aus den Samenkörnern gepreßte Oel gleichfalls vortheilhaft bei Geschwüren, Ausschlägen und Psoriasis und tödtet Würmer. Dieses Mittel sollte in Pillenform administrirt werden."

Gleich den Mitgliedern der Londoner Missionsgesellschaft entwickeln auch jene der verschiedenen Missionen der Vereinigten Staaten von Nordamerika eine vielseitige rühmenswerthe Thätigkeit.

Der hochwürdige Dr. Bridgman, welcher über ein Vierteljahrhundert als Missionär in China segensvoll wirkte, stand zur Zeit unseres Besuches an der Spitze der American Episcopal Mission und war zugleich einer der ältesten und angesehensten Bürger der kleinen Fremden-Ansiedlung. Derselbe hatte die Aufmerksamkeit, die verschiedenen Mitglieder seiner Mission, welche um das Studium und die Literatur der chinesischen Sprache nicht weniger Verdienste besitzen als um die Verbreitung des Christenthums, in seiner einfachen aber traulichen Behausung zu versammeln und den Novara-Reisenden das Vergnügen eines persönlichen Austausches mit diesen gelehrten Männern zu verschaffen. Wir lernten hier den, durch seine gediegenen historischen und linguistischen Arbeiten über China in den weitesten Kreisen bekannten und geschätzten Mr. Wells Williams [1]), so wie die, durch ihre gründliche Kenntniß der chinesischen Sprache ausgezeichneten Missionäre Syle, Aichison, Macy, Jones, Blodget kennen, und gelangten durch diesen interessanten Verkehr in die erfreuliche Lage, über mehrere, von Herrn Dr. Pfizmaier angeregte und der Erörterung empfohlene Wünsche Auskunft zu erhalten, und uns über manches in ethnographischer, naturwissenschaftlicher und linguistischer Beziehung bisher Unbekannte oder Ungenaue bestimmtere Aufklärungen zu verschaffen. Ueber die meisten dieser Gegenstände wurde bereits während der Reise an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften Bericht erstattet; von anderen bleiben umfassendere Elaborate den Publicationen über die wissenschaftlichen Ergebnisse der Novarafahrt vorbehalten.

Hier wollen wir nur einen einzigen dieser angeregten Wünsche als von allgemeinerem Interesse näher erörtern, nämlich die neuesten Forschungen über den höchst eigenthümlichen, noch so wenig gekannten, halbwilden Volksstamm der Miáu-tze.

Diese merkwürdigen Menschen werden hauptsächlich in den Provinzen Kwei-chau, Yun-nán, Szechuen, Húnán, Kwang-si und im westlichen Theile von Kwang-tung angetroffen. Die wilden Stämme auf der Insel

[1]) Geography, Statistics and Natural History of the Chinese Empire. New-York 1847. — Tonic dictionary of Chinese Language. Canton 1856. — Chinese Commercial Guide, etc. fifth Edition. Hongkong, a Sortrede et Co. 1863.

Formosa gehören dagegen einer völlig verschiedenen Abstammung an. Im kaiserlichen Dictionär von Kang-hi wird das Zeichen 苗 miáu (eine Zusammensetzung der Worte „Blume" und „Feld") als „Samensprossen, Grashalme, die vom Samen entsprießen" bezeichnet. Das Wort 子 tsz dagegen ist der gewöhnliche Ausdruck für Sohn, Abkömmling. Dieser Erklärung zufolge scheinen also auch die Chinesen die Miáu-tsze als die Kinder des Bodens, als Aboriginer oder Urbewohner des Landes zu betrachten. In ihren Berichten über dieses seltsame Volk theilen es die Chinesen in „Sang" und „Schuh". Sang, gewöhnlich nur in Bezug auf Früchte gebraucht, bedeutet „grün, unreif", schuh dagegen „reif"; oder, in Bezug auf Nahrung, „sang" roh, und „schuh" gut gekocht. Sie wollen damit die wilden, unabhängigen „grünen", im Gegensatze zu den unterworfenen, civilisirteren „reifen" Miáu-tsze bezeichnen. Die Unterwerfung und Civilisation der letzteren ist indeß bis jetzt nur sehr unvollkommen gelungen. Wie in längst vergangenen Zeiten, so sind die Miáu-tsze noch bis zur Stunde für die Chinesen lästige, unruhige Nachbarn. Herr Dr. Bridgman hat die interessanten Aufzeichnungen eines chinesischen Gelehrten über die Miáu-tsze während seiner Reisen in der Provinz Kwei-chau ins Englische übersetzt und dadurch manchen neuen Beitrag zur Kenntniß der „Kinder des Bodens" geliefert; das Werk enthält in zwei Octavbänden von gleichem Umfange 82 Skizzen oder Schilderungen. Jede derselben füllt durch eine, je nach dem Umfange des Mitgetheilten mehr gedrängte oder weiter gehaltene Handschrift eine Seite aus, während sich auf der nebenstehenden eine den Text erläuternde Illustration befindet. Dieses höchst seltene Werk theilt die Miáu-tsze in 82 Stämme von mehr oder minder rohen Sitten, welche zum größten Theil keinerlei Schriftsprache besitzen, die wichtigsten Ereignisse blos durch gewisse Einschnitte in Stäbe oder durch sogenannte Kerbhölzer vor Vergessenheit bewahren, und sich nur von Waldfrüchten, Fischen und dem Fleische wilder Thiere nähren. Sie gehen gewöhnlich barfuß, sind höchst dürftig gekleidet, führen ein sehr mühevolles, entbehrungsreiches Leben und nehmen in allen Nöthen ihre Zuflucht zu bösen Geistern. Nur wenige Stämme unter ihnen treiben Ackerbau, sind industriös und verehren bei ihren Festen Buddha[1]). Einige

[1]) In der Abbildung des chinesischen Originals, welche die Lo-hán-miáu oder buddhistischen Aboriginer schildert, ist Buddha in einer Höhle auf einem Felsen dargestellt. Zwei brennende Lichter stehen

dieser Stämme scheinen sich indeß schon ziemlich stark mit den Chinesen vermischt zu haben, wie z. B. die Tsche-tschai-miáu im District Kutschau, wohin sich einst der Rebelle Ma-sán-pái mit 600 seiner Leute flüchtete, als sein Versuch, unter dem feudalen Anführer Wú-san-kwei die regierende Dynastie zu stürzen, mißglückt war. Viele dieser Flüchtlinge gingen eheliche Verbindungen mit eingeborenen Frauen ein und werden noch jetzt mit dem Namen der sechshundert wilden Miáu-Familien bezeichnet.

In der Nähe von Dr. Bridgman's Behausung besteht eine auf Kosten der Mission unterhaltene Schule, in welcher 20 arme chinesische Mädchen während 5 Jahren in ihrer Muttersprache im Lesen, Schreiben, Rechnen, so wie in den Grundsätzen des Christenthums unterrichtet und sodann mit einer kleinen Ausstattung an brave Chinesen (christlicher Religion) verheirathet werden. Von der Ansicht befangen, daß sich günstigere Erfolge erzielen lassen, wenn man die verschiedenen Lehrgegenstände den Schülerinnen in der Muttersprache vorträgt, wird die englische Sprache gänzlich vernachlässigt. So interessant und bewunderungswürdig es aber auch ist, amerikanische Frauen in chinesischer Sprache Unterricht ertheilen zu hören, so hat doch diese Lehrmethode in der Folge manchen Nachtheil und die Mission wie die menschliche Gesellschaft im Allgemeinen würden weit mehr Nutzen davon ziehen, wenn sich die, in so philantropischer Absicht herangebildeten weiblichen Geschöpfe zugleich auch eine, ihren Gesichtskreis erweiternde, gründliche Kenntniß des englischen Idioms erwerben könnten.

In der ebenfalls durch die Mission erhaltenen Schule für chinesische Knaben wird ein anderes Lehrsystem befolgt. Die Kinder lernen eine Epistel zuerst in chinesischer, dann in englischer Sprache, und müssen hierauf das Chinesische ins Englische übersetzen. Wir hörten z. B. einen jungen Chinesen das Buch Ruth erst im Chinesischen, dann im Englischen hersagen. Hierauf im Englischen über die Bedeutung gewisser Stellen examinirt, antwortete

neben ihm, eines auf jeder Seite, und vor ihm zwei Betende in devoter Stellung, während man in einiger Entfernung ein Weib mit einem Kinde gewahrt, das sich der Gottheit nähert. Die Männer tragen Fuchsschwänze als Kopfschmuck, und ihre langen Haare hängen aufgelöst und nachlässig tief herab über die Schultern. Jährlich am dritten Tage des dritten Mondes, erzählt der chinesische Reisende, bringen Alt und Jung, Männer und Frauen dem Gotte Buddha Früchte zum Opfer, und singen und tanzen drei auf einander folgende Tage hindurch, während sie sich gleichzeitig jeder Art gekochter Nahrung enthalten. Aus dem Umstande, daß die Sitte, einen Fuchsschwanz als Kopfputz zu tragen, auch bei den Vorfahren der Mandschu's üblich war, und daß dieser Stamm Buddha's Statue verehrt, will Dr. Bridgman auf ehemals bestandene Beziehungen zu fremden Völkern schließen.

derselbe ziemlich präcis im nämlichen Idiom. Der Unterricht in dieser Schule ist zum größten Theil weiblichen Lehrerinnen anvertraut. Zwei derselben, Miß Jones und Miß Conover, bekundeten eine bedeutende Kenntniß der chinesischen Sprache und eine bewunderungswürdige Gabe der Mittheilung. Keine der angestellten Lehrerinnen ist verheiratet, während die Frauen der Missionäre nicht in der Schule unterrichten, sondern sich mit der Erziehung ihrer eigenen Kinder beschäftigen. Wir trafen vierzig chinesische Knaben, welche auf Kosten der Mission Unterricht erhalten, deren Eltern sich jedoch schriftlich verpflichten mußten, ihre Kinder zehn Jahre lang, nämlich bis zur Beendigung ihrer Erziehung, nicht aus der Anstalt zu nehmen. Diese Bedingung ist durch den wankelmüthigen Charakter der Chinesen dringend geboten, weil es sich sonst nicht selten ergeben dürfte, daß chinesische Eltern ihre Kinder vielleicht gerade in einem Momente wieder nach Hause nehmen würden, wo der sittigende Einfluß christlicher Cultur im jugendlichen Gemüthe zu keimen beginnt. Im Ganzen hat die Mission schöne Erfolge aufzuweisen. So sahen wir einen Schüler, welcher der Gesellschaft gegenwärtig als Lehrer angehört und das Englische fast geläufiger als seine Muttersprache spricht und schreibt. Ein anderer auf Kosten der Mission erzogener junger Chinese, Yuan-wing, brachte acht Jahre im Yale College im Staate Massachusetts zu, und verdient gegenwärtig seinen Lebensunterhalt, indem er hiesigen Handelshäusern Briefe und Documente aus dem Englischen ins Chinesische, oder umgekehrt übersetzt.

Der seither verstorbene Dr. Bridgman war Gründer und Präsident des ersten wissenschaftlichen Vereins in Schanghai, der North China Branch of the Royal Asiatic Society. Diese Gesellschaft zählt fast alle in Schanghai lebenden Fremden zu Mitgliedern, welche sich im Winter regelmäßig zu geistigem Austausch versammeln, und giebt von Zeit zu Zeit in einer, von ihr veröffentlichten Zeitschrift Kunde von den Strebungen, Erfahrungen und Erfolgen ihrer Genossen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft.

Zu Ehren der Anwesenheit der Novara-Reisenden wurde eine außerordentliche Sitzung abgehalten, bei welcher einige vierzig Personen anwesend sein mochten. Der Präsident Dr. Bridgman begrüßte den Befehlshaber der Expedition und dessen Gefährten in einer warmen Ansprache, welche vom Commodore v. Wüllerstorf erwiedert wurde. Hierauf hielt der Verfasser dieses Berichtes einen Vortrag in englischer Sprache über den Haupt-

zweck der ersten österreichischen Erdumsegelungs-Expedition und ihre wissenschaftlichen Aussichten, und suchte darauf hinzudeuten, daß die Hauptaufgabe derselben weniger in der Verfolgung rein wissenschaftlicher Aufgaben, als vielmehr darin bestehe, durch eine großartige Uebungsfahrt für unsere junge, rasch aufblühende Kriegsmarine tüchtige Kräfte heranzubilden, die Flagge Oesterreichs an Orten zu entfalten, wo sie noch nie früher geweht, den Abschluß von Handelsverträgen mit fremden Nationen einzuleiten, Verbindungen mit wissenschaftlichen Instituten in den verschiedenen, im Laufe der Reise berührten Hauptstädten anzuknüpfen, und Sammlungen, namentlich von solchen naturhistorischen Gegenständen zu machen, deren Erwerbung aus Rücksichten der Kostspieligkeit oder des schwierigen Transportes dem einzeln reisenden Naturforscher fast unmöglich ist. Bei der innigen Theilnahme, welche der Expedition in Schanghai begegnete, schien es doppelt angezeigt in Bezug auf die von derselben verfolgten Aufgaben und die Ursachen, welche bei der Bestimmung der Reiseroute maßgebend waren, einige Erklärungen zu geben, um sowohl die kurze Dauer des Aufenthaltes in den einzelnen Hafenplätzen, als auch die eingeschlagene Route und den Besuch von bereits vielbekannten Orten durch nautische oder politische Gründe zu rechtfertigen.

Nach Beendigung dieser Vorträge ergriffen noch mehrere der Anwesenden das Wort, darunter der eben in Schanghai verweilende bevollmächtigte Minister der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Mr. Reed, welcher seine lebhafte Freude darüber ausdrückte, während seines Aufenthaltes in China mit dem Befehlshaber einer, in so schöner Mission begriffenen österreichischen Fregatte und mit dessen Gefährten zusammengetroffen zu sein.

Mr. Reed sprach mit großer Achtung von den wissenschaftlichen Strebungen der Deutschen und gedachte mit Begeisterung A. v. Humboldt's, des großen und edlen deutschen Gelehrten und Forschers, welchen die Nachricht vom Tode Washington's bereits in den Urwäldern Südamerika's mit wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt traf, und der noch jetzt (August 1858) eine so bewundernswerthe geistige Thätigkeit entwickelte.

Außer Mr. Reed lernten wir blos den französischen Bevollmächtigten Baron Gros persönlich kennen; die Gesandten Englands und Rußlands waren, ersterer nach Japan, letzterer nach dem Amur gesegelt. Wir machten

die Bekanntschaft des Baron Gros im Hause des französischen Consuls Mr. de Montigny, welcher während seines vieljährigen Aufenthaltes in China nicht nur das Ansehen und den Einfluß seiner Nation zu heben sich bemühte, sondern auch der Wissenschaft und der Agricultur wesentliche Dienste erwies. Ihm gebührt die Anerkennung, im Jahre 1847 die ersten Samenkörner des sogenannten chinesischen Zuckerrohrs (Sorghum saccharatum) nach Europa geschickt und zum Anbau daselbst empfohlen zu haben, jene merkwürdige Grasart, mit welcher seither wegen ihrer vielfachen nützlichen Verwendung viele hunderttausende von Morgen Landes in den verschiedenen Theilen der Erde bepflanzt sind. Herr v. Montigny zeichnete die Mitglieder der Expedition in jeder Weise aus, und beschenkte dieselben mit mehreren werthvollen Sämereien aus dem Norden China's. Unter denselben befanden sich nebst einer kleinen Quantität Sorghum mehrere Gemüsearten, welche sich zum Anbau in gemäßigten Klimaten eignen, wie z. B. Poussén, Pa-tsé, Pon-hatsé, mit welchen seither in verschiedenen Theilen der österreichischen Monarchie Versuche angestellt worden sind. Auch hat M. de Montigny nach unserer Rückkehr neuerdings eine größere Quantität chinesischer Sämereien als Geschenke übersandt und ist fortwährend trotz seiner Kränklichkeit so theilnehmend bemüht, die der kaiserlichen Expedition vorgezeichneten Zwecke zu fördern, daß derselbe dafür kürzlich von Sr. Majestät dem Kaiser mit einem österreichischen Orden ausgezeichnet wurde.

Der Besuch, welchen zwei Naturforscher der Expedition dem Baron Gros machten, ließ nichts weniger als einen befriedigenden Eindruck zurück. Baron Gros ist ein hoher, stattlicher, kräftiger Mann von ungefähr fünfzig Jahren, mit einem vollen, runden, bartlosen, mit Sommersprossen bedeckten Gesichte, und schütterem blonden Kopfhaar. Er schien am liebsten von sich und seinen Connectionen zu sprechen und bemerkte wiederholt, daß er ein Freund deutscher Gelehrten sei und mit Herrn von Humboldt in Briefwechsel stehe. „Sie wissen doch" — setzte der französische Diplomat gleichsam erläuternd hinzu — „der den Kosmos geschrieben hat". Die beiden Expeditionsmitglieder errötheten; — deutschen Männern der Wissenschaft den Namen Humboldt nennen und noch einen literarischen Commentar hinzuzufügen — das mußte den Gefaßtesten in Verlegenheit bringen. Einer der Novara-Reisenden versuchte das Gespräch auf den Golf von Petschili zu lenken, von wo Baron Gros so eben nach Unterzeichnung des Friedens-

vertrages zurückgekehrt war. Derselbe zeigte ihnen eine flüchtige Skizze eines Theiles der großen chinesischen Mauer, welche er vom Golf von Petschili aus besucht und an Ort und Stelle gezeichnet hatte. Die Eingeborenen, mit denen er während seines Aufenthaltes im Norden zusammentraf, schilderte der französische Gesandte als außerordentlich verwahrlost und arm, aber nichts weniger als fremdenfeindlich. Thiereingeweide, welche die Matrosen wegwarfen, erhaschten und verschlangen sie mit Gier; ins Wasser geworfenen, leeren Flaschen schwammen sie bis auf weite Strecken nach, um dieselben aufzufangen, u. s. w. Ueber die politischen Vorgänge am Peiho und in Tien-Tsin bewahrte Baron Gros ein auffallendes Stillschweigen [1]). Einige

[1]) Wir sind dagegen in der Lage, einen Auszug aus dem, im Auftrage eines Kaufmannes aus Schanghai geführten Tagebuche eines englischen Matrosen mitzutheilen, welcher die Expedition des Lord Elgin nach dem Peiho als Steuermann begleitete. Es ist trotz den zuweilen darin zu Tage tretenden naïven Ansichten ein werthvolles Schriftstück, das dem Leser zu manchen Reflexionen Anlaß geben dürfte:

30. Mai 1858. Der Peiho-Fluß ist an seiner Mündung 150 Yards (450 Fuß) breit und hat zur Ebbezeit eine Tiefe von 1¾ bis 4½ Fuß. An der zwei Meilen breiten Barre beträgt der Unterschied des Wasserstandes zwischen Ebbe und Fluth 9 bis 10 Fuß. Oestliche Winde verursachen die höchste Fluth. Landeinwärts in der Nähe von Tien-Tsin ist der Fluß 3 bis 6 Faden tief und 50 bis 100 Faden breit. Unzählige Dörfer liegen an beiden Ufern. Die Häuser sind aus Lehm und Stroh erbaut. Knaben bis zu acht Jahren nackt gesehen. Sehr arme Bevölkerung. Die Kulis stürzen sich ins Wasser nach leeren Flaschen, welche im Flusse herumschwimmen. Sie zeigen sich außerordentlich willig den Fremden behilflich zu sein. Thermometer 89 Grad Fahr. im Schatten, 10½ Stunden vor der Mündung des Flusses, bei Tien-Tsin. Lord Elgin wohnt in einem Privathause auf dem Lande. Die Dolmetscher bewohnen eine Passagier-Dschunke. Provisionen sind im Allgemeinen billiger als in Schanghai. Eine ungeheuere Menge von Eingeborenen gafft den ganzen Tag hindurch die „Barbaren" und ihre Schiffe an; Hunderte von ihnen folgen uns auf jeden Schritt. Fast alle Läden sind aus Schrecken vor den Barbaren gesperrt.

4. Juni. 95 Grad Fahr. Das Volk sehr willig, die Fremden mit Wasser, Thee u. s. w. zu versehen. Die Eingeborenen sind durchschnittlich fünf bis fünf Fuß drei Zoll hoch und wohlproportionirt. Einige unter ihnen sind ungeheuer (tremendously) dick und haben enorm große Köpfe. Unter der ganzen Menge sah ich kein einziges Frauenzimmer. Die Straßen sind enge, schmutzig, uneben. Mehrere Handwägen bemerkt, welche Wasser aus dem Flusse nach dem Dorfe brachten. Auf jedem Wagen befinden sich sechs bis acht Wassereimer. Auch viele Maulthiere wurden gesehen, aber wenig Pferde.

18. Juni. Heute schloß der russische Minister seinen Vertrag ab. Ein russischer Courier geht morgen nach St. Petersburg mit Depeschen.

26. Juni. Heute Abends sechs Uhr wurde der Vertrag von Seite Englands unterzeichnet. In feierlicher Procession nach der Stadt gezogen. Alle Schiffe waren mit Flaggen geschmückt, die Wanten bemannt. Die Feierlichkeit fand im Yamun statt. Lord Elgin saß am mittleren Tisch, einen Mandarin zu jeder Seite. Ich höre, ihre Namen waren Wa-schu-nan und Kwei-li-ang. Ersterer ist ein starker, kräftiger Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, letzterer dagegen ist viel älter und schien körperlich sehr angegriffen, wahrscheinlich in Folge einer Krankheit, von welcher derselbe erst kürzlich genesen war. Nachdem die Ceremonie des Unterzeichnens und Siegelns durchgemacht war, wurden Erfrischungen eingenommen, welche der Mandarin zum Besten gab. Lord Elgin brachte Trinksprüche aus auf die Gesundheit des Kaisers von China und auf die künftige Freundschaft zwischen den beiden Nationen, welche von den Mandarinen beantwortet wurden. Bald nachher brach die Versammlung auf und marschirte heim, begleitet von einer vortrefflichen Musik. Die ganze Feierlichkeit dauerte 3½ Stunden. Es war Vollmond und eine herrliche Nacht.

Umstände mögen allerdings dazu beigetragen haben, den französischen Bevollmächtigten in eine Stimmung zu versetzen, in welcher er sich am liebsten mit sich selbst beschäftigte. Baron Gros widerfuhr nämlich die große Unannehmlichkeit, daß das Schiff, welches ihn von Frankreich nach China brachte, die Propellerfregatte Audacieuse, plötzlich seeuntauglich wurde und von ihm verlassen werden mußte. Binnen vierundzwanzig Stunden machte sie 100 bis 140 Tonnen Wasser und es blieb nichts übrig, als das Schiff schleunigst nach den Docks in Whampoa zur Ausbesserung zu bringen, während der Gesandte mit einer anderen Gelegenheit nach Europa zurückkehren mußte. Dabei litt der ziemlich beleibte Baron an einem, in heißen Ländern häufig auftretenden Uebel, an sogenannten Furunkeln oder kleinen Geschwüren (cloux), welche überaus schmerzvoll sind und jede Art von Bewegung verleiden. Wessen Haut für dieselben empfänglich, kann ihrer nicht mehr los werden, außer indem er sich in ein kälteres Klima versetzt.

Ein andere Persönlichkeit, welche zur Zeit unserer Anwesenheit in Schanghai durch ihr bizarres, ans Abenteuerliche streifendes Auftreten ein wenig beneidenswerthes Aufsehen erregte, und nicht eben beitrug Frankreich

27. Juni. Nachmittags wurde der Vertrag mit den Franzosen unterzeichnet. Bei der Rückkehr nach den Schiffen Flambeaux, Blaufeuer u. s. w. Ki-ying, der Mandarin, welcher zum Zustandekommen des Vertrages beitrug, wurde zur Enthauptung verurtheilt, weil man ihn anklagte, daß er den Barbaren die Thore öffne; doch soll er seither begnadigt worden sein.

3. Juli. Aus Peking traf heute die Nachricht ein, daß sich Ki-ying den Hals abschnitt.

4. Juli. 96 Grad Fahrh. im Boote, trotz den Segelzelten und dem Umstande, daß das Dach der Steuerhütte fortwährend mit Wasser bespritzt wird.

6. Juli. Von Tien-Tsin abgereist. — Nach einer langen, beschwerlichen und ermüdenden Fahrt von 15 Tagen kamen wir am 21. Juli wieder alle wohl in Schanghai an.

Preise der Lebensmittel in Tien-Tsin, wie sie am 28. Mai 1858 für den Bedarf der englischen Marine festgesetzt worden:

| | | |
|---|---|---|
| Ochsen (im durchschnittlichen Gewichte von 4 Pikuls = 533 Pfund) | 10 | Dollar pr. Stück. |
| Schafe | 2 | „ „ „ |
| Hühner | 1 | „ „ Dutzend. |
| Enten, Gänse | 2 | „ „ „ |
| Eier | 3 | „ „ 1000 Stück. |
| Gemüse | 1½ | „ „ Pikul = 133⅓ Pfund. |
| Reiß | 5 | „ „ Pikul. |
| Zucker | 6 | „ „ „ |
| Yamswurzeln | 1 | „ „ Dutzend. |
| Birnen | 1 | „ „ 100 Stück. |
| Aepfel | 1.50 | „ „ 100 „ |
| Eis | 200 | Kupfer-Cash pr. Pfund. |

Alle Artikel mußten von bester Qualität geliefert werden. Die Preise wurden in mexicanischen Dollars bezahlt. Jeden Morgen ging ein Boot an Bord des „Coromandel", wo die Einkäufe statt fanden.

in diesen Breitegraden würdig zu vertreten, war der Marquis de Chassiron. Durch seine Verheiratung mit einer (seither gestorbenen) Prinzessin Murat trat er in enge Verwandtschaft mit dem Kaiser der Franzosen, den er ziemlich häufig kurzweg „mon neveu, l'Empereur" nannte, und erwarb sich dadurch einen Rechtstitel auf die Würde eines französischen Senators. Obwohl seine Mission, wie es schien, ganz andere als diplomatische Zwecke hatte, so wußte er doch mit viel Geschick das Gerücht zu verbreiten, er sei zum Nachfolger des Baron Gros im Mittelreiche bestimmt.

Eines Tages erhielten der Befehlshaber und einige Mitglieder der Expedition vom englischen Consul, dem überaus freundlichen und zuvorkommenden Mr. Brook Robertson, die Einladung, im Consulatsgebäude dem Empfang des Táu-tái oder höchsten chinesischen Beamten der Stadt beizuwohnen. Dieser Mandarin, dessen Autorität sich über die drei Präfecturen von Suschau, Sungkiang und Taitsing im Nordosten der Provinz Kiangsi erstreckt, steht unter dem Gouverneur von Suschau und residirt erst in Schanghai, seitdem dieser Port dem allgemeinen Handel geöffnet wurde. Sein Gehalt beträgt gesetzlich nur 4000 Taels, allein die verschiedenen Sporteln und Nebeneinnahmen steigern sein Einkommen auf 365.000 Taels, mit welcher Summe derselbe jedoch die Gehalte für seine Untergebenen u. s. w. bestreiten muß. Man schätzt indeß den Reinertrag dieses Amtes auf 25- bis 30.000 Taels jährlich. Außer dem Táu-tái ist es nur noch der Tschi-hien, ein Magistratsbeamter, welcher in Schanghai lebt und mit den Fremden verkehrt. Wir machten von der Einladung des englischen Consuls um so freudiger Gebrauch, als es durch die plötzliche Abreise des Táu-tái nach Suschau, um die kaiserlichen Commissäre aus Peking zu empfangen, uns versagt blieb, demselben in seinem Palais in der Stadt einen Besuch abzustatten.

Genau zur bestimmten Stunde, um zwei Uhr Nachmittags, zog eine förmliche Procession in der Richtung des Gebäudes des englischen Consulats. Voran zahlreiche Titel und Insignien auf rothen Stangen getragen, dann der Táu-tái, in einer großen eleganten Sänfte und durch viele reichgekleidete Kulis fortbewegt, und endlich eine Unmasse von Dienern als lärmendes Gefolge. Mr. Robertson empfing den Táu-tái an der Schwelle des Hauses und begrüßte ihn mit dem üblichen „Tschin-tschin", indem er die gefalteten, vor der Brust hingestreckten Hände einige Male nach einander bewegte.

Alle Anwesenden behielten den Kopf bedeckt, machten ebenfalls einige „Tschin-tschins" und begleiteten hierauf den Besuchenden nach dem Empfangssalon, in welchem fünf Stühle bereit standen. Der Ehrensitz war zur Linken. Als der Táu-tái sich gesetzt hatte, nahmen auch die andern Anwesenden Platz und unter dem Drucke einer wahrhaft tropischen Hitze wurde der Vorschlag gemacht, der chinesischen Sitte und Höflichkeit entgegen, sich der Kopfbedeckung zu entledigen. Der Mandarin schien übrigens sein trichterförmiges Strohbarett mit dem blauen Knopf und der Pfauenfeder eben so gerne abzulegen, als die Europäer ihre Uniformmützen.

Die Vorstellung des Befehlshabers und des Verfassers dieser Blätter veranlaßte den Táu-tái durch Mr. Meadows, welcher die Stelle eines Dolmetschers versah, an den englischen Consul die Frage richten zu lassen, ob unsere Fregatte gleichfalls im Golf von Petschili gewesen sei. Mr. Robertson ließ hierauf erwiedern, daß die Novara das erste Kriegsschiff einer mit England befreundeten deutschen Großmacht sei, welches jemals den Yang-tse-kiang und Wusungfluß befahren habe und daß die kaiserliche Fregatte mit ihrer Reise zugleich wissenschaftliche Zwecke verbinde. Hierauf wurden einige laufende Geschäfte verhandelt. Das Gespräch wurde im Chinesischen geführt und Satz für Satz von Mr. Meadows übersetzt. Man schien sich indeß rasch zu verständigen. Der Mandarin nickte zu allen Vorschlägen. Während der Verhandlungen waren zwei Diener abwechselnd damit beschäftigt, eine kleine Pfeife mit ölgebeiztem Tabak zu stopfen und sie dann dem Táu-tái zu reichen. Dieser that daraus einige Züge, ließ den Rauch durch die Nase wieder ausströmen und sodann die Pfeife von neuem mit ein bischen Tabak füllen.

Auch die schon erwähnte Sitte, zur Erfrischung sich das Gesicht mit einem feuchten heißen Tuche zu bestreichen, kam zum Vorschein, indem einer der Diener ein ziemlich dickes leinenes Tuch in einen Topf mit heißem Wasser tauchte, dasselbe gut auspreßte und sodann dem Mandarin präsentirte, der sich damit von Zeit zur Zeit, ohne die Conversation zu unterbrechen, den Schweiß von der Stirne wischte.

Der Táu-tái war eine sehr wohlproportionirte, schöne Gestalt, mit vornehmen, äußerst intelligenten Zügen, einem runden, glatten, weichen Gesicht ohne allen Bartanflug, geschlitzten Augen, schönen, kleinen Händen und zierlichen Fingern mit sehr langen Nägeln. Sein Anzug war höchst

einfach. Er trug der Kühlung wegen ein Hemd aus dünnem, jungem Bambus und einen langen, gelblichen Ueberwurf darüber, eine weite Hose, und statt der gewöhnlichen chinesischen Schuhe mit hohen Korkabsätzen oder weißen, dicken Kamaschen, leichte europäische Schuhe. Seine Kopfbedeckung bestand in einem kegelförmigen, feinen Strohbarett mit einer rothen Quaste und einem blauen Knopf in der Mitte, und einer rückwärts horizontal wegstehenden, dunkelgrünen Pfauenfeder.

Nachdem die Geschäfte abgethan waren, wurde der Tisch gedeckt, und der Táu-tái zu einem Imbiß eingeladen. Nach chinesischer Sitte wurden blos Backwerk, Confituren und Früchte servirt. Die Getränke bestanden in Liqueur, Sherry, chinesischem Wein oder Samschoo (aus Reiß bereitet und in Tassen statt Gläsern credenzt), in grünem und Mandelthee. Der Mandarin trank allen Anwesenden zu und schien an dem Sherry und Marasquino mehr Gefallen zu finden, als an den einheimischen Getränken. Besonders die schlanke Liqueurbouteille mit ihrer goldschimmernden Etiquette und der dicke Korkstöpsel fesselten seine Aufmerksamkeit.

Nach einigen banalen Phrasen brachte der Táu-tái das Gespräch wieder auf Oesterreich und bemerkte, er habe nie früher von dieser Macht etwas gehört. Mr. Meadows bemühte sich, dem Gedächniß des chinesischen Beamten zu Hülfe zu kommen, ließ die von Dr. Muirhead ins Chinesische übersetzte allgemeine Geographie holen, schlug die darin über Oesterreich handelnde Stelle auf, und reichte das Buch dem Táu-tái, welcher sich den ganzen Passus von seinem Diener vorlesen ließ, um sich einigermaßen über das Land zu unterrichten, aus dem die Fremdlinge zu seiner Linken und Rechten kamen.

Hierauf erkundigte sich der wißbegierige Chinese um die Hauptausfuhrartikel und den Haupthandel des Landes, und sagte, er hoffe bald mehr „Mandarine aus Oesterreich" in Schanghai zu sehen. Die Novara-Reisenden versuchten ihrerseits, durch Vermittlung des Regierungs-Dolmetschers aus einem leicht verzeihlichen, patriotischen Stolze dem Táu-tái eine möglichst gute Meinung von ihrem Vaterlande beizubringen und eine glänzende Schilderung von dem österreichischen Kaiserreiche, seinen Naturschätzen und seiner Bevölkerung zu geben. Von Zahlen schien der wackere Mann sich keine richtige Vorstellung machen zu können, denn die Bemerkung, daß der Kaiserstaat beinahe 40 Millionen Seelen umfasse[1]), versetzte ihn in ungeheures

[1]) August 1858.

Erstaunen, während dies gleichwohl kaum der zehnte Theil der Bevölkerung des chinesischen Reiches ist.

Als sich der Táu-tái wieder zum Fortgehen anschickte, entstand plötzlich auf der Straße ein gewaltiger Lärm. Es schien ein Volksauflauf zu sein, und Diener wurden sogleich entsendet, sich nach der Veranlassung dieses ganz unerwarteten Ereignisses zu erkundigen; dieselben kamen mit der Nachricht zurück, ein Matrose eines englischen Kauffahrers habe einem Kuli aus dem Gefolge so stark mit der Faust ins Gesicht geschlagen, daß dieser bedeutende Wunden davon trug und heftig blute. Der Táu-tái begab sich selbst nach der Vorhalle. Als der Verwundete seinen Herrn nahen sah, warf er sich, um Gnade flehend, vor ihm nieder und zeigte sein bluttriefendes Gesicht und die klaffenden Wunden; doch dieser befahl dem Kuli aufzustehen und ließ ihn der chinesischen Polizei überantworten. Zuweilen sollen Chinesen, wenn sie im Kampfe vom Gegner verwundet werden, oft wochenlang das Gesicht von solchen Blutspuren nicht reinigen und eine besondere Genugthuung darin finden, dieselben zeigen zu können [1]). Hierauf setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Voraus einer, welcher von Zeit zu Zeit auf das Gong-gong schlug und dann mit Stentorstimme durch die Straßen rief, damit das Volk mit Achtung bei Seite trete und der Táu-tái ungehindert passiren könne. Hintennach aber Polizeimänner, Häscher mit großen

[1]) Als ein anderes Zusammentreffen mit einem hochgestellten chinesischen Beamten müssen wir noch das einiger Expeditionsmitglieder mit einem Mandarin, Namens Li-hoi-wan, erwähnen. Derselbe empfing sie in seiner Wohnung in einem Zimmer, in welchem kleine Tischchen und Stühle standen und im Hintergrunde erhöhte Polstersitze aufgerichtet waren. Li-hoi-wan, ein großer starker Mann, erschien, den Mandarinhut mit einem blauen Knopf auf dem Kopfe, in einem bis zur Erde reichenden graublauen Rocke, begrüßte die Fremden mit vor die Brust gehaltenen Fäusten, hieß sie auf den Polstersitzen Platz nehmen und ließ ihnen Cigarren und Thee reichen. Später wurden Süßigkeiten aller Art, Backwerk und Früchte so wie chinesische Weine aufgetragen, welch letztere jedoch ihrem Geschmack und Geruch nach eher einem Parfümerieladen als einem Weinkeller zu entstammen schienen. Zwei Tage später ließ der feingesittete Chinese den Reisenden seinen Gegenbesuch in ihrer Wohnung im Hause des oldenburgischen Consuls, Herrn Probst, ankündigen. Genau zur festgesetzten Stunde erklangen drei weithin schallende Gong-Gongschläge, ein Polizeisoldat brachte eine brennend rothe Visitkarte mit den Schriftzeichen und Titeln Li-hoi-wan's, welcher sofort von unsern Reisecollegen nach chinesischer Sitte an der Schwelle des Hauses empfangen wurde. Er erschien in schwerer seidener Kleidung, den Fächer im reichgestickten Futteral zur Seite, eine goldene Cylinderuhr im Gürtel, und war bester Laune. Der gastliche Hauswirth hatte nach Landessitte einen „Tschau-tschau“ oder Imbiß bereiten und auftragen lassen, zu dem aber statt Samschoo französischer Champagner getrunken wurde. Wenige Tage darauf besuchte der Mandarin seine neugewonnenen Freunde am Bord der Fregatte und brachte ihnen verschiedene Geschenke mit: Seidenstoffe, Nüsse, Thee, getrocknete Früchte und chinesische Sprüche auf große, lange Papierrollen geschrieben, damit sie sich, wie er wörtlich sagte, an ihn erinnern, „wie an einen Bruder“.

Bambusstangen und der Scharfrichter mit dem Beil, der bei keinem solchen Zuge fehlen darf und wahrscheinlich nur als allegorische Figur mitgeht, um nämlich der Menge die Folgen des Ungehorsams und der Auflehnung gegen die einherschreitende Gewalt stets vor Augen zu halten.

Der einzige größere Ausflug, den wir von Schanghai aus unternahmen, war eine Fahrt nach der 12 Meilen entfernten Jesuiten-Mission Sikkawéi. Unser liebenswürdiger Hauswirth, Herr James Hogg, einer der Partner der weltbekannten Firma Lindsay und Comp.[1]) und Consul für die Hansestädte, dem wir für seine außerordentlich liebenswürdige Gastfreundschaft zu großem Danke verpflichtet sind, hatte die Aufmerksamkeit, uns seine prachtvolle Yacht „Flirt" zur Verfügung zu stellen und uns nebst dem heldenmüthigen Mr. Gray (vom amerikanischen Hause Russell und Comp.), welcher im Kampfe gegen die Tai-ping-Rebellen vor den Thoren Schanghai's einen Fuß eingebüßt hatte, zu begleiten. Da die Europäer solche Vergnügungsboote bei ihren Ausflügen ins Innere zugleich als Wohnungen benützen, um nicht die zuweilen unsichere Gastfreundschaft der Chinesen ansprechen zu müssen, so sind solche Fahrzeuge mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehen, haben einen zierlichen Salon mit einer kleinen Bibliothek, Boudoirs, Schlafzimmer u. s. w. Sie führen in der Regel ungewöhnlich große Segel und werden bei Windstille, gleich den einheimischen Booten, mit einem großen Ruder am Hintertheil, das zugleich als Steuerruder dient, fortbewegt. Die Fahrt auf dem Wusungflusse, wo über hundert fremde Kauffahrer und mehr als tausend chinesische Dschunken vor Anker lagen, war von hohem Interesse. Viele in der Nähe der katholischen Kirche zu Ton-ka-dú geankerte Dschunken führten zum Zeichen des religiösen Bekenntnisses der Mannschaft in ihrer Flagge ein schwarzes Kreuz in weißem Felde. Hier sahen wir auch zum ersten Male siamesische Schiffe, meist nach europäischen Modellen in Siam gebaut. Wir zählten deren elf. Als Flagge hatten sie einen ziemlich hübsch gemalten Elephanten in einem Felde von bald rother, bald blauer Farbe, je nach Phantasie und Geschmack des Schiffeigners. Diese mit Siamesen bemannten Schiffe werden von englischen Capitäns befehligt und sind mit 10 bis 12 Kanonen ausgerüstet, so daß der König von Siam seine kleine Handelsflotte im Nothfalle auch zu Kriegszwecken benützen kann.

[1]) Seither hat sich Herr Hogg von diesem Hause getrennt und mit seinem Bruder Edward J. Hogg unter der Firma: Hogg Brothers, in Schanghai selbstständig etablirt.

Der 200 bis 300 Klafter breite Canal, welcher den Wusungfluß mit den kleinen Flüssen im Innern verbindet, heißt Wuang-po, eine Bezeichnung, welche einige Schriftsteller für den Namen des Erbauers halten, während andere behaupten, dieselbe rühre von wong (gelb) her und beziehe sich auf die Farbe des Canals, ähnlich wie Wham-poa (bei Canton) den „gelben" Ankerplatz bedeutet. Nichts hat wohl so sehr zur Entwickelung jener großartigen Handelsthätigkeit beigetragen, welche wir dermalen an den Chinesen bewundern, als das gewaltige Canal-System, dessen Ausführung bereits im siebenten Jahrhundert so überaus eifrig betrieben wurde[1]). Die zahllosen künstlichen Canäle, von denen der ganze Norden China's durchschnitten ist



Landschaft am Wusungflusse.

und welche durch höchst glückliche Berechnungen alle Seen und schiffbaren Flüsse des ausgedehnten Reiches mit einander verbinden, ermöglichen es durch alle Provinzen zu reisen, ohne das Boot nur ein einziges Mal verlassen zu müssen. Sie ersetzen den Mangel an guten Landstraßen und machen selbst den Abgang an Schienenwegen in einem Lande minder fühlbar, wo der Arbeitslohn so beispiellos niedrig ist.

Sobald man Schanghai mit seiner großartigen Handelsflotte im Rücken hat, ist die weitere Fahrt ziemlich einförmig. Die Ufer zu beiden Seiten sind

[1]) Unter Kaiser Yang-ti von der Tsin-Dynastie, welcher im Jahre 605 unserer Zeitrechnung den Thron bestieg, wurden mehr als 1600 Meilen Canäle theils gebaut, theils umgebaut und ausgebessert, und die ungeheueren Arbeiten unter Soldaten, Stadt- und Dorfbewohner vertheilt. Jede Familie mußte

niedrig, und so weit das Auge zu reichen vermag, erblickt es keinen einzigen Hügel, nicht einmal eine Erhöhung, sondern nur flaches Flußalluvium, von dem allerdings jeder Zoll breit bebaut und benützt erscheint.

Nachdem wir einige Stunden mit der „Flirt" gesegelt waren, kamen wir zu einem Nebenarme des Canals, wo wir in ein kleineres aber nicht minder zierliches Fahrzeug, das Eigenthum des Mr. Gray, überschifften, welches geringeren Tiefgang hatte und uns bis zur Jesuiten-Mission bringen sollte. Allein auch jetzt stieß bei dem niedern Wasserstande unsere Navigation auf Schwierigkeiten, und trotz unserem wackern Laù-tá (der alte Große)[1]), welcher das Boot mit staunenswerther Geschicklichkeit durch alle die Krümmungen des kleinen Canals zu winden verstand, mußten wir endlich doch Halt machen und die letzte Strecke bis zur Mission, gegen zwei Meilen, zu Fuß zurücklegen.

Wir wanderten jetzt über grüne Reiß- und Baumwollfelder, durch Kraut- und Gemüsegärten, wohl auch über Gräber, welche sich hie und da zerstreut am Wege erhoben. Zuweilen tauchten in einiger Entfernung kleine Dörfer und einzelne Gehöfte auf.

In Sikkawéi trafen wir zwanzig Jesuiten, Franzosen und Italiener, in völlig chinesischer Tracht mit abgeschorenen Köpfen, langen, bis zur Erde reichenden Zöpfen, weiten, gelben Kleidern und sammtenen Schuhen auf hohen Korksohlen. Es war ein höchst frappanter, fast theatralischer Anblick. Man führte uns in das Empfangszimmer und ließ uns einige Erfrischungen reichen. Die Conversation wurde bald lebhaft, und mit ihr gewann die Scene an Eigenthümlichkeit, als die scheinbaren Chinesen, an einem Tisch im Kreise herum sitzend, und aus kleinen Pfeifchen mit langen Röhren feinen, ölgebeizten Tabak schmauchend, in fließendem Französisch und Italienisch über Paris, Neapel und Wien, über Wissenschaft und Kunst zu sprechen anfingen.

Die Mission wird durch die Propaganda in Rom, so wie durch freiwillige Beiträge erhalten. Etwa achzig Schüler, meistentheils Kinder armer Eltern, werden daselbst in der chinesischen Sprache und Literatur, im Lesen,

einen Mann zwischen 15 und 50 Jahren stellen, dem die Regierung nur die Nahrung verabreichte. Die Soldaten, welche die mühsamsten Arbeiten auszuführen hatten, erhielten eine höhere Löhnung. Einzelne dieser Canäle, welche den innern Handel belebten und dadurch dem ganzen Reiche so großen Nutzen gewährten, wurden 40 Fuß breit angelegt und an beiden Ufern mit Ulmen und Weiden bepflanzt.

[1]) Von Laú alt und tá groß, der Titel des Capitäns eines einheimischen Fahrzeuges, gleichviel ob das durch diesen Titel ausgezeichnete Individuum alt und groß ist, oder nicht.

Schreiben, Rechnen, Zeichnen und in der römisch-katholischen Glaubenslehre unterrichtet; dagegen wird auf die Erlernung der französischen oder englischen Sprache, so wie auf die Aneignung gewisser praktischer mechanischer Kenntnisse nur wenig Sorgfalt verwendet. Man scheint bei der Erziehung hauptsächlich den Zweck vor Augen zu haben, den Schülern durch eine gründliche Kenntniß der chinesischen Literatur die höchsten Stellen im Staate leichter zugänglich zu machen und sich auf diese Weise Einfluß und Protection zu sichern. Eben so strebt man die Zahl der Convertiten dadurch zu vermehren und den Uebertritt zu erleichtern, daß man ihnen, ähnlich wie den Indianern Mittel- und Südamerika's, die Beibehaltung gewisser heidnischer Gebräuche, wie z. B. die Anbetung ihrer Ahnen, die Ceremonien beim Tode eines Verwandten u. s. w., stillschweigend gestattet.

Ein Zweig der Kunst, in welchem es einige Schüler durch ihre natürlichen Anlagen zu einem schönen Grade von Vollkommenheit gebracht haben, ist die Holzschnitzerei. In der Kirche der Mission wird eine Anzahl sehr schöner, aus Holz geschnitzter Altarfiguren gezeigt, das Werk eines Jesuiten von spanischer Abkunft, welcher durch Talent und Vorliebe den Grund zu dieser Bildhauerschule gelegt hatte. Im sogenannten Modellzimmer befinden sich in einem Glaskasten zahlreiche, von der geschickten Hand des genannten Jesuiten ausgeführte Figuren und Büsten. Hier sind gleichfalls sehr schöne, von chinesischen Zöglingen in Thon ausgeführte Christusköpfe, Madonnen, so wie die Büsten der Königin Victoria, des Prinzen Albert und Louis Napoleons zu sehen. Alle diese Arbeiten sind zwar doppelt bewunderungswürdig, wenn man die geringen, höchst mangelhaften Behelfe berücksichtigt, mit welchen sie ausgeführt wurden, allein ihr praktischer Werth ist ein sehr geringer, denn jetzt, wo keiner der Jesuiten der Mission eine besondere Vorliebe für die Bildhauerkunst besitzt, hat auch der Unterricht in diesem Zweige gänzlich aufgehört.

Ueberhaupt sind die gegenwärtigen Leistungen der Mitglieder aus der Gesellschaft Jesu in China bei weitem nicht mit jenen ihrer berühmten Genossen im vorigen Jahrhundert zu vergleichen; man begegnet weder gründlicher Bildung, noch praktischer Tüchtigkeit, und Sikkawéi mit seiner dermaligen geistlichen Bevölkerung wird in keinem unbefangenen Katholiken einen befriedigenden Eindruck zurücklassen. Es fehlt hier dermalen an allem, was einst den Jesuiten in China zu so viel Ruhm und Ansehen verhalf:

weder eine entsprechende Bibliothek, noch astronomische und physicalische Instrumente, noch chemische Laboratorien sind vorhanden, und fast scheint es auch an christlicher Toleranz, jenem untrüglichen Kennzeichen wahrer Bildung und Aufklärung, zu fehlen. Wenigstens glauben wir dies aus den Bemerkungen eines Jesuiten schließen zu müssen, welcher uns im Kloster herumführte, einige chinesische Worte an die neugierig uns angaffenden langbezopften Zöglinge richtete, und dann, zu uns gewendet, im Französischen bemerkte: „Ich habe den jungen Chinesen erklärt, daß unsere gegenwärtigen Gäste römisch-katholische, wahre Christen seien, weil zuweilen auch Engländer die Mission besuchen, und das sind Ketzer." —

Es soll gegenwärtig in der ganzen Provinz an 80.000 Katholiken geben, d. h. Chinesen, welche sich zum Katholicismus bekennen, ohne jedoch von dessen Geiste und Wesen mehr als einen höchst oberflächlichen Begriff zu haben. Mehrere der anwesenden Jesuiten waren Missionäre aus dem Innern der Provinz, welche blos auf kurze Zeit den eigentlichen Sitz ihrer Thätigkeit verlassen hatten und zur Erholung nach Sikkawéi gekommen waren.

Um nach unserem Boote zurückzukehren, bedienten wir uns des in China gebräuchlichsten Verkehrsvehikels, des Sedan-chairs oder der Sänfte. Der gewöhnliche Sedan-chair unterscheidet sich in seiner äußeren Form und inneren Einrichtung nur wenig von den, noch jetzt in kleineren deutschen Städten bestehenden Portechaisen. Bei der außerordentlichen Billigkeit des Arbeitslohnes ist selbst der minder bemittelte Chinese im Stande, von diesem bequemeren, in heißen Klimaten doppelt erwünschten Mittel der Fortbewegung Gebrauch zu machen. Sogar längere Reisen werden in solchen Tragsesseln unternommen. In der Regel legen Sänftenträger zwanzig bis fünfundzwanzig Meilen per Tag zurück und erhalten für diese Entfernung nebst Verköstigung (bestehend in Thee, Reiß, Gemüse und Kuchen) 1 Dollar. Reisegepäck, so wie Waaren im Allgemeinen werden durch Kulis befördert, und zwar trägt ein Kuli leicht 110 Katti's oder 146 Pfund. Er übersteigt mit einer solchen Last sogar hohe Gebirgspässe und wird damit täglich ohne große Ermüdung dreizehn Meilen zurücklegen. Ist eine besondere Geschwindigkeit nöthig, so muß die Last um die Hälfte vermindert werden, wo dann ein Kuli allerdings im Laufe eines Tages eine doppelt große Distanz zurücklegt, allein was an Schnelligkeit gewonnen wird, geht an Kraft verloren.

Auf der Rückfahrt nach Sanghai besuchten wir noch die berühmte



Pagode Long-fah.

echsstöckige Pagode Long-fáh, welche angeblich im Jahre 250 nach Chr. G.

zur Zeit der drei Reiche erbaut wurde. Sie ist von allen bisher bekannt gewordenen Pagoden, selbst die berühmte in Canton nicht ausgenommen, die am besten erhaltene, und besteht aus einem großen, umfangreichen, achteckigen, ungefähr 150 Fuß hohen Thurm, in sechs Stockwerke abgetheilt, von welchen ein jedes eine ringsherum führende, reichverzierte Gallerie besitzt. Das pyramidenförmige Dach zeigt aufgestülpte Ecken, an welchen Glocken hängen, die, vom Winde bewegt, klingend ertönen. Vom obersten Stockwerke, zu dem man auf einer steinernen Wendeltreppe gelangt, hat man eine besonders hübsche, weite Aussicht auf das Land und dessen Cultur, indem sich erst 200 Meilen im Norden und Nordwesten von Schanghai Berge erheben und daher der Fernblick in keiner Weise beengt wird. Man gewinnt durch diese Rundschau eine ziemlich richtige Vorstellung von dem Charakter einer chinesischen Landschaft, der Art und Weise ihrer Bewirthschaftung, der Anlage der Dörfer, so wie von der großen Leichtigkeit des Verkehrs durch die fast zahllosen künstlichen Wasserwege, welche das Land in allen Richtungen durchschneiden. Ganz in der Nähe dieser Pagode erhebt sich ein Buddhatempel, der berühmte Lûng-hwó, welcher im Jahre 230 unserer Zeitrechnung erbaut wurde. Er ist unter den siebenzig in der Provinz bestehenden Buddha- und Taouistentempeln der größte und prächtigste, und übertrifft selbst jenen in Singapore an Ausdehnung, Schönheit der Architektur und innerer Ausstattung. Unzählige, zum Theil kolossale Figuren aus Holz, Gyps und Porzellan, reich verziert und vergoldet, sind im rückwärtigen Theil der Bauten aufgestellt. Auch ein weibliches Standbild, in der Darstellung an die Madonna des Christenthums erinnernd, befindet sich unter diesen chinesischen Heiligen.

Offenbar stand dieser Tempel einmal mit der Pagode in Verbindung und die verschiedenen kleinen Räumlichkeiten im Hintergrunde desselben scheinen Herbergen für Priester und fromme Pilger gewesen zu sein. Einer alten chinesischen Sage nach verdankt dieser Tempel folgendem Vorfall seine Entstehung: Ein König aus dem Süden, welcher eine Nacht mit seinem Boote im Whampoa-Canal ankerte, sah plötzlich aus dem hohen Grase ein Licht aufflackern und gegen Himmel sich erheben, und er befahl sofort, daß an dieser Stelle ein Tempel erbaut werde.

Eine der interessantesten Episoden unseres Aufenthaltes in Schanghai bildet ein echt chinesisches Mahl, welches ein reicher einheimischer Kaufherr,

Namens Ta-ki, ein warmer Freund der Fremden, den österreichischen Reisenden zu Ehren gab. Die großen, nach Landessitte auf blutrothem Papier in chinesischer Sprache geschriebenen Einladungskarten, in gleichfalls blutrothen Enveloppes steckend, wurden den geladenen Gästen schon mehrere Tage vorher ins Haus gesandt.

Um acht Uhr Abends begann das Fest. Das Haus Ta-ki's ist, wie alle Wohnhäuser reicher Chinesen, mit einer großen, 6 bis 7 Fuß hohen, weiß angestrichenen Mauer umgeben, und erst, nachdem man einige schmale Gänge durchschritten hat, gelangt man in die eigentlichen Gemächer. Dieselben waren mit großen farbigen Laternen geschmückt, welche trotz ihrer Menge nur ein mattes wohlthuendes Licht verbreiteten [1]). An den goldverzierten Wänden hingen zahlreiche Sprüche einheimischer Weisen, mit schwarzer Tusche theils in chinesischen, theils in tatarischen Schriftzeichen auf gelbe und weiße Papierrollen geschrieben. Die größte Sorgfalt in der Ausstattung schien auf den Empfangssaal verwendet worden zu sein; ein etwas längliches Viereck, in dem im Hintergrunde ein Podium errichtet war, auf welchem chinesische Schauspieler einige Theaterstücke aufführen sollten. Vorhang und Decorationen fehlten. Die Musiker saßen mit auf der Schaubühne. Die Darsteller gehörten einer jener zahllosen herumziehenden Truppen an, welche bald von ganzen Gemeinden, bald] von Mandarinen oder reichen Privatleuten für einige Tage gemiethet werden, um theatralische Aufführungen zu veranstalten, von denen, wie es scheint, in China jedes wichtige Ereigniß, ob glücklicher oder trauriger Natur, begleitet sein muß.

Bei Vorstellungen, die im Freien stattfinden, darf die Menge stets unentgeltlich zuschauen, und sie macht von diesem Vorrechte auch den ausgedehntesten Gebrauch. Jeder mag sich da selbst den besten Platz wählen, auf der Straße, auf Bäumen oder Dächern. Mandarine und reiche Privatleute besitzen ihre eigenen kleinen Bühnen im Innern ihrer, meist sehr geräumigen Wohnsitze, auf welchen sie von Zeit zu Zeit blos zum Vergnügen

[1]) Diese oft sehr zierlich geschnitzten und bemalten Laternen gehören zu den am meisten charakteristischen Einrichtungsstücken chinesischer Zimmer. Man verwendet zu ihrer Fabrication nicht blos Glas, Horn, Seide, Papier u. s. w., sondern auch die glutinöse Substanz einer Seetangart (Gigartina tenax, malayisch Agar-Agar), mit welcher das zum Bedecken der Laternenwände benützte Papier gesättigt wird. Auch in der Seide- und Papierfabrication spielt die unvergleichliche Paste der Agar-Agar eine so bedeutende Rolle, daß jährlich über 500 Pikuls (à 2 Dollar per Pikul) aus dem indischen Archipel eingeführt werden.

eines Kreises von Freunden theatralische Vorstellungen geben lassen. Einzelne Mandarine haben sogar ihre eigenen Schauspieler, welche in Jahressold stehen und gewissermaßen zum Hausgesinde gehören.

Trotz den sehr reichen Sammlungen chinesischer Bühnenstücke, von welchen mehrere durch die werthvollen Arbeiten Julien's, Bazin's, Remusat's u. a. auch dem gebildeten Lesekreise Europa's bekannt geworden sind, giebt es doch nur sehr wenige von literarischem Werth. Der Gang aller Stücke ist höchst einfach; die Schauspieler geben selbst die Rollen an, welche sie vorstellen sollen; zwischen den einzelnen Scenen fehlt es gewöhnlich an einem Uebergange und oft kommen das albernste Zeug und die zweideutigsten Scherze gerade bei den ernsthaftesten Situationen vor. Nur die wenigsten dieser Stücke erheben sich über unsere ehemaligen Possenspiele, und nach den Mittheilungen von Reisenden zu urtheilen, welche theatralischen Vorstellungen in den größten Städten des Reiches, selbst in Peking beigewohnt haben, befindet sich die dramatische Kunst in China noch völlig in der Kindheit [1]). Die Vorstellung, welcher die Novara-Reisenden in der eleganten Behausung des gastlichen Ta-ki beiwohnten, war nicht geeignet, ihnen eine günstigere Meinung von dem Werthe chinesischer Theaterstücke beizubringen. Das Dargestellte behandelte Ereignisse aus der älteren Geschichte China's, in welche chinesische Theaterdichter bei der Wahl des Stoffes mit Vorliebe zurückzugreifen pflegen, obschon der großen Menge das Verständniß dafür zu fehlen scheint. Auch unser Hauswirth, der das sogenannte Canton-Englisch sprach, konnte uns nur wenig Aufschluß und Erklärung über das Aufgeführte geben und bemerkte blos wiederholt, das Ganze beziehe sich auf die „old, old times“ (alten, alten Zeiten).

Der allgemeinen Sitte entgegen, nach welcher Frauen nicht gestattet ist auf Theatern aufzutreten, so daß selbst weibliche Rollen durch verkleidete Männer gespielt werden müssen, waren die Darsteller hier zum größten Theile Mädchen von 14 bis 20 Jahren, welche bald roth, bald weiß geschminkt, sehr elegant gekleidet, meist in Mandarinanzügen auf der Bühne erschienen. Gerade die albernsten Scenen wurden von den zahlreich versammelten Dienern des Hauswirthes, welche nebst den geladenen fremden Gästen die Zuschauerschaft bildeten, mit dem meisten Beifall aufgenommen. So z. B. brach ein stürmisches Gelächter los, als eine Amme mit einem Kinde im

[1]) Huc, das chinesische Reich. Leipzig 1856. Bd. I, Seite 153.

Arme auftrat, welche das Gesicht eines alten Soldaten mit grauen Spitz-, Schnurr- und Knebelbart hatte. Sie sang eine Zeit lang ziemlich weinerlich und trat dann wieder ab, ohne daß die darauf folgende Scene mit der vorhergegangenen irgendwie im Zusammenhange stand. Uns fiel bei den chinesischen Schauspielern ganz besonders ihre sichtbare Vorliebe auf, mit einer erzwungen hohen, fistelartigen Stimme zu sprechen, was möglicher Weise daher kommen mag, daß sie häufig Frauenstimmen nachahmen müssen, und vielleicht gerade in dieser Täuschung ihre Virtuosität zu zeigen wünschen. Die Musik ist bei solchen Vorstellungen wo möglich noch gehörbeleidigender und monotoner als der Vortrag, und beschränkt sich nicht blos auf die Begleitung der eingeschobenen Couplets, sondern läßt sich auch während der Intervallen bis zum Ueberdruß vernehmen.

Nach Beendigung eines jeden Actes wurde ein großes, mit einem rothen Tuche bedecktes Brett auf die Bühne gebracht und zu den Füßen der Schauspieler hingestellt; der Hauswirth ließ darauf ein Geschenk für die Leistung (ungefähr 4 Dollars Werth in Kupfer-Cash) legen, welches sodann wieder weggetragen wurde. Es war dies zugleich für die fremden Zuschauer das einzige Zeichen, daß das Stück zu Ende und ein neues zu erwarten stand.

Nachdem diese Theatervorstellung ungefähr $1^1/_2$ Stunden gedauert hatte, trat eine längere Pause ein. Man sehnte sich ins Freie und nach frischer Luft, um sich von der Ermüdung der Vorstellung und der drückenden Hitze, welche im Saale herrschte, zu erholen. Die Gäste mochten sich ungehindert durch die verschiedenen Räumlichkeiten des weitläufigen Besitzthums bewegen und gelangten dabei zu Gemächern, welche in der Regel Fremden völlig verschlossen bleiben: zu den Wohnzimmern der Frauen. Ta-ki dehnte nämlich seine Gastfreundlichkeit bis zu diesem Vorrechte aus und stellte den Novara-Reisenden seine Frauen, so wie seine greise, siebenzigjährige Mutter vor, an welcher der biedere Chinese mit ganz besonderer Liebe und Verehrung zu hängen schien. Ta-ki's Frauen (vier oder fünf) hatten auf eigenen, für sie vorbereiteten erhöhten Sitzen an der theatralischen Vorstellung Theil genommen und zeigten sich außerordentlich freundlich und zutraulich. Sie schienen nicht das geringste Bedenken zu tragen, mit den Barbaren zu kichern und zu scherzen. Alle waren in Seide gekleidet und in höchst geschmackloser Weise mit Geschmeide behängt; alle

hatten verkümmert kleine Füße und vermochten sich nur mühsam fortzubewegen. An dem Mahle nahmen sie nicht Theil, sondern erhielten die Speisen in ihren Gemächern servirt.

Für das Abendessen war der frühere Zuschauerraum in einen Speisesaal verwandelt worden. Aber man hatte keineswegs nach europäischem Vorbilde eine große, lange Tafel hergerichtet, sondern kleine, viereckige, mit rothem Tuche überzogene Tische, an denen je drei Europäer und ein Chinese Platz nahmen, welch letzterer im Auftrage des Hausherrn, der an der Seite des Befehlshabers der Expedition saß, das Amt hatte, seinen Tischgenossen die Honneurs zu machen und für ihre Behaglichkeit Sorge zu tragen.

Da man uns einen möglichst genauen Begriff von einer echt chinesischen Mahlzeit zu geben wünschte, so wurde absichtlich alles fern gehalten, was dies irgendwie beeinträchtigen mochte, und wir mußten uns daher darein fügen, das Mahl mit dem Dessert zu beginnen und mit der Suppe zu schließen, so wie mit dünnen Stäben aus Elfenbein anstatt mit Messer und Gabel die verschiedenen Speisen nach dem Munde zu führen.

Das Charakteristische chinesischer Gebräuche, nämlich ihr kompleter Gegensatz zu jenen der Europäer, tritt auch bei den Mahlzeiten in frappanter Weise zu Tage. Gleichwie der Chinese beim Gruße das Haupt bedeckt statt es zu entblößen; den Ehrenplatz zur Linken statt zur Rechten anbietet; die Vorfahren adelt, statt die Nachkommen; von rechts nach links schreibt, statt umgekehrt; zur Farbe seines Trauerkleides die weiße und nicht die schwarze wählt; jede Spur eines Bartes sorgfältig zu vertilgen sich bemüht, statt ihn als Zeichen männlicher Reife und Würde mit Vorliebe zu cultiviren: eben so beginnt der Chinese die Mahlzeit mit jenen Speisen, mit welchen wir sie zu beschließen pflegen: mit Backwerk und Früchten. Als wir Platz nahmen, war bereits jeder Tisch mit einer Menge der verschiedensten Gerichte auf zierlichen bunt bemalten Porzellantellerchen gedrängt voll, und während wir uns noch damit beschäftigten, den mysteriösen Inhalt einzelner dieser Tellerchen zu enträthseln, war der an mehreren Tischen die Honneurs machende Chinese bereits bemüht, uns mit den beiden Stäbchen oder Tschop-sticks von jeder einzelnen Speise die besten Bissen auszuwählen und vorzulegen. Und damit ihn nicht vielleicht der Vorwurf treffe, als wären die Stäbchen, mit denen er diese Operation vornahm, nicht rein, zog er beide jedesmal sorgfältig zwischen den Lippen durch und sog sie ab, bevor er ein frisches Stück

faßte und auf unsere Teller legte. Die Geschicklichkeit, mit welcher die Chinesen diese, je nach dem Stande des Hauswirthes aus Elfenbein, Ebenholz oder Bambus verfertigten Stäbchen zu handhaben verstehen, grenzt ans Wunderbare. Sie werden in ihrer Hand, zwischen ihren Fingern zu einer Art Zange, mit welcher sie die kleinsten Gegenstände zu fassen im Stande sind, und eben so Reißkörner, Bohnen oder Erbsen essen, als das Fleisch eines Fisches von den Gräten zu trennen oder die Schale eines hart gekochten Eies abzulösen vermögen.

Was die Art der gebotenen Gerichte anbelangt, so gestehen wir offen, daß uns die Mehrzahl davon unbekannt war, denn die chinesischen Köche setzen seltsamer Weise einen großen Werth darein, die Speisen unkenntlich zu machen und deren natürlichen Geschmack durch verschiedene Recepte und Geheimnisse zu verändern. Nach den Erkundigungen, die wir darüber bei unserem chinesischen Vorleger einzogen, schien der Hauswirth sein Versprechen, uns ein echt chinesisches Mahl zu geben, so gewissenhaft erfüllen zu wollen, daß er uns mit keinem Leckerbissen der nationalen Küche verschonen zu dürfen glaubte. Und so wurden uns denn nicht blos Schwalbennester, Kibitzeier und gedämpfte Frösche, sondern auch gebratene Seidenwürmer, Haifischflossen, Reh- und Buffalo-Sehnen, Trepang, Bambuswurzeln, Seegras, halb ausgebrütete Küchlein und viele andere chinesische Delicatessen vorgesetzt. Der Tisch wurde mindestens drei Mal mit neuen Speisen frisch gefüllt, und wir glauben uns keiner Uebertreibung schuldig zu machen, wenn wir die verschiedenen aufgetragenen Gerichte auf mindestens ein halbes Hundert veranschlagen. Fleischspeisen waren entschieden in der Minderzahl und kamen bereits in kleine Stücke zerschnitten auf den Tisch [1]); dagegen wurden Reiß und Gemüse in allen erdenklichen Formen credenzt. Während des Essens war ein kleines Mädchen, welches auch beim Theater einen Part spielte, unablässig beschäftigt, jedem Gast eine ganz kleine Tasse mit einem warmen, aus Hirse destillirten Trank zu füllen, indem es die chinesische

[1]) Die Chinesen finden es nicht minder unerklärlich, daß wir uns solch mörderischer Eßwerkzeuge bedienen, womit man alle Augenblicke Gefahr läuft, sich die Lippen zu verwunden oder die Augen auszustechen, als es ihnen lächerlich erscheint, daß wir eigenhändig die Knochen aus dem Fleische nehmen und daß Nüsse und Mandeln in den Schalen aufgetragen werden. Ja es ist nicht blos ein Witzwort, welches man von einem Chinesen erzählt, der darüber erstaunte, die Europäer Billard spielen, Kegel schieben, walzen und polken zu sehen, und dazu die Bemerkung machte, warum doch wohlhabende Leute eine solche Arbeit nicht lieber ihren Dienern überlassen! . . .

Artigkeit fordert, daß das Gefäß immer voll sei, und daher, so wenig man auch auf einmal trinkt, immer sogleich nachgegossen werde. Traubensaft kennt der Chinese nicht, obschon es in seinem Lande viele Strecken giebt, welche sich zur Cultur der Weinrebe eignen würden. Alle einheimischen Getränke bestehen blos in wenig wohlschmeckenden, häufig parfümirten, meist aus Hirse und Reiß destillirten Flüssigkeiten, im Allgemeinen Samschu genannt, obschon diese Bezeichnung eigentlich nur dem aus Reiß destillirten, arrakähnlichen Getränke zukommt. Nach dem Essen werden keinerlei Spirituosen, sondern blos Thee, und zwar grüner, so wie ein aus Mandeln bereitetes Getränk genossen. Die Chinesen sind im Allgemeinen ein sehr nüchternes Volk und selbst ihre Leidenschaft, Opium zu rauchen, wird mehr in den Seeprovinzen und in großen Städten, als im Innern des Reiches, unter der Masse des Volkes angetroffen. Sowohl während des Abendessens als darnach fanden noch theatralische Aufführungen statt; allein die europäischen Gäste, welche von letzteren mehr gesättigt waren wie vom erstern, zogen es vor, sich geräuschlos zu entfernen und zu Hause in der luftigen Veranda, im bequemen Schaukelstuhl über die Eigenthümlichkeiten des Festes nachzudenken, das sie so eben mitgemacht hatten.

Aber nicht nur der fremdenfreundliche Ta-ki, auch die verschiedenen in Schanghai ansässigen Consuln, so wie mehrere der angesehensten englischen, amerikanischen und deutschen Kaufleute gaben den Novara-Reisenden zu Ehren Gastmahle und Abendcirkel und zeichneten dieselben durch die mannigfaltigsten Artigkeiten aus. In besonders lebhafter Erinnerung ist uns in dieser Beziehung ein Ständchen, welches eines Abends eine Anzahl von Deutschen dem Befehlshaber und seinen Gefährten brachten. Wir saßen eben im Hause des Consuls der Hansestädte, Mr. James Hogg, beim heiteren Mahle vereinigt, als aus dem Garten herauf der Gesang deutscher Männer erklang, und deutsche Lieder auf chinesischem Boden durch die Nacht hallten. Ueberrascht und ergriffen von den herrlichen Tönen, erhob sich die Tischgesellschaft und eilte hinab in den Garten — aber die Sänger waren hinter den Baumgruppen schon wieder verschwunden, und wie sie singend weiter zogen, erstarben in der Ferne die letzten Töne des deutschen Liedes!

Die Deutschen machen in China bereits einen nicht unbedeutenden Theil der Fremden aus, und es ist peinlich wahrzunehmen, wie ihre Rührigkeit und Tüchtigkeit von Seite der deutschen Regierungen bisher

so wenig Berücksichtigung und Unterstützung fand. Die Zahl der Bremer Schiffe, welche den Hafen von Schanghai besuchten, war in den letzten Jahren sogar beträchtlicher als jene der nordamerikanischen Kauffahrer, und würde noch viel mehr zunehmen, wenn deutsche Kaufleute und deutsche Rheder in chinesischen Gewässern gleichen Schutz beanspruchen könnten, wie ihre englischen oder nordamerikanischen Genossen. Die deutschen Staaten (d. h. die Hansestädte, Preußen, Oldenburg) haben zwar unbesoldete Consuln ernannt, aber das kluge, materielle Chinesenvolk verlangt mehr als eine bloße Vertretung, es will auch eine entsprechende physische Macht sehen, welche hinter diesen Repräsentanten steht. Viele schreiende Ungerechtigkeiten, welche dermalen ungestraft an hülflosen deutschen Kaufleuten und Capitäns in den chinesischen Häfen begangen werden, würden nicht geschehen noch geschehen können, wenn auch nur Ein deutsches Kriegsschiff in den chinesischen Gewässern stationirt wäre. Was ein einziges solches, auch noch so kleines Kriegsfahrzeug zu leisten im Stande ist, davon lieferte der frühere englische Consul in Schanghai, Mr. Alcock, den Beweis, welcher mit einer kleinen englischen Brigg die Mündung des Yang-tse-kiang blockirte und keiner einzigen der vielen hundert im Flusse stationirten Dschunken, unter Androhung auf sie feuern zu lassen, auszulaufen gestattete, bevor die chinesische Regierung seinen Klagen Gehör geschenkt und die Mörder eines Missionärs dem englischen Tribunal übergeben hatte. Die bloße Drohung den Hafen zu sperren, genügte, um dem Consul zu seinem guten Rechte zu verhelfen und seine verschiedenen Forderungen rasch erfüllt zu sehen. Wenige Monate später wurden einem Bremer Schiffscapitän durch die willkürlichen Maßregeln der chinesischen Regierung so erhebliche Verluste zugefügt, daß er, wie man uns erzählte, genöthigt war sein Schiff zu verkaufen, ohne daß der energische Protest seines Consuls dem chinesischen Richter etwas anderes als ein mitleidiges Lächeln über die Ohnmacht des deutschen Reiches entlockte!

Der Handel mit China nimmt durch den Frieden von Peking und die nun ungehinderte Beschiffung aller Flüsse und Canäle des chinesischen Reiches einen so gewaltigen Aufschwung, daß eine Abhülfe in dieser Beziehung dringend vonnöthen ist, wenn nicht der deutsche Handel und die deutsche Industrie einen empfindlichen Stoß erhalten, wenn sie nicht, anstatt durch die vortheilhaft veränderten Verhältnisse in China zu gewinnen, von andern begünstigteren Nationen verdrängt werden sollen.

Die Rührigkeit und der Eifer der Engländer, den einheimischen Fabricaten neue Abzugsquellen zu eröffnen, neue Märkte zu schaffen, entfalten sich hier wieder in der staunenswerthesten Weise. Kaum sind die Unterschriften jenes Vertrages getrocknet, welcher die wichtigsten Flüsse und Hafenplätze des chinesischen Reiches den britischen Unterthanen zum freien Verkehr öffnet, als das Land bereits nach allen Richtungen hin durchwandert und ausgebeutet wird. Eine Anzahl englischer Kaufleute befuhr den Yang-tse-kiang bis Han-kow (d. h. Mündung des Handels), eine Stadt von mehreren Millionen Einwohnern, welche schon von Huc wegen ihrer außerordentlich vortheilhaften Lage als der Hauptstapelplatz der 18 Provinzen bezeichnet wird, von wo der ganze Handel nach dem Innern sich ausdehnt. Andere unternahmen eine Landreise von Canton nach Han-kow; eine dritte Gesellschaft befuhr den Peiho und besuchte Tien-Tsin, während eine vierte Unternehmung den Versuch wagte, von Schanghai den Yang-tse-kiang bis Han-kow zu beschiffen und sodann den Landweg über Thibet nach Britisch-Indien einzuschlagen. Ueber mehrere dieser, hauptsächlich im Interesse des Handels unternommenen Reisen liegen bereits Berichte vor, nach welchen der Verkehr auf dem Yang-tse-kiang und dem Peiho selbst die glänzendsten Erwartungen übertreffen soll [1]). Han-kow verspricht ein wichtiger Exportplatz für Thee, Tien-Tsin nicht minder bedeutend für den Import aller Arten von Manufacturwaaren zu werden. Durch die Eröffnung dieser beiden Hafenplätze werden Schanghai und Canton allerdings von ihrer bisherigen Bedeutung einbüßen, allein der Handel im Allgemeinen wird einen neuen Impuls erhalten.

Auf den Kaufmann und Schiffsrheder müssen die neuesten Nachrichten aus China über die ungeheure Ausdehnung des Handels und des Verkehrs auf zahlreiche, bisher von der europäischen Civilisation unberührt gebliebene Punkte des Reiches der Mitte wahrhaft betäubend wirken. Es ist eine Fülle höchst schätzbaren Materiales, welches der China Overland Trade Report und der North China Herald seinen Lesern bietet, doppelt werthvoll und nützlich durch den Segen des freien Wortes, das diese neuesten

[1]) Report of the Deputation, appointed by the British Chamber of Commerce in Schanghai, on the Commercial Capabilities of Ports and Places on the Yang-tsze-kiang, visited by the Expedition under Vice-Admiral Sir James Hope, K. C. B. in February and March 1861. — Supplement to the China Overland Trade Report, vom 28. Februar und 27. Mai 1861, und Supplement to the Overland China Mail Nr. 237, vom 12. Juni 1861.

Erfahrungen und Erfolge bereits im nächsten Momente zum Gemeingut aller handeltreibenden Völker macht. Ich werde es versuchen, dieses durch die Güte und nimmermüde Zuvorkommenheit meiner Freunde in Honkong und Schanghai noch bereicherte Material im statistisch-commerciellen Theile der Novara-Publicationen auch für den österreichischen Kaufmann nutzbringend zu machen. Denn, so ferne uns gegenwärtig directe Handelsbeziehungen mit China liegen mögen, dürfte doch eine Zeit kommen, wo man auch in den commerciellen Kreisen Oesterreichs die Bedürfnisse einer Bevölkerung und die Naturschätze eines Reiches einer genaueren Untersuchung werth halten wird, welches sich über einen Flächenraum von mehr als 230.000 geographischen Meilen ausdehnt, über 400 Millionen betriebsamer Menschen umschließt, und dessen Gesammtverkehr mit dem Auslande bereits vor dem gegenwärtigen Umschwung der Dinge an 260 Millionen Gulden betrug.

Trotz der großartigen Mannigfaltigkeit der Naturproducte des chinesischen Reiches bestanden bisher die Hauptausfuhr-Artikel blos in Seide und Thee, und wir wollen daher diese beiden wichtigen Erzeugnisse allein einer näheren Besprechung unterziehen.

Die Einführung der Seidenzucht in China, unstreitig einer der ältesten Culturzweige des Reiches, wird von der einheimischen Legende der Gemahlin des Kaisers Hwang-te zugeschrieben, welcher um das Jahr 2640 vor Chr. Geb. regierte. Die erste Erwähnung des Maulbeerbaumes und der Seide geschieht in Schu-king [1]), „dem Buche der erhabenen festen Lehre, gleichsam das Buch der Bücher", eine Sammlung der ältesten geschichtlichen Urkunden des chinesischen Reiches, welche im Jahre 484 vor Chr. Geb. von Confucius aus den Memoiren alter Geschichtschreiber, so wie aus den Nachrichten alter Inschriften zusammengestellt wurden. Selbst Kaiserinnen fanden es zu jener Zeit nicht unter ihrer Würde, Maulbeerblätter zu sammeln und den Seidenwurm zu füttern, während verschiedene Abhandlungen über die Cultur jener

[1]) Die betreffende Stelle lautet nach Dr. W. H. Medhurst's Uebersetzung dieses seltenen Werkes, von dem wir ein, aus dem letzten großen Brande in Canton gerettetes Exemplar der Güte des Herrn Wylie in Schanghai verdanken, wie folgt: „The Mulberry-ground having been supplied with silkworms, the people descended from the hills and dwelt in the plains" (p. 91), und später: „Their tribute baskets were filled with black silks and checkered scarsenels" (p. 96). Vgl. Ancient China. 書奈巠 The Shoo-king, or the historical classic. Being the most ancient authentic record of the Annals of the Chinese Empire, illustrated by later Commentators. Translated by the W. H. Medhurst sen. Schanghai 1846.

nützlichen Pflanze aus kaiserlicher Feder flossen. Diese Theilnahme der höchsten Personen des Staates am Seidenbaue hat sich bis in die neueste Zeit erhalten und noch in unseren Tagen vermehrte ein chinesischer Statthalter die reiche Literatur über diesen Gegenstand mit einem umfangreichen, in der löblichen Absicht geschriebenen Werke, die Bewohner des Seidendistrictes zur Ausbreitung und Verbesserung der Seidenzucht anzueifern.

Die beiden vorzüglichsten Arten von Maulbeerbäumen, welche sich am besten zur Seidenzucht eignen, sind: Loo (Morus alba), mit langen Blättern, wenig Früchten und festen Wurzeln, welcher im Norden China's vorkommt, und King (Morus nigra), mit schmalen Blättern, reicheren Früchten und einer mehr kräftigen Pflanze, welche hauptsächlich im Süden des Reiches gedeiht.

Nach einer alten chinesischen Urkunde soll es acht Arten von Seidenwürmern geben, welche sich zu verschiedenen Zeiten des Jahres (April bis November) einspinnen [1]).

Die Hauptdistricte für die Seidenzucht liegen im nördlichen Theile der Provinz Tsche-kiang und die Hauptmärkte für Seide sind die Städte: Hu-tschau-fu, Hang-tschau-fu. Keahing-fu, Nantsin und Schuhing, welche sämmtlich in einem Umkreise von 100 bis 150 Meilen von Schanghai entfernt liegen.

Die Seide wird in China keineswegs durch reiche Grundbesitzer in großartigen Etablissements gewonnen, sondern durch Millionen Landwirthe, von welchen ein jeder nur wenige Morgen Landes sein eigen nennt und mit Maulbeerbäumen bebaut, und so, der Biene gleich, sein Theil beträgt, den allgemeinen Vorrath zu schwellen und zu vermehren. In der geeigneten Jahreszeit sind in den Seidendistricten Alt und Jung, Groß und Klein emsig bemüht, Seidenwürmer zu pflegen und Seide abzuhaspeln. Die großen Kaufleute in den Haupthandelsplätzen senden zur Zeit der Ernte ihre Agenten nach allen Theilen der Seidendistricte, um diese kleinen Quantitäten (von begreiflicher Weise sehr verschiedenem Werthe) zusammen zu kaufen und nach gewissen Lagerplätzen abzuliefern, wo dieselben nach ihrer

[1]) Und zwar spinnt sich Yuen-tschin im dritten Mond (April unserer Zeitrechnung), Chay und Yuen im vierten Mond (Mai), Gae-tschin im fünften Mond (Juni), Sai im sechsten Mond (Juli), Han-tschin im siebenten Mond (August), Sze-tschän im neunten Mond (October) und Haü im zehnten Mond (November) ein.

Güte sortirt werden. Hierauf wird die Seide in Ballen zu 80 Kattis oder ungefähr 106 Pfund verpackt und nach Schanghai zum Verkauf gebracht, wo es wieder in jedem Handelshause eigene „Silk Inspectors" oder „Silk Testors" giebt, welche die Qualität der Seide prüfen und diese für den europäischen Markt sortiren.

Es kommen im Handel drei verschiedene Gattungen von Rohseide vor: Tsatli (匕里), Taysam (大蠶), der große Wurm, und Yuen-hwá oder Yuen-fá (固若), die Gartenblume. Diese drei Hauptgattungen zerfallen wieder in eine große Anzahl von Sorten, welche gemeiniglich nach dem Namen des Händlers oder seines Hongs (Geschäftes) benannt werden.

Die jährliche Seidenproduction China's wird auf ungefähr 200 — 250.000 Ballen oder 20 bis 25 Millionen Pfunde geschätzt. Es ist dies allerdings eine höchst oberflächliche Schätzung; daß aber die Seidenerzeugung im chinesischen Reiche eine ungeheuere sein muß, beweist nicht nur der sehr bedeutende einheimische Verbrauch an diesem Artikel, sondern auch der Umstand, daß, trotz der außerordentlichen Zunahme des Export im Laufe der letzten zehn Jahre, die Preise der Seide nicht nur nicht gestiegen, sondern dermalen sogar durchschnittlich geringer sind, als zur Zeit, wo blos ein Viertel der gegenwärtigen Quantität nach England und Frankreich ausgeführt wurde. Die Preise der Seide werden in Taels zum jeweiligen Curse gerechnet [1]), das Gewichtsmaß ist der Ballen zu 100 englischen Pfunden. — Zwischen Schanghai und London beträgt der Verlust an Gewicht 3 Procent per Ballen. Außerdem rechnet man in der Regel 15 Procent Unkosten für die Sendung von Schanghai nach irgend einem englischen Hafen.

Nur ein Viertheil der gesammten Seidenproduction China's oder ungefähr 6 Millionen Pfunde werden durchschnittlich jährlich exportirt. Davon geht das bei weitem größte Quantum, nämlich $^{9}/_{10}$, nach England und Frankreich. Im Jahre 1843/44 wurden aus China im Ganzen nicht mehr als 5100 Ballen Seide ausgeführt. Im Jahre 1859 betrug die Ausfuhr roher Seide von Schanghai allein 75.652 Ballen!

Außerdem wird noch jährlich eine große Anzahl in China verfertigter Seidenstoffe, Crêpe-Shawls u. s. w. in einem Werthe von 4 bis

[1]) Der Werth eines Taels schwankt zwischen 6 Schillinge und 6 Schillinge 6 Pence englisch. Man rechnet, daß ein Ballen Seide, bis derselbe in Schanghai nach England verschifft wird, durchschnittlich auf 80 bis 100 Pfund Sterling (800 bis 1000 Gulden österr. Währung) zu stehen kommt.

5 Millionen Gulden exportirt, wovon die Mehrzahl nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika geht.

Der Zustand der chinesischen Seidenweber soll ein nicht weniger trauriger und armseliger als der jener Arbeiterclasse sein, welche sich in Europa mit der Erzeugung dieser kostbaren und luxuriösen Fabricate beschäftigt. Wie in Lyon, in Spittelfeld und im böhmischen Erzgebirge, lebt und stirbt auch der chinesische Weber seidener Prachtstoffe im drückendsten Elende, und die schönen und zarten Schöpfungen seines Webestuhles entstehen in einer Hütte von solcher Erbärmlichkeit, daß er gezwungen ist, ein Loch in die Erde zu graben, um hinreichenden Platz zum Bewegen seines Tretschämels zu gewinnen. Gleichwohl sind die chinesischen Weber minder unglücklich als ihre Gewerbsgenossen in Europa, weil sie weniger von der Rauhheit des Klima's zu leiden haben und für ihren, obschon geringeren Arbeitslohn doch mehr Nahrung zu kaufen vermögen, als es, bei der Theuerung selbst der einfachsten Lebensbedürfnisse, der europäische Weber zu thun im Stande ist.

Der neueste Umschwung der Dinge in China wird auch auf die Seidencultur einen nachhaltigen Einfluß üben, und es dürfte bei dem äußerst niederen Arbeitslohn in China die Zeit nicht allzu fern sein, wo man chinesische Seide in Europa billiger als die einheimische zu kaufen vermag und Fabrikanten es vortheilhafter finden werden, diesen für die Industrie so wichtigen Rohstoff aus China anstatt aus Italien oder dem Süden Frankreichs zu beziehen. Sachkundige Männer in Honkong und Schanghai bestätigten unsere Ansicht, daß es nur eines Impulses von außen bedürfe, um die Seidenzucht in China um das Zehnfache zu steigern und mit dem chinesischen Product den jährlichen Seidenbedarf auf der ganzen Erde zu decken, welcher, wenn wir encyklopädischen Angaben Glauben schenken dürfen, zwischen 12 und 15 Millionen Pfunde beträgt. Was die chinesische Seide auf europäischen Märkten besonders beliebt macht, sind ihre beiden Haupteigenschaften, Stärke und Helle, während sie dagegen in Bezug auf Gleichmäßigkeit des Fadens gegen die europäische bisher zurückstand. In Europa wird nämlich die Seide von einer bestimmten Anzahl von Cocons gehaspelt, während man sie in China, nach Willkür des Arbeiters, bald von mehr, bald von weniger Cocons zu gewinnen pflegt. Die Folge davon ist die erwähnte Ungleichheit des Fadens, ein Mangel, dem durch keinerlei spätere

Manipulation wieder abgeholfen werden kann, und welcher namentlich ihre Verwendung zur Erzeugung kostbarer Stoffe völlig ausschließt. Diesem Uebelstande, welcher hauptsächlich Ursache ist, daß die chinesische Seide den europäischen Markt noch nicht völlig beherrscht, kann aber bei der gegenwärtigen leichteren Zugängigkeit der Seidendistricte durch Einführung europäischer Arbeiter und Maschinen unschwer abgeholfen werden, wodurch dieses kostbare Product wesentlich an Güte und Verwendbarkeit gewinnen wird.

Noch vor wenigen Jahren legten namentlich deutsche und österreichische Industrielle der chinesischen Seide für unsern Markt nur geringe Bedeutung bei, und es schien ihnen höchstens ein ungläubiges Lächeln abzunöthigen, wenn man, wie wir dies aus innerster Ueberzeugung wiederholt gethan, von dem bevorstehenden weltmarktbeherrschenden Einflusse dieses chinesischen Rohstoffes sprach. Gegenwärtig kann, wie wir hören, eine Seidenhandlung kaum mehr bestehen, wenn sie nicht, nebst französischer und italienischer, auch chinesische Seide führt, indem der Verbrauch dieses Productes mit jedem Jahre zunimmt, und gleichwohl noch nicht den hundertsten Theil jener Verwendung erreicht hat, deren er fähig ist.

Nächst der Seide ist es der Thee (tschá) [1]), welcher den Handel mit China zu solcher Bedeutung erhebt. Die Cultur der Theestaude ist eine weit jüngere als die des Maulbeerbaumes, und zwar kamen deren Blätter, obschon seit dem dritten Jahrhundert von den Chinesen zu Heilzwecken verwendet, doch erst zu Ende des sechsten Jahrhunderts zur Getränkebereitung in allgemeinen Gebrauch [2]). Staatsmänner und Dichter bemächtigten sich des neuen Stoffes und während die Einen dieses wohlthätig wirkende Naturgeschenk durch Besteuerung zur Füllung des Staatssäckels ausbeuteten, erhoben die Andern durch ihre Loblieder den Ruhm der Pflanze und förderten so, vielleicht ohne es zu wollen, die fiscalischen Gelüste der Regierung.

[1]) Das Wort tschá wird indeß von den Chinesen nicht blos zur Bezeichnung von Thee, sondern von allen Camellienarten gebraucht.

[2]) Arabische Reisende, welche China im neunten Jahrhundert (A. D. 850) besuchten, sprechen bereits vom Thee, als einem Getränk der allgemeinsten Verbreitung. Nach Kämpfer wurde die Theepflanze in Japan um das Jahr 519 unserer Zeitrechnung aus China eingeführt, und zwar durch den eingeborenen Prinzen Darma, welcher ihre vorzüglichen Eigenschaften während seines Aufenthaltes in China kennen gelernt hatte. Die Japanen trinken indessen den Thee nicht als Abguß, sondern zerstoßen die Blätter zu feinem Pulver, gießen kochendes Wasser darauf, und rühren das Ganze mit einem Bambusstäbchen bis zur völligen Vermischung um. Sodann trinken sie den Aufguß und das Pulver, ähnlich wie man in einigen Theilen Asiens den Kaffee zu genießen pflegt.

„Thee", sagt ein älterer chinesischer Schriftsteller, „beruhigt den Geist, besänftigt das Gemüth, verscheucht Ermattung, erholt von Müdigkeit, wecket die Gedanken und verhindert Trägheit; er macht den Körper leichter und frischer und erhellt das Wahrnehmungsvermögen."

Die Theepflanze zog die Aufmerksamkeit chinesischer Forscher zuerst im Wu-yi-, oder, wie ihn die Engländer nennen, im Bohea-District [1]) auf sich, welcher noch heute der vorzugsweise feinen Qualität wegen, die auf seinen Hügeln gewonnen wird, eine große Berühmtheit genießt.

Dermalen erstreckt sich die Theecultur in China im Norden bis Tang-tschao-fu in der Provinz Schan-tung, südlich bis Canton und Kuang-si und östlich bis in die Provinz Yun-nan. Da außerdem die Theepflanze auch in Japan, auf Korea und den Liu-tschiu-Inseln, so wie auf Tschusan, Tonkin und in Cochinchina gedeiht, so kann man annehmen, daß die Verbreitungssphäre des Thees sich über 28 Breite- und 30 Längengrade ausdehnt, und diese Pflanze ohne Nachtheil großen Temperaturveränderungen unterworfen werden kann. Im Allgemeinen aber scheint derselben jener Theil des nördlichen China's, welcher zwischen dem 27° und 33° nördl. Br. liegt, am Besten zuzusagen [2]), wo die mittlere Jahrestemperatur zwischen 16.5 bis 20° C. schwankt, und wo auf starken Regenfall heiteres Wetter mit erhöhter Temperatur folgt; indem ersterer eben so nöthig ist, zu einem raschen, üppigen Wachsthum der Blätter, als letzteres für den Wohlgeruch und die Güte ihrer Qualität.

Um sich eine Vorstellung von der ungeheueren Menge Thee zu machen, welche jährlich in China erzeugt wird, genügt wohl die Bemerkung, daß nach Abzug der im Lande selbst consumirten sehr bedeutenden Quantität jährlich noch gegen 50 Millionen Pfunde ausgeführt werden.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Cultur und Bereitungsweise des Thees, das Trocknen (poey) und Rösten (tscháo), das Parfümiren und Färben der Blätter, kurz den ganzen langen Proceß, welchen dieser kostbare Handelsartikel durchzumachen hat, bis er von den glänzend grünen Abhängen der duftigen Boheahügel nach den Verschiffungsplätzen gelangt, zum

[1]) Die Bezeichnung „Bohea" ist eigentlich nur eine Corruption der chinesischen Worte wu-yi, welche ihrerseits von wu-i-kien, einer bekannten chinesischen Gottheit, hergeleitet sind.

[2]) Auf Java, wo man seit einer Reihe von Jahren ebenfalls den Thee als Colonialpflanze baut, hat sich die Gebirgsregion von 4000 bis 5000 Fuß Höhe mit einer Temperatur von 14.3 bis 23.3 Grad C. für das Gedeihen der Theepflanze am zuträglichsten erwiesen.

Gegenstand einer ausführlichen Schilderung zu machen, vielmehr wollen wir uns hier blos auf die Mittheilung jener Erfahrungen beschränken, welche auf dem Gebiete der Theecultur in den letzten Jahren in China gemacht worden und während unseres Aufenthaltes daselbst zu unserer Kenntniß gelangt sind.

Es giebt von der Theepflanze bekanntlich zahlreiche Varietäten, aber nur zwei Arten, nämlich Thea viridis und Thea Bohea[1]), und selbst diese beiden besitzen so wenig unterscheidende Merkmale, daß sie in jüngster Zeit wiederholt, namentlich von Fortune, für eine und dieselbe Species erklärt wurden. Eben so hat sich erst in neuester Zeit herausgestellt, daß die in Europa als grüner oder schwarzer Thee verkauften Sorten nicht, wie man vielfach annimmt, von zwei verschiedenen Theearten herrühren (nämlich der grüne von Thea viridis und der schwarze von Thea Bohea), sondern daß der Unterschied an Farbe, Form der Blätter, Geschmack u. s. w. ausschließlich in der Verschiedenheit der Bereitungsweise zu suchen ist, und daß man von den Blättern einer beliebigen Varietät sowohl schwarzen als grünen Thee für den Handel zu bereiten im Stande ist. So wird z. B. in dem berühmten Theedistrict Ning-tschan, wo früher ausschließlich schwarzer Thee erzeugt wurde, gegenwärtig, wahrscheinlich weil es den Erzeugern besser rentirt, von der nämlichen Pflanzenart grüner Thee gewonnen, und der Ruf der Qualität ist der gleiche geblieben.

Der schwarze Thee, welcher $^8/_{10}$ der Gesammt-Theeausfuhr nach England beträgt, wächst von besonders feiner Qualität im District Kien-ning-fu in der Provinz Fu-kien, und kommt im Handel unter unzähligen Namen vor, welche sich hauptsächlich auf die Localitäten, wo derselbe wächst, oder auf deren Eigenthümer beziehen. Die für den Export bestimmte grüne Theesorte dagegen wächst hauptsächlich auf den Abhängen der Hügelkette zwischen Tschi-kiang und Ngan-hwui. Außer diesen, am Orte ihres Wachsthums gewonnenen Theesorten wurden bisher auch in Canton aus schwarzem und grünem Thee die

[1]) Die erste wissenschaftliche Bestimmung der Theepflanze nach getrockneten Exemplaren geschah durch Linné im Jahre 1753, wo er dieselbe in seinen Species plantarum als Eine Species, welche er Thea sinensis nannte, aufführte. Aber bis zum Erscheinen der zweiten Auflage seines berühmten Werkes im Jahre 1762 fand sich Linné veranlaßt, zwei Species daraus zu machen und denselben jene Namen beizulegen, welche sie noch bis zur Stunde führen. Die erste lebende Theepflanze wurde vom Capitän eines Kauffahrers, Namens Ekeberg, im October 1763 nach Europa gebracht und im botanischen Garten zu Upsala gepflanzt.

verschiedensten Varietäten für den fremden Bedarf bereitet. Die Thee-Erzeuger in Canton stehen im Geruche, die von ihnen bereiteten Theesorten auf künstlichem Wege grün zu färben, indem sie dieselben mit einer Mischung von Berlinerblau und pulverisirtem Kalk besprengen und dann in erhitzten kupfernen Pfannen eine Zeit lang einer rollenden Bewegung aussetzen[1]).

Ein sehr wichtiges Verfahren bei der chinesischen Thee-Erzeugung ist die Art und Weise, wodurch man dem Thee eine gewisse „Blume", einen künstlichen „Duft" beizubringen sich bemüht, den er in seinem natürlichen Zustande nicht besitzt. Die Chinesen nennen dieses, fast ausschließlich für den fremden Markt angewandte Verfahren „hwa-hiang", die Engländer „scenting". Die Blumen, welche zu diesem „Beduften" des Thees verwendet werden, und deren Gewinnung (ähnlich wie die unabsehbaren Felder wohlriechender Pflanzen bei Cannes im südlichen Frankreich) in der Umgebung von Canton einen eigenen Culturzweig bildet, sind hauptsächlich: Jasminum sambac, Jasminum paniculatum, Aglaia odorata, Olea fragans, Sardenia florida, Orangenblüthen und Rosen. Das beim Beduften beobachtete Verfahren besteht einfach darin, daß eine bestimmte, je nach ihrem stärkeren oder schwächeren Geruch größere oder kleinere Quantität Blüthen, 24 bis 48 Stunden lang neben ungefähr 100 Pfund vollkommen trockener Theeblätter gelegt wird. So z. B. rechnet man von Orangenblüthen 40, von Jasmin 50, von Aglaia odorata 100 Pfund (also eine ganz gleiche Quantität) auf 100 Pfund getrockneter Theeblätter. Die außerordentliche Kostspieligkeit dieser wohlriechenden Blüthen[2]) läßt die, von den Chinesen zwar bestrittene Vermuthung auftauchen, daß auf diese Weise parfümirte Blätter später mit größeren Quantitäten gewöhnlichen Thees vermischt werden. Und da es eine erwiesene Thatsache ist, daß man mit 60 Pfund parfümirten Thee weiteren 100 Pfund diesen Wohlgeruch durch Beimischung übertragen kann, ohne deßwegen den Parfüm der ersten Quantität im geringsten zu schwächen, so erscheint es mehr als wahrscheinlich, daß eine ähnliche Vermischung, vielleicht sogar in einem weit weniger günstigen Verhältnisse, jeden Tag in den stillen Magazinen der Theedistricte vor sich geht.

[1]) Nach Fortune (a residence among the Chinese, London, Murray, 1857) wird zuweilen den verschiedenen Theesorten auch durch zwei bis vier Löffel voll einer Mischung von einer Pflanze (ma-ki-holy), dann durch Indigo und Gypspulver auf künstlichem Wege eine Farbe zu geben versucht.

[2]) Ein Pikul (133⅓ Pfund) solcher Blätter kostet durchschnittlich 15 bis 18 Dollars, doch steigt der Preis derselben zuweilen bis auf 30 Dollars.

Seit der Aufhebung des Privilegiums der ostindischen Compagnie und seit der Eröffnung der fünf Häfen ist der Thee im Preise etwas zurückgegangen, hat aber dafür bedeutend an Absatz zugenommen. Der Werth eines Pikuls Thee beträgt gegenwärtig 18 bis 20 Taels, so daß das Pfund auf circa 39 bis 43 Kreuzer zu stehen kommt. Trotz der unvergleichlichen Billigkeit der Handarbeit (60 bis 70 Cash täglich) soll es nicht möglich sein, guten Thee unter diesem Betrag zu liefern, obschon die verschiedenen Sorten, je nach ihrer Qualität und den Districten, aus welchen sie kommen, außerordentlich im Preise variiren. Die unteren Classen in den Theedistricten kaufen sich die rohen, unbereiteten Blätter im Zustande, wie sie gepflückt werden, für ungefähr 3 Kreuzer das Pfund, und da 4 Pfund frischer Blätter nöthig sind, um ein Pfund trockenen Thee zu gewinnen, so kann man annehmen, daß der von den Volksclassen getrunkene Thee auf 12 bis 15 Kreuzer per Pfund zu stehen kommt. Dabei wird gewöhnlich noch ein Zusatz von minder kostspieligen Blättern gemacht, besonders in Gegenden, welche von den Theedistricten entfernter liegen.

Das erste historische Document über die Einführung des Thees in England als Getränk ist eine Parlamentsacte vom Jahre 1660. Zu jener Zeit kostete das Pfund chinesischen Thees in London 60 Schillinge (30 Gulden österr. Währung), was allerdings auf keine große Verbreitung desselben zu jener Zeit schließen läßt. Gegenwärtig importirt England jährlich über 30 Millionen Pfund Thee [1]), oder mehr als die Hälfte der aus dem Reiche der Mitte ausgeführten Theeblätter, und der Consument in London bezahlt etwas über 3 Schillinge (1 Gulden 50 Kreuzer) für das Pfund.

Es sind in neuester Zeit auch am Fuße des Himalaya, auf Java und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Versuche mit dem Anbau der Theepflanze gemacht worden. In Ostindien, wohin der eben so bekannte als verdienstvolle Robert Fortune in den letzten Jahren wieder an 24.000 Pflanzen aus den beliebtesten Theedistricten China's sandte, hat sich die Cultur bereits vollkommen bewährt und sogar als einträglich erwiesen. Die Erzeugungskosten betragen $10\frac{1}{2}$ Pence (44 Kreuzer) per

[1]) Im Jahre 1859 betrug die Theeausfuhr nach England 30,988.598 Pfund (nämlich 22,292.702 Pfund schwarzen, und 8,695.896 Pfund grünen Thee), bei einem Gesammtexporte von 55,328.731 Pfund. Nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika gingen im nämlichen Zeitraume 19,952.147 Pfund, nach Australien 1,879.584 Pfund, nach Hongkong und den übrigen Häfen der chinesischen Küste 1,261.347 Pfund, nach Montreal 510.600 Pfund und nach dem europäischen Continente 736.455 Pfund Thee.

Pfund für eine Sorte, wofür man auf dem Londoner Markt 2 Schilling per Pfund bezahlt. Der auf Java erzeugte Thee wird zwar noch immer mit Schaden in Europa verkauft, aber es dürfte sich schon in den nächsten Jahren ein günstigeres Verhältniß herausstellen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika muß der Erfolg des Versuches noch abgewartet werden. Herr Fortune, welcher vom Patent-Office in Washington mit der Einführung der Theestaude in den Südstaaten der Union betraut wurde, und durch seine vieljährigen Forschungsreisen in China als ein gründlicher Kenner der Theecultur betrachtet werden muß, ist der Ansicht, daß das Fortkommen der Theepflanze in den Vereinigten Staaten nicht dem geringsten Zweifel mehr unterliegt, indem diese werthvolle Pflanze nicht nur den Frost gut verträgt, sondern denselben sogar erfordert und auch in China besser in einem nördlichen als in einem südlichen Klima gedeiht. Anders verhält es sich aber mit der Einträglichkeit dieser Cultur in einem Lande, wo der Arbeitslohn noch so ungemein hoch ist. Wird die Theepflanze die bedeutenden Erzeugungskosten ertragen und dennoch die Concurrenz mit dem chinesischen Product vortheilhaft bestehen können? Die nächsten Jahre werden diese Frage hoffentlich beantworten, wenn nicht der unselige Bürgerkrieg, welcher eben diesen freiesten Staatenbau der Gegenwart unterwühlt, auch hier wie in so mancher Beziehung störend und hemmend in den Weg tritt.

Wir genossen das besondere Vergnügen, mit Herrn Fortune in Schanghai persönlich zusammen zu treffen, und aus dem Munde dieses erfahrungsreichen Naturforschers und Reisenden viele werthvolle Mittheilungen zu vernehmen. Während wir uns vorbehalten, über den großen Reichthum China's an noch wenig bekannten, wichtigen Ausfuhrartikeln im statistisch-kommerciellen Theil ausführlicher zu sprechen, können wir uns nicht versagen, hier noch einige Bemerkungen über verschiedene chinesische Nutzgewächse einfließen zu lassen, welche uns von mehr als blos kommercieller Bedeutung dünken. Unter diesen ist eines der größten Geschenke der Natur an den betriebsamen Menschen das sogenannte chinesische Zuckerrohr, eine Sorgho-Art (Sorghum oder Holcus saccharatum), welche schon aus dem Grunde die größte Aufmerksamkeit von Seite europäischer Landwirthe verdient, weil diese Pflanze in ihrem Mutterlande nur hoch im Norden vorkommt, unter Breitegraden, wo das eigentliche Zuckerrohr (Saccharum officinalis) nicht leicht mehr gedeiht; weil dieselbe Frost und Kälte weit eher als allzu große Hitze

erträgt, und daher zum Anbau in den südlichen Theilen von Europa vollkommen geeignet scheint.

Der erste Versuch, den Sorgho in Europa zu bauen, geschah, wenn wir recht unterrichtet sind, im Jahre 1862 auf den Hyeres'schen Inseln durch den Grafen David de Beauregard mit Samenkörnern, welche Herr v. Montigny an die Pariser geographische Gesellschaft geschickt hatte; gleichzeitig wurden auf Aufforderung der Société d' acclimatisation mit dem Sorgho in verschiedenen Theilen Frankreichs Pflanzenversuche angestellt. Der Erfolg übertraf die kühnsten Erwartungen. Aus dem Stengel, dem Haupttheile der Pflanze, wurde ein zuckerhaltiger Stoff gewonnen, aus welchem man mit großem Vortheil Zucker und Alkohol, Syrup und Branntwein erzeugen kann. Die reichlichen Blätter der 4 bis 6 Fuß hohen Stengel dienten einem zahlreichen Viehstande zur kräftigen Nahrung; der Same lieferte Futter für das Geflügel und ersetzte mit Vortheil die Gerste für die Pferde, so daß sich die Kosten des Anbaues schon in dieser Hinsicht lohnten, während außerdem das, aus den Samenkörnern gewonnene Mehl zu einer gesunden, nahrhaften Speise für den Menschen verwendet werden mag. Dr. Adrian Sicard, dem die landwirthschaftliche Welt eine sehr ausführliche Monographie über das chinesische Zuckerrohr verdankt, hat sogar durch gründliche Untersuchungen nachgewiesen, daß sich die Blätter des Sorgho gleichzeitig zur Papierfabrication so wie zur Gewinnung verschiedener Färbestoffe eignen. Was die Ertragsfähigkeit des Sorgho anbelangt, so ist dieselbe sogar größer als die der Runkelrübe, welche in Frankreich durchschnittlich 2160 Kilos per Hectare Land liefert, während der Sorgho 5000 Kilos giebt [1]).

Die Cultur dieser überaus nützlichen Pflanze unterscheidet sich, wie wir uns wiederholt zu überzeugen Gelegenheit hatten, durch nichts von jener des Mais oder Welschkornes. Die Aussaat des Sorgho geschieht, je nach den Temperaturverhältnissen des Landes, wo er gebaut wird, vom April bis Mitte Juli. Der Same, den man anfangs April in die Erde legt, wird Mitte August oder nach circa 135 Tagen des Wachsthums reif, während die Mitte Juli gesäeten Samenkörner erst gegen Ende November, also nach ungefähr 145 Tagen, reifen. Man hat im südlichen Frankreich das Experiment gemacht, den Samen vor der Aussaat 24 bis 48 Stunden

[1]) Ein Hectare = 100 Acres = 1.73749 Wiener Joch. — Ein Kilo = 2 Zollpfunde.

in lauem Wasser zu baden, und erzielte dadurch eine weit raschere Entwicklung der Pflanzen. Eben so versuchte man die Körner mit und ohne Samenhaut zu säen, und gelangte zu dem Resultate, daß die ersteren Körner 15, die letzteren nur 10 Tage bedurften, um zu keimen. Es wird empfohlen, die Samen, je nach der Natur des Bodens und der Bewässerung, über die man verfügen kann, in ziemlich weit von einander abstehenden Reihen zu säen. Es genügt, die Körner einen Zoll tief in die Erde zu legen.

Die Zeit der Kindheit des Sorgho ist ziemlich lange, hat er aber einmal diese Periode überstanden, dann mag man eines günstigen Erfolges gewiß sein, selbst wenn bedeutende Temperaturveränderungen während des Wachsthums der Pflanze vorkommen sollten, vorausgesetzt, daß das Thermometer nicht tiefer als 2° Réaumur unter Null sinkt. Der Sorgho bedarf ungefähr fünf Monate zu seiner vollständigen Reife, wo dann die Pflanze in der Regel eine citronengelbe, rothgestreifte Farbe annimmt. Der Sorgho ist zuweilen verschiedenen Krankheiten unterworfen, von welchen ihn einige an der Wurzel, andere im Mark angreifen. Eben so hat man an einigen Pflanzen Larven schädlicher Insecten bemerkt. Allein die Ursache aller dieser Krankheitserscheinungen sind dermal noch viel zu wenig untersucht und gekannt, um schon jetzt Mittel gegen dieselben angeben zu können.

Im Ganzen aber mag die Verpflanzung des Sorgho nach dem südlichen Frankreich sowohl als auch nach Pennsylvanien in den Vereinigten Staaten (das einen viel rauheren Winter hat als Venetien, Dalmatien und die Donauniederungen) als vollkommen erfolgreich angesehen werden. Vielleicht gelingt es, eine Pflanze auch in Oesterreich in geeigneten Gegenden einzubürgern und ihren Anbau in großartigem Maßstabe durchzuführen [1]), welche nicht nur wie kein anderes Product des Pflanzenreiches dem Haushalte des Menschen in den verschiedensten Punkten der Erde so zahllose Vortheile zu bieten verspricht, sondern gleichzeitig von der Vorsehung als

[1]) Kleine Versuche mit dem Sorgho wurden in Aquileja in der Nähe von Görz auf der Besitzung des bekannten Triester Kaufmannes und Zuckerfabrikanten Karl Ritter angestellt. Wir sahen Proben von aus dem Sorgho gewonnenem raffinirten Zucker, welche den besten Erfolg in Aussicht stellen. Eine größere Quantität Samenkörner, welche Mr. de Montigny vor einem Jahre an den Verfasser dieser Blätter sandte, wurde benutzt, um damit Anbauversuche in jenen Ländern des Kaiserstaates zu machen, deren klimatische Verhältnisse für das Fortkommen der Pflanze Wahrscheinlichkeit bieten. Seither sind durch die Theilnahme des österr. Consuls in Hongkong, Herrn Gustav Overbeck, wiederholt Sendungen von Sorgho nach Oesterreich gelangt, aber leider hatte der Same während der Reise derart gelitten, daß kaum das gewünschte Resultat erzielt werden dürfte.

Mittel bestimmt zu sein scheint, eines der wichtigsten Bedürfnisse der civilisirten Welt durch freie, weiße Arbeit, ohne Sclaverei und Sclavenschweiß befriedigen zu können! [1])

Ein anderes Gewächs, das eines versuchsweisen Anbaues in den südlichen Gegenden Europa's werth erscheint, ist der Mo-tschok, eine der graciösesten Bambusarten des chinesischen Waldes, welche namentlich in der Provinz Tsche-kiang auf Abhängen in einem gelben Lehmboden bei einer Maximum-Temperatur von 32.5° C. im Sommer und einem Minimum von — 6.5° C. im Winter besonders üppig gedeiht. Die schnurgeraden, sanften, zierlichen Halme erreichen eine Höhe von 60 bis 80 Fuß. Der untere Theil der Pflanze ist gewöhnlich frei von Zweigen, welche erst 20 bis 30 Fuß über dem Boden ihren Anfang nehmen und ungemein zart gefiedert sind. Dieselben dienen, wie jene zweier anderer Bambusarten, des Long-sin-tschok und Hu-tschok, zur Anfertigung von Sieben, Körben, Möbeln u. s. w., während die jungen Schößlinge ein vortreffliches, äußerst geschmackvolles Gemüse liefern. Die Stämme der Pflanze dagegen eignen sich vorzüglich zur Papiererzeugung [2]). Man fabricirt daraus sowohl Schreib- als Packpapier, und eine ganz grobe Gattung wird von chinesischen Maurern unter den Mörtel gemischt. Herr Fortune hat den Mo-tschok in Indien

[1]) Wir haben uns während unseres Aufenthaltes in Schanghai gleichzeitig nach der angeblich neuen Kartoffelart erkundigt, über deren Auffindung vor mehreren Jahren derart vielversprechende Berichte durch europäische und nordamerikanische Zeitungen gingen, daß die in Schanghai ansäßigen fremden Kaufleute aus allen Weltgegenden um nähere Auskunft über dieses neuentdeckte Knollengewächs bestürmt wurden, welches für die anscheinend altersschwache und kranke peruvianische Kartoffel ein erwünschtes Surrogat zu bieten versprach. Allein Niemand wußte uns über diese sogenannte neue Kartoffelart näheren Bescheid zu geben, und es stellte sich endlich heraus, daß alle hierüber nach Europa und Amerika gedrungenen Nachrichten blos auf einem Irrthume beruhen, indem man wahrscheinlich, wie auch Herr Fortune vermuthet, Calladium Esculentum, welches auf Märkten und Straßen in Schanghai feilgeboten wird und dessen kleine Knollen in Aussehen und Geschmack viele Aehnlichkeit mit Kartoffeln haben, anfänglich für eine neue Art von Kartoffeln hielt, und, ohne nähere Untersuchungen anzustellen, den vermeintlichen, für die armen Classen allerdings höchst wichtigen Fund sogleich in die weite Welt hinausposaunte. In allen zugängigen Theilen China's kannte man zur Zeit unseres Besuches keine andere als die aus Europa eingeführte peruvianische Kartoffelart. Englische und amerikanische Marineofficiere, welche während der Friedensverhandlungen zu Tien-Tsin im Golfe von Petschili Kartoffeln aßen, versicherten, daß dieselben mit den in Europa acclimatisirten vollkommen identisch waren. An eßbaren Knollengewächsen kommen in Schanghai außer Kartoffeln hauptsächlich Yams (Dioscorea sp.) und Yucca (Jatropha Manihot) vor.

[2]) Der hierbei beobachtete Proceß ist folgender: Die Bambusstöcke werden zuerst geraume Zeit unter Wasser gehalten, sodann gespalten und neuerdings mit Kalkwasser gesättigt, bis dieselben völlig weich geworden. Hierauf werden sie, je nach den Localverhältnissen, entweder durch Wasser- oder Händekraft in eine breiartige, flüssige Masse verwandelt, und endlich so lange gekocht, bis sie vollkommen fein sind und die nöthige Consistenz erlangt haben, um daraus Papierbogen formen zu können.

eingeführt, wo derselbe namentlich in den nordwestlichen Provinzen an den Abhängen des Himalaya fortzukommen verspricht.

Von anderen Gewächsen des chinesischen Reiches, die zwar keine Aussicht auf eine Verpflanzung in ein nordisches Klima bieten, aber wegen der Producte, welche sie liefern, Beachtung verdienen, wollen wir noch dem Firnißbaum, dem Talgbaum und dem Wachsinsectstrauch einige Worte widmen.

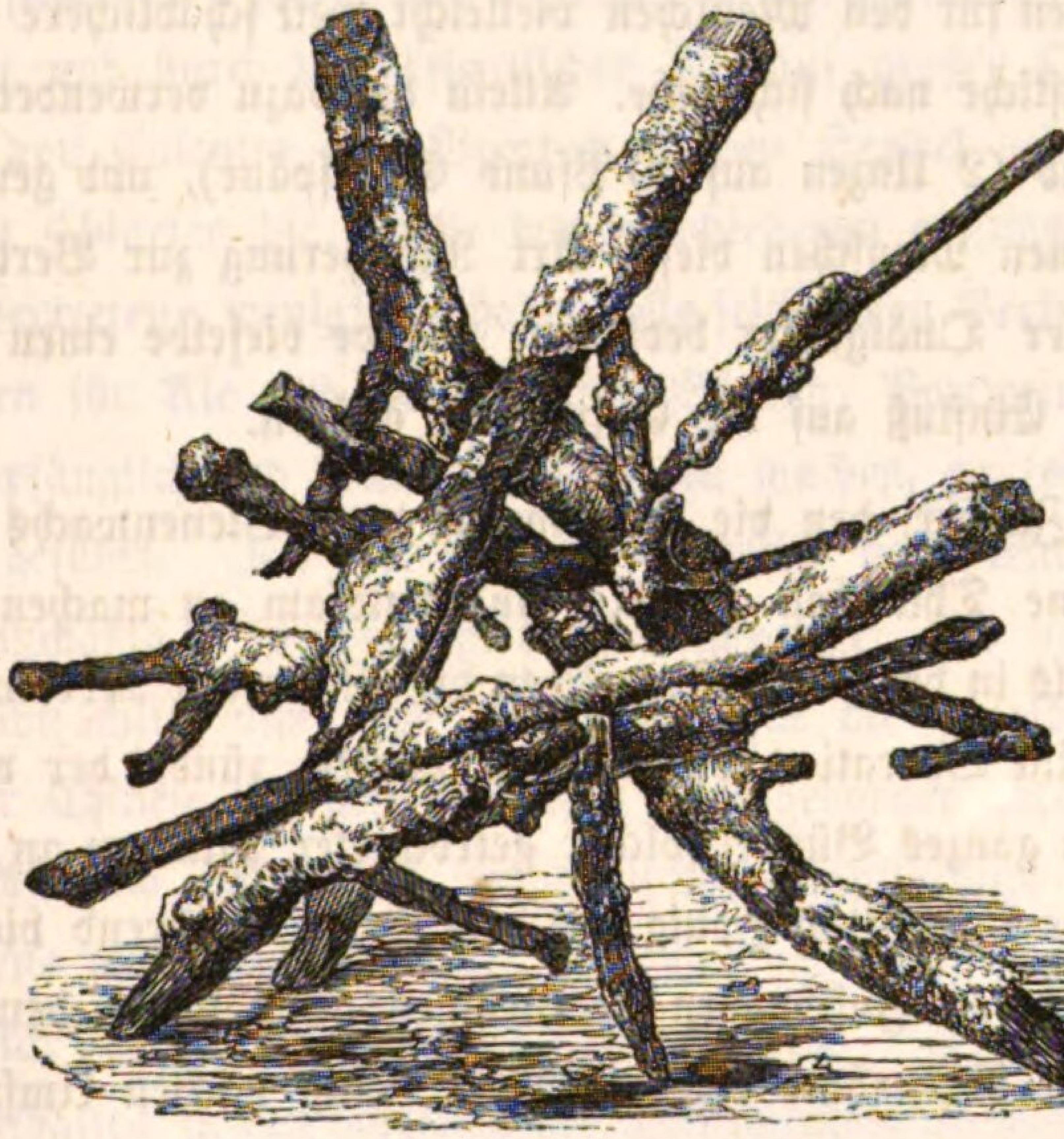
Der Firnißbaum (Vernix vernicia), eine Sumachart, welche von besonderer Güte in der Provinz Kiang-si, Tsche-kiang und Szechuen wächst, liefert jenen Firniß, welcher theils in halbflüssigem, theils in getrocknetem Zustande in der Form von weißlichen Kuchen auf den Markt kommt und per Pikul, je nach Qualität und Nachfrage, 40 bis 100 Dollars werthet. Zur Bereitung jenes Lackes, dessen Ruhm nach allen Theilen der Erde gedrungen, werden 5 Katti's[1]) Firniß, 10 Katti's Wasser, 5 Taels Nußöl, 2 Taels Schweinsgalle und 4 Taels Essig unter einander gemengt, bis sie eine Pasta von glänzend schwarzer Farbe bilden. Der Umstand, daß viele chinesische Lackwaaren, namentlich die in Fu-tschau verfertigten, den berühmten japanesischen Fabricaten an Glanz und Schönheit gleichkommen, ließ die Vermuthung auftauchen, die chinesischen Arbeiter hätten einige Anleitung von ihren japanesischen Gewerbsgenossen erhalten.

Vegetabiler Talg (schu-láh oder schu-káu, d. h. Baumfett) wird aus der Stillingia sebifera, dem sogenannten Talgbaume, gewonnen und verspricht nach den damit angestellten Versuchen bei einer ausgedehnteren Cultur ein ziemlich vortheilhafter Artikel für den Exporthandel zu werden. Der Talgbaum kommt sowohl in den südlichen Provinzen, besonders häufig aber auf der Insel Tschusan und dem ihr gegenüberliegenden Festlande vor. Die aus den nußartigen Samen des Baumes gewonnene talgartige Substanz wird in Kuchen von 70 bis 100 Katti's zu 7 bis 12 Dollars der Pikul verkauft.

Das vegetabile oder Baumwachs (peh-láh) ist eine wachsartige Masse, welche ein Insect (Coccus pela oder Flata limbata), wie es scheint zum Schutz für seine Eier, auf einer Eschenart absetzt, an deren Aesten und Zweigen dieselbe schneeflockenartig klebt. Sie wird nach dem ersten Frost gesammelt und durch Schmelzen in einem, über heißes Wasser gehaltenen Tuche gereinigt. Zuweilen geschieht dieser Proceß auch, indem man die gesammelte Quantität in einem seidenen Sack in heißes Wasser taucht. Sie

[1]) Ein Katti = 1⅓ Pfund und 100 Kattis = 16 Taels = 1 Pikul = 133⅓ Pfund.

chmilzt bei 81° Fahrenheit und empfiehlt sich durch ihre ganz ungewöhnliche Härte zur Mischung mit Bienenwachs und anderen, zur Kerzenfabrication verwendeten Fettgattungen. Die bisher aus dem Producte des sogenannten Wachsinsectenstrauches erzeugten Kerzen haben in England großes Aufsehen erregt und blos der Umstand, daß nur eine sehr geringe Quantität dieser vortrefflichen Substanz jährlich in den Handel kommt, ist Ursache, daß dieselbe noch keine ausgedehntere Verwendung gefunden. Der Preis des



Wachsinsecten-Aeste.

„Peh-lah" ist ziemlich hoch und beträgt oft bis 40 Taels (circa 117 Gulden) per Pikul.

Noch wollen wir des Mun-hung-ean oder Mosquito-Tabakes Erwähnung thun, welcher, seit undenklichen Zeiten im weiten chinesischen Reiche gegen die qualvollen Stiche jenes blutdürstigen Insectes in Gebrauch, erst in den letzten Jahren in seiner Zusammensetzung bekannt geworden ist. Der Mun-hung-ean besteht: erstens aus den Sägespänen von Juniper (pih-hiang-fun) oder überhaupt Nadelholzarten; zweitens den zu Pulver zerriebenen Blättern der Artemisia indica; drittens Tabakblättern; viertens einer kleinen Quantität Arsenik (pe-za); und fünftens aus einem nicht näher

bezeichneten Mineral (nach Fortune nu-wang), womit wahrscheinlicher Weise Schwefel gemeint ist.

Alle diese verschiedenen Ingredienzien [1]) werden zuerst in Wasser getränkt und wohl vermengt und hierauf als eine Art Pasta um dünne Bambusstäbchen gerollt, in welchem Zustande sie als Räucherungsmittel auf den Markt kommen [2]). Die Angabe, daß zur Bereitung des Mosquito-Tabakes Arsenik verwendet wird, ruft allerdings die Befürchtung wach, daß der Gebrauch desselben für den Menschen vielleicht weit schädlichere Folgen, als jene der Insectenstiche nach sich ziehe. Allein die dazu verwendete Quantität ist nicht bedeutend (2 Unzen auf 30 Pfund Sägespäne), und gewiß möchten sich nicht Millionen Menschen dieser Art Räucherung zur Vertreibung der hartnäckigsten aller Quälgeister bedienen, würde dieselbe einen wahrnehmbaren schädlichen Einfluß auf die Gesundheit äußern.

Auch der Zauber, den die Einsammler von Bienenwachs zu besitzen vorgeben, um jene Thierchen friedlich und duldsam zu machen, besteht in nichts anderem als in dem Rauch, welchen die glimmende Artemisia indica verbreitet. Um seine Operation feierlicher zu machen, zündet der vermeintliche Wundermann ein ganzes Bündel solcher getrockneter Pflanzen an, und nimmt dann eine beliebige Quantität Honig aus dem Korbe, während die harmlosen Bienen die Rolle von Zuschauern übernehmen, und weder dem Einsammler, noch den mit Ausnahme eines Gürtels völlig nackten Umstehenden im geringsten gefährlich werden.

Wenden wir uns von den verschiedenen Naturproducten, welche das Reich der Mitte dem Exporthandel bietet, zu denjenigen Gegenständen europäischer Industrie, für welche der chinesische Markt einen großartigen Absatz in Aussicht stellt, so finden wir, daß ihre Zahl nicht minder bedeu-

[1]) Das Verhältniß dieser verschiedenen Ingredienzien ist nach chinesischen Quellen: 30 Pfund Juniper, 20 Pfund Artemisia, 5 Pfund Tabak und 2 Unzen Arsenik.

[2]) Eine wohlfeilere Art, dieses Mosquito-Antidot zu bereiten, soll darin bestehen, daß man sehr schmale, ungefähr zwei Fuß lange Papiersäckchen mit Sägespänen von Zapfenbäumen, etwas Arsenik und „Nu-wang" füllt, und zwar genügen für 30 Pfund Sägespäne eine Unze Arsenik und zwei Unzen Nu-wang. Ein solches Papiersäckchen wird an dem einen Ende mit Zwirn sorgfältig zusammengebunden, auf die Erde gelegt und am entgegengesetzten Ende angezündet, wo es dann eine geraume Zeit langsam fortglimmt und durch den verursachten Rauch die gefürchteten Mosquitos völlig verscheucht. Hundert solche Säckchen werden in Schanghai für einen Betrag verkauft, der kaum 8 Kreuzern österr. Währung gleichkommt, und zwei davon reichen aus, um ein gewöhnliches Zimmer eine ganze Nacht hindurch zu räuchern.

tend ist [1]) und einen Werth von mehr als 50 Millionen Gulden darstellt. Wir beabsichtigen jedoch in diesen Blättern nur von dem in politischer und commercieller Beziehung wichtigsten Einfuhrsartikel, welcher den meisten Gewinn abwirft und, bisher wenigstens, das Hauptgeschäft in allen, dem fremden Handel geöffneten Hafenplätzen bildete, — vom Opium zu sprechen. Das Opium (á-pién), der verdickte Saft des Papaver somniferum, war bekanntlich bis zum Jahre 1859 ein Monopol der Regierung von Britisch-Indien, wurde unter der Aufsicht der Agenten der letzteren in verschiedenen Provinzen Ostindiens gebaut und durch den öffentlichen Verkauf großer Quantitäten auf den Märkten von Calcutta und Bombay in den Handel gebracht. Dasselbe scheint bei den Chinesen die Stelle der verschiedenen geistigen Getränke der Europäer zu vertreten; wenigstens haben alle seitherigen Versuche, den chinesischen Gaumen für Ale und Whisky, für Sherry, Portwein, Champagner und Claret empfänglich und darnach lüstern zu machen, zu keinem erwünschten Resultat geführt. Ja, es werden vielleicht nach keinem Lande der Erde verhältnißmäßig so wenig Spirituosen importirt, als nach China, und auch diese hauptsächlich nur zum Verbrauch für die daselbst angesiedelten Fremden. Der Chinese ist gewissermaßen ein geborner „Teatotaller“ oder Enthaltsamkeitsfreund, denn das einheimische, hauptsächlich aus Reiß und Hirse gewonnene weinartige Getränk wird nur bei besonderen Anlässen und selbst dann nur in geringer Quantität genossen. Wir haben während unseres Aufenthaltes in den verschiedenen Hafenplätzen China's niemals einen Chinesen betrunken gesehen und auch von anderer Seite erfahren, daß dies nur höchst selten und ausnahmsweise der Fall sein soll. Dagegen gewinnt die Opium-Consumtion immer mehr an Ausdehnung und die jährlich nach China eingeführte Quantität verdickten Mohnsaftes beträgt 75 — 80.000 Kisten oder Chests, welche, je nach dem Tagespreise, einen Geldwerth von 76 bis 100 Millionen Gulden repräsentiren!

Auf den chinesischen Märkten kommen vier Gattungen von Opium vor: Benares (kú-ní), Patna (kung-ní), Malwa (peh-pí) und türkisches (kin-ní oder goldener Koth). Das aus Bengalen (Patna und Benares) bezogene Opium ist besser und gesuchter, als das von Malwa, einem der unabhängigen Staaten Indiens, importirte; beide Sorten aber werden von

[1]) Diese bestehen namentlich in allen Arten von Baum- und Schafwollwaaren, Messerschmiedwaaren, Eisenwaaren, Glaswaaren, Uhren (Sack-, Stock-, Spieluhren), Quincailleriewaaren u. s. w.

den Chinesen dem türkischen und selbst dem auf einheimischem Boden gewonnenen Opium vorgezogen [1]).

Die Sitte der Chinesen, Opium zu rauchen, ist verhältnißmäßig eine moderne. Erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts [2]) fing man in China an, Opium mit Tabak vermengt als Antidot gegen Zahn-, Kopf- und Leibschmerzen zu gebrauchen. Chinesische Matrosen und Kaufleute, welche von den Inseln des Archipels zurückkehrten, hatten es daselbst von den Eingeborenen als eine betäubende Substanz einathmen gelernt, um sich eine Zeit lang, der Wirklichkeit entrückt, die wunderlichsten, beseligendsten Träume vor Augen zu führen. Unstreitig hat das Weinverbot bei den Dienern des Korans zuerst die Aufmerksamkeit auf diese betäubende Substanz gerichtet, welche die Vorderasiaten in Pillenform verschlucken, die Hindu's kauen und die Chinesen rauchen. Im Jahre 1750 wurden zu diesem, wie zum Zwecke medicinischer Verwendung nach amtlichen Angaben 200 bis 250 Kisten Opium (per 140 Pfund), und zwar größtentheils durch portugiesische Kaufleute aus der Türkei, aus Persien und Bengalen eingeführt. Nichts war dem Reichen willkommener, als ein Mittel, das ihm in den Intervallen seiner Schwelgereien die Zeit so wohlig vertrieb, wo er, gleichsam aller Sorgen unbewußt, sich im süßesten Schlummer wiegen mochte! Im Jahre 1773 unternahm es die englisch-ostindische Compagnie eine kleine Quantität Opium versuchsweise nach China zu senden. Sieben Jahre später gründete sie ein Depot für Opium in Lark's Bai. Im Jahre 1781 machte die Compagnie eine Sendung von 2800 Kisten (zu 140 Pfund) Opium nach Canton, welche daselbst von einem Hong oder Mitgliede der chinesischen Hansa [3]) gekauft wurden. Dieser war jedoch gezwungen, den größten

[1]) Die Quantität des in neuester Zeit in China selbst, namentlich in der Provinz Yun-nan gebauten Opiums läßt sich nicht genau bestimmen, da es an jedem Anhaltspunkte dazu fehlt; doch ist die Qualität desselben weit geringer als jene der aus Indien importirten Drogue.

[2]) Nach Mac Culloch's Commercial dictionary wurde Opium bereits zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts durch mohamedanische Kaufleute nach Indien und China gebracht und es klingt wie eine Art Entschuldigung, wenn der eben so gelehrte als patriotische Schriftsteller in Bezug auf den Antheil, welchen England an dem vielgeschmähten Handel mit dieser gesundheitsfeindlichen Drogue nimmt, gleichsam beschönigend hinzufügt: „a century and a half, before the English had anything whatever to do with its cultivation" (New Edition, p. 939).

[3]) Einer gewissen Anzahl (ursprünglich zwölf) vermögender chinesischer Handelsleute (hongs) in Canton war früher allein gesetzlich gestattet, mit den Fremden Geschäfte zu machen und mit ihnen zu verkehren. Sie mußten der Regierung nicht nur für die richtige Zahlung der Abgaben und Zölle, sondern auch für das gute Benehmen der Fremden haften.

Theil davon wieder auszuführen, indem es zu jener Zeit in China für eine so große Quantität Opium noch keinen Absatz gab. Regelmäßige Sendungen dieser wichtigen Drogue von Seite der ostindischen Compagnie nach China geschehen erst seit dem Jahre 1798, wo von Calcutta aus 4170 Kisten für Rechnung der Gesellschaft nach China geschickt und dort für 415 Rupien (circa 415 Gulden österr. Währung) per Kiste verkauft wurden [1]). Seit jener Zeit steigerte sich Einfuhr und Verbrauch in geometrischer Progression und eine uns vorliegende, von Dr. Medhurst mit großem Fleiße entworfene Tabelle belehrt uns, daß vom Jahre 1798 bis 1855 im Ganzen 1,197.041 Kisten Opium aus Bengalen eingeführt wurden, welche der englisch-ostindischen Compagnie nach Abschlag aller Erzeugungs- und Transportkosten einen Gewinn von 678,518.534 Gulden österr. Währung einbrachten! [2])

Bei den glänzenden Vortheilen, welche der Opiumhandel ostindischen Kaufleuten sowohl, als ihren in China angesiedelten Collegen gewährt, kümmerte man sich eben so wenig um die verschiedenen Proteste der chinesischen Regierung, als um die zahlreichen Anatheme, welche englische Missionäre und Philantropen gegen den Opiumhandel und das Opiumrauchen schleuderten. Die sich täglich mehr bereichernden Kaufherren begnügten sich die heftigen Anklagen ihrer Antagonisten mit der lakonischen Bemerkung zu beantworten, daß sie nur bemüht seien, ein aus einer nationalen Sitte entspringendes Bedürfniß zu befriedigen, und daß man den Chinesen wohl eben so wenig verbieten könne, Opium zu rauchen, als den Europäern, sich dem Genusse geistiger Getränke hinzugeben. Beide, meinten sie weiter, wirken nur durch Unmäßigkeit schädlich, und selbst in einem solchen Falle führe das Opium

[1]) Es ist eine beachtenswerthe Wahrnehmung, daß, gleichzeitig mit der Zunahme des Opium-Imports in China auch die Sclaveneinfuhr nach Nordamerika an Ausdehnung gewann und der europäische Handel durch zwei so verwerfliche Mittel in Ost-Asien und Amerika immer mehr Fuß zu fassen und sich zu bereichern suchte. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war die Zahl der Sclaven in den südlichen Staaten der Union kaum größer als jene der Opiumraucher China's; gegenwärtig schätzt man erstere auf mehr als vier Millionen Seelen, und eben so groß mag die Zahl der letztern sein; — die einen, Sclaven ihrer eigenen unbezähmbaren Leidenschaft, die andern geknechtet durch die Habsucht und den kalten Egoismus ihrer Gebieter. Die Opiumfrage und die Sclavenfrage — beide scheinen fast zu gleicher Zeit auch ihre Lösung zu finden! — —

[2]) Zu einem fast gleichen Resultate kommt auch Mac Culloch, welcher berechnet, daß die Compagnie ungefähr 7½ Schilling per Pfund Opium gewinnt, welches sie durch ihre Agenten von den Pflanzern in Bengalen für den bestimmten Preis von 3½ Schilling kaufen läßt, und zu 11 Schilling per Pfund in den Handel bringt.

keine so furchtbaren Verheerungen im Organismus, keine so rasche Katastrophe herbei. Die Schattenseiten des Opiumhandels sind schon so vielfach beleuchtet worden, daß darüber kaum etwas Neues mehr gesagt werden kann, und da wohl selbst Sanguiniker von der Hoffnung zurückgekommen sind, daß der Handel mit Opium jemals ganz unterdrückt werden könne, so dürfte es wenigstens tröstlich sein zu erfahren, daß die Zahl der Opiumraucher in China nach den besten Schätzungen unter einer Gesammtbevölkerung von 400 Millionen Menschen kaum mehr als 4 bis 5 Millionen beträgt und daß durchschnittlich ein mäßiger Raucher nicht mehr als 1 Mace oder beiläufig 1 Drachme Opium [1]) im Werthe von 90 Cash (13 Kreuzer österr. Währung) verbraucht. Die Bestimmungen des neuen Tarifes, nach welchem von nun an Opium gegen einen festen Eingangszoll von 30 Taels per Kiste, wenn zur See, und von 20 Taels, wenn zu Land importirt, ungehindert in China eingeführt werden kann, dürften im bisherigen Opiumhandel wesentliche Veränderungen zur Folge haben, und vielleicht werden sich auch die Ansichten der chinesischen Regierung über diesen wichtigen Handelsartikel im Verhältniß ändern, als durch dessen ziemlich hohen Eingangszoll der Staatssäckel sich zu füllen beginnt.

Wir wollen nicht von China scheiden, ohne einige Bemerkungen über einen seit dem Jahre 1849 in mehreren Provinzen China's herrschenden Aufstand einfließen zu lassen, welcher schon wegen seiner eigenthümlichen, religiösen Färbung Aufmerksamkeit verdient und durch die Betheiligung, welche die Westmächte an seiner Unterdrückung nehmen, für den europäischen Leser ein gesteigertes Interesse erhält.

Hung-Sin-Tsiuen, der Urheber und das Haupt dieser Insurrection, im Jahre 1813 in einem Dorfe in der Nähe von Canton geboren, ward schon in früher Jugend seiner großen Begabung wegen vom Hüter der Heerde seines Vaters zum Schullehrer des Dorfes erhoben und oblag so eifrig den Studien, daß er einige Jahre später als Gelehrter mehrere Rangstufen erlangte. Bei einem Besuche Cantons lernte er einen protestantischen Missionär daselbst kennen, mit dem er längere Zeit verkehrte und von welchem er mehrere chinesisch geschriebene Tractätchen und Bücher zum

[1]) Es giebt zwar auch Raucher, welche 2, 4 und selbst 5 bis 8 Drachmen täglich consumiren, aber dies sind doch nur einzelne Fälle, während schon die Kostspieligkeit des Artikels der großen Masse verbietet, von diesem Betäubungsmittel einen allzu häufigen Gebrauch zu machen.

Geschenk erhielt. Während einer um jene Zeit eingetretenen Erkrankung hatte er mehrere Visionen, und soll damals schon in Fieberträumen gesagt haben, er sei zum Kaiser von China bestimmt. So wurden allmählig Hung und sein Freund und eifriger Anhänger Fung-Yun-San durch die irrig oder unvollkommen verstandenen Schriften der verschiedenen Missionsgesellschaften die Gründer einer neuen Lehre, einer Art freien, halb christlichen Secte, welche, da sie nicht lange bestehen konnte, ohne mit der herrschenden Regierung in Conflict zu gerathen, bald auch einen politischen Charakter annahm. Es ist unzweifelhaft, daß protestantische Missionäre diese religiöse Bewegung anfänglich in der Absicht unterstützten und förderten, um dadurch für die Verbreitung der christlichen Lehre empfänglicheren Boden zu gewinnen. Noch zu Ende der Vierziger-Jahre stand Hung in Verbindung mit amerikanischen Missionären zu Canton, studirte ihre Bücher und kehrte sodann nach der Provinz Kuang-si zurück, wo er selbst Schriften über angebliche Offenbarungen Gottes publicirte, sich gleichzeitig als Dichter versuchte [1]) und im Namen des „himmlischen Königs" Proclamationen erließ. Die Strenge, mit welcher die rechtmäßige Regierung des Reiches gegen die Insurgenten und alle, die mit ihnen verkehrten, verfuhr, so wie das Mystische ihrer Lehre trug nur bei, deren Reihen zu füllen; denn die leichtgläubige Menge hat in allen Ländern eine besondere Vorliebe für das Geheimnißvolle und Unerlaubte. Der Erfolg stärkte den Muth, die Energie, die Anmaßung Hung's. Er begnügt sich nicht mehr „der Mund zu sein, durch den Gott der Vater und Jesus, der ältere Bruder, ihren Willen verkünden", er spricht jetzt offen seine und seiner Anhänger Absicht aus, die unwürdigen Mandschu's zu vertreiben und eine neue, einheimische Dynastie, jene der Tai-ping oder des allgemeinen Friedens auf den Thron zu heben. Obwohl von der officiellen

[1]) Ein Gedicht des chinesischen Gegenkaisers, welches in der durch Herrn W. H. Medhurst veröffentlichten Sammlung von aus der Insurgentenpresse zu Nanking hervorgegangenen Schriften nicht enthalten ist, und das wir der besondern Güte des Regierungsdolmetschers Mr. Meadows in Schanghai verdanken, hat seither Herr Dr. Pfizmaier ins Deutsche übersetzt. Der verzierte Umschlag des Büchleins ist auf der Titelseite goldgelb, auf der andern roth; der Strom Yang-tse kommt, sich dem König Tai-ping zu unterwerfen, indem er dessen Wohnsitz umkreist. Der auf dem Umschlag befindliche äußere Titel lautet: „Kaiserliche Verkündigung in Sätzen über die Worte des Himmelsvaters, des höchsten Herrschers". Der innere Titel ist: „Zehn Gedichte der Glückseligkeit", obschon diese sogenannten Gedichte eigentlich nur Strophen sind, deren jede nur aus vier Versen von je sieben Zeichen besteht. Die Schrift trägt als Jahreszahl die Zahl Kuei-hao (50) des Cyklus (1853 n. Ch. G.), und das dritte Regierungsjahr des himmlischen Königs Tai-ping. Das Ganze ist wo möglich noch bombastischer, schwerfälliger und geschraubter, als sich chinesische Dichtungen im Allgemeinen dem westländischen Leser darstellen.

Peking-Zeitung blos als „örtliche Banditen" bezeichnet, waren dieselben doch im März 1852 bereits stark genug, um eine so volkreiche Stadt wie Nanking einzunehmen, eine provisorische Regierung zu errichten und sich seither siegreich daselbst zu behaupten. Zur Zeit als die Tai-ping-Rebellion zuerst ihr Haupt erhob, und der eben so energische als grausame Gouverneur Yeh den Aufstand in Canton am leichtesten dadurch zu unterdrücken glaubte, daß er jedem irgendwie des Einverständnisses mit den Insurgenten Verdächtigen den Kopf abschlagen und auf diese Weise oft an einem einzigen Tag 800 Chinesen hinrichten ließ [1]), war es für einen Eingeborenen nicht mehr ganz geheuer, sich ohne eine gewisse Legitimation auf den Straßen von Canton zu zeigen. Es wurden daher viereckige Stücke eines weißen Baumwollenstoffes vertheilt, auf dem mit rother Farbe ein Zeichen gedruckt war. Diese Baumwollenstreifen dienten als Kennzeichen für die Kaiserlich-Gesinnten und wurden verborgen am Leibe getragen, um sie im Nothfalle vorzeigen zu können.



Abzeichen der Kaiserlich-Gesinnten zu Canton.

Nach den, von Herrn Dr. Pfizmaier über dieses Schriftzeichen angestellten Untersuchungen besteht dasselbe eigentlich aus drei Zeichen in Tsao-Schrift 心 手 加, welche, was das mittlere und das letzte betrifft, auf eine ungewöhnliche Weise verschlungen und gekürzt zu sein scheinen, so daß nur

[1]) Vom Februar bis September 1855 wurden in Canton allein über 70.000 Menschen hingerichtet. Mehrere Rebellenführer wurden, nach einer Verordnung im peinlichen Gesetzbuche, bei lebendigem Leibe in viele Stücke zerhauen. Ein gewisser Kausin in 108. — Vergleiche K. F. Neumann's höchst werthvolle „Ostasiatische Geschichte vom ersten chinesischen Kriege bis zu den Verträgen in Peking" (1840—1860). Leipzig, Engelmann, 1861.

der Eingeweihte dieselben sogleich mit Bestimmtheit erkennen kann. Der gelehrte Sinologe glaubt, daß diese Zeichen für Kia-schen-sin „Hand und Herz bieten," oder „das ursprüngliche (eigene) Herz bieten" zu lesen sind, hat jedoch hinsichtlich des mittleren Zeichens, welches ungewöhnlich verzogen ist, keine Gewißheit, so daß das Ganze auch 惠加 Kia-hoei „Gewogenheit, Gnade zu Theil werden lassen", oder, auf den Träger angewendet, „Einer, welcher der kaiserlichen Gnade theilhaftig ist", bedeuten kann.

Die religiöse, mit der christlichen scheinbar verwandte Richtung der Tai-ping, ihre Erfolge und namentlich die letzte feindselige Stellung der Regierung zu Peking gegen die Fremden, steigerten die Sympathien der Engländer und Amerikaner für die Insurgenten und es wurden in den, in Hongkong und Schanghai erscheinenden englischen Zeitungen wiederholt Stimmen laut, welche empfahlen, die Insurrection zum eigenen Vortheile auszubeuten, und vom religiösen Standpunkte aus das Wort zu Gunsten der fremdenfreundlichen, christlichen Secte der Tai-ping zu ergreifen, die jedenfalls eher als die falschen, wortbrüchigen, götzenanbetenden Mandschu's den Schutz und die Unterstützung des protestantischen Englands verdienten. Briefe und Mittheilungen, welche von Zeit zu Zeit über den Besuch und die Aufnahme von Missionären im Lager der Tai-ping veröffentlicht wurden, waren geeignet, die günstigsten Vorstellungen über die Insurgentenschaar und ihre religiösen Bestrebungen zu verbreiten, und an ihre Siege und Erfolge die freudigsten Hoffnungen in Bezug auf die Ausdehnung des Christenthums in China zu knüpfen. Zum Glück ließ sich die englische Regierung dadurch in der eingeschlagenen Politik nicht irre machen und bewahrte auch fortan die strengste Neutralität. Nur in Fällen, wo durch das Vorschreiten der Aufständigen das Interesse englischer Unterthanen oder des Handels im Allgemeinen gefährdet schien, suchte man mit dem „Himmlischen Fürsten" und seinen Ministern in Unterhandlung zu treten und gegen jede Beeinträchtigung und Beschränkung des öffentlichen Verkehrs mit Ernst und jenem Nachdruck, den einem diplomatischen Actenstücke gezogene Kanonen verleihen, zu protestiren. So verbot man den Insurgenten sich der Stadt Hankau weiter als bis auf 10 Li zu nähern und schützte dadurch nicht nur den eigenen Handel, sondern auch die Stadt vor Plünderung und Verheerung. Durch den letzten Krieg wurde das Interesse an den Tai-ping etwas in den Hintergrund gedrängt und während unseres Aufenthaltes in Schanghai,

das gleichfalls wiederholt von den Insurgenten bedroht war, konnten wir nur wenig Neues über den Geist und das Wesen der ganzen Bewegung erfahren.

Seitdem aber der Vertrag von Peking die Beschiffung der größten Ströme dieses unermeßlichen Reiches und das Vordringen ins Innere desselben gestattet, hatte man auch mehr wie jemals früher Gelegenheit mit den Tai-ping zu verkehren und sich eine klarere Einsicht in ihren dermaligen Zustand und den Zweck und muthmaßlichen Erfolg ihrer Bestrebungen zu verschaffen. Man beginnt die Bewegung nüchterner zu beurtheilen und selbst Missionäre scheinen von den Erwartungen, welche sie in dieselbe als Beförderin christlicher Zwecke setzten, allmählig zurückzukommen, obschon ein früherer protestantischer Missionär in Canton, der Rev. J. C. Roberts, welcher schon im Jahre 1847 mit Hung mehrere Monate verkehrte, dermalen eine Art Minister der auswärtigen Angelegenheiten bei der Insurgentenregierung in Nanking ist. Die neuesten, uns über die Tai-ping zugekommenen Mittheilungen (welche bis zum 29. Mai 1864 reichen) enthüllen so vollkommen den Charakter der ganzen Bewegung, und gestatten nur mehr so geringe Zweifel über ihre eigentliche Tendenz, so wie über das, was man von ihr in Zukunft zu erwarten hat, daß wir das Wichtigste und Bezeichnendste aus dem sehr reichen und werthvollen Material zur Kenntniß des Lesers bringen wollen.

Die im Ganzen zwar correcte, in einzelnen Punkten aber sehr ungenaue Uebersetzung des alten und neuen Testamentes hat dem Haupte der Tai-ping, dem „himmlischen König", Anlaß zu höchst irrigen Auslegungen gegeben. Er hält seine eigenen Visionen und neuen Offenbarungen für wichtiger und von höherer Autorität kommend, als jene der heiligen Schrift. Seine Mission, sagt er, sei, eine neue von Wundern begleitete Verkündigung folgen zu lassen, und es wird ein drittes heiliges Buch der Welt gegeben werden, welches auf das alte und das neue Testament kommen, und das *wahre* Testament heißen wird. Nach Hung sind Gott und Christus beide in Menschengestalt auf der Erde erschienen. Christus ist nicht gleich dem Vater, oder eigentlich göttlich; er wird noch mit andern Erlösern in Verbindung gebracht und hat Frau und Kinder im Himmel.

Der himmlische König und sein Sohn bilden mit Gott und Christus eine Vierheit in der Einheit. Die Gegenwart des himmlischen Königs ist auch die Gegenwart Gottes, und die Regierung, wie sie dermalen in Nanking haust, ist in der Phantasie der Tai-ping gewissermaßen das Himmelreich.

Die Tai-ping dulden nicht, daß man gegen diese Lehren predige, weil dies das Ansehen ihres Oberhauptes untergraben und den Feuereifer ihrer Truppen dämpfen würde. In ihren verschiedenen Proclamationen ist es deutlich ausgesprochen, daß Hung-Sin-Tsiuen der Bruder des Heilands, der Sohn Gottes sei, und zwar im nämlichen Sinne wie Christus, ohne irgend ein anderes Vorrecht als jenes, welches der jüngere dem älteren Bruder einräumt. Sie erklären, daß es ebenso eine himmlische Mutter wie einen himmlischen Vater gebe, eine himmlische Schwester wie einen himmlischen Bruder, und daß der verstorbene König des Westens, Fung-Yun-san, einer der ältesten Anhänger Hung's, gegenwärtig mit der himmlischen Schwester verheiratet ist. Sie verwerfen die Ansicht, daß irgend eine ihrer Offenbarungen, welche mit dem alten und neuen Testamente im Widerspruch steht, durch diese ältern heiligen Bücher berichtigt werden könnte. Ihre Offenbarungen, als die neuesten, sind auch als die maßgebendsten zu betrachten.

In einem Begrüßungsschreiben Hung's an den Missionär Roberts bei Gelegenheit der Ankunft des letzteren in Nanking im October 1860 erwähnt Hung seiner Himmelfahrt im Jahre 1837, der wiederholten wunderbaren Verwendung des Vaters und des Sohnes zu seinen Gunsten, so wie der Offenbarungen des östlichen Königs. Er erklärt, den Vater und Christus, die Himmelsmutter und die Himmelsschwester gesehen zu haben. Er selbst ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, gleichwie es Gott und wie es Christus ist. Er ermahnt Roberts wiederholt, daß der Glaube an diese Dinge sehr wichtig sei, denn ohne diesen könne er weder hier nützlich, noch dort glücklich werden. Nach solchen Ansichten dürften christliche Missionäre, wenn sie gegen derlei Irrthümer, um nicht zu sagen Blasphemien, muthvoll predigen, schwerlich geduldet werden.

Der religiösen Ceremonien giebt es nur wenige. Die Tai-ping nennen zwar einen Tag in der Woche Anbetungstag, welcher, wohl mehr aus Versehen als aus Absicht, an einen Sonnabend fällt; derselbe zeichnet sich jedoch in Bezug auf religiöse Feierlichkeit in keiner Beziehung aus; die Tai-ping kaufen, verkaufen und bauen, gerade wie an anderen Tagen. Die Nacht vorher gegen zehn Uhr werden zwei oder drei Schüsse abgefeuert, um anzuzeigen, daß die Stunde des Gebetes gekommen und der Tag der Anbetung bald beginnen werde. Eine Stunde lang ist jede Familie für sich mit Gebeten und Lobpreisungen beschäftigt. Alle Fremden, welche mit den

Insurgenten in Nanking verkehrten, erzählten, daß diese selbst in der Hauptstadt, wo sie schon viele Jahre lang angesiedelt sind, den Sonntag in keinerlei Weise weder durch Predigten noch Auslegungen und Erklärungen der heiligen Schrift, noch durch Ermahnungen und fromme Rathschläge feiern und heiligen; sie besitzen weder Kirchen noch Tempel; ihr Gottesdienst besteht allein darin, daß sie, jeder Einzelne in seinem Hause, den englischen Lobgesang und einige Gebete wiederholen und verschiedene Opfer, wie Thee, Reiß und die Leiber geschlachteter Thiere darbringen. Sie verrichten ihre Gebete knieend und singen dann zum Schlusse stehend einige Hymnen. Ein englischer Missionär, welcher mit der Ueberzeugung, die Insurgenten seien wahre, aufrichtige Christen, nach Nanking kam, giebt über dieselben das folgende scharfe aber wahre Urtheil: „Ich fand zu meinen Leidwesen keine Spur von Christenthum, wohl aber dessen Namen einem Systen der empörendsten Abgötterei beigelegt. Ihr Begriff von Gott ist so verzerrt, daß er wo möglich noch irriger ist als jener, welchen andere götzenanbetende Chinesen vom höchsten Wesen haben. Ihre Vorstellung vom Erlöser, welcher die ihm erwiesenen Ehren mit Andern theilt, ist roh und sinnlich. Ihre Gebete, weit entfernt eine wahre Gottesverehrung auszudrücken, erscheinen vielmehr nur als eine abgöttische Verspottung geheiligter Dinge!“ [1])

Ein befreundeter englischer Kaufmann, welcher im März 1861 den Admiral Sir Grant Hope auf seiner Forschungsreise am Yang-tse-kiang begleitete und eine Woche im ehemaligen Nanking, der jetzigen himmlischen Hauptstadt der Tai-ping, zubrachte, entwirft von denselben folgende charakteristische Skizze: „Die Insurgenten ermuntern und unterstützen in keiner Weise den Handel, außer in Feuerwaffen und Munition. Auf unsere Vorstellungen, wie thöricht es sei, Dörfer und Städte zu verwüsten und den Verkehr zu hemmen, versprachen sie, nach hergestelltem Frieden Schulen und andere Institutionen errichten und den Handel fördern zu wollen, aber jetzt müßten sie vor allem, wie sie sagten, „Berge und Flüsse sich unterwürfig machen.“ Im Ganzen fand ich den Zustand der Rebellen viel besser

[1]) Obschon die Literatur über die Insurrection der Tai-ping bereits ziemlich bedeutend, ist es doch erst in der allerletzten Zeit gelungen, sich über das eigentliche Wesen der Bewegung genaue Kenntniß und Gewißheit zu verschaffen und über die religiöse und politische Bedeutung und Zukunft dieses merkwürdigen Aufstandes klarer zu sehen. Die wichtigsten bisher über die Tai-ping-Rebellion erschienenen Schriften sind: The Chinese and their Rebellion, by P. T. Meadows. — Insurrection in China by Gallery and Yvans. — Account of Hung-Sin-tsiuen's visions, by Rev. Th. Hamberg. — Religious

als ich vermuthete. Sie sind gut gekleidet und wohlgenährt. Die Bevölkerung von Nanking besteht ausschließlich aus Angestellten; Niemand, welcher nicht zur Armee oder Administration in Beziehung steht, wird innerhalb der Stadtthore zugelassen. Die Mehrzahl der Bewohner, welche ich auf 20.000 Seelen schätze, sind Gefangene und Sclaven aus allen Theilen des Reiches. Obschon zu den schwersten Arbeiten verwendet, erhalten sie doch keinerlei Sold, sondern werden blos verköstigt und gekleidet. Ich sah eine staunenswerthe große Anzahl hübscher junger Frauen, in eleganten Sutschauer Seidenstoffen. Es waren gleichfalls Kriegsgefangene aus Sutschau und anderen Orten, welche in der himmlischen Hauptstadt gerade nicht zum christlichsten Lebenswandel angehalten werden. Die Stadt Nanking sowohl als die Vorstädte, das schöne, alte Grabmal der Ming-Kaiser und die weltberühmte Porzellan-Pagode sind gänzlich zerstört; anstatt wie einst durch breite, gut gepflasterte Straßen, muß der Fremde nunmehr über Ziegelhaufen und Schutt seinen Weg nehmen. Die Paläste der Könige der Tai-ping-Dynastie stechen daher um so augenfälliger zwischen den Ruinen hervor. Sie mußten neu erbaut werden, denn die alten Yamuns und Tempel liegen gleich der ganzen Táu-tái-Stadt in Trümmern.

Das Oberhaupt bewohnt einen großen Palast. Seine Dienerschaft besteht in 300 weiblichen Aufwärtern. Außerdem sind ihm, seinem Range entsprechend, 68 Frauen zu halten gestattet. Niemand, außer die Könige, deren es im Ganzen 10 bis 11 giebt, von welchen aber in Nanking nur zwei residiren, darf sich seiner geheiligten Person nähern. Gleichwohl ist Hung mehr als eine bloße Puppe in den Händen seiner Minister; er ist es hauptsächlich, welcher die ganze Bewegung im Flusse erhält. Die Disciplin wird unter den langhaarigen Insurgenten weit mehr als unter den kaiserlichen Truppen aufrecht erhalten und viele der jüngeren Soldaten haben gewinnende Manieren.

Condition of the Chinese, by Rev. J. Edkins. — The Medical Missionary in China, by D. Lockhart. — Twelve Years in China by a British Resident (John Scarth). — China in 1858, by J. Wingrove Cook. — Lord Elgin's Mission to China and Japan, by L. Oliphant. — China Mail. 1853—61. — North China Herald. 1853—61. — Hong-Kong Register. 1853—61. — Friend of China. 1853—61. — Chinese Missionary Gleaner. London 1853—54. — Calcutta Review. 1853—54. — Geschichte des englischen Reiches in Asien von Karl Fried. Neumann. Leipzig, Brockhaus. 1857. — Ostasiatische Geschichte vom ersten chinesischen Kriege bis zu den Verträgen von Peking (1840—1860). Von Karl Fried. Neumann. Leipzig, W. Engelmann. 1861. — Geschichte von Ostasien für Freunde der Geschichte der Menschheit, dargestellt von Dr. J. E. R. Kaeuffer zc. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1860.

Die Könige oder Wangs sehen dagegen äußerst träg und liederlich aus, und machen, wenn sie in marktschreierisch gelbem Anzuge, eine Krone aus Flittergold auf dem Haupte, mit einem theatralischen Aufwand von Würde daherschreiten, einen höchst lächerlichen Eindruck. Kein einziger dieser sogenannten Könige versteht den unter den gebildeten Classen so verbreiteten Mandarindialekt, keiner außer Hung und Kan-wang hat eine bessere Erziehung als die eines Kuli genossen. Sie haben Linguisten an ihrer Seite, welche das Geschäft des Lesens und Schreibens für sie verrichten.

Die Bewaffnung der Tai-ping ist höchst erbärmlich und der Umstand, daß sie über die kaiserlichen Truppen die Oberhand zu behaupten vermögen, beweist am deutlichsten die völlige Rathlosigkeit und Unfähigkeit der chinesischen Regierung. Ich habe nicht die geringste Hoffnung, daß aus der religiös-politischen Bewegung der Tai-ping jemals irgend ein Vortheil für Civilisation oder Christenthum erwächst. Kein Chinese will mit ihnen etwas zu thun haben; ihre ganze Thätigkeit besteht in Sengen, Morden und Zerstören. Sie werden allenthalben vom Volke gehaßt; auch die Bewohner Nanking's, welche nicht zur „Brüderschaft" gehören, hassen sie. Seit mehr als acht Jahren behaupten sie sich in dieser Stadt, welche sie zerstörten, und noch haben sie nicht die geringsten Anstrengungen gemacht sie wieder aufzubauen. Handel und Industrie sind verboten. Ihre Grundsteuern sind dreimal so hoch als jene der rechtmäßigen Regierung. Sie treffen keinerlei Maßregeln die Wunden, welche sie dem Volke geschlagen, zu heilen, noch erscheint ihre Handlungsweise derart, als ob sie ein dauerndes Interesse am Boden hätten. Sie kümmern sich nicht, die langsamen aber sicheren Quellen der Staatseinnahmen zu öffnen und zu vermehren. Sie ziehen es vor, durch Plündern ihr Leben zu fristen. Nichts in ihrem ganzen Vorgehen giebt die Gewähr für eine Besserung und Consolidirung des dermaligen Zustandes, nichts in der ganzen Geschichte der Tai-ping flößt Vertrauen oder Sympathien für eine Bewegung ein, welche unter der Maske religiöser Reformen den häßlichsten Eigennutz und Terrorismus birgt und unter dem Vorwande, allgemeinen Frieden unter den Menschen zu verbreiten, die Geißel der Verheerung und Verwüstung über die Provinzen schwingt, die sie durchzieht" [2]).

[1]) Nanking wird daher auch häufig die Stadt der „Kuli-Könige" genannt.

[2]) Ganz ähnlich lautet das Urtheil der Engländer, welche Lord Elgin im December 1858 bei seiner Untersuchungsfahrt des Yang-tse begleiteten und längere Zeit mit den Tai-ping verkehrten. „Die Lehren

Am 11. August verließ die Novara ihren Ankerplatz vor Schanghai und benützte, den Schleppdampfer Meteor [1]) an die Seite gebunden, die erste Hochfluth, um wieder in den Yang-tse-kiang zu gelangen. Vor Wusung erwarteten wir noch die fällige Post, und wurden, nachdem diese angekommen war, am 14. August von dem „Meteor" bis hinaus vor Gützlaff-Eiland geschleppt. Hier mußten wir in Folge von Windstille und Strömung neuerdings ankern, bis endlich am 15. eine frische Südostbrise aufsprang und uns in die offene See brachte.

Das Wetter hatte sich in den letzten Tagen merklich geändert. Auf drückend heiße Tage war in Folge wiederholter, äußerst heftiger Gewitter plötzlich eine beträchtliche Abkühlung der Atmosphäre eingetreten. Das Thermometer, welches, während wir vor Schanghai lagen, zwischen 30 bis 34° C. wies, zeigte jetzt des Morgens nur 20° C. und erhob sich im Laufe des Tages höchstens auf 25°. Die Zahl der Fieber-Kranken, welche bereits bis auf einige siebenzig gestiegen war, fing allmählig an sich zu vermindern. Auch bei einigen von der Dysenterie befallenen Kranken trat ein Schimmer von Besserung ein.

Der Barometerstand war für die Breite, in der wir uns befanden, und für die herrschende Jahreszeit ungemein hoch (30.100 englische Zoll), und obgleich derselbe den fortwährend wehenden östlichen Brisen zugeschrieben werden mochte, so näherten wir uns doch der Jahreszeit, in welcher die Monsune wechseln und der Stabilität des Südost nur wenig Vertrauen geschenkt werden durfte. In der That setzte schon am 17. der Wind nach NO. zu O. um, und unser Curs war jetzt im Mittel SO. In dieser Richtung

ihrer Religion bestehen in einem höchst sonderbaren Gemisch jüdischer Satzungen, christlicher Theologie und chinesischer Philosophie. Sie führen Vertilgungskriege wie die Juden im alten Testamente, leben wie die schlechtesten Namenschristen und glauben wie — Chinesen." Vergl. The Earl of Elgin's Mission to China and Japan. By Laurence Oliphant, London 1859. II, p. 463.

[1]) Die Preise, welche der Eigenthümer des kleinen Räderdampfers „Meteor" für Schleppdienst fordert, und welche je nach dem Tiefgange des remorquirten Schiffes berechnet werden, sind:

| | bis 15′ Tiefg. und darunter | 15′—17′ Tiefgang | 17′—18′ Tiefgang | 18′—19′ Tiefgang | 19′ und mehr |
|---|---|---|---|---|---|
| | Taels | Taels | Taels | Taels | Taels |
| Von Schanghai nach Gützlaff-Eiland S. b. W. (und vice-versa) | 300 | 350 | 400 | 450 | 500 |
| Von Schanghai nach Wusung . . . (und vice-versa) | 150 | 175 | 200 | 225 | 250 |
| Von Wusung nach Gützlaff-Eiland . (und vice-versa) | 225 | 250 | 275 | 300 | 350 |

wäre es aber ohne Laviren nicht möglich gewesen, nördlich von der Liu-tschiu-Gruppe zu passiren, während wir mit losen Bulinen und günstigem Wind gegen den südlichen Canal laufen konnten. Die Sonne ging in einer dichten Nebelhülle am Horizont unter. Der westlichste Himmel war stark geröthet und die Sterne erglänzten ungewöhnlich in einem zitternden Lichte. Das Barometer fing langsam aber bedenklich zu fallen an. Die See war etwas bewegt. Es wurde nun der Curs SO. zu S. genommen.

Am folgenden Morgen frischte die Brise auf und räumte [1]) ein wenig; der Himmel war mit Haufenwolken bedeckt, die gegen Nordost eine sehr dunkle, beinahe schwarze Farbe annahmen. Wind und Seegang nahmen an Stärke zu, die Luft trübte sich immer mehr, das Barometer fiel fortwährend, — es schienen sich alle Anzeichen eines nahenden Unwetters einzustellen.

Der 18. August, der Geburtstag unsers Kaisers, sollte auch im fernen Meere, in Mitte der chinesischen See feierlich begangen werden. Alles war für den Gottesdienst vorbereitet, welcher um zehn Uhr Morgens in der Batterie der Fregatte in Gegenwart des Stabes und der ganzen dienstfreien Mannschaft abgehalten werden sollte. Der Commodore hatte viele Herren des Stabes für diesen Tag zur Tafel geladen. Am Lande pflegt man die Elemente nicht erst viel zu consultiren, wenn es sich um ein ähnliches Fest handelt, und um Wind, Regen und hohe See kümmern sich die Gäste wenig, die bei einem derartigen Anlasse im geschmückten Saale sich versammeln. Zur See dagegen gestalten sich die Verhältnisse anders. Wind und Wellen sind hier die Herrscher, vor deren Machtgebot sich der Seemann beugen muß. Dies war auch beim Fest am 18. August der Fall.

Schon das Hochamt mußte unterbleiben, indem der Seegang zu heftig war und die Stückpforten der Batterie, wo diese religiöse Handlung gewöhnlich gefeiert wird, geschlossen bleiben mußten, um die hereinschlagenden Wellen abzuwehren. Als die Stunde des Festmahles nahte, hatten sich die Elemente in ihrer feindlichen Opposition bereits klar ausgesprochen — es blieb kein Zweifel mehr übrig, daß es einen Kampf mit einem der berüchtigten Teifune [2]) des chinesischen Meeres zu bestehen galt. Diese Stürme, welche am häufigsten zur Zeit des Monsunwechsels im August, September und October

[1]) Der Wind „räumt" heißt in der Seemannssprache so viel, als der Wind wird günstiger.

[2]) Tei-fun (englisch Typhoon), starker Wind. Während einige Schriftsteller das Wort vom arabischen ufan, „heftiger Sturm", ableiten, wollen andere darin das Ungeheuer (Typhos) der griechischen Mythe

loszubrechen pflegen, wenn der Nordostpassat plötzlich gegen den Südwestmonsun vordringt, sind, ähnlich wie die Tornados Westindiens, die Pamperos an der Ostküste Südamerika's und die Orkane in der Nähe von Mauritius, Wirbelwinde im größten Maßstabe und von der furchtbarsten Heftigkeit, bei welchen sich die Luft mit rasender Geschwindigkeit um einen nicht stille stehenden, sondern fortschreitenden, mehr oder weniger windstillen Mittelpunkt in kreisender Bewegung dreht, daher sie auch gemeiniglich Cyklonen oder Kreisstürme genannt werden, zum Unterschiede von anderen Stürmen, bei welchen der Wind vorherrschend nur aus Einer Richtung kommt. Der wissenschaftlichen Forschung ist es gelungen, die wunderbare Gesetzmäßigkeit zu ermitteln, nach welcher bei solchen Kreis- oder Drehstürmen in der südlichen Hemisphäre die Luftmassen eine Kreisbewegung wie die Zeiger einer Uhr haben, während sie in der nördlichen Hemisphäre gerade in umgekehrter Weise rotiren. Ganz ähnlich verhält es sich mit ihrer Bahn, nämlich mit der Richtung, in der das Centrum, um welches die Luft wirbelt, sich fortbewegt. Die Kenntniß und Berücksichtigung dieser sogenannten Cyklonengesetze macht es dem Seefahrer in den meisten Fällen nicht nur möglich, dem gefährlichen Centrum solcher Wirbelstürme, welches selbst die besten und stärksten Schiffe mit fast unvermeidlichem Untergange bedroht, auszuweichen, sondern den Sturmwind gleichzeitig am Rande der Cyklone (deren Durchmesser zuweilen 300 bis 1000 Seemeilen beträgt) zu einer raschen, günstigen Fahrt zu benützen.

Der Wind hatte um Mittag dermaßen an Kraft zugenommen, daß man die Segel theils bergen, theils reefen mußte. Die See bäumte sich und schüttete zeitweise ihre hochauffsteigenden Wellen über Bord. Das Schiff wurde so gewaltig hin und her geworfen, daß alles, was nicht festgeschraubt oder seefest gestaut war, von einer Seite auf die andere geschleudert wurde. Nichtsdestoweniger setzte man sich zur Tafel, band Stühle und Tisch fest, und wer von den Geladenen nicht am Seeübel litt, nahm heiter und lustig am Mahle Theil. Aber selbst diese Vorsichtsmaßregeln hinderten nicht manchen unliebsamen Zwischenfall. Von einem fürchterlichen Ruck des Schiffes überrascht, verschwand plötzlich ein Theil der Gesellschaft mit Gläsern, Flaschen und Tellern vom Tische und lag im wilden Durcheinander auf

erblicken, welches die Erde mit dem Tartarus erzeugte, und von dem alles Schädliche und Verderbliche in der Natur herrührt. Wer jemals einen Teifun erlebte, wird sich bereitwilligst dieser Auslegung beigesellen.

dem nicht minder schwanken Boden. Stühle und Fauteuils hatten die Beine verletzt, alles Zerbrechbare war in Trümmer und Scherben gegangen, aber die Gäste waren glücklicher Weise ohne Beschädigung davon gekommen. Man nahm neuerdings an der großen festgeschraubten Tafel Platz, auf welcher nichts mehr als das leere Tischtuch sicher war, und jeder suchte nun noch sorglicher wie zuvor seine Position zu behaupten. Als am Schlusse des Mahles der Befehlshaber der Expedition den üblichen Trinkspruch ausbrachte und die Gäste ihre Gläser auf das Wohl des erhabenen Regenten leerten, dessen Geburtsfest am Bord der Novara eben in so seltsamer Weise gefeiert wurde, spielte die Musikbande, so gut als es die heftige Schiffsbewegung zuließ, die Volkshymne und ein lautes „Hoch“ übertönte das Gekrache des Schiffes, das Heulen des Windes und das dumpfe Gebrülle der immer mächtiger gegen die Schiffsplanken rollenden Wogen.

Die Sonne versank in Wolken; wir fuhren mit dicht gereeftem Mars- und Sturmsegel über ein chaotisch aufgewühltes Meer, hinein in tiefhängende, schwere, graue Nebel- und Dunstmassen; das Barometer ging noch immer zurück und bei einbrechender Nacht heulte der Wind unheimlich in stürmischen Tönen sein trauriges Lied durch Masten und Tauwerk. Der Umstand, daß der Wind schralte [1]) und bis NO. zu N. umsprang, war ein Zeichen mehr für die rückgängige Bewegung des Centrums der Cyklone; wir mochten nun sicher sein, uns auf der rechten Seite vom Mittelpunkte des Drehwindes zu befinden. Gegen Mitternacht räumte der Wind bis NO., blies nun beständig aus diesem Striche, nahm an Kraft noch zu und entwickelte sich zum heftigsten Orkan. Der Mittelpunkt der Cyklone mußte seine Bahn wieder geändert, einen Scheitel gebildet und eine Bewegung gegen uns gemacht haben.

Unsere Position (um Mittag 27° 25′ nördl. Br. und 125° 23′ östl. L. von Greenwich) war die ungünstigste, die es geben konnte. Wir hatten Nordostwind, befanden uns also im nordöstlichen Quadranten der Cyklone, deren Centrum, wenn es, wie gewöhnlich bei den Teifunen, sich nordwestlich oder westlich vorwärts bewegte, uns um so eher zu erreichen drohte, als unser Curs gegen Südost auf die breite Straße gerichtet war,

[1]) Der Wind „schralt“, sobald er anfängt, der Fahrt des Schiffes ungünstig zu werden, und beinahe von vorne in die Segel fällt, wenn das Schiff seinen Curs behalten will. Schralen ist also das Gegentheil von „räumen“.

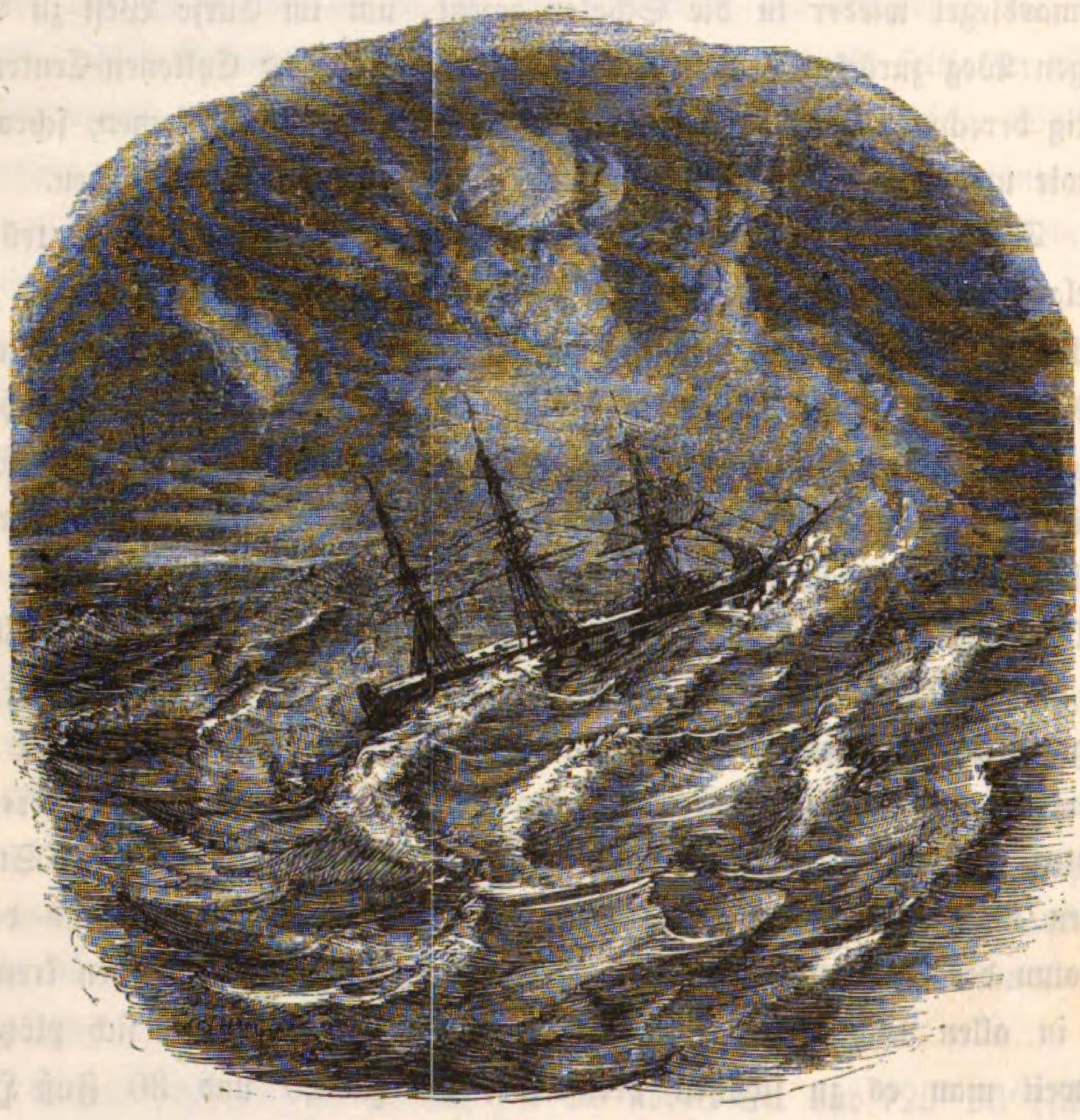
welche zwischen den Liu-tschiu-Inseln und der Meiacosima-Gruppe aus dem chinesischen Meere in den stillen Ocean führt. Es blieb kein anderer Ausweg übrig, als sich in der Richtung W. zu S. von dem wahrscheinlich nach Nordwest vorschreitenden Centrum des Drehwindes zu entfernen, mit welchem Curse wir gegen das Nordende der Insel Formosa steuerten.

Die Nacht vom 18. auf den 19. August war im vollsten Sinne des Wortes eine Sturmnacht. Gegen Mitternacht wurde das tiefgereefte Vormarssegel wieder in die Schoten gesetzt, um im Curse West zu Süd einigen Weg zurückzulegen. Hatten wir den Gang des Cyklonen-Centrums richtig berechnet, so mußte der Wind, sobald wir vorwärts kamen, schralen, da wir uns nun wieder auf der linken Seite seiner Bahn befanden.

Der anbrechende Tag (19. August) zeigte uns einen düstern, trüben, nebelgrau umzogenen Himmel, die Wolken hingen bis tief herab und vermischten sich fast mit dem, vom heftigsten Sturme wild aufgeregten Meere. Das Auge des Auslugers reichte kaum auf eine Kabellänge vom Schiffe. Regen und über Bord gepeitschte Wolkenspitzen, die der Orkan mit Wuth verstreute, hüllten uns in ein unheimliches Halbdunkel. Gegen Nordost bezeichnete die bleigraue Färbung compacterer Wolkenbänke die Lage des Cyklonen-Centrums. Die Bewegung des Schiffes war eine so gewaltige, daß die Seitenboote beständig Wasser schöpften und dieses beim Rollen der Fregatte wieder stromweise aufs Verdeck gossen. Zuweilen füllten sie sich dermaßen mit Wasser, daß durch ihr Gewicht die Krahne zu zerbrechen drohten, an welchen sie festgemacht waren. Die Batterie war von den Sturzwellen überschwemmt, welche an der Schiffswand zerschellten und deren Schaum der Sturmwind bis hoch in die Masten jagte. Die Wellen kreuzten sich in allen Richtungen, fast konische Wellenberge erhoben sich plötzlich, so weit man es zu schätzen vermochte, bis zu 25 und 30 Fuß Höhe und versanken wieder eben so schnell. Es war die wahre pyramidale See der Cyklonen, von welcher die Schiffe, welche im Bereich dieser Wirbelstürme kommen, fast noch mehr zu fürchten haben, als von der Heftigkeit und Gewalt des Orkanes selbst.

Der Wind, welcher nunmehr westlicher wehte, zeigte, daß bisher richtig manövrirt worden und die Bahn der Cyklone nach NW. gerichtet war. Unter solchen Verhältnissen schien es am gerathensten, unsere Reise nach den Mariannen fortzusetzen und den Orkan zugleich zu einer schnellen Fahrt

zu benützen. Wohl mußten wir uns demselben etwas nähern, folglich heftigeren Wind erfahren, aber die Fregatte hatte sich bisher als ein gutes, starkes, seetüchtiges Schiff bewährt, der Sturm war unserer Fahrt günstig und ein weiteres Verbleiben an Ort und Stelle aus dem Grunde nicht gerathen, weil wir noch mehr gegen die Klippen der Meiacosima-Gruppe getrieben worden wären. Der Curs wurde also SO. zu O. gerade auf die



Die Fregatte Novara im Teifun.

Mitte des Canals südlich von den Liu-tschiu-Inseln genommen. Bei dem beinahe 120 Seemeilen breiten Fahrwasser dieses Canals war zu hoffen, daß wir trotz den Fehlern, welche sich bei so verschiedenen Manövern, bei dem Mangel astronomischer Beobachtungen und bei der etwaigen Strömung, von denen ähnliche Orkane meist begleitet sind, eingeschlichen haben mochten, dennoch sicher und ungefährdet durchsegeln würden.

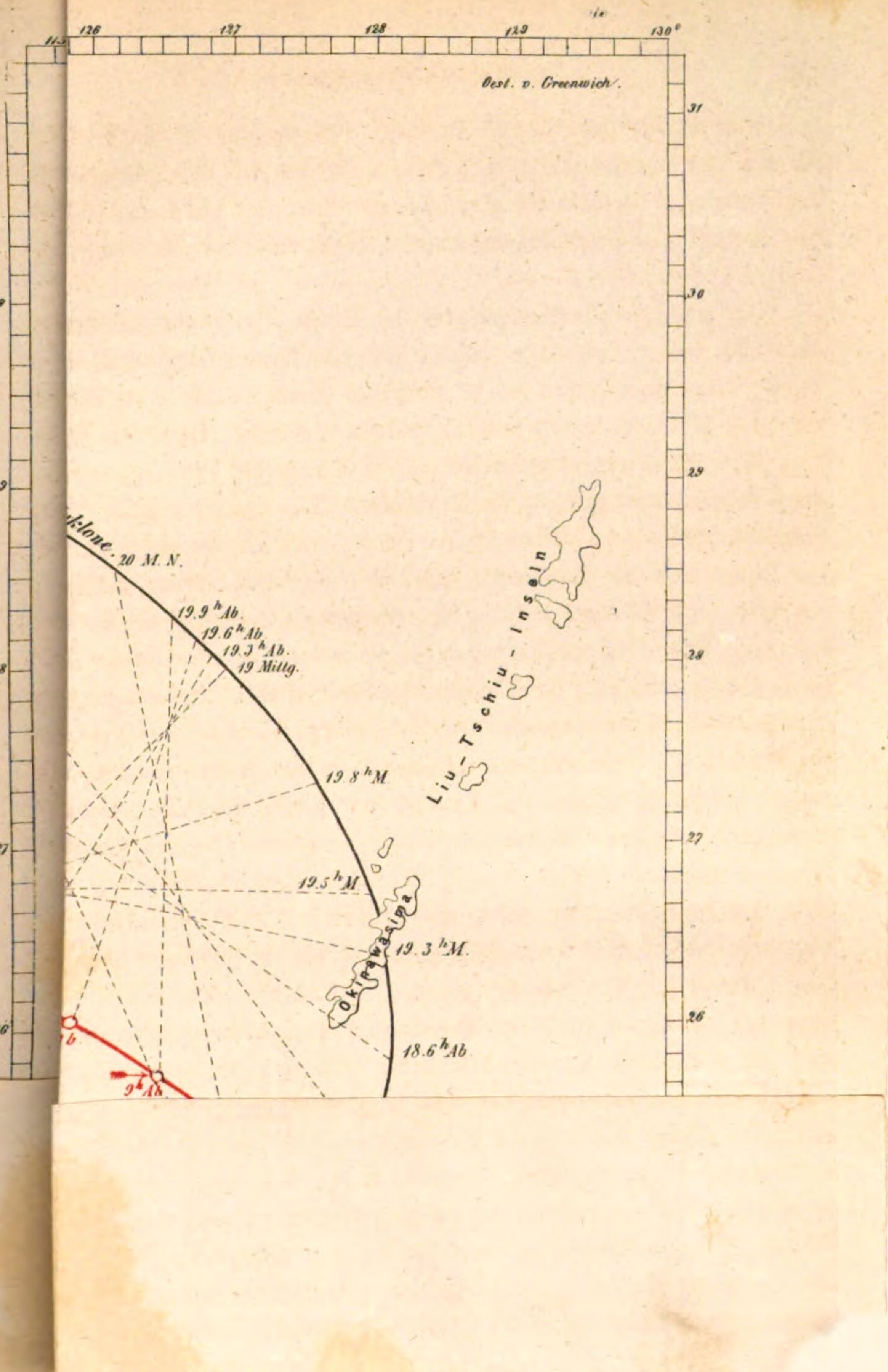
Der Wind blieb anfänglich auf Backbord und war NW.; gegen Mittag setzte er NW. zu W. um, so daß wir gerade vor dem Winde fuhren. Das doppelt gereefte Focksegel wurde noch beigesetzt, um schnellere Fahrt zu machen. Gegen sechs Uhr Abends tobte der Orkan mit aller Wuth, Böen folgten auf Böen, die einzige Wolke, welche den Himmel bedeckte, schien bis ins Meer zu reichen, die ganze Luft war erfüllt von Wasserstaub, man vermochte vom Hintertheil des Schiffes kaum das Vordertheil zu sehen. Der Sturm, über die schäumende Wasserfläche hinfahrend, erzeugte einen tiefen, fast metallisch klingenden Ton, der sich von dem Sausen und Pfeifen im Tau- und Segelwerk deutlich unterscheiden ließ. Mit vierfach gereeftem Groß- und Vormarssegel und doppelt gereeftem Focksegel schoß die Fregatte mit einer Geschwindigkeit von 14 Meilen per Stunde in düsterer Nacht durch die Straße zwischen den Liu-tschiu- und Meiacosima-Inseln aus dem chinesischen Meere in den pacifischen Ocean, und wurde mit so grauenvoller, fast unwiderstehbarer Heftigkeit auf den Wogen herumgeworfen, daß es selbst für den geübten Seemann nicht mehr möglich war zu stehen und sich fortzubewegen, ohne sich an den, zu diesem Zwecke von einem Ende des Schiffes zum andern gezogenen Tauen festzuhalten [1]). Um vier Uhr Nachmittags hatte das Barometer seinen niedersten Stand (29.302 engl. Zoll bei 19.9° C.) erreicht, auf dem es mehrere Stunden lang hartnäckig verblieb. Erst gegen neun Uhr Abends fing es wieder langsam zu steigen an, eine Erscheinung, in welcher wir den sichersten Beweis begrüßten, daß wir uns vom Cyklonen-Mittelpunkte entfernten. Gegen elf Uhr Abends hoben sich einige dunkle Wolken in SSO., der Horizont vergrößerte sich; es trat entschieden eine Wendung zum Bessern ein.

Am 20. bei Tagesanbruch zeigten sich Masten und Tauwerk der Fregatte bis hoch hinauf mit einer Kruste von Seesalz überzogen, und gaben Zeugniß von der gewaltigen Höhe, zu welcher der Wasserstaub der tobenden Fluthen emporgetrieben worden war. Der Wind war bereits WSW., das Barometer bis auf 29.500 englische Zoll gestiegen, wir hatten es nur mehr

[1]) Wir machten während des Sturmes die in physiologischer Beziehung nicht uninteressante Bemerkung, daß, gerade als der Orkan am heftigsten wüthete, selbst minder seetüchtige Naturen, wahrscheinlich in Folge der Aufregung, von der Seekrankheit verschont blieben. Aus einem ähnlichen Grunde scheinen Menschen, welche durch einen Schlangenbiß verwundet wurden, und die man als Antidot mit Branntwein zu betäuben sucht, das vier- und selbst fünffache jenes Quantums zu vertragen, welches sie im gewöhnlichen Zustande bereits vollständig berauschen würde.

mit einem gewöhnlichen Sturme zu thun, und mochten die Cyklone als überwunden betrachten. Die Wissenschaft hatte uns den Weg gezeigt, dem Mittelpunkte des Drehsturmes glücklich auszuweichen und den Orkan zugleich mit Vortheil zur Beschleunigung unserer Reise nach den Mariannen zu benützen.

Um acht Uhr Morgens erschien die Sonne, zwar nur auf wenige Augenblicke, aber doch lange genug, um eine Beobachtung anstellen zu können. Nach dieser erwies sich in der Länge kaum eine Meile Unterschied mit der gegißten (d. h. der, mit Bordmitteln annähernd bestimmten) Rechnung. Wir hatten binnen vierundzwanzig Stunden (die Zeit mitgerechnet, welche wir beiliegen mußten) im Generalcurse SO. zu O. 218 Meilen zurückgelegt. Nachmittags heiterte sich der Himmel auf. Der Seegang war noch sehr heftig, aber die Luft wurde nach und nach reiner und durchsichtiger und selbst die Wolkenbank in NO., die noch immer das Centrum der Cyklone bezeichnete, lichtete sich allmählig und verschwand gänzlich vor Sonnenuntergang. Die Fregatte hatte sich während dieses wüthenden Orkans als ein sehr tüchtiges Seeschiff erwiesen, keinerlei erhebliche Havarie war bei Gelegenheit der Musterung zu bemerken, die man, sobald es das Wetter erlaubte, am ganzen Schiffe, an Masten und Tauwerk mit großer Sorgfalt und Aufmerksamkeit vornahm. Masten und Segel, welche bei ähnlichen Kämpfen gegen die Elemente so leicht eingebüßt werden, zeigten sich unversehrt, nur einige Kupferplatten an der sogenannten Spickerhaut (der äußeren Bekleidung des Schiffskörpers unter Wasser) hatten sich in Folge des heftigen Wellenschlages abgelöst, während die noch vorhandenen durch den Widerstand, den das Schiff bei seinem Vorwärtstreiben fand, wie dünnes Papier aufgerollt erschienen. Sogar die Gallerie am Hintertheil, die besonders, während die Fregatte vor dem Winde lief, in großer Gefahr schwebte, hatte nur wenig gelitten. Das Gleiche war leider nicht mit einer kleinen Menagerie seltener Vögel und Affen der Fall, welche sich auf dieser Gallerie (unter gewöhnlichen Umständen der geschützteste Ort am ganzen Schiff) in kleinen, mit getheerter Leinwand bedeckten Käfichen untergebracht befanden. Die Leinwanddecke wurde vom Orkane weggerissen, der Sturm drang in die Käfiche und rupfte die armen Vögel so arg, daß sie völlig entfiedert und nackt im erbarmungswürdigsten Zustande umkamen. Auch die vierfüßigen Thiere, deren Gestöhne und Gejammer schon während des Sturmes




Wi... gemäß, zur Bildung des Scheitels gezwungen haben, wor

schon während des Sturmes

ihre Qualen zu erkennen gab, hatten sehr stark gelitten. Zwei Ochsen und mehrere Schafe verendeten schon am 19. Die meisten der überlebenden Thiere magerten binnen achtundvierzig Stunden entsetzlich ab, und selbst die erst noch so wilden und unbändigen unter ihnen zeigten sich jetzt zahm und zutraulich.

Aus der beiliegenden Karte, welche alle gesteuerten Curse während des Orkans vom 18. und 19. August und die aus den Barometer-Beobachtungen entnommene Bahn des Centrums der Cyklone darstellt, dürfte der Leser wohl zur Genüge den jedesmaligen Einfluß der Nähe des Centrums ersehen und es erklärlich finden, daß bei dem letzten, um acht Uhr Morgens am 19. absichtlich gewählten Curse SO. zu O. die Heftigkeit des Sturmes doch noch durch einige Stunden zunehmen mußte, indem wir factisch dem Centrum der Cyklone näher kamen, bis endlich am 19. gegen Abend, theils durch die Fahrt des Schiffes gegen SO., theils durch das Vorschreiten des Cyklonen-Centrums gegen NW. die Entfernung vom Mittelpunkte dermaßen vergrößert wurde, daß sich die atmosphärischen Verhältnisse für uns wieder freundlicher gestalteten, und auch das Barometer wieder zu steigen begann.

Am 18., beiläufig um sechs Uhr Abends, bildete die Cyklone, wie man auf der Karte sieht, ihren Scheitel und begegnete der ziemlich hohen und großen Insel Okinawasima der Liu-tschiu-Gruppe, wodurch eine Störung der Windrichtung stattfinden mußte. Durch den in den nördlichen Gewässern China's eingebrochenen Nordostpassat, welcher in dieser Jahreszeit vorzubringen sucht, um später den Südwestmonsun gänzlich zu verdrängen, so wie durch den Südwestmonsun, der südlich von Formosa wehte, bildete sich am nördlichen Theile dieser Insel, wahrscheinlich auch durch besondere Temperatur-Verhältnisse des Bodens begünstigt, ein geschlossener Raum niederen Barometerdruckes, und indem dieser die zunächst von SW. und NO. eindringende Luft nöthigte, sich zu beugen und eine Drehung in der entgegengesetzten Richtung, wie jene eines Uhrzeigers, zu machen, gab er Veranlassung zur Bildung einer Cyklone.

So lange der SW. an Stärke überwiegend war, bewegte sich das Centrum der Cyklone ostwärts und zog in die Gegend des geringeren Luftdruckes. Allein die auf ihrem Wege angetroffenen Inselgruppen, so wie der sich mehrende Luftdruck in SO. und O. müssen die Cyklone, dem erzeugten Widerstande gemäß, zur Bildung des Scheitels gezwungen haben, worauf

dieselbe wieder nordwestlich gegen die chinesische Küste zog, um sich daselbst, wahrscheinlich in Folge des sich mehrenden Druckes der umgebenden Luft, aufzulösen. Wir befanden uns gerade 48 Stunden, nämlich vom 18. August sechs Uhr Abends bis 20. August sechs Uhr Abends, im Bereiche des eigentlichen Teifuns und waren am 19. dessen Centrum am nächsten; doch dürften wir, nach dem niedersten, von uns beobachteten Barometerstand zu urtheilen, immerhin noch 100 Seemeilen vom eigentlichen Centrum entfernt gewesen sein. Es war der erste Teifun des Jahres 1858, welchen die in Schanghai erscheinende Zeitung „North China Herald" schon mehrere Wochen vorher prophezeit, und der tausendjährige chinesische Kalender für den 10. August angesetzt hatte.

Unser Curs war nun nach dem Mariannen-Archipel gerichtet. Das Wetter blieb noch mehrere Tage hindurch unstät und der Seegang sehr stark fühlbar, als am 26. August die Insel Guam oder Guaham, die südlichste der Mariannen, in Sicht kam. Wir hatten in 12 Tagen 1860 Meilen zurückgelegt, freilich mit der ungestümen Hülfe eines Teifuns, aber der Weg war gemacht, und um das Wie? kümmert sich der Seemann wenig, wenn er sein Ziel nur schnell und ohne Schaden erreicht.

Am Morgen des 27. August steuerten wir gegen die Umáta-Bucht, obschon es bei den gerade wehenden Südwestwinden, gegen welche diese Rhede offen steht, ziemlich zweifelhaft war, einen gesicherten Ankerplatz zu finden. In der That überzeugten wir uns, als wir dem Lande näher kamen, bald von der Unmöglichkeit, in der herrschenden Jahreszeit daselbst zu ankern, während es andererseits eben so wenig gerathen schien, in den guten, aber sehr schwierigen Hafen von San Luis de Apra einzulaufen, indem man, so lange der Südwestmonsun dauert, mit einem großen Schiffe nicht leicht wieder herauszusegeln vermag und zuweilen 3 bis 4 Wochen darin gefesselt bleibt. Es wurde daher der Befehl zum „Anluven" [1]) gegeben, um gegen den auffrischenden Westwind aus der von zahlreichen Korallenriffen begrenzten Bucht zu laviren, was viel Zeit und Mühe in Anspruch nahm, so daß die Riffe erst nach mehreren sorge- und beschwerdevollen Stunden umsegelt werden konnten.

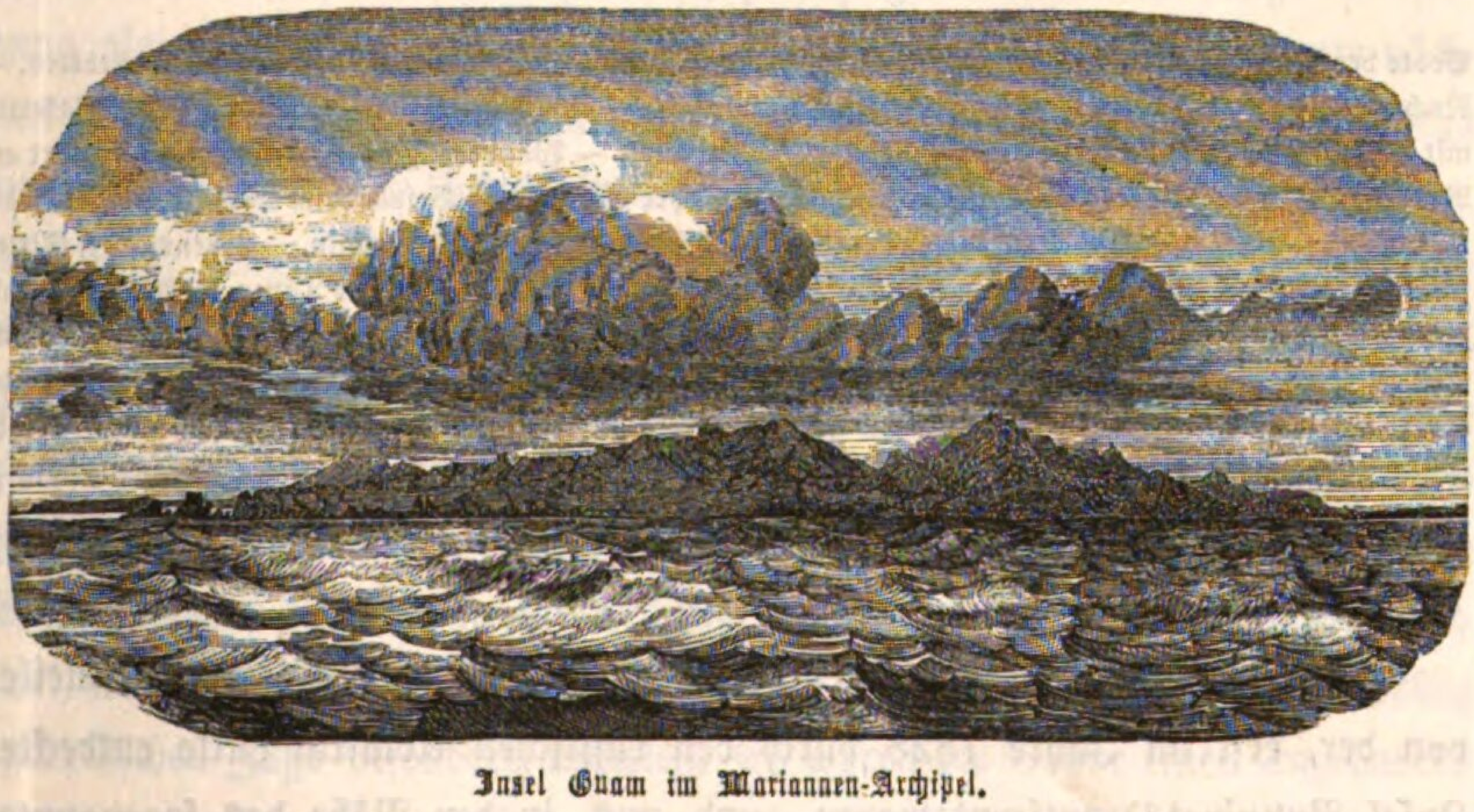
Die Insel Guam mit ihren hohen grünen Gebirgsrücken, ihren zahlreichen Thälern und dicht bewaldeten Schluchten hatte ein freundliches,

[1]) Anluven heißt, die Richtung des Schiffes derart verändern, daß der bis dahin auf das Hintertheil oder auf die Seite des Schiffes treffende Wind mehr von vorne in die Segel fällt.

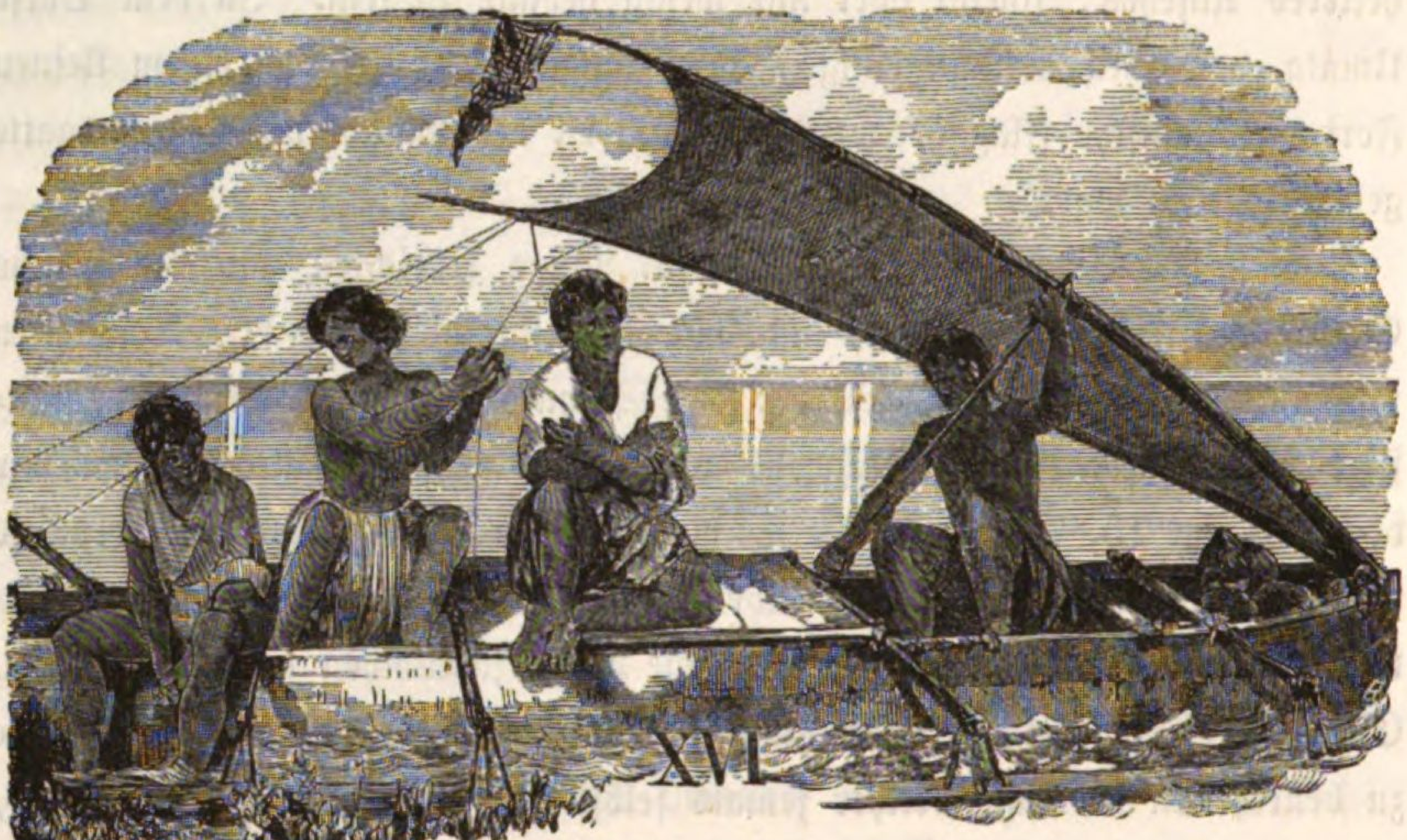
heiteres Ansehen, scheint aber nur wenig bebaut zu sein. In dem Dorfe Umáta, von welchem man einige Häuser ausnahm, wehte von einem kleinen Fort die spanische Flagge, welche jedoch erst bei Annäherung der Fregatte gehißt worden war.

Am 30. August, in 149° 53′ östl. Länge erreichten wir die östliche Grenze des Südwestmonsuns, und, obwohl kaum mehr als vier Tagereisen von unserem nächsten Reiseziel, der Insel Puynipet, entfernt, wenn eine günstige Brise unsere Segel geschwellt und weiter geholfen hätte, kamen wir doch erst am 15. September in Sicht dieser herrlichen Waldinsel; denn so stürmisch und aufregend unsere Fahrt begonnen, eben so trostlos und ermüdend wirkten jetzt die Windstillen, welche Tage, ja Wochen lang andauerten. Ein qualvoller, unerquicklicher Zustand der Trostlosigkeit, den nur derjenige zu beurtheilen vermag, welcher jemals selbst am Bord eines Segelschiffes, mitten auf offener See, in bedenklicher Stille festgebannt lag, —

„Wenn Welle ruht und jedes Luftgeflüster,
Wenn Meer und Himmel schweigend sich umschlingen
Und fromm, fast wie zwei betende Geschwister!“ — —



Insel Guam im Mariannen-Archipel.




# Die Insel Puynipet.

## 18. September 1858.

Boote der Eingeborenen in Sicht. — Ein Pilot kommt an Bord. — Erzählungen eines weißen Ansiedlers. — Noch ein Pilot. — Trostloses Laviren angesichts der Insel. — Roankiddi-Hafen. — Große Schwierigkeiten mit einem Boote zu landen. — Ansiedlung Réi. — Dr. Cook. — Wanderung durch den Wald. — Fahrt am Roankiddi-Fluß. — Nordamerikanische Missionäre und ihre Erfolge. — Besuch beim König des Roankiddi-Stammes. — Kawatrank. — Das Innere der königlichen Behausung. — Die Königin. — Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Eingeborenen. — Ihre Gebete und Religion. — Ihre Feste und Tänze. — Alte Baudenkmale und deren muthmaßlicher Ursprung. — Culturhistorische und geologische Bedeutung derselben. — Rückkehr an Bord. — Verdächtiges Benehmen weißer Ansiedler. — Ein Asyl für gefallene Sünder. — Unter Segel nach Australien. — Weitere Notizen über Puynipet und die benachbarten Inselgruppen. — Windstillen-Zone. — Simpson Island. — „Es spukt". — Bradley-Riffe. — Ein Komet. — Salomons-Inseln. — Verkehr mit den Eingeborenen von Malayta. — In Sicht von Sikayana.

Als wir am 16. September 1858 nur noch fünf bis sechs Seemeilen von der, erst im Jahre 1828 durch den russischen Admiral Lütke entdeckten Insel Puynipet [1]) entfernt waren, und uns in der Nähe des sogenannten „Middle Harbour" befanden, wurde ein Boot von europäischer Construction bemerkt, das gegen die Fregatte steuerte. Erst zwei Stunden später legte

[1]) Zuweilen auch Bonabe, Bonibet, Funopet, von den Franzosen Ascension genannt, unterm 6° 58′ nördl. Br. und 158° 20′ östl. L. von Greenwich gelegen und mit den beiden benachbarten niederen Atoll-Inseln Andema und Paphenema (Ants und Pakeen der Engländer) von Capitän Lütke Namen seines Schiffes als die Gruppe der „Senjawin-Inseln" bezeichnet.

dasselbe mit vier braunen Eingeborenen und einem Weißen an, der aufs Deck kam und dem Commandanten seine Dienste als Pilot anbot. Es war ein Nordamerikaner Namens Alexander Jellet, welcher bereits seit zwanzig Jahren als Schmied und Zimmermann auf der Insel lebte und nebenbei auch das Geschäft eines Piloten für den Hafen, in dem er wohnte, versah. Bald darauf umschwärmte uns eine große Anzahl von Eingeborenen in zierlichen roth angestrichenen Canoes aus ausgehöhlten Baumstämmen mit Auslegern, welche ganz eigenthümliche, gerüstartige Stützen haben, so daß in der Mitte des Canoes eine Art Plattform entsteht, auf der gewöhnlich der Häuptling sitzt und welche bei festlichen Anlässen sogar als ein kleiner Tanzboden benützt werden. Die aus Matten verfertigten Segel waren dreieckig und zwar im Winkel zwischen zwei Bambusstangen aufgespannt, indeß eine dritte den Mast ersetzte und von Einem aus der Bemannung, dem herrschenden Winde gemäß, bald an diesem, bald an jenem Ende des Fahrzeuges aufgestellt wurde. Während einige in ihren schmalen Fahrzeugen trotz unserer ziemlich schnellen Fahrt an die Fregatte anzulegen versuchten, wie Parasiten sich an einen Hai festsetzen, folgten andere in einiger Entfernung gleich Delphinen, diesen treuen Begleitern der Schiffe, bis zum nächsten Hafen. Die Eingeborenen waren, mit Ausnahme eines Röckchens aus den Blättern der Kokospalme, nackt und sahen ziemlich gutmüthig aus. Am Kopfe trugen sie eine Art Schirm, ebenfalls aus Palmenblättern verfertigt, welcher offenbar nur dazu diente, das Gesicht vor den Sonnenstrahlen zu schützen, und in der Form vielleicht am besten mit jenen Schirmen verglichen werden mag, welche bei uns das Alter oder die schwachäugige Jugend zum Schutze gegen grelles Lampenlicht zu tragen pflegt. Unter den Eingeborenen, die uns in ihren Canoes das Geleite gaben, befanden sich zwei, welche durch ihre schöne Gestalt, ihre lichte Hautfarbe und ihre völlig europäischen Züge besonders auffielen. Es waren die Söhne eines Engländers Namens Hadley, welcher seit vielen Jahren auf der östlich von Puynipet gelegenen Mudock-Insel als Pilot und Fischer lebte und sich mit einer Eingeborenen verheiratet hatte. Vor kurzem erst war Hadley mit einigen hundert Pfund Schildpatt und etwas Barschaft nach Hongkong gesegelt und wollte von dort nach England gehen. Seine beiden Söhne hatte er der Obhut eines europäischen Ansiedlers anvertraut, welcher auch seinen Posten als Pilot auf der Mudock-Insel übernahm, so daß es fast den Anschein gewann,

daß Hadley, trotz den Banden der Familie, welche ihn an dieses Eiland knüpfen, nicht mehr wiederzukehren gedenkt.

Während wir nun an der Westseite der Insel in einer Entfernung von 1 bis 1 1/2 Meilen von den Korallenriffen segelten, wurde Jellet von allen Seiten mit Fragen der verschiedensten Art bestürmt und wir erfuhren jetzt unter anderem, daß der meiste Verkehr fremder Schiffe mit dem 15 bis 20 englische Meilen entfernten Roankiddi- oder Leehafen und dem 6 bis 7 Meilen östlich von Roankiddi gelegenen Metelenien- oder Wetterhafen bestehe. Zur Zeit des Nordostpassates (von November bis April) kommen gegen 50 bis 60 nordamerikanische Walfänger nach Puynipet, um daselbst Wasser und Holz einzunehmen und sich mit Lebensmitteln, namentlich mit Yams, Taro, süßen Kartoffeln, Hühnern und Schweinen zu versehen. Auch Schiffe, welche von Sidney nach China bestimmt sind, ziehen in dieser Jahreszeit die Fahrt durch den stillen Ocean der südlichen Route um Australien und durch die Sundastraße, oder der gefährlichen Passage durch die Torresstraße vor und machen dadurch in der Regel eine schnelle Fahrt. So hat die schwedische Kriegscorvette Eugenie auf ihrer Reise um die Erde im November 1852 den nicht weniger als 5000 Meilen langen Weg von Sidney nach Hongkong in der überraschend kurzen Frist von 37 Tagen zurückgelegt.

Die Zahl der Eingeborenen der 60 Meilen umfassenden Insel schätzte Jellet auf ungefähr 2000 Seelen. In früheren Jahren betrug sie über 5000 Seelen [1]), aber die Blatternseuche hatte seither furchtbare Verheerungen unter der Bevölkerung angerichtet. Die Umstände, unter welchen diese schauerliche Krankheit zum ersten Male auf Puynipet auftrat, liefern zur Geschichte der Verbreitung von Seuchen im Allgemeinen sowohl, wie zur Frage der Vaccination einen höchst lehrreichen Beitrag.

Im Jahre 1854 war das englische Barkschiff Delta mit einem, an bösartigen Blattern leidenden Matrosen nach dem Roankiddi-Hafen gekommen. Die weißen Ansiedler, welche zu jener Zeit daselbst lebten und die Furcht-

[1]) Capitän Andrew Cheyne, von der englischen Handelsmarine, dem die Schifffahrt eine sehr ausführliche Beschreibung der Insel des west-pacifischen Oceans verdankt, und welcher Puynipet das letzte Mal im Jahre 1846 besuchte, schätzte zu jener Zeit die Bevölkerung der Insel auf 7 bis 8000 Seelen. Vergleiche: A description of islands in the Western Pacific Ocean, North and South of the Equator, with Sailing direction etc. London, J. D. Potter. 1852, p. 94. — Sailing directions from New South Wales to China and Japan. Compiled from the most Authentic Sources. By Andrew Cheyne, first Class Master, mercantile Navy. London, J. D. Potter. 1855, p. 136.

barkeit jener Krankheit kannten, drangen in den eingebornen Häuptling, dem Capitän den Aufenthalt zu verweigern und ihn zu zwingen, sogleich wieder unter Segel zu gehen. Dieser aber schien entschlossen den Kranken auf der Insel zurückzulassen. Als er die feindselige Stimmung der Bevölkerung gegen ihn und die Mannschaft seines Schiffes erfuhr und merkte, daß die Bevölkerung den Erkrankten weder freiwillig aufnehmen noch ihm und seiner Mannschaft Lebensmittel verabreichen würde, benützte er die Ruhe und Dunkelheit der Nacht, um den blatternkranken Matrosen nebst dessen Habseligkeiten am Ufer auszusetzen und bei Tagesanbruch weiter zu segeln. Am nächsten Morgen fanden die Eingeborenen den armen Matrosen leidend und hülflos am Ufersande hingestreckt, während das Barkschiff wieder verschwunden war. Der Unwille gegen den Capitän verwandelte sich jetzt in Mitleid und Theilnahme für den armen Kranken; man bereitete in einer benachbarten Hütte ein Lager und pflegte ihn so gut, als es eben die Umstände gestatteten; seine Habseligkeiten aber, größtentheils in Wäsche und Kleidungsstücken bestehend, wurden von dem diebischen Volke rasch über die Insel verschleppt. Wenige Wochen nach diesem Vorfalle brach die Blatternseuche mit grauenerregender Heftigkeit aus und wüthete fünf Monate hindurch auf die entsetzlichste Weise. Fast jeder Eingeborene wurde davon befallen und von 5000 Bewohnern erlagen 3000 der Wuth der Epidemie. Der Matrose aber, welcher die erste Veranlassung zu all diesem Unheil gab, genas vollkommen. Unstreitig hatten seine, nach allen Theilen der Insel verstreuten Kleidungsstücke wesentlich zur schnellen Verbreitung des Contagiums beigetragen. Von den 30 weißen Ansiedlern, welche zu jener Zeit auf Puynipet lebten und sämmtlich geimpft waren, erkrankte blos ein Einziger an den Blattern und auch dieser genas rasch wieder. Im August 1854 verschwand die Seuche eben so schnell als sie erschienen war und hat seither Puynipet mit einem zweiten Besuche verschont; aber allenthalben sieht man noch in den Gesichtern und an den Körpern der Bewohner zahlreiche Spuren ihrer Verheerungen.

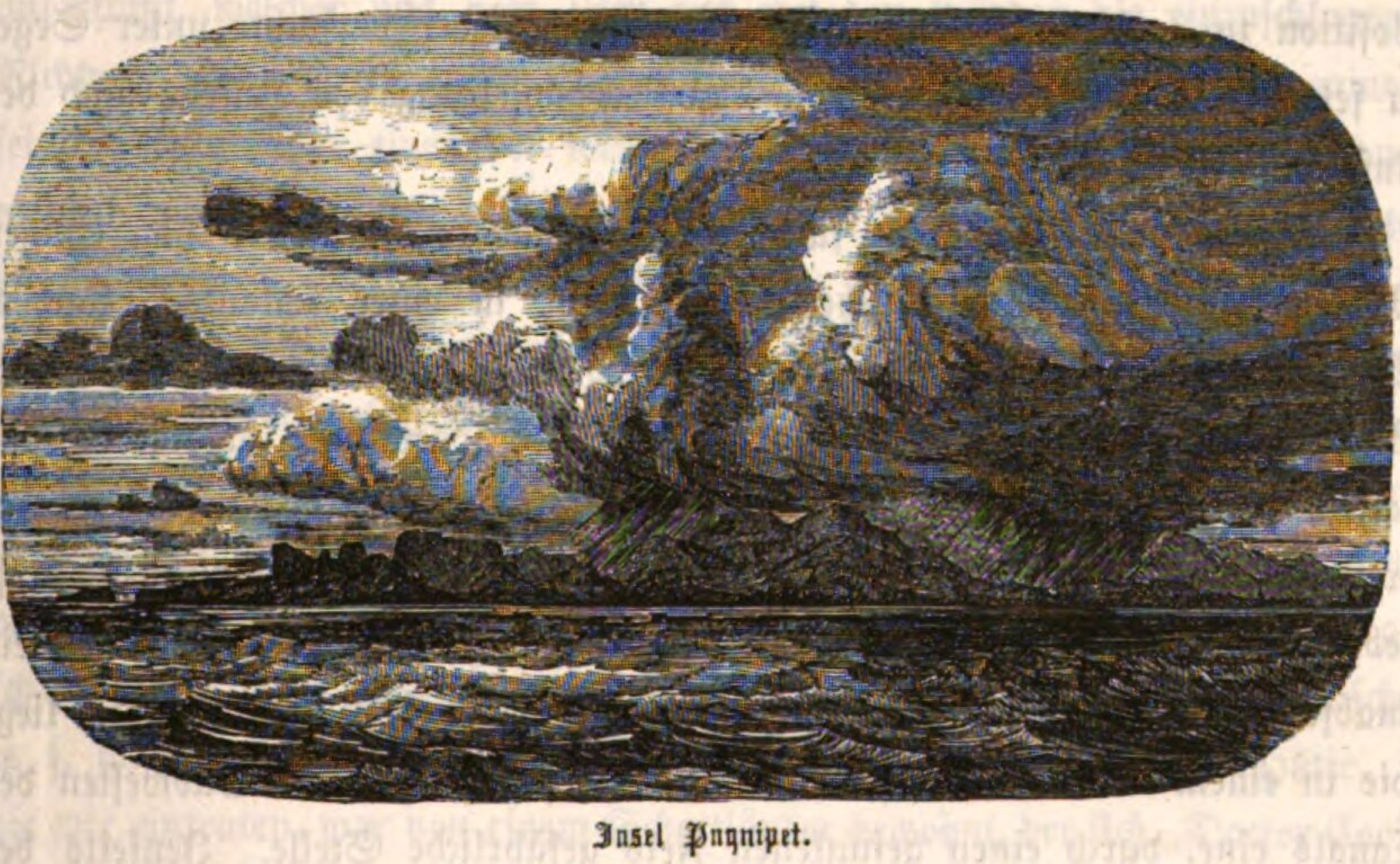
Während dieser Mittheilungen waren wir dem Roankiddi-Hafen an der Süd-Südwestseite der Insel bereits ziemlich nahe gekommen und Jellet meinte nun, er könne uns nicht mehr weiter führen, nachdem daselbst ebenfalls ein Pilot wohne, den er ungern um einen Erwerb bringen möchte. In der That näherte sich jetzt ein zweites Boot der Fregatte, welches den

eigentlichen Piloten des Roankiddi-Hafens, einen Neger aus Virginien Namens Johnson, an Bord hatte. Der wackere alte Jellet verabschiedete sich und kehrte in seinem Boote nach dem Middle Harbour zurück. Sehnsüchtig blickten wir dem Lande entgegen, wo es uns zum ersten Male vergönnt sein sollte, die Wunder oceanischer Korallenbauten zu schauen. Denn Puynipet ist eines der schönsten Beispiele unter den, von „Wallriffen" regelmäßig umschlossenen hohen Inseln des großen Oceans, während die Mehrzahl der übrigen Eilande meist nur aus niederen Atoll-Inseln besteht. Leider blieb der Wind schwach und veränderlich; der Himmel sah so finster und drohend aus, daß wir uns wieder von Puynipet entfernen und gegen Südost steuern mußten, um im Laufe der Nacht den gefahrdrohenden Riffen nicht allzu nahe zu kommen. Gegen Morgen näherten wir uns wieder mit einer Brise aus West langsam der Insel, von welcher wir uns 15 Meilen entfernt hatten. Allmählig wurden die kleinen Wald- oder Felsinseln wieder sichtbar, welche nördlich von der bis zu 2860 Fuß ansteigenden, centralen Hauptmasse noch innerhalb des, die hohe Insel ringförmig in einem Abstande von 1 bis 2 Meilen einschließenden Wallriffes liegen. Mit leichter, wechselnder Westbrise den ganzen Tag lavirend, hatten wir uns gegen Abend bereits so weit dem Ankerplatze genähert, daß alle Aussicht vorhanden war, mit einem letzten Gang denselben noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen, als plötzlich die Brise schralte [1]), schwächer wurde und uns neuerdings zwang, die Nacht in geziemender Entfernung von der Insel unter Segel zuzubringen. Endlich am 18. September schien eine frische, westliche Brise unser Einlaufen begünstigen zu wollen.

Die erloschene Vulcaninsel lag ganz wolkenfrei vor uns, dicht mit üppigstem Grün bedeckt. Nur an der nordöstlichen Ecke zeigte sich ein weit vorspringender, etwa 1000 Fuß hoher, castellförmiger, nackter Fels, mit senkrechten Wänden aufsteigend und oben horizontal abgeschnitten, welchen man uns als ein kleines, durch einen schmalen Canal von der Hauptinsel getrenntes Eiland (Dochokoits) bezeichnete. Allmählig wurden zu beiden Seiten der Insel am Horizonte einzelne dunkle Punkte sichtbar, die, nach und nach sich mehrend und näher an einander rückend, gleich einer dicht über dem Horizont in der Luft ausgespannten Perlenschnur sich ausnahmen;

[1]) Der Wind „schralt", wenn er anfängt, der Fahrt des Schiffes ungünstig zu werden. — Ein schraler Wind ist derjenige, welcher beinahe von vorne in die Segel fällt, wenn das Schiff seinen Curs behalten will.

und daneben erhoben sich plötzlich und verschwanden wieder eben so schnell feine, weiße Wölkchen über der dunklen, schwarzblauen Meeresfläche, hier und da aufflackernd wie Flammen. Es war dies das erste Erscheinen der Riff-Inseln und der brandenden Korallenriffe, wie sie sich durch den Effect der Luftspiegelung überall zeigen, wo, wie in den tropischen Meeren fast gewöhnlich, die Temperatur des Wassers an der Oberfläche und in Folge dessen auch jene der zunächst darüber liegenden Luftschichte eine wärmere ist, als die der höheren Schichten. Als wir uns bis auf ungefähr zwei Meilen genähert hatten, waren die dunklen Punkte zu grünen Kokos-Hainen zusammengeflossen, welche stellenweise das erstere Riff zieren und die Wölkchen erschienen jetzt als ein zusammenhängender Streifen einer furchtbar aufschäumenden, blendend weißen Brandung, welche den auf- und abwo-



Insel Puynipet.

genden Ocean von dem lichteren, ruhigen Wasserspiegel des breiten Canals trennte, der innerhalb des ringförmigen Korallenriffes jene merkwürdige, natürliche Wasserstraße bildet, auf welcher die Eingeborenen selbst mit ihren gebrechlichen Fahrzeugen, geschützt vor dem Wogendrange des Oceans, rings um die Insel segeln können, und der an jener Stelle, wo er tief genug ist und eine Oeffnung des Riffes die Einfahrt von außen gestattet, sogar größeren Schiffen einen sicheren Hafen bietet. (Nach unseren, von Bord aus gemachten Beobachtungen 6° 47′ nördl. Br., 158° 13′ 3″ östl. L.)

Wir versuchten nun zwischen den kleinen, mit Kokospalmen und Brotfruchtbäumen üppig bewachsenen Nahlap-Inseln im Westen und den heftig

brandenden, nur mit niederem Gebüsch bedeckten Korallenfelsmassen des Sandy-Eilandes im Osten die Einfahrt zu gewinnen. Allein bald ward uns neuerdings „Halt" geboten. Um in die eigentliche Hafenbucht, welche wie ein künstlich ausgemauertes, riesiges Wasserbecken mitten zwischen den bis ans Niveau des Meeres reichenden Korallenbänken lag, zu gelangen, mußten wir einen sehr schmalen, kaum 300 Fuß breiten Canal durch die Riffe passiren, welcher zwar durch die Färbung des vollkommen ruhigen Wassers und durch ausgesteckte Marken deutlich bezeichnet ist, aber zuerst west-, dann nordwärts führt und daher bei dem eben wehenden westlichen Winde für uns unzugängig war. Es blieb nichts anderes übrig, als auf dem Flecke, auf dem wir uns befanden, in 35 Faden, auf nacktem Korallenfels zu ankern. Die Sorge für die Sicherheit des Schiffes gestattete nicht in dieser Position zu verbleiben. Während die Fregatte wieder versuchte unter Segel zu setzen, wurde mit einem Boote die Recognoscirung des Hafens und der Insel unternommen.

Gegen neun Uhr früh fuhr der Commodore, begleitet von einigen Mitgliedern der wissenschaftlichen Commission, in einer schlanken, flachen, für solche Zwecke ungemein vortheilhaften venetianischen Gondel ans Land. Wenn man die beiden Nahlap-Inseln und das sogenannte sandige Eiland passirt hat, gelangt man in einen 100 Klafter langen, kaum 80 Klafter breiten Canal, welcher ins Innere dieses großartigen, von Schalthieren aufgebauten und von dreifachen Korallenmauern umgebenen Beckens führt, ein unabsehbarer spiegelglatter Teich, in dem ein Schiff still und ruhig liegt wie in einem Dock. Eine schwimmende Boje [1]) bezeichnet im Südwesten des Canals eine, durch einen gesunkenen Fels gefährliche Stelle. Jenseits der Korallenriffe erblickt man die Gruppe der sehr niederen aber dicht mit Bäumen bedeckten Ants-Inseln. Obschon unser venetianisches Fahrzeug sehr geringen Tiefgang hatte, so fanden wir doch, in dem Maße als wir dem Ufer näher kamen, große Schwierigkeiten weiter vorwärts zu gelangen. Die Ebbe, welche eben herrschte, trug noch mehr bei die Fahrt zu erschweren. Jeden Augenblick berührte die Gondel Sandboden oder Felsen. Wir mußten daher die ursprüngliche Absicht aufgeben, in der Richtung nach den Hütten zu steuern, welche ganz nahe am Ufer unter Kokospalmen sichtbar wurden.

[1]) Bojen oder Ankertonnen werden an seichten und gefährlichen Stellen eines Fahrwassers gelegt, um durch die auf der Oberfläche des Wassers schwimmende Tonne (oder Korb) sich nahende Schiffe zu warnen und auf den rechten Weg aufmerksam zu machen.

Tiefere, fahrbare Canäle aufsuchend, gelangten wir in eine östlicher gelegene Flußmündung, welche zu beiden Seiten auf niederem, sumpfigem Boden dichter Mangrovewald umgiebt; aber unsere Versuche, durch das Dickicht nach den Hütten zu dringen, blieben vergeblich, indem der ganze Boden von den eigentlichen Wurzelauswüchsen der Mangroven wie mit spitzen Pflöcken ausgeschlagen erschien. Nachdem wir eine kurze Strecke in dem Mangrove-Canal, von dem mehrere kleine Seitencanäle, zum Theil wie künstlich angelegt, abzweigten, aufwärts gerudert waren, kehrten wir, da sich die Landschaft nicht veränderte und keine weiteren Spuren einer Ansiedlung sich zeigten, wieder um und bemühten uns nun dicht am Lande hin, wo das Wasser etwas tiefer war, nach den bereits erwähnten Hütten zu rudern. In diesem Beginnen wurden wir durch einen weißen Ansiedler unterstützt, welcher uns vom Ufer aus mit den Händen die einzuschlagende Richtung durch dieses Korallen-Labyrinth andeutete, um in einem minder seichten Fahrwasser einen der wenigen Punkte zu erreichen, wo eine Landung möglich war. Denn fast allenthalben am Ufer verhinderten oder erschwerten die Mangroven mit ihren eigenthümlichen Gestalten von Luftwurzeln das Anlegen von Booten, und selbst die Eingeborenen sind in dieser Beziehung auf jene Stellen beschränkt, wo Flüsse oder andere natürliche Canäle einen Zugang öffnen. Dicht am Strande standen drei Hütten aus Holz und Bambusrohr gezimmert und mit Palmenstroh gedeckt. Es war eine kleine Ansiedlung von Weißen, welche ein gar seltsames Geschick nach dieser einsamen Insel geschleudert zu haben schien und die sich nun als Holzfäller, Schmiede, Fischer u. s. w. nährten. Die Ansiedler hießen den Ort Néi. Die erste Hütte, in die wir eintraten, war von einem Schottländer bewohnt, der sich „Doctor Cook" nannte und ärztliche Praxis übte. Derselbe lebte bereits seit 26 Jahren auf der Insel; seine Hütte bestand aus drei großen Räumen, welche blos bis zu einer gewissen Höhe durch dünne Holzwände abgetheilt waren, so daß oberhalb die Luft frei durch die ganze Hütte zu streichen vermochte. Diese war nett und wohnlich eingerichtet; im ersten Raume, der dem Aussehen nach als Ordinationszimmer diente, stand eine Anzahl etiquettirter Medicinflaschen und Tiegel, welche gleich im ersten Augenblick das Geschäft des Eigenthümers verriethen. Der alte Cook, hoch in die Fünfzig, mit bleichen, fahlen, abgelebten Zügen und silberweißem, langem Bart, in eine grobwollene Jacke gekleidet, den großen breitkrämpigen, abgenützten Strohhut

tief in die gefurchte Stirne gedrückt, hatte ganz die träge, unbewegliche Haltung der Eingeborenen angenommen. Nichts störte, nichts überraschte ihn; es bedurfte stets geraumer Zeit, um eine an ihn gerichtete Frage beantwortet zu erhalten. Auch die weißen Bewohner der benachbarten Hütten waren nicht viel mittheilsamer, sie zeigten alle in ihrem Benehmen eine gewisse Befangenheit, welche gerade nicht auf ein sehr tadelloses Vorleben schließen ließ. Die meisten von ihnen waren von einer Anzahl weiblicher Eingeborenen umgeben, welche den ganzen Körper mit einem, aus der intensivgelben Curcuma longa bereiteten Pulver bestreut hatten und blos ein Stück bunten Calico um die Lenden trugen, während ihr langes schwarzes Haar schöne, gelbe Blüthen schmückten.

Wir verfolgten einen kleinen Fußpfad, welcher hinter den Ansiedlerhütten einen sanft ansteigenden Hügel hinan führt und sahen uns bald von nichts als Brotfruchtbäumen und Pisangsträuchen umgeben, während da und dort ein schwarzer Basaltblock aus der rothen, lehmigen Erde hervorragte und zierliche kleine Eidechsen mit metallisch schimmerndem, saphirblauem Schweife pfeilschnell über die Steine hinschossen. Das vorherrschende Gestein ist, wie bei fast allen vulcanischen Inseln des pacifischen Oceans, eine olivin- und augitreiche Basaltlava in verschiedenen Structurabänderungen. Auf der Höhe des Hügels angelangt, trafen wir eine einsame ärmliche Hütte. Ein Hund, einige Hühner und ein phlegmatisch im Schatten hingestreckter Eingeborener, den die fremde Europäergestalt, welche plötzlich vor ihm stand, kaum zum Aufstehen zu bewegen schien, waren die einzigen lebenden Wesen der Umgebung. Auf unser Ersuchen um Feuer kroch ein altes runzliches Mütterchen aus der Hütte hervor und reichte ein glühendes Holzstück. Die braune Alte wurde dafür mit einer Cigarre beschenkt, welche sie auch sogleich anzündete und mit sichtbarem Vergnügen rauchte. Als wir hierauf junge Kokosnüsse begehrten, um mit deren flüssigem Inhalt unseren Durst zu stillen, rief der Eingeborene, ohne sich von der Stelle zu rühren, einige Worte in den Wald hinein, aus dem rasch eine Antwort zurückschallte, und nun kamen kichernd und scherzend einige junge Mädchen und brachten das Gewünschte, frisch vom schlanken Palmenstamm geholt, nebst einem Zuckerrohrstengel und einer Ingwerwurzel (Zingiber officinalis). Alle diese Erfrischungen wurden uns unter vielem Lachen von den wenig scheuen, jungen aber keineswegs hübschen Evastöch-

tern gereicht, welche ein Geschenk von zwei kleinen Spiegeln in einen Zustand der ausgelassensten Freude versetzte. Als wir zu Dr. Cook's Hütte am Ufer zurückkamen, hatten mehrere Eingeborene Muscheln und frische Früchte zum Austausch gegen Tabak, den sie allen Gegenständen vorzogen, herbeigebracht, und besonders viel junge Weiber hatten sich eingefunden, welche aus kleinen, umgehängten Säckchen auskramten, was sie am Morgen während der Ebbezeit auf den Korallenriffen an verschiedenen Seethieren gesammelt hatten.

Einer der weißen Ansiedler bot sich uns als Führer an, um den Roankiddi-Fluß hinauf nach dem, zwei Meilen landeinwärts gelegenen eigentlichen Dorfe der Eingeborenen zu rudern, wo der Häuptling des Roankiddi-Stammes haust und wo sich auch einige nordamerikanische Missionäre niedergelassen haben. Bevor wir in den Hauptfluß gelangten, welcher ungefähr 100 Fuß breit und zu beiden Seiten dicht bewaldet ist, mußten wir verschiedene Zweigarme und Canäle passiren, die künstlich gegraben zu sein schienen und sich zwischen einer knorpeligen Decke von konisch in die Höhe



Hütte der Eingeborenen.

ragenden Mangrovewurzeln in einem wunderlichen Zickzack durchschlangen. Bis ungefähr eine Meile landeinwärts dauerte der traurige, unschöne, sumpfige Mangrovewald, dann gewann die Vegetation an beiden Ufern des Flusses ein ungemein mannigfaltiges wahrhaft tropisches Aussehen. Palmen, Brotfruchtbäume, Pandanusse, Bananen, Papayas, Caladien und Barringtonien bildeten die Hauptrepräsentanten dieser reizenden Waldflora. Das Thierleben der Insel schien minder reich und mannigfaltig. Größere Thiere fehlten ganz. Von Tauben, so wie von Strandläufern und Papageien sahen wir einige äußerst zierliche Arten, von welchen auch die Flinten

der Jäger mehrere Exemplare für die zoologische Sammlung erwarben. Ueberall am Flußufer und auf den Hügeln rings umher lagen im Schatten der herrlichsten, reichsten Vegetation malerisch zerstreut die Behausungen der Eingeborenen. In der Nähe, wo der schöne Roankiddi-Fluß sich ins Meer ergießt, erhebt sich am linken Ufer das stattliche Missionshaus, eine Holzbaute, welche zugleich Kirche, Schule und Wohnung der Missionäre umschließt. Daneben steht ein kleines, gemauertes Häuschen aus Stein, das zur Aufbewahrung von Provisionen dient. Leider befand sich der eigentliche Missionär, Mr. Sturges aus Pennsylvanien, gerade auf einer Inspectionsreise und blos dessen geistlicher Assistent (ein Eingeborener von den Sandwichinseln, welcher in den Vereinigten Staaten seine Erziehung genossen hatte) war mit seiner Familie anwesend. Ein dritter Missionär, ebenfalls ein Eingeborener der Sandwichinseln, lebt im sogenannten „Weather harbour" und soll sich daselbst auch fleißig mit meteorologischen Beobachtungen beschäftigen.

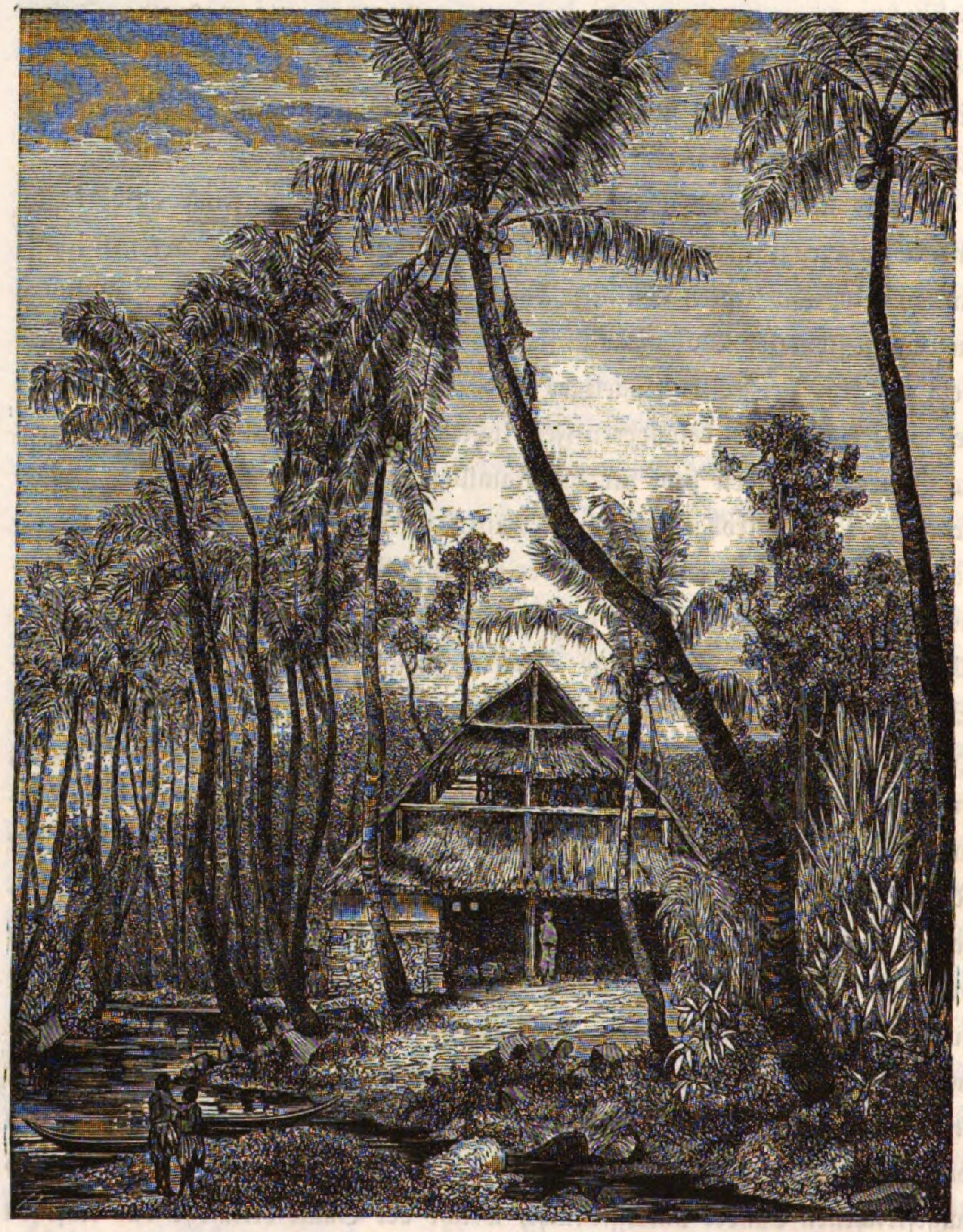
Die Mission, welche erst seit dem Jahre 1851 auf der Insel besteht, wird mit großem Aufwande erhalten. Ein eigener Schooner, Eigenthum der amerikanischen Missionsgesellschaft, verkehrt regelmäßig mit den Stationen der benachbarten Inselgruppen und den Sandwichinseln und versieht die Missionäre mit Provisionen und anderen Bedürfnissen. Diese rührigen, industriösen Männer haben in neuester Zeit Versuche gemacht, mehrere Gemüsearten, dann Tabak und Zuckerrohr in der Nähe ihrer Wohnhütten zu pflanzen, in der Absicht, durch die Erfolge die Eingeborenen zu einer ähnlichen Thätigkeit aufzumuntern. Die großartigen Mittel, über welche die protestantischen Missionäre verfügen, so wie der Umstand, daß sie sich nicht blos um das ewige, sondern auch um das zeitliche Wohl ihrer braunen Neophyten kümmern, in Krankheitsfällen ihnen Arzenei reichen und sie pflegen, ihre Kinder unterrichten und in allen Nöthen ihnen mit Rath und That an die Hand gehen, müssen als die Hauptursachen der raschen Verbreitung des Protestantismus unter den Volksstämmen des stillen Oceans betrachtet werden. Wir haben Missionen gesehen, wo man Schule, Bethaus und Wohngebäude, aus Eisen construirt, aus den Vereinigten Staaten einführte und der Missionär jährlich 2000 Dollars (4200 Gulden) aus dem Missionsfonde bezieht. Was für ein erfreulicher Unterschied, verglichen mit der kummervollen Weise, in welcher katholische Mönche in überseeischen Missionen ihre Existenz zu fristen gezwungen sind! Unsäglichen Entbehrungen und

Mühsalen ausgesetzt, ja oft selbst der größten Noth preisgegeben, müssen die Hingebung und der Glaubenseifer dieser frommen Männer eben so unsere innigste Bewunderung erregen, als der Anblick dieser Zustände geeignet erscheint, uns zum Nachdenken zu veranlassen über die großartige Opferwilligkeit der Bekenner des evangelischen Glaubens und den religiösen Indifferentismus, welcher sich unter der römisch-katholischen Christenheit von Tag zu Tag immer augenfälliger ausbreitet. —

Wir landeten an der Stelle, wo der Roankiddi-Fluß aufhört für andere Fahrzeuge als die ausgehöhlten Baumstämme der Eingeborenen schiffbar zu sein, und legten den Rest des Weges zum Wohnsitze des Häuptlings auf einem schmalen Waldpfade zu Fuß zurück. Dicht an diesem Landungsplatze steht ein sehr großes hallenartiges Gebäude, welches zum Versammlungsort der Eingeborenen bei besonderen Feierlichkeiten bestimmt ist. Zu beiden Seiten im Innern desselben sind für die Familien von Rang Schlafstellen angebracht und mit Strohgeflechten abgetheilt, den Cabinen am Bord eines Passagierschiffes nicht ganz unähnlich. Der mittlere Raum der Halle wird gewöhnlich von Sclaven und Dienern eingenommen, welche während dieser wilden Meetings geschäftig Trank und Speisen für die fremden Besucher bereiten. So oft eine Versammlung nöthig erscheint, werden zu den verschiedenen Häuptlingen Boten entsendet, um deren Theilnahme nachzusuchen. In ganz dringenden Fällen geschieht dies, indem von den Boten in große Seemuscheln geblasen wird. Sind die Häuptlinge versammelt, so setzt ihnen der König Zweck und Gegenstand der Berathung auseinander und jedem Anwesenden steht es hierauf frei, seine Meinung auszusprechen. Manchmal sollen derartige Discussionen sehr belebt sein, besonders wenn die Theilnehmer zu viel Kawa genossen haben, und dann ist es nur dem Dazwischentreten minder aufgeregter Häuptlinge zu danken, wenn die verschiedenen Sprecher in der Hitze des Streites nicht handgemein werden. Gegenwärtig war in dieser Art Gerichtshalle eine Anzahl von großen, langen, zierlichen, röthlich angestrichenen Canoes untergebracht, welche der Baute vielmehr das Ansehen einer Scheune, als das einer Festhalle gaben.

Der Pfad zum Wohnsitze des Häuptlings führte durch eine prachtvolle Tropenlandschaft. Das Besitzthum des Nannekin (in der Sprache der Eingeborenen so viel wie Herrscher) war ganz nach europäischer Weise eingezäunt und der Zugang zu demselben durch einen hölzernen Thorweg

bezeichnet. Die große Wohnhütte, ein längliches Viereck aus Holz und Rohr, mit einem Dach aus Palmenblättern, auf zwei bis drei Fuß hohen steinernen



Berathungshalle der Eingeborenen.

Unterlagen erbaut und mit zahlreichen großen Fensteröffnungen versehen, machte von außen einen sehr angenehmen, fast imposanten Eindruck; aber im Innern sah es leer, dürftig, unordentlich aus. Eine Reihe hölzerner,

unregelmäßig behauener, theilweise mit zierlichem Geflechte bedeckter Säulen, parallel mit den dünnen Rohrwänden hinlaufend, bildete einen kleinen Gang, in welchen jedoch ausgespannte Baumwollzeuge den Einblick verwehrten. Alle die verschiedenen Habseligkeiten der Familie hingen nachlässig an Stricken und Schnüren im weiten Raume rings umher, und in der Mitte desselben befand sich in der Erde eine Vertiefung, welche als Feuerherd diente. Von den Einrichtungsstücken fiel uns eine größere hölzerne Kiste mit Eisenwerkzeugen und ein höchst eigenthümlicher, kleiner Webestuhl auf, an dem sich gerade ein buntes Band in Arbeit befand. Der Häuptling war eben abwesend und mußte erst gerufen werden. Dieser Umstand gab uns Gelegenheit die Umgebung des Wohnhauses etwas näher zu besichtigen. In unmittelbarer Nähe desselben stand eine große Anzahl von Brotfruchtbäumen (Dongdong), deren Früchte bekanntlich die Hauptnahrung der Eingeborenen ausmachen und welche letztere auf eine ganz eigenthümliche Art längere Zeit aufzubewahren verstehen.

Die Brotfrüchte werden, sobald sie reif sind, der äußeren Schale entledigt und in kleine Stücke geschnitten. Hierauf graben die Eingeborenen Gruben bis zu einer Tiefe von drei Fuß in die Erde und füttern diese wohl mit Bananenblätter aus, um das Eindringen von Wasser zu verhindern. Nach dieser Vorbereitung werden dieselben bis auf wenige Zoll von der Oberfläche mit den geschnittenen Brotfrüchten angefüllt, mit Bananenblätter zugedeckt und mit Steinen beschwert, um das Ganze gleichsam zu pressen. Dies macht die Gruben luft- und wasserdicht. Nach einer Weile tritt Gährung ein und die Masse wird jungem Käse ähnlich. Die Hauptursache, warum die Eingeborenen die Brotfrüchte aufbewahren, ist, um Hungersnoth zu verhüten, indem im Munde des Volkes die Sage lebt, daß vor undenklicher Zeit einmal ein heftiger Orkan wehte, der alle Brotfruchtbäume mit der Wurzel aus der Erde riß, wodurch ein großer Nahrungsmangel entstand. Die Früchte lassen sich auf diese Weise mehrere Jahre genießbar erhalten, und trotz ihrem sauren Geschmacke und sehr üblen Geruche, wenn sie wieder aus der Erde genommen werden, gelten sie dennoch bei den Eingeborenen als eine sehr angenehme und nahrhafte Speise, wenn sie wohl geknetet, in Baumblättern gehüllt, zwischen heißen Steinen gebacken sind. Außer Brotfrucht besteht die Nahrung der Eingeborenen in Kokosnüssen, Zuckerrohr, Yamswurzeln, Tauben, Schildkröten, Fischen und Trepang, der schon erwähnten Seegurkenart, welche die Inselbewohner roh essen.

Auch Taro (Caladium esculentum), jenes schöne, knollenwurzelige Gewächs aus der Familie der Aroideen mit seinen breiten, prächtigen Blättern, ferner der wilde Ingwer, so wie die theils zur Nahrung, theils zur Färbung der Körperhaut und der Baststoffe verwendete Gelbwurz (Curcuma longa) und die Kawapflanze (Piper methysticum) waren in der Besitzung des Nannekin zahlreich vertreten.

Gleichwie auf den Südsee-Inseln wird auch auf Puynipet der aus der Kawa gewonnene Saft zu einem berauschenden Getränk benützt, das namentlich bei Festlichkeiten eine wichtige Rolle spielt. Aber die Bereitungsweise ist eine appetitlichere, indem hier die Wurzel nicht wie auf den erwähnten Inseln im Frauenmunde gekaut, sondern auf einem großen Steine zerrieben, befeuchtet und sodann der Saft in kleine Kokosschalen ausgedrückt wird. Die erste Schale Kawa erhält der höchststehende Häuptling, oder, wenn er zugegen ist, der Oberpriester, welcher einige Gebete murmelt, bevor er davon trinkt.

Die aus der Wurzel dieser Pfefferart gewonnene Flüssigkeit hat eine bräunlich-gelbe Farbe, ungefähr wie Kaffee, in den man etwas Milch gegossen hat. Der Kawatrank schmeckt süß und angenehm, erhitzt den Magen und verursacht eine Art von Trunkenheit, die sich jedoch völlig von jener unterscheidet, welche alkoholisirte Getränke zur Folge haben. Dem Kawagenuß ergebene Menschen taumeln weder wie Betrunkene, noch sprechen sie viel und laut, wenn sie berauscht sind. Zwar ergreift sie ein Zittern am ganzen Körper und ihr Gang wird langsam, aber sie bewahren vollkommen das Bewußtsein. Ist die Wirkung des Kawa in ihr letztes Stadium getreten, so fühlen sie eine außerordentliche Schwäche in allen Gelenken; Kopfweh, so wie eine unwiderstehliche Neigung zu schlafen stellen sich ein und vollständige Ruhe wird zur unabweisbaren Nothwendigkeit.

Die Sitte des Kawatrinkens ist über alle Inseln des stillen Oceans verbreitet. Es scheint den Völkern Polynesiens ebenso zum Bedürfniß geworden zu sein, wie das Betelkauen und der Palmwein den Malayen und Hindus, das Opiumrauchen und der Samschú den Chinesen, die Chicha den mexikanischen Volksstämmen und die Coca den südamerikanischen Indianern.

In früherer Zeit besaßen auf einigen Inseln die Häuptlinge einige Wächter, deren Hauptdienst darin bestand, die Umgebung des schlafenden Häuptlings in der vollkommensten Ruhe zu erhalten. Ein Hund, welcher

zu bellen sich unterfing, ein Hahn, der zufällig krähte, wurde sogleich getödtet. Ein zu häufiger oder fortgesetzter Genuß des Kawatrankes soll eine ganz eigenthümliche Hautkrankheit zur Folge haben. Die alten Kawatrinker sehen düster oder trübsinnig aus, ihre Augen sind eingefallen, ihre Zähne stark gelb, ihre Haut ist trocken und schuppig, und der ganze Körper mit Geschwüren bedeckt; aber diejenigen, deren Wunden wieder heilen, zeigen mit Stolz die Narben davon. Je mehr ein Kawatrinker deren besitzt, desto höher steht er bei seinen Genossen im Ansehen. Außer der Betäubung soll der Genuß des Kawatrankes auch höchst erotische Träume hervorbringen.

Nach der Bodenbeschaffenheit Puynipets und den Mittheilungen zu urtheilen, welche uns weiße Ansiedler über das Klima dieser Insel machten, dürften Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, Reiß, Tabak u. s. w. ganz gut auf derselben gedeihen. Zuckerrohr kommt schon jetzt in wildem Zustande vor und dient den Eingeborenen theilweise zur Nahrung, indem sie dessen Saft aussaugen.

Der Chef des Roankiddi-Stammes ist ein schöner junger Mann von hoher Gestalt, kräftigem Körperbau, dunkelbrauner, fast bronzener Hautfarbe und freundlichem, einnehmendem Aeußern. Er war, bis auf die übliche Schürze aus Palmenblättern und einen breiten rothen Gürtel, nackt und trug einen grünen Kranz im schlichten, glänzend schwarzen Kopfhaar und einen langen Stengel frischen Zuckerrohres in der rechten Hand. An Armen und Beinen war er sehr zierlich tättowirt. Von einem rothen türkischen Fez mit einer blauen Quaste, das wir ihm schenkten, verstand er ganz gut Gebrauch zu machen, und die schmucke Kopfbedeckung nahm sich auf seinem Haupte höchst malerisch aus. Als er die friedlichen Absichten unseres Besuches erfahren hatte, bat er uns, in sein Wohnhaus zu treten, was indeß nicht so leicht auszuführen war, als man glauben sollte, indem das Innere desselben nur durch eine der zwei bis drei Fuß hohen parapetartigen Fensteröffnungen zugängig ist. Aber Nannekin zeigte uns den Weg und wir folgten. Er hieß uns hierauf auf europäischen Stühlen niedersetzen und befahl seinem jungen hübschen Weibchen, uns Kokosmilch zu bringen. Es war das erste Mal, daß man uns diesen vortrefflichen Naturtrank in einem geschliffenen Trinkglase der Civilisation credenzte. Wie ganz anders mundet dieser köstliche Saft in der frischen, grünen Nußschale, als im künstlichen Gefäß fremdländischer Cultur! Die Eingeborenen von Puynipet verstehen es nicht, die

jungen Kokosnüsse mit derselben Geschicklichkeit durch einen Hieb zu öffnen, wie die Bewohner der Nikobaren. Hier wird die Frucht abgeschält und mit großer Anstrengung ein Loch in dieselbe gebohrt, aus dem endlich das Wasser herausfließt — ein so weitläufiges, unbeholfenes Vorgehen, wie man es weit eher von einem Europäer, welcher zum ersten Male in seinem Leben eine Kokosnuß öffnet, als von einem Kinde des Tropenwaldes erwarten würde. Nachdem die Königin des Roankiddi-Stammes den fremden Gästen mit ihren zierlich kleinen Händchen das Kokoswasser gereicht hatte, setzte sie sich scherzend und lachend neben den Häuptling auf die Erde nieder und versteckte sich zuweilen mit viel natürlicher Grazie hinter den Rücken ihres jungen Ehemannes, wenn sie ein Lächeln über das Interesse nicht zu unterdrücken vermochte, welches wir an gewissen Gegenständen ihres einfachen



Nannkins Behausung.

Hausrathes zu nehmen schienen. Nichts erregte mehr ihr Erstaunen, als daß uns einzelne Geflechte, Körbe, Fächer u. dgl. dermaßen gefallen konnten, daß wir dieselben im Tausch gegen europäische Industrieartikel erwerben wollten. Auch die junge Königin trug gleich den übrigen weiblichen Eingeborenen nur ein ungefähr 5 Fuß langes Stück gelben Zeuges (likú) um die Lenden gewunden, das bis zu den Knieen reichte und mit dem einen Ende an der Hüfte befestigt war. Ihr schönes schwarzes Kopfhaar schmückte ein Kranz aus gelben Blüthen, und ihr mit Kokosnußöl gesalbter Körper war reich mit dem Pulver der Gelbwurz [1]) bestreut. Füße und Vorderarme waren zierlich tätowirt.

[1]) Von den Eingeborenen kitschi-néang genannt.

Der Anzug oder vielmehr das Röckchen (goál) der männlichen Eingeborenen ist aus den grünen Blättern der Kokospalme verfertigt, welche gebleicht und in schmale Streifen geschlitzt, am oberen Ende mit einer Schnur befestigt und mit zahlreichen rothen Tuchläppchen verziert werden. Ein solches Röckchen reicht gewöhnlich von den Hüften bis auf die Knie und ist ungefähr zwei Fuß lang. Ein Mann muß, um vornehm und elegant gekleidet zu sein, wie es die Mode von Puynipet will, mindestens sechs solcher Blätterröckchen um den Leib tragen. Die Frauen Puynipets färben den weißen Calico mit der Gelbwurz, deren Farbe ihnen besonders zu gefallen scheint. Den Oberkörper bedeckt meist ein buntes, leicht hingeworfenes Halstuch. Ihre schönen schwarzen Kopfhaare zieren sie mit den zarten Blüthen der Kokospalme. An Feiertagen tragen die Frauen rothe Kleider mit weißem Calico eingefaßt. Die zum Christenthume bekehrten Eingeborenen sind jedoch nach europäischer Sitte gekleidet, obwohl auch hier noch manches Kleidungsstück fehlt, um einen Eingeborenen von Puynipet oder seine Ehehälfte salonmäßig zu machen.

Sowohl Männer als Frauen sind gewöhnlich von den Lenden bis zu den Knöcheln und von den Ellbogen bis zu den Handgelenken tättowirt. Diese seltsame Sitte wird an beiden Geschlechtern in einem Alter von zehn bis zwölf Jahren durch alte Weiber vorgenommen, welche ein eigenes Geschäft daraus machen. Den dazu nöthigen bläulichen Färbestoff gewinnen die Eingeborenen aus der nußartigen Frucht der Aleurites triloba, welche sie am Feuer erhitzen und hierauf die dadurch sich bildende harzige Kruste abschaben. Die Operation wird mittelst eines, aus den spitzen Nadeln einer Pinusart oder aus Fischknochen verfertigten Instrumentes ausgeführt, indem dasselbe auf die Haut angesetzt und sodann mit einem Stäbchen darauf geschlagen wird [1]), bis die ganze Zeichnung auf dem Körper vollkommen vollendet ist. Außer der bereits erwähnten Gelbwurz sahen wir nur noch einen rothen Färbestoff in Verwendung, welcher wahrscheinlich von der weit verbreiteten Bixa orellana herrührt und von den Einwohnern zum Anstreichen ihrer Canoes benützt wird.

Viele Eingeborene sind durch einen häßlichen, fischschuppenartigen Hautausschlag (Ichthyosis) entstellt, scheinen aber davon keinerlei Unbehagen

[1]) Die Eingeborenen der Engano-Inseln, westlich von Sumatra, besitzen ganz dieselben Tättowir-Instrumente.

zu fühlen. Einige Reisende wollen diesen Umstand dem übermäßigen Genusse von rohen, ungekochten Fischen zuschreiben. Merkwürdig ist, daß diese Krankheit auf allen Inseln in der Nähe des Aequators vorkommt und vom Capitän Cheyne sogar auf den Pelew-Insel getroffen wurde. Dieser scharfsinnige Beobachter hatte einmal einen Eingeborenen aus Puynipet vier Monate hindurch als Diener, dessen ganzer Körper mit diesem Ausschlage bedeckt war und der angeblich jede Spur davon verlor, nachdem er sich eine Zeit hindurch hauptsächlich von Salzfleisch und Vegetabilien genährt hatte. Außer dieser Hautkrankheit sind die Eingeborenen am häufigsten dem Scorbut und Wechselfieber unterworfen. Dagegen sollen die meisten Säuglinge von einer häßlichen, den „Yaws“ (Framboesia) ähnlichen, aussatzartigen Krankheit befallen werden, welche die Eingeborenen „kentsch“ nennen, und die sich wieder verliert, wenn das Kind das vierte oder fünfte Jahr erreicht. Die durch diese Uebel entstehenden Wunden lassen, wenn sie heilen, auf der Haut Narben zurück, welche mit jenen durch Impfung verursachten leicht verwechselt werden können.

Nannekin, obschon König seines Stammes, schien gleichwohl im Allgemeinen keinen besondern Einfluß auf den Willen des Einzelnen zu besitzen. So z. B. waren wir Augenzeugen, wie derselbe ein paar junge Eingeborene nicht vermögen konnte, einige Fruchtstöcke von Bananen, die wir eingetauscht hatten, bis zum Landungsplatze zu tragen. Dagegen scheint er in Allem, was den Handel mit Fremden betrifft, die ausschlaggebende Stimme zu haben. Ein jeder Eingeborene, der an uns etwas verhandelte, war stets mit dem Werthe einverstanden, den Nannekin für die einzelnen Gegenstände bestimmte.

Geld ist auf Puynipet noch ein wenig bekanntes Verkehrsmittel. Nur die daselbst lebenden Weißen und die Häuptlinge nehmen englische und nordamerikanische Münzen an; aber im Allgemeinen würde einem Eingeborenen für einen blanken Dollar nicht feil sein, was er leicht und gern für ein Stück Kautabak oder ein Taschenmesser hingiebt. Die vortheilhaftesten Tauschartikel im Verkehr mit den Eingeborenen sind buntfarbige Calicotücher, rothe Hemden, Hacken, Messer, Aexte, lange Säbelklingen, Musketen, Munition, Zwieback, alte Kleider und Tabak [1]).

[1]) Capitän Cheyne fügt zu diesen noch folgende vortheilhafte Tauschgegenstände hinzu: Fischangel, Fleischermesser, Meißel, Handsägen, Krummhauen, Hobel, Bohrer, Feilen, eiserne Töpfe, Scheren,

Von letzterem ist der amerikanische Kautabak (der sogenannte Cavendish oder Negro-head) in länglichen Stücken der beliebteste. Die Puynipetaner besitzen weder eine besondere Vorliebe für Cigarren, noch bedienen sie sich der Pfeife, sie kauen blos leidenschaftlich Tabak, während ihnen Betel fremd ist, daher sie auch alle schöne, blendend weiße Zähne haben.

Im Ganzen leben auf der Insel fünf von einander völlig unabhängige Stämme: der Roankiddi-, der Metelenien-, der Nót-, der Tschokóits- und der Awuák-Stamm, welche indeß zusammen kaum viel mehr als 1500 Seelen ausmachen dürften. Der verhältnißmäßig zahlreichste und wichtigste unter ihnen ist der Roankiddi-Stamm.

Jeder König hat, wie man uns erzählte, seinen Minister, dessen Macht fast der des Häuplings gleichkommt. Dem Minister im Range zunächst stehen die Adeligen, welche folgende seltsam klingende Titel führen: Talk, Waschy, Nanaby, Noatsch, Schu-schabert, Groen-wani; nach ihnen kommen solche, welche nicht von adeliger Geburt sind, sondern sich diese Titel erst durch tapfere Thaten erwarben und Land zum Geschenke erhalten haben. Beim Ableben des Häuptlings folgt ihm der Adelige, der den Rang eines „Talk" hat in der Regierung, und die andern Adeligen rücken um eine Stufe hinauf. Der Häuptling hat das Recht, bei seinem Tode frei über sein Land zu verfügen. In der Regel hinterläßt er es seinen Söhnen, hat er keine, so erbt es der im Range ihm zunächststehende Häuptling. Zwischen dem Könige und den Häuptlingen bestehen äußerst zarte patriarchalische Sitten. So z. B. werden die ersten reifen Brotfrüchte dem König zum Geschenke dargebracht. So oft ein Häuptling ein neues Schildkröten- oder Fischnetz dem Meere vertraut, wird die Ausbeute während einer gewissen Anzahl von Tagen dem Könige gesandt. Ein anderes Zeichen der Achtung, welches man dem Könige, so wie alle Niederen den Höheren zollen, besteht darin, daß, wenn ein Eingeborener in seinem Canoe einem Höheren begegnet, der erstere sich niedersetzt, bis letzterer vorbei zog, und mit der dem Ausleger entgegengesetzten Seite des

Nadeln, Zwirn, Drill, bunte, hellfärbige Baumwolltücher, Baumwollhosen, Wolldecken, kleine Geschmeide, Glasperlen, Strohhüte, Kisten mit Schlösser und Handhaben, geistige Getränke. Als Tauschäquivalente giebt Capitän Cheyne an:

12 Stück Hühner = 24 Stück Kautabak (Sticks of Negro head) oder 4 Ellen Calico.
100 „ Yamswurzeln = 10 Stück Kautabak.
100 „ Brotfrüchte = 10 „ „
100 „ Kokosnüsse = 10 „ „
1 Fruchtstock Bananen = 2 „ „

Canoes sich nähert, um die Standesperson in das Fahrzeug aufnehmen zu können, für den Fall, als dieselbe dies wünschen sollte.

Die Awuáks und Tschokoits lebten zur Zeit unseres Besuches bereits seit sechs Monaten in Krieg mit einander, und es ist bezeichnend für den Muth und die Kühnheit beider Parteien, daß noch kein Einziger der Kriegführenden auch nur leicht verwundet worden war. Ihre Waffen bestehen hauptsächlich aus Speeren von hartem Holze und 6 Fuß Länge, an deren oberem Ende statt der üblichen eisernen Spitze, Fischknochen, Dornen oder scharfgespitzte Muscheln befestiget sind und die sie mit großer Geschicklichkeit mit der Hand zu werfen verstehen; ferner aus Hacken, langen Messern und alten Musketen, welche sie von Wallfischfängern gegen Yams und Schildpatt eintauschen. Es sollen dermalen an 1500 Stück Musketen auf der ganzen Insel vorhanden sein, und jeder Eingeborene mindestens eine, manche Häuptlinge sogar drei Musketen mit reichlicher Munition besitzen. Seltsamer Weise sind seit der Einführung dieser gefürchteten Waffe die Kriege unter ihnen viel seltener geworden und die tödtliche Wirkung der Feuerwaffe hat nicht wenig zur Förderung der Eintracht und des Friedens zwischen den verschiedenen Stämmen beigetragen. Ihre Krieger werden aus den kräftigsten Männern des Stammes gewählt, sie handeln in der Regel gegen Frauen und Kinder ziemlich rücksichtsvoll, indem sie dieselben fast immer schonen. Wünscht einer der streitenden Theile Frieden zu schließen, so schickt er durch eine neutrale Person einige Kawawurzeln an den König des feindlichen Stammes. Werden diese angenommen, so ist der Krieg als beendet zu betrachten und eine Reihe freundschaftlicher Besuche wird hierauf zwischen den Häuptlingen der beiden Stämme gewechselt, welche gemeiniglich mit Festlichkeiten und Kawa-Gelagen verbunden sind.

Was die Angabe früherer Reisenden betrifft, daß die Insel von zwei völlig verschiedenen Racen, nämlich von einer gelben und einer schwarzen bewohnt werde, haben wir nichts gesehen oder erfahren, wodurch diese Vermuthung bestätiget würde. Vielmehr scheint der Unterschied der Eingeborenen in Hautfarbe und Form der Haare ausschließlich nur durch die vielfachen Kreuzungen verursacht zu sein, welche daselbst vorkommen, und die in früheren Zeiten noch weit häufiger stattgefunden haben müssen. Die dermalige Bevölkerung der Insel besteht aus Weißen, Negern und gelblich-braunen Urbewohnern, welche, gleichwie sie einen, dem polynesischen

verwandten Dialekt sprechen, auch dem malayo-polynesischen Stamme anzugehören scheinen. Die weißen Ansiedler sind gegenwärtig Engländer und Nordamerikaner; früher waren es Spanier und Portugiesen, welche mit den Eingeborenen Handel trieben. Negersclaven und freie Schwarze haben sich gleichfalls zu verschiedenen Zeiten auf der Insel aufgehalten oder gar daselbst völlig niedergelassen. Diese Umstände sind hinreichend, um gewisse auffallende Erscheinungen unter den Eingeborenen, wie braune oder gelbe Hautfarbe mit gekräuseltem, wollichtem Haare und aufgeworfenen Lippen, ohne andere, die äthiopische Race kennzeichnende Merkmale zu erklären. Wir sahen einen Eingeborenen mit röthlichem, wollartigem Kopfhaar, sonst aber völlig der malayischen Race ähnlich und fragten nach dessen Abstammung. Sein Vater, antwortete man uns, war ein Portugiese (d. h. ein portugiesischer Neger), seine Mutter eine Eingeborene.

Die Tochter des bereits erwähnten Schottländers Dr. Cook, aus dessen Ehe mit einer Eingeborenen der Insel hervorgegangen, eine schöne wohlgeformte Mestizin von völlig lichtgelbem Teint, welche uns die imposanten weiblichen Quadronengestalten Neu-Orleans und St. Domingo's lebhaft ins Gedächtniß zurückrief, heiratete einen Vollblutneger aus dem Districte Columbia in den Vereinigten Staaten, wodurch neuerdings eine ganz eigenthümliche Mischung zu Stande kam. Ihre Kinder haben die Gesichtsform der Mutter und das Wollhaar des Vaters.

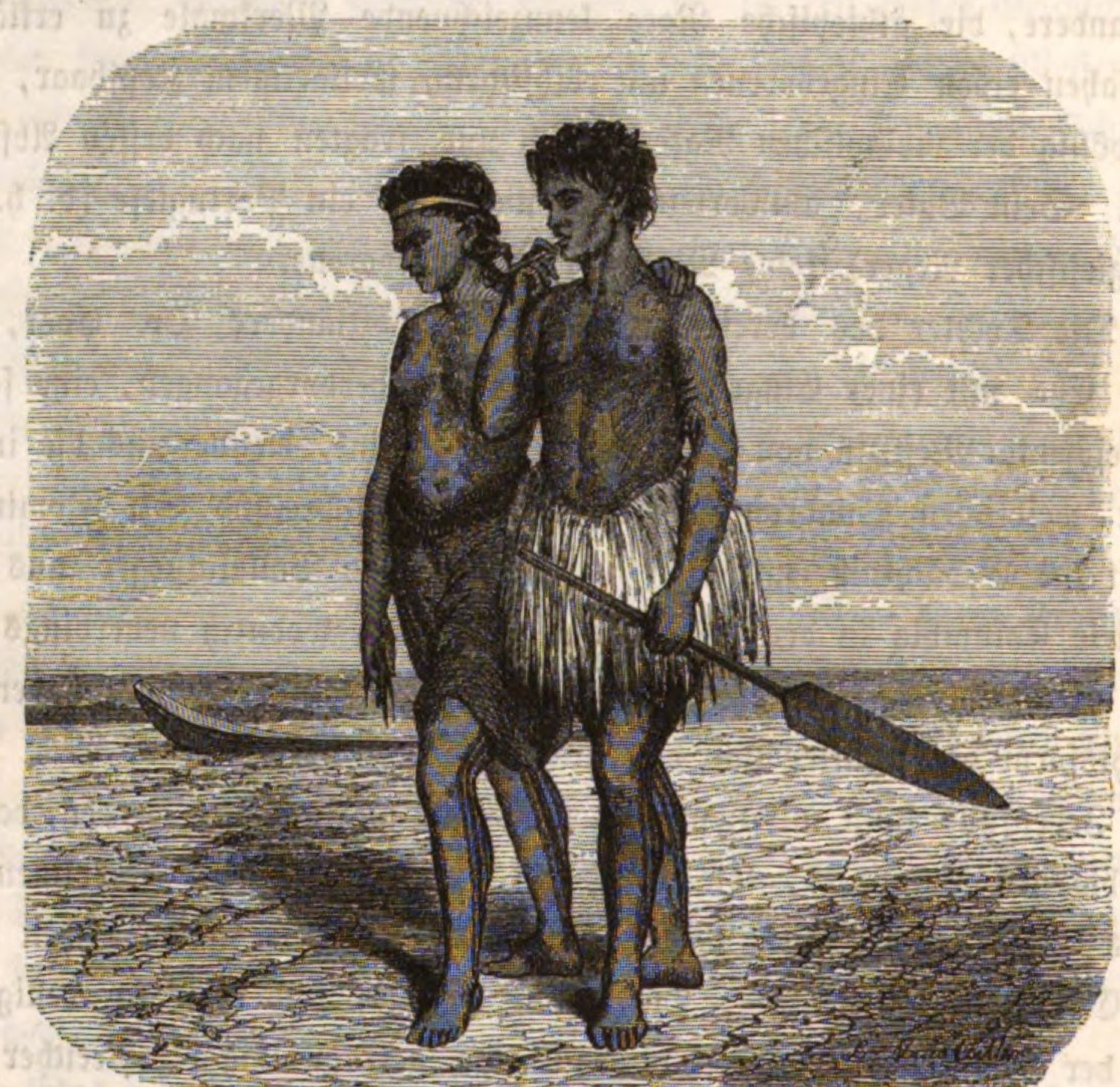
Jedenfalls kann mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß die Eingeborenen Puynipets, wie überhaupt die Bewohner des Karolinen-Archipels, keine „pelagischen Mongolen", kein Zweig der mongolischen Race vom Continente Asiens sind, wie Lesson wähnte, und eben so wenig der Race der Papuas angehören; das wollartige, gekrauste Haar zahlreicher Eingeborener dürfte hauptsächlich von dem häufigen intimen Contacte der weiblichen Bevölkerung mit der schwarzen Mannschaft von Walfängern herrühren [1]), von denen jährlich 50—60 die Insel besuchen und oft viele Wochen daselbst bleiben, um sich mit Proviant aller Art zu versehen oder nöthig gewordene Schiffsausbesserungen vorzunehmen.

Puynipet ist seit vielen Jahren der Hauptsammelplatz der Walfänger im Karolinen-Archipel, weil es von allen Inseln am leichtesten zugänglich,

[1]) Ein großer Theil der Mannschaft, namentlich der nordamerikanischen Walfänger, besteht bekanntlich aus Negern.

die besten und sichersten Häfen besitzt und Brennmaterial und gutes Trinkwasser daselbst stets in reichlicher Menge vorhanden sind.

Die Gesichtsfarbe der Eingeborenen Puynipets ist eine helle Kupferfarbe. Die Durchschnittshöhe der Männer beträgt 5 Fuß 8 Zoll. Die Frauen sind viel kleiner als die Männer, mit zarten Zügen und schwächlichen Formen. Die Söhne der Häuptlinge sind meistentheils wohl gebaut und von leichterer Hautfarbe als die Mehrzahl der Eingeborenen, weil sie sich nicht so



Eingeborene der Insel Puynipet.

sehr der Unbill des Wetters aussetzen; sie würden in allen Theilen der Erde für hübsche Männer gelten. Die Nase ist gebogen, der Mund breit, mit starken Lippen und blendend weißen Zähnen. Die Ohrläppchen sind bei beiden Geschlechtern durchbohrt, aber selten künstlich stark vergrößert. Männer und Frauen haben schöne schwarze Haare, welche sie sorgfältig pflegen.

Die Männer tragen weder Schnur- noch Backenbart; sie reißen sich mittelst Muscheln oder zweier Stückchen scharfrändigen Schildpatts die Haare

aus, sobald welche auf den Wangen sichtbar werden. Die Mehrzahl des weiblichen Geschlechtes ist hübsch; da die Mädchen aber sehr frühzeitig heiraten, so verlieren sie bald ihre jugendliche Schönheit. Ihre Farbe ist weit heller als die der Männer. Die Ursache dieser Erscheinung liegt wohl hauptsächlich in dem Umstande, daß sie eine Art von Ueberwurf aus Calico tragen: ein großes Tuch mit einer Oeffnung in der Mitte, um es über den Kopf ziehen zu können, was ihre Haut vor dem directen Einflusse der Sonne schützt.

Die Eingeborenen sind sehr regelmäßig und pünktlich in ihren Lebensgewohnheiten. Sie stehen bei Tagesanbruch auf, baden sich im Flußwasser, nehmen einige vegetabile Nahrung zu sich, salben ihren Körper mit Kokosnußöl und beschmieren ihn sodann mit dem gelben Färbestoff der Curcuma longa. Hierauf geben sie sich einer allerdings sehr einfachen Beschäftigung hin und setzen diese bis gegen Mittag fort, wo sie wieder nach ihren Hütten zurückkehren, sich neuerdings baden und ein zweites nicht minder frugales Mahl einnehmen. Der Rest des Tages wird in Vergnügungen und gegenseitigen Besuchen verbracht. Gegen Sonnenuntergang halten sie eine dritte Mahlzeit, und da sie weder Fackeln noch andere Erleuchtungsmittel besitzen, so geben sie sich (wenn sie nicht fischen oder beim Mondschein tanzen) in der Regel sehr frühzeitig der nächtlichen Ruhe hin.

Viele Achtung und Aufmerksamkeit wird auf der Insel dem weiblichen Geschlechte erwiesen, das zu keinerlei Beschäftigung verhalten ist, welche ihm nicht ordnungsmäßig zukommt. Alle Arbeit außerhalb des Wohnsitzes wird von den Männern besorgt, welche Hütten und Canoes bauen, Yams- und Kawawurzeln pflanzen, fischen, die Naturproducte von den Pflanzungen nach Hause befördern und sogar kochen.

Die Frauen beschäftigen sich außer ihrer Behausung höchstens damit, zu fischen oder die Pflanzungen von Unkraut zu reinigen und verbringen ihre meiste Zeit, indem sie Kopfputze anfertigen, Gürtel weben, Decken aus Palmen- oder Pandanusblättern zusammennähen, zierliche Körbe flechten und Kinder und Haus hüten.

Von jeher nicht gerade Musterbilder der Tugend und Keuschheit, hat die Einführung europäischer Putzsachen und Luxusartikel der mannigfachsten Art noch mehr beigetragen, die Unsittlichkeit unter den weiblichen Eingeborenen der Insel zu vermehren, welchen für alle Gegenstände der europäischen

Cultur die größte Versuchung und die unwiderstehlichste Sucht, sie zu besitzen, innewohnte.

Wünscht ein Eingeborener eine Frau zu nehmen, so macht er dem Vater des Mädchens, das er zu heiraten beabsichtiget, ein Geschenk; wird dieses nicht zurückgewiesen, so gilt sein Antrag als angenommen. Hierauf geschehen Vorbereitungen zu einem Feste mit Schmaus und Tanz, worauf der Bräutigam seine Braut mit sich in seine Behausung führt. Im Falle ihres Todes muß der Wittwer ihre Schwester ehelichen; eben so ist beim Tode des Mannes dessen Bruder gesetzlich genöthigt, die Wittwe, beziehungsweise Schwägerin zur Frau zu nehmen, selbst wenn derselbe schon verheiratet ist. Einem Manne steht unter gewissen Bedingungen frei, seine Frau zu verlassen und eine andere zu nehmen; einer Frau dagegen ist nicht dasselbe Recht gestattet, außer wenn sie von höherem Rang ist. Die Häuptlinge haben gewöhnlich mehrere Frauen, wie überhaupt Polygamie, ähnlich wie bei den Mormonen, nur durch die Mittel, die Frauen ernähren zu können, beschränkt ist. Die weiblichen Eingeborenen der Insel sind ungemein schwatz- und tratschhafter Natur, sie vermögen nicht einmal ihre eigenen Geheimnisse zu bewahren, und selbst ein Verbrechen soll oft fast im Momente, wo es begangen wurde, auch schon allgemein bekannt sein.

Die Leichenfeierlichkeiten scheinen seit dem Verkehr der Eingeborenen mit den Europäern einige Veränderungen erlitten zu haben. In früheren Zeiten wurden ihre Todten in Strohmatten eingehüllt und geraume Zeit in der Hütte aufbewahrt; wahrscheinlich durch den Einfluß der Missionäre haben sie die europäische Sitte angenommen, ihre Verstorbenen an einem besondern Ort zu begraben. Beim Tode eines Häuptlings oder irgend einer hohen Person versammeln sich die weiblichen Angehörigen des Verstorbenen während einer gewissen Zeitdauer und drücken ihren Schmerz durch lautes Seufzen und Weinen bei Tag und durch Tänze bei der Nacht aus. Die Verwandten des Verstorbenen schneiden sich als Zeichen ihrer Trauer die Kopfhaare ab. Alle beweglichen Güter und Habseligkeiten des Todten werden von wem immer weggetragen, der sich zufällig in der Nähe befindet und sich ihrer zuerst bemächtigt, und dieser Gebrauch ist derart allgemein, daß Gegenstände, auf solche Weise erbeutet, vollkommen als gesetzliches Eigenthum betrachtet werden.

Ihre Gebete richten die Puynipetaner gemeiniglich an den Geist eines verstorbenen Häuptlings, indem sie um günstigen Fischfang, reiche Ernte an

Brotfrüchten und Yams und die Ankunft zahlreicher fremder Schiffe mit schönen Tauschartikeln, so wie um eine Fülle angenehmer Dinge zu ihm flehen. Ihre Götzenpriester geben vor, künftige Ereignisse vorhersagen zu können und die Eingeborenen setzen in solche Prophezeiungen das unbegrenzteste Vertrauen. Sie glauben, daß ihre Priester durch den Geist irgend eines angesehenen, verstorbenen Häuptlings inspirirt werden, und daß alles, was dieselben in diesem vermeintlichen Zustande der Inspiration aussagen, ihnen vom Geiste des Todten dictirt wurde. Trifft nun eine dieser Wahrsagungen nicht ein (was oft genug der Fall sein soll), so behaupten die schlauen Götzenpriester, ein anderer mächtiger Geist sei dazwischen getreten und habe die Erfüllung ihrer Prophezeiung gewaltsam zu verhindern gesucht.

Die Religion dieses primitiven Völkchens ist sehr einfach. Sie haben weder Götzenbilder noch Tempel, und obwohl sie an ein Fortleben nach dem Tode glauben, scheinen sie doch keinerlei religiöse Gebräuche und Feste zu begehen. Ihre Vorstellung von einem Zustande nach dem Tode ist äußerst wunderlich.

Der künftige Aufenthalt scheint ihnen ringsum von einer kolossalen Mauer und einem bodenlosen Abgrund umgeben, also eine Art Festung zu sein. Das einzige Thor in diesem Wonneort wird durch ein altes Weib gehütet, dessen Aufgabe es ist, die Schatten der Verstorbenen, welche über den Abgrund zu springen gezwungen sind, in die gähnende Tiefe zu stürzen. Gelingt es dem Schatten die böse Hüterin zu bewältigen und seinen Eingang zu erzwingen, so ist er für immer glücklich, stürzt ihn dagegen das tückische Weibsgespenst in den Abgrund, so sinkt er in eine Kluft endlosen Unglücks und Jammers. —

Die Feste der Eingeborenen gehen in der Regel allen andern, selbst dringenden Beschäftigungen vor. Der König besucht jedes Jahr die einzelnen Dörfer und Ansiedlungen seines Stammes, zu welcher Zeit die größten Festlichkeiten stattfinden, indem die einzelnen Häuptlinge in der Bewirthung desselben mit einander wetteifern. Ungeheuere Quantitäten Brotfrüchte und Yams werden bei diesen, gewöhnlich zwei Tage in jedem Dorfe dauernden Festlichkeiten gekocht und das Kawatrinken wird dann bis zum Exceß getrieben.

Ihre Tänze sind nichts weniger als unanständig und nicht von jenen ausgelassenen Gesten begleitet, wie man sie zuweilen auf anderen Inseln der Südsee bei Volksfesten zu sehen bekommt. Die Tänzer sind meist

unverheiratete Burschen und Mädchen, welche sich in einer langen Reihe gegenüber aufstellen. Während sie mit den Füßen zum Gesange Tact halten, begleiten sie denselben mit graciösen Bewegungen der Arme und des Oberkörpers. Zuweilen werfen sie die Arme nach vorwärts, schnalzen mit den Fingern und schlagen dann klatschend die Hände zusammen. Jede einzelne Bewegung wird mit außerordentlicher Pünktlichkeit ausgeführt und zwar im nämlichen Momente von allen Tänzern. Das einzige musikalische Instrument ist eine kleine, aus Bambusrohr verfertigte Flöte, welcher sie dadurch Töne zu entlocken versuchen, indem sie das eine Ende derselben in das Nasenloch stecken und langsam blasen, während sie mit den Fingern abwechselnd die kleinen Oeffnungen an der Seite berühren.

Ihre Trommel ist ein ausgehöhltes Stück Holz mit Haifischhaut überzogen, in der Form einer Sanduhr. Sie schlagen auf dasselbe mit den Fingern der rechten Hand, während das Instrument auf der linken Seite ruht. Es hat einen ähnlichen Ton wie der Tamtam der Hindu's. Der Trommler sitzt mit über das Kreuz geschlagenen Beinen auf dem Boden und begleitet die Trommelschläge mit eigenthümlichen Gesangsweisen.

Ueber die Baudenkmale im Innern von Puynipet, welche noch niemals von wissenschaftlichen Reisenden besucht und beschrieben worden sind, erfuhren wir, daß sich dieselben auf eine große Anzahl kolossaler, behauener Basaltblöcke im Walde, in der Nähe des Metelenien-Hafens beschränken. Die naive Einbildung der Eingeborenen erblickt in ihnen, aus Mangel an einer natürlichen Erklärung, die steinernen Geistergestalten verstorbener Häuptlinge. Kundige Reisende dagegen sind der Meinung, daß auf der Urwaldstelle, wo gegenwärtig nur Felstrümmer zerstreut umher liegen, einst starke Befestigungen gestanden, welche indeß nicht von einem wilden, sondern von einem civilisirten Volke ausgeführt worden waren, indem der Charakter der Ruinen den überzeugenden Beweis einer höhern Cultur ihrer Erbauer liefert. Einige der Felsblöcke sind 8 bis 10 Fuß lang, sechsseitig und augenscheinlich aus einem fernen Lande hierher gebracht worden, da es außer denselben keine Steine von ähnlicher Beschaffenheit auf der ganzen Insel giebt. Straßen waren an verschiedenen Punkten angelegt und die ganze Ansiedlung scheint eine fortgesetzte Reihe befestigter Häuser gewesen zu sein [1].

[1] Aehnliche Ruinen sollen nach Capitän Cheyne auch in den Wäldern von Ualán im Karolinen-Archipel (Strong Island der Engländer), 5° 21′ 30″ nördl. Br. und 163° 0′ 42″ östl. L. angetroffen werden.

Aber nicht blos in culturhistorischer, auch in geologischer Beziehung besitzen diese Säulen und Blöcke hohes Interesse, indem sich ein Theil derselben gegenwärtig unter Wasser befindet und nur in einem Canoe erreichbar ist, ein Zustand, der unmöglich zur Zeit ihrer Herstellung bestanden haben kann. Was einst Wege waren, sind dermalen Passagen für Canoes, und wenn man die, aus großen Basaltquadern aufgebauten Wälle niederreißen möchte, würde das Wasser in die ummauerten Höfe eindringen. Aus dieser Wahrnehmung wollen neuere Geologen eine Senkung der ganzen Inselgruppe ableiten, und vielleicht ist Puynipet der einzige Punkt der Erde, wo sich die scharfsinnige Theorie Darwin's von der Bildung von Wallriffen und Atollen durch Senkung des Bodens, auf welchem der Korallenpolyp seinen Bau begonnen, auch historisch an verschiedenen, von Menschen aufgeführten Bauwerken nachweisen läßt.

Da selbst die ältesten Eingeborenen über diese Ruinen nicht die geringste Auskunft zu geben vermögen, und Ursprung und Geschichte derselben in völliges Dunkel gehüllt sind, so scheint es nicht unwahrscheinlich, daß diese steinernen Felsblöcke einst das befestigte Asyl von Piraten waren und von spanischen Freibeutern vor ungefähr 200 bis 300 Jahren erbaut wurden. Diese Vermuthung wird noch durch den Umstand bekräftigt, daß vor 12 bis 14 Jahren auf einem der Berge im Innern eine kleine messingene Kanone gefunden wurde, welche das englische Kriegsschiff Larne als Curiosum mitnahm. Zugleich befinden sich auf verschiedenen Punkten der Insel gelichtete Stellen, von denen einige viele Acres Ausdehnung haben. Auf einer solchen Ebene in der Nähe vom Roankiddi-Hafen erblickt gegenwärtig der Reisende einen großen künstlichen Hügel von ungefähr 20 Fuß Breite, 8 Zoll Höhe und $1/4$ Meile in der Länge, welcher augenscheinlich zur Vertheidigung oder deßhalb aufgeworfen worden war, um nach einem ernsten Gefecht als Begräbnißplatz für die Gefallenen zu dienen.

Schenkt man aber dieser Annahme Glauben, so ist die Geschichte der gegenwärtigen Bevölkerung der Insel verhältnißmäßig noch sehr jung und die Sage von einer schwarzen Race, welche im Innern leben soll, nimmt völlig den Charakter der Mythe an.

Während dieser Unterredungen und Aufzeichnungen war es bereits ziemlich spät geworden und wir konnten nicht länger mehr auf der Insel verweilen, wollten wir noch vor Einbruch der Nacht auf die Fregatte

zurückgekehrt sein, welche unterdessen wieder unter Segel gegangen war und in einer Entfernung von ungefähr drei bis vier Meilen von der Insel kreuzte. Was besonders zur Rückkehr drängte, war unser schwankes, kielloses Fahrzeug, das bei einigermaßen bewegter See sich nur schwer durch die andrängenden Wellen Bahn brach. Hätte der Wind, während wir uns auf der Rückfahrt befanden, nur etwas aufgefrischt, so würden wir uns in ernster Verlegenheit befunden haben. Zahlreiche Reiher, weiß, schwarz und scheckig, fischten auf den seichten Riffen, der „Tölpel" flog in ganzen Schwärmen über die Lagune, und hoch oben schwebten die graciösen Fregattenvögel, schnell herabschießend, sobald sie Beute erblickten.

Einer der weißen Ansiedler, welchen wir als Führer auf der Insel benützten, begleitete uns an Bord und erhielt jetzt für seine Mühe Kautabak und Kleider zum Geschenk, worüber er höchlich erfreut schien. Auch an ihm bemerkten wir eine eigenthümliche Schüchternheit, besonders als er die Fregatte selbst betrat. Es schien, als fürchtete er eine rächende Hand. Sein Blick war scheu, sein Gang und seine Bewegungen wurden unsicher, und fast mochte man ihn für einen gefallenen Sünder halten, der in Folge irgend einer bösen That die civilisirte Welt floh und dieses ferne Asyl aufsuchte, wo ihn höchstens noch sein Gewissen verfolgte. Schwerlich aber kann es einen passenderen Ort geben, ein Vergehen zu sühnen, als diese weltabgeschiedene Insel, wo der weiße Ansiedler, einer fremden, ungewohnten Natur ausgesetzt, der Gnade eines wilden Volkes preisgegeben, oft Monate lang jeglichen Trostes und Beistandes der Civilisation entbehrend, einsam und verlassen, genug Ursache findet, über die Größe seiner Schuld nachzudenken und sein Unglück zu beweinen. —

Da der herrschende Westwind das Einlaufen der Fregatte in den Roankiddi-Hafen mindestens gewagt erscheinen ließ, ein Umschlagen desselben aber nicht so bald zu erwarten stand, so wurde die anfängliche Absicht eines mehrtägigen Aufenthaltes auf der Insel völlig aufgegeben und noch in der nämlichen Nacht die Fahrt nach Australien fortgesetzt.

Da bei einem kaum fünfstündigen Aufenthalte unsere persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen über Puynipet und seine Bewohner nur äußerst lückenhaft ausfallen konnten, andrerseits aber die Insel in maritimer wie in commercieller Beziehung in den letzten Jahren außerordentlich an Bedeutung gewonnen hat, so wollen wir im Nachfolgenden noch einige interessante

Daten aus Capitän Cheyne's umfassender Schilderung der Insel zur Ergänzung beifügen.

„Nächst dem Roankiddi-Hafen bietet der im Nordosten gelegene Metelenien-Hafen größeren Schiffen den meisten Schutz. Der beste Ankerplatz in letzterem liegt in 158° 20′ östl. L. Der Hafen wird vom Hauptlande gebildet und hat die Form eines Hufeisens. Starke Nordostwinde mit nebligem Wetter und Regenböen sind hier vom December bis April vorherrschend. Während dieser Monate werden zugleich häufig starke westliche Strömungen beobachtet. Von April bis August dagegen ist der Wind schwach und veränderlich, aber hauptsächlich östlich mit schönem Wetter. Im September, October und November, wo in der Regel heftige Westwinde mit Regenböen vorkommen, sind starke östliche Strömungen bemerkbar. Im Ganzen ist das Klima von Puynipet feucht; fast kein Tag, besonders während der Wintermonate, vergeht ohne Regen. Diese häufigen Regenschauer befördern aber das Wachsthum der Pflanzen und sind zugleich Ursache, daß der Zufluß an frischem Wasser niemals aufhört."

„Puynipet ist im Allgemeinen gebirgig, dicht bewaldet und liefert eine große Menge werthvoller Bauhölzer. Der Boden besteht zum größten Theile aus einem röthlichen und schwarzen Lehm, welcher, wenn gehörig gebaut, jede Art Tropenfrüchte und eßbare Knollengewächse produciren würde."

„Die Eingeborenen leben ausschließlich an der Küste. Außer Ratten giebt es kein einziges eingeborenes vierfüßiges Thier auf der Insel. Der fliegende Fuchs oder Vampyr kommt häufig vor und ist für die Brotfrüchte äußerst zerstörend. Wilde Tauben sind überaus zahlreich, namentlich von December bis April. Schiffe, welche sich einige Zeit auf Puynipet aufhalten, können sich leicht jeden Tag ihren Bedarf davon verschaffen, wenn sie den Bewohnern Flinten oder Musketen und Munition leihen. Die Eingeborenen sind vortreffliche Schützen und bringen binnen wenigen Stunden eine Jagdbeute heim, welche für die Nahrung einer ganzen Schiffsmannschaft ausreicht. Ein Stück Kautabak (der sogenannte negro-head) ist vollkommen genügend, um die Jäger für ihre Mühe zu belohnen, von denen ganze Schaaren täglich ihre Dienste anbieten."

„Die Insel liefert jährlich an 500 Pfund Schildpatt. Diese ganze Quantität wird den Eingeborenen von den angesiedelten Weißen um einen sehr geringen Betrag abgekauft und sodann von letzteren an die Walfänger

mit 500 Procent Nutzen verhandelt. Die weißen Ansiedler nehmen an Zahlungsstatt Schießpulver, Musketen, Tabak und geistige Getränke, welch' letzterer Einfuhrartikel nicht wenig zur Demoralisirung der Eingeborenen beigetragen hat. Schildpatt und Trepang sind dermalen die alleinigen Exportartikel. Indeß könnte ohne große Anstrengung auch Kaffee, Zucker, wilder Ingwer, Pfeilwurz und kostbares Bau- und Schmuckholz gewonnen und ausgeführt werden."

„Die Wallfänger verschaffen sich auf der Insel jährlich an 50 Tonnen (100.000 Pfund) Yams, außerdem ihren ganzen Bedarf an Brotfrüchten, Bananen und Geflügel. Schweine können nur von weißen Ansiedlern erhalten werden, indem die Eingeborenen dieser Zucht niemals große Aufmerksamkeit schenkten, und dieselbe in den letzten Jahren sogar wieder völlig aufgaben, weil sie allzu nachlässig und träge sind, um ihr Anwesen gehörig einzuzäunen und die Schweine sich daher meistentheils im Walde verliefen. Eine Folge davon war, daß sie alle Schweine, deren sie wieder habhaft werden konnten, schlachteten, und seither bei festlichen Anlässen anstatt Schweine, wie sonst, Hunde verzehren."

„Die Eingeborenen sind im Allgemeinen gutmüthig, gefällig und äußerst gastfrei, und namentlich erscheinen ihre zärtliche Liebe zu ihren Kindern und ihre hohe Achtung vor dem Alter als Eigenschaften, welche bei den Bewohnern der meisten andern Südseeinseln nicht gerühmt werden können."

„In der Regel sind sie streng redlich in ihren Transactionen, pünktlich die Waare bezahlend, welche ihnen auf Borg gegeben wird. Aber in Folge des mächtigen Einflusses, welchen die weißen Ansiedler in der neuesten Zeit über die Eingeborenen dadurch gewonnen, daß sie deren Sprache geläufig sprechen, ihre Sitten, Gebräuche und sogar ihre Lebensgewohnheiten angenommen und ihnen aus dem Safte der Kokosnuß ein berauschendes Getränk bereiten gelehrt haben, hat der Charakter der Puynipetaner wesentlich von seiner Naturwüchsigkeit eingebüßt [1]). Sie sind bereits Meister im Lügen, und bald wird — wenn diese Subjecte nicht von der Insel entfernt werden — jede Art von Laster und Unsittlichkeit ihnen zur Gewohnheit geworden sein."

[1]) Man kann sich leicht vorstellen, daß bei dem wenig moralischen Charakter der weißen Ansiedler ihre Beziehungen zu den Missionären nicht gerade die allerbesten sind, und es befremdete uns daher durchaus nicht, als einer der Ansiedler gesprächsweise äußerte: die Missionäre seien zwar ein „godly" aber kein „goodly" people.

„Die Ants-Inseln (auch Frazer's Island genannt) liegen in einer südwestlichen Richtung vom Roankiddi-Hafen und sind von demselben circa 12 Seemeilen entfernt."

„Dieselben bilden eine Gruppe von vier niederen Koralleninseln, bedeckt mit Kokospalmen und Brotfruchtbäumen und verbunden durch ein Korallenriff, das im Innern eine Lagune bildet. Zwischen den beiden größeren Inseln an der Ostseite der Gruppe führt ein Canal nach denselben. Die ganze Gruppe hat von Nordost nach Südost sieben Meilen in der Breite, wird blos vom Mai bis September, zur Zeit des Schildkrötenfanges bewohnt und ist das Besitzthum des Häuptlings des Roankiddi-Stammes. Indeß werden die Inseln zu allen Zeiten des Jahres von den Eingeborenen Puynipets besucht, welche von dort Kokosnüsse und Brotfrüchte holen. Der nordöstlichste Theil der Gruppe liegt 6° 42′ nördl. Br. und 158° 3′ öst. L."

„Nebst den Ants-Inseln ist Pakin (Pakeen) die einzige benachbarte Inselgruppe. Dieselbe befindet sich ungefähr zweiundzwanzig Meilen westlich von Tschoköits, während ihr Mittelpunkt in 7° 10′ nördl. Br. und 157° 43′ öst. L. liegt. Sie besteht aus fünf kleinen Koralleninseln, ringsum mit einem Riff umgeben, das im Innern eine Lagune bildet, welche aber nicht zugänglich ist."

„Die ganze Gruppe ist von Osten nach Westen ungefähr fünf Meilen lang und ist von Norden nach Süden drei Meilen breit. Die einzelnen Inseln sind sehr niedrig, bringen aber eine große Menge Kokosnüsse und Brotfrüchte hervor, während die Lagune reich an köstlichen Fischen ist. Die westlichste Insel wird von einem Häuptling von Puynipet, welcher die ganze Gruppe als sein Eigenthum beansprucht, nebst seiner Familie und Dienern, zusammen von ungefähr 30 Personen bewohnt. Diese kleine Bevölkerung beschäftigt sich hauptsächlich mit der Verfertigung von Matten und Canoesegeln aus Pandanusblättern. Bei schönem Wetter besuchen die Bewohner von Pankin häufig die Insel Puynipet, um daselbst gegen ihre Erzeugnisse Tabak und andere fremde Artikel einzutauschen."

„Die auf den Karten verzeichnete Bottomley's-Gruppe und St. Augustins-Inseln existiren nicht. Pakin und die Ants-Inseln sind die einzigen benachbarten Gruppen westlich von Puynipet."

Unsere Fahrt ging diesmal nur sehr langsam von Statten und die Aequatorialzone mit ihren berüchtigten Windstillen, welche nur mit leichten,

veränderlichen Brisen oder sehr heftigen Böen wechseln, stellte unsere Geduld auf eine harte Probe. Eine unausgesetzt drückende Hitze, gegen die man vergebens Schutz suchte, tropischer Regen, der oft viele Stunden ununterbrochen in Strömen fiel und das Tageslicht durch ein plötzliches Umwölken des Himmels zuweilen beinahe in Finsterniß verwandelte; eine bewegte, „lange" See, welche unser Schiff in eine höchst unangenehme, fortwährende Schwankung versetzte, ohne daß wir dadurch auch nur Eine Meile binnen 24 Stunden vorwärts gekommen wären; das nervenaufregende Klatschen und Schlagen der Segel, welche durch das Rollen und Stampfen der Fregatte bald voll trugen, bald, nach hinten gebläht, an den Masten und Raaen an das Tau- und Takelwerk anschlugen und einen unbeschreiblich widerlichen, peinlichen Lärm verursachten, — das ist das Bild der zeitweiligen Lage eines Reisenden auf einem Segelschiffe in der Aequatorialzone! Wie sehnt man sich da selbst nach einem heftigen Sturme, blos um einmal aus dieser wahrhaft unheimlichen Zone herauszukommen; wie nimmt unter solchen monotonen Verhältnissen selbst eine an und für sich geringfügige Erscheinung gleich den Charakter eines wichtigen Ereignisses an! Der unbedeutendste Vorfall am Bord, der unscheinbarste Gegenstand, welcher in der Luft oder im Wasser sichtbar wird, zieht sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und giebt oft Anlaß zu stundenlanger Debatte. Eines Tages sah man in der Ferne einen dunklen Gegenstand schwimmen; als er der Fregatte näher kam, zeigte es sich, daß es ein beinahe 100 Fuß langer Baumstamm war, und obschon wir denselben höchstens als Brennholz verwenden konnten, so wurde doch ein Boot bemannt und ausgesendet, um darnach zu fahnden. Einige schwarze Albatrosse ließen sich friedlich vom schwimmenden Stamm mit forttragen und überraschten uns durch ihre Erscheinung, so nahe dem Aequator. Nur mit großer Anstrengung gelang es aber das lange, schwere Stück Holz an Bord zu bringen, wo die Zoologen eine hübsche Lese an Schalthieren machten, welche sich an denselben in großer Menge angesetzt hatten, während es den Matrosen Freude und Beschäftigung gewährte, den Holzkoloß in brauchbare Stücke zu zerhacken.

Am 29. September gegen halb sieben Uhr Abends durchschnitten wir zum sechsten Male den Aequator im 161° 57′ öst. L.; aber auch in der südlichen Hemisphäre hatten wir mit Windstillen und ungünstigen Winden zu kämpfen. Tag um Tag verging, ohne daß wir einen erheblichen Weg zurückgelegt

hätten. Als wir uns im 4° 15′ südl. Br. und 160° 24′ östl. L. befanden, brachte der Umstand einige Abwechslung in die Einförmigkeit unseres Lebens, daß wir nach der von uns benützten Curskarte der englischen hydrographischen Anstalt vom Jahre 1856 [1]) ganz nahe bei einigen Korallenriffen, Simpson's Island genannt, vorüber segeln sollten. Allein obwohl wir uns nach den eigenen Beobachtungen, die Strömung mit eingerechnet, am 5. October um vier Uhr Nachmittags an der nordwestlichen Spitze der Inselgruppe befanden, so war doch selbst von den Ober-Bramraaen aus weit und breit keine Insel sichtbar und es tauchte die Vermuthung auf, daß Capitän Simpson, nach dem diese Gruppe benannt wurde, vielleicht jene von Le Maire Island oder Tasman, welche 40 Meilen westlicher und 10 Meilen nördlicher liegen, gesehen und in Folge ungenauer Rechnung eine neue Gruppe entdeckt zu haben wähnte; denn auch am folgenden Tage, wo gegen sechs Uhr Abends bei südöstlichem Curse die Insel in WNW. in einer Entfernung von 8 bis 10 Meilen liegen sollte, konnte weder vom Deck noch selbst vom Topp der Masten aus eine Spur irgend eines Landes wahrgenommen werden und wir erhielten dadurch die Gewißheit, daß sich die Simpson-Gruppe weder an dem, auf der englischen General-Curskarte bezeichneten Orte, noch 10 Meilen davon in westlicher oder östlicher Richtung befinde [2]).

Wenige Tage nach diesem Intermezzo nahm ein Vorfall ganz eigenthümlicher Art die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch und brachte namentlich abergläubische Gemüther in große Aufregung. Es handelte sich um nichts weniger als einen „Spuk". Von Zeit zu Zeit ließ sich nämlich am Bord ein dumpfes, kollerndes Getöse vernehmen, das die Einen über sich, die Andern unter sich, die Einen vorne, die Andern hinten am Schiffe zu hören glaubten. Es war ein Getöse wie rollender Donner oder sich fortbewegende Kanonenkugeln. Man untersuchte das Kugeldepot, fand aber daselbst, wie es schien, alles in der alten Ordnung. Das Geräusch wiederholte sich an den folgenden Tagen, wo es am Himmel so schwarz und düster über uns hing,

[1]) Vom 1. October 1856, auf welcher überdies alle Verbesserungen bis 1857 verzeichnet waren.

[2]) Vergleiche Capitän Cheyne, Sailing directions p. 68: „Capt. Simpson of Sydney reported to me in 1845 that a group of low coral islands covered with Cocoanut-trees and inhabited, had been seen in lat. 4° 52′ S. long. 160° 12′ E. This may probably be the same group seen by Capt. Wellings in 1824, which is laid down in Mr. Arrow Smith's Chart in lat. 4° 29′ S. long. 159° 28′ E." — Ueberraschend bleibt jedenfalls, daß bei der Ungewißheit, welche noch über die eigentliche Lage dieser Riffe herrscht, der Position auf der englischen Admiralitätskarte nicht wenigstens das übliche doubtful (zweifelhaft) beigefügt ist.

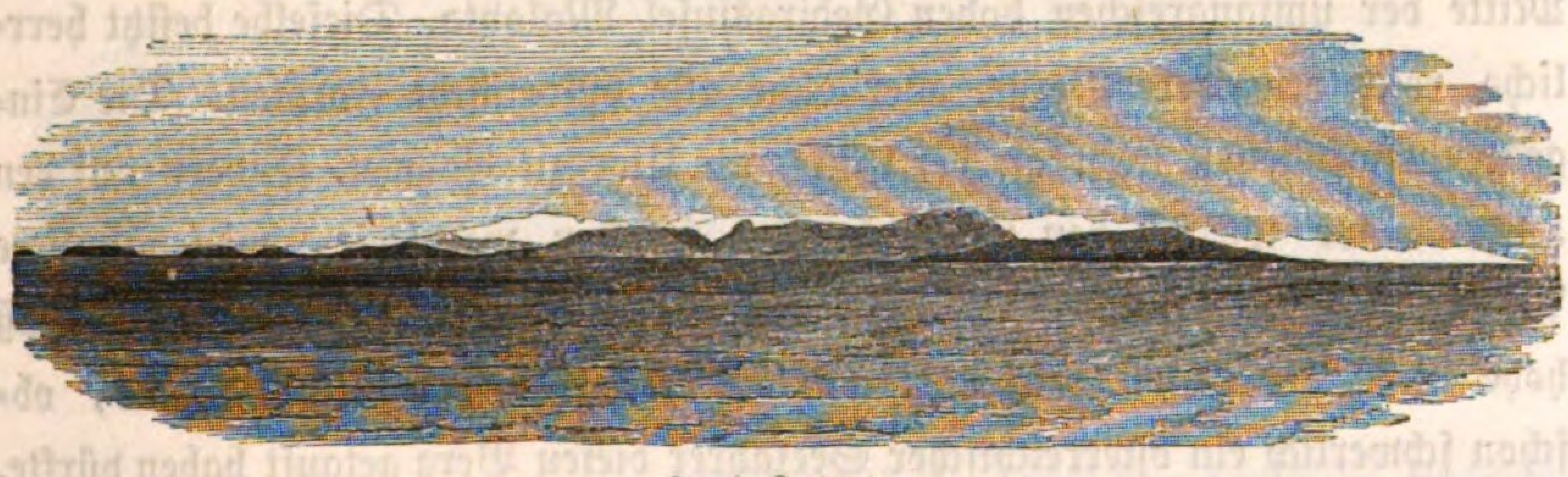
und der Regen so massenhaft herabstürzte, als wollten sich alle Wolken des Luftmeeres gerade über unserem Haupte entladen. Man stellte nun die verschiedensten Hypothesen auf, und erschöpfte sich in Vermuthungen. Einige behaupteten sogar, einer der Vulcane der Salomons-Inseln, in deren Nähe wir uns befanden, sei thätig geworden und verursache diesen unterseeischen Donner; das Matrosenvolk aber ließ sich's nicht nehmen, es seien Geister im Spiel, und die Diener wollten nicht mehr im Steuerraum bleiben, weil es ihrer Meinung nach dort nicht geheuer war. Als aber der Aufbewahrungsort der Kanonenkugeln ein zweites Mal untersucht wurde, da fand man, daß nicht weniger als achtzig schwere, dreißigpfündige eiserne Kanonenkugeln die hölzerne Wand des Depots durchgedrückt hatten, aus diesem in das sogenannte Brotdepot gerollt waren, und auf dem mit Blech ausgefütterten Boden den eigenthümlichen, metallisch klingenden Lärm verursachten. So löste sich denn mit Einem Male auf die natürlichste Weise das düstere Geheimniß, und die Spukgeschichten, welche in den letzten Tagen von Mund zu Mund gegangen waren, verstummten wieder. In ähnlicher Weise würde noch manche Wundererscheinung eine ganz gewöhnliche Gestalt annehmen, wenn man sich nur die Mühe geben möchte ihre natürliche Ursache zu ergründen, anstatt bei allen Dingen, für welche das Verständniß und die Erklärung fehlt, sogleich in einem überirdischen Einfluß die Auskunft zu suchen.

Am 7. October Mittags, in 6° 37′ südl. Br. und 161° 8′ östl. L., waren wir nach unserer Curskarte nur 12 Meilen von den sogenannten Bradley-Riffen entfernt. Allein obschon Matrosen und Cadeten auf die Bramraae gesendet wurden, um von dieser Höhe aus dieselben leichter zu erspähen, so wurde doch nicht das geringste was einem Felsen oder einer Untiefe gleich sah wahrgenommen, und wir segelten ungehindert über den Punkt, auf welchem sich nach der englischen Karte die Bradley-Riffe aus der Meerestiefe erheben sollten. Diese Riffe wurden durch Capitän Hunter im Mai 1791 entdeckt, zwei Tage nachdem er die Stuarts-Insel passirt hatte, und sie sind doppelt gefährlich in einem Klima, wo selten die See so hoch geht, um dieselben durch ihre Brandung leicht bemerkbar zu machen. Nach unseren Beobachtungen, verglichen mit jenen des Capitän Cheyne, dürften die Bradley-Riffe ungefähr in 160° 48′ östl. L. liegen [1]).

[1]) A. Cheyne, Sailing directions from New South Wales to China and Japan. Lond. 1855, p. 68.

Am selben Tage gegen sieben Uhr Abends, als wir ungefähr noch 120 Meilen vom nordwestlichsten Theile der Salomons-Gruppe entfernt waren, erschien plötzlich und ganz unerwartet ein glänzender, großer Komet mit gelbem, hellleuchtendem Kern und ungeheurem 15 bis 20° langem Schweife am westlichen Himmel. Derselbe mochte ungefähr 8 bis 10° am Horizont stehen, als er von uns bemerkt wurde.

Dieses seltene Phänomen bildete durch die vierzehn Tage, während welcher es uns sichtbar blieb, einen höchst willkommenen Gegenstand sorgfältigster astronomischer Beobachtungen. Auf die im Allgemeinen so abergläubischen Matrosen machte diese Himmelserscheinung einen minder gewaltigen Eindruck als wir vermutheten. Nur wenige unter ihnen befürchteten, daß der Weltuntergangstag nahe sei, während sich die meisten im Stillen der freudigen Hoffnung hinzugeben schienen, der Wein werde in diesem Jahre gut gerathen.



Insel Carteret.

Am 8. October kamen wir endlich in Sicht der Salomons-Inseln. Einige Riffe, welche etwas nördlicher, in der Nähe von Ontong Java liegen sollen, suchten wir in den, auf den Karten angegebenen Positionen vergebens. Dagegen lag das hohe, waldige Carteret Island gerade vor uns. Gower Island [1]) wurde nahezu westlich in einer Entfernung von 4 Meilen sichtbar. Diese flache, niedere Insel, deren Position gleichfalls auf der englischen Curskarte nicht ganz recht verzeichnet steht, dürfte ungefähr 8 Meilen lang sein, und selbst mit dem Gipfel ihrer höchsten Kämme kaum mehr als 180 Fuß aus dem Meere hervorragen. Ihre südöstliche und nordwestliche Spitze, an welche eine heftige Brandung schlägt, treten eine halbe Meile weit ins Meer hinaus. Nirgends bemerkten wir Hütten oder Eingeborene.

[1]) Sprich: Gauer Eiland.

Indeß erscheint es höchst wahrscheinlich, daß, wenn die Insel überhaupt bevölkert ist, ihre Bewohner sich an der westlichen Seite angesiedelt haben, welche gegen Wind und Wetter mehr geschützt ist.

Auf den Bergen von Carteret stieg an verschiedenen Punkten Rauch auf, aber die Eingeborenen ließen sich in ihren Booten nicht sehen, obschon die Fregatte am 8. October Nachmittags nur wenige Meilen vom Lande in Windstille lag. Nachdem wir die, durch Korallenriffe eingeengten „Indispensable Straits" bei den vorherrschenden Südostwinden, welche mit Windstillen und Regenböen aus Nordost wechselten, nicht passiren konnten, so wurde beschlossen, die Nordostküste der Inselkette entlang zu segeln, um die freie Fahrstraße zwischen San Cristoval (der südöstlichsten der Salomons-Inseln) und der Nitendi-Gruppe zu erreichen. Wir mußten mühsam gegen Südostwind und eine starke Strömung hinaufkreuzen und gewannen daher täglich kaum 15 Meilen Weg.

Am 13. October gegen Abend befanden wir uns ungefähr in der Mitte der umfangreichen hohen Gebirgsinsel Malayta. Dieselbe besitzt herrliche, reich bewaldete Berge, aber ohne alle vulcanische Formen. Die Eingeborenen schienen nicht an der Küste, am Ufer zu wohnen, sondern auf den Höhen, wo wir an den verschiedensten Stellen waldfreie, wiesenähnliche Plätze und Hütten bemerkten. Seltsamer Weise heißt der höchste, 3900 Fuß hohe Berg der Insel Kolowrat, ein berühmter österreichischer Name, obschon schwerlich ein österreichischer Seefahrer diesen Berg getauft haben dürfte. Auch mehrere Inseln tragen deutsche Namen, wennschon die meisten Bezeichnungen von den Franzosen Bougainville, Surville und Dumont d'Urville herrühren, welchen die seefahrende Welt die ersten Aufnahmen dieser interessanten Gruppe verdankt. In den Nachmittagsstunden drohte eine heftige Böe aus SSO. loszubrechen, wir legten um und steuerten Ost zu Süd, doch kaum befanden wir uns in diesem Curse, so entlud sich eine Böe aus NNO. mit so furchtbarer Gewalt, daß die schon etwas schadhafte Baginraae in Stücke zerbrach und die Schote des Großmarssegels entzwei riß. Es war die heftigste Böe, welche wir auf der ganzen Reise erlebt hatten. Die Baginraae war glücklicher Weise bereits vorsichtshalber unterbunden gewesen und so blieben die beiden Stücke in der Luft hängen. Dadurch wurde großes Unglück verhütet und die Folgen des Unfalls beschränkten sich auf das mühevolle Wegschaffen der schweren, zerbrochenen Raae. Gegen Abend

fiel heftiger Regen bei abnehmendem Winde. Während der darauf folgenden windstillen Nacht trug uns die Strömung so nahe ans Land, daß wir des Morgens nur zwei bis drei Meilen davon entfernt waren. Einige kleine Boote mit Eingeborenen wurden sichtbar, welche sich uns zu nähern versuchten, aber nur einem gelang es, die Fregatte zu erreichen. Die Fahrzeuge waren nicht gewöhnliche Canoes mit Auslegern, sondern gezimmerte, weitbäuchige Boote mit hohem Vorder- und Hintersteven, welche einige Aehnlichkeit mit den auf der Insel Madeira gebrauchten hatten.

Das Fahrzeug, das uns erreichte, führte fünf bräunlich-schwarze, völlig nackte Männer mit dichtem, krausem, perrückenähnlichem Kopfhaar, das durch Eisenocher roth gefärbt zu sein schien. Als besonderen Schmuck trugen einige in den Haaren an der Seite ein gelbrothes, wahrscheinlich aus gefärbten Baststreifen verfertigtes quastenähnliches Büschel. Einer hatte im Ohrläppchen einen Eberzahn stecken, zwei andere trugen in den durchbohrten



Insel Malayta.

Nasenflügeln kleine, aus einer Muschelschale zierlich geschliffene Cylinder, eben so am Oberarme und unter dem Knie Ringe aus demselben Materiale. Als uns das Boot bis auf Schußweite nahe gekommen war, richtete sich einer der Eingeborenen auf und rief uns mit voller, starker Stimme einige unverständliche Worte zu, indem er gleichzeitig mit sehr lebhaften, energischen Geberden nach dem Lande deutete. Er schien uns auffordern zu wollen, die Insel zu besuchen. Den Schluß seiner Worte bildeten eigenthümlich aufjauchzende Töne, wie man sie eher in den steirischen Alpen, als auf den Salomons-Inseln von einem Papua zu hören erwartet hätte! Hierauf erhoben sich auch die andern rudernden Genossen im Boote und streckten mit ihren langen Armen ein Stück Schildpatt in die Höhe, indem sie unzählige Male Mätte-mätte! schrien. Kein einziger unter ihnen sprach auch nur ein Wort Englisch, noch gelang es uns, sich ihnen mit Hilfe

von Vocabularien der benachbarten Inselgruppen verständlich machen zu können. Obschon in nordöstlicher Richtung nur ungefähr sechzig Meilen von den Stewarts-Inseln (Sikayana) und deren Bewohnern entfernt, sprachen sie doch ein völlig verschiedenes Idiom und waren von den letzteren auch in Bezug auf Farbe, Gestalt und Gesichtsbildung gänzlich verschieden. Trotz unseren wiederholten und dringenden Aufforderungen an Bord zu kommen, vermochten sie doch weder die verlockendsten Versprechungen, noch selbst Geschenke von Tüchern, Kautabak, Kleidungsstücken u. s. w. zu bewegen, das Deck der Fregatte zu betreten. Sie schienen noch sehr wenig im Verkehre mit Schiffen gestanden zu haben. Zögernd und scheu näherten sie sich auf unser Zuwinken endlich so weit, daß ihnen ein Tau zugeworfen werden konnte. Die Herzhaftesten unter ihnen setzten den Fuß auf das Fallreep, wagten aber keinen Schritt weiter zu thun. Wenigstens kamen wir dadurch in die Lage, die wilden Erscheinungen etwas näher zu betrachten. Alle hatten ovale Gesichter, breite, flache, lange Nasen. Zwei waren völlig erwachsene Männer, hohe, kräftige Gestalten, während die übrigen kaum vierzehn bis sechzehn Jahre alt schienen. Kein einziger war tätowirt, aber die Beölung des Körpers und der geringe Grad von Reinlichkeit brachte manche bunte Schattirung auf der Haut hervor. Einer der jüngeren Eingeborenen litt an einem schuppenartigen Hautausschlage. Außer den erwähnten Schildpattstücken und dem abenteuerlichen Schmucke, den sie am nackten Leibe trugen, hatten sie nicht das Geringste bei sich, nicht einmal Früchte oder andere Naturproducte. Leeren Flaschen, ins Meer geworfen und von der Fluth fortgetragen, ruderten sie bis auf große Entfernung nach, und einer der Eingeborenen schien an deren Besitz so großen Gefallen zu finden, daß er sich sogar ins Wasser stürzte, um dieselben schwimmend desto sicherer zu ereilen.

Leider blieb unter den herrschenden Umständen unser Verkehr mit den Salomons-Insulanern auf die eben erzählte kleine Episode beschränkt, und als von neuem eine, unserer Fahrt günstige Brise aufsprang, verloren wir die Insel und ihre Bewohner rasch wieder aus dem Gesichte. Aber einstimmig war diesmal das Urtheil der Expeditionsmitglieder (was bei persönlichen Eindrücken nicht immer der Fall zu sein pflegt), daß die Bewohner von Malayta die wildesten, uncivilisirtesten Menschen seien, welche wir während unserer bisherigen Kreuz- und Querzüge um die Erde zu Gesicht bekommen hatten.

Des Nachts wurden vom Bord aus auf den Höhen von Malayta zahlreiche Wachtfeuer bemerkt. Waren sie angefacht zum Schutze schlummernder Waldbewohner gegen die Kühle und Feuchtigkeit der Nacht, oder sollten sie für die ganze Bevölkerung der Insel Alarmzeichen sein, sich zu waffnen gegen die ihr drohende Gefahr? — Bestand unter den Eingebornen von Malayta wirklich die Befürchtung, daß wir in feindlicher Absicht vor der Insel erschienen, so war dieselbe jedenfalls nur von kurzer Dauer, denn der nämliche Wind, welcher uns den Besuch des Port Adam versagte, brachte uns bereits am folgenden Morgen — es war der 16. October 1858 — in Sicht von Sikayana.



Eingeborene von den Salomons-Inseln.




# Die Koralleninsel Sikayana.

## 17. October 1858.

Eingeborene kommen an Bord. — Gute Aussichten auf frische Provisionen. — Ein Begräbniß am Bord. — Nachtscene. — Besuch der Inselgruppe. — Fáole. — Fahrt nach Sikayana. — Erzählungen eines englischen Matrosen. — Grausamkeit von Kauffahrern auf den Südsee-Inseln. — Sage über den Ursprung der Bevölkerung auf Sikayana. — Auch ein König. — Tauschhandel. — Notizen über die Eingeborenen. — Trepang. — Bereitungsweise dieser Seegurkenart für den chinesischen Handel. — Ein Wörterverzeichniß der Sprache der Eingeborenen. — Unter Segel. — Insel Contrarieté. — Stürmisches Wetter. — Ein Leck im Schiff. — Bampton-Riff. — Smoky-Cape. — Ankunft in Port Jackson, dem Hafen von Sidney.

Die geringe Entfernung, in welcher wir uns von dieser, von den Eingeborenen Sikayana, von den Engländern Stewarts-Inseln[1]) genannten Gruppe befanden, so wie die Aussicht, vielleicht frische Provisionen für unsere Mannschaft zu erhalten, unter welcher nach einer 66tägigen Seereise bereits einzelne Fälle von Scorbut auftraten, bestimmten den Chef der Expedition, einen Tag daran zu wenden, um eine Landung daselbst zu versuchen. In den Nachmittagsstunden, als wir ungefähr noch 4 bis 5 Seemeilen von der westlichsten Insel entfernt waren, näherten sich der Fregatte zwei schöne, große Canoes, in denen sich fünfzehn, bis auf einen Lendengürtel gänzlich nackte Menschen befanden. Es waren sämmtlich hohe, stämmige, kräftige Männer von $5^1/_2$ bis 6 Fuß Höhe, von lichtbrauner Hautfarbe, mit

[1]) Sprich: Stuarts-Inseln.

theils länglichen, theils breiten Gesichtern, langen Nasen und der Mehrzahl nach schlichtem Kopfhaar. Mit Ausnahme eines Einzigen, der einen Backenbart trug, waren sie alle bartlos; an den Oberarmen vom Ellenbogen bis zur Achsel zeigten fast Alle Tättowirungen. Sie sprachen ein gebrochenes Englisch und besaßen ebenso englische Namen. Wir sahen niemals unter halb wilden Völkern einen so schön gestalteten, wohlproportionirten, gesundheitsstrotzenden Menschenschlag, als die Bewohner des Korallenriffs von Sikayana. Wahrhaft staunenswerth war ihr freies, ungezwungenes, gewandtes Benehmen. Aber unsere Ueberraschung erreichte den Gipfelpunkt, als einer dieser scheinbar wilden Natursöhne zufällig auf einem der Tische in der Batterie ein Damenbrett aufgeschlagen fand und sogleich einem der Umstehenden eine Partei anbot. Ja derselbe verstand dieses Spiel in so vortrefflicher Weise, daß er von drei Partien zwei gewann. Später erfuhren wir, daß die Eingeborenen von Sikayana das Brettspiel sowohl, als auch ein englisches Kartenspiel (the odd fourth), dem sie mit besonderer Leidenschaft ergeben scheinen, von einem Engländer gelernt haben, der sich vor mehreren Jahren auf dieser Inselgruppe fünf Monate lang aufhielt, um Trepang für den chinesischen Markt zu bereiten, welche Seegurkenart früher in großer Menge daselbst gefunden wurde.

Auf die Frage, ob und welche Art von frischen Provisionen sie zu liefern im Stande seien, erwiederten die Bewohner von Sikayana, daß es auf der Insel Taro, Kokosnüsse, Bananen, Schweine und Hühner gebe und sie dagegen gerne Fischangeln, Kautabak, Calico, Schießpulver, Munition, Zwieback, Spielkarten und Schmuckgegenstände für ihre Frauen im Tausche nehmen würden. Nach Geld trugen sie nicht das geringste Verlangen; der Werth des Goldes schien den meisten sogar noch völlig unbekannt. Das größte Begehren zeigten sie nach Spielkarten und Putzsachen (fuláni).

Wir erfuhren jetzt zugleich, daß sich ein einziger weißer Ansiedler, ein englischer Matrose, auf der Insel befinde. Derselbe bemühte sich in einem kleinen Canoe die Fregatte zu erreichen, konnte uns aber vor Einbruch der Nacht nicht mehr einholen. Als uns die gutmüthigen Leute wieder verließen, versprachen wir ihnen, sie am nächsten Morgen auf der Insel besuchen zu wollen, worüber sie große Freude zu empfinden schienen.

Noch blieb den Novara-Reisenden am selben Abend eine ernste Pflicht zu erfüllen übrig. Ein Matrose, der Nachmittags nach langen Leiden an

den Folgen der Dysenterie gestorben war, sollte aus Sanitätsrücksichten noch am nämlichen Abend feierlich eingesegnet, und in den Ocean versenkt werden. Es war bereits dunkel, als Officiere und Mannschaft sich auf dem Deck versammelten, um dem Scheidenden die letzte Ehre zu erweisen. Der Capellan sprach das übliche Gebet, die Schiffsglocke läutete, das schmale Brett, auf dem, in seine Hängematte eingenäht, der Todte ruhte, wurde ans Fallreep gebracht, dort ein eisernes Gewicht an den Füßen der Leiche befestigt und endlich mit einem Ruck geneigt; der schwere Körper fiel mit einem dumpfen, hohlen Ton hinab ins Meer und eröffnete sich selbst sein Wellengrab!

Wir blickten in die Tiefe und sahen, wie die Myriaden Lichter des gestirnten Himmels in strahlender Pracht wiederglänzten im glatten Meeresspiegel, und die tiefblaue unermeßliche Fluth zu einem zweiten Himmel ward! Nichts in der uns umgebenden Natur ließ die Schauer jenes tragischen Actes ahnen, welchen eben die stille Christengemeinde am Bord der Novara beging. Jegliche Erscheinung um uns her: die hellschimmernden Gestirne, die sanfte Wasserfläche, die liebliche Atmosphäre, trug den Charakter heiteren Wohlbehagens und friedlichen Glückes, und schien uns daran zu mahnen, daß Alles im Weltraume, wie der eben ins Meer versenkte Todte, nur einem ewigen, ehernen Gesetze gehorche! — —

Am Morgen des 17. October segelten drei Boote der Novara mit einigen Officieren und den Naturforschern der Expedition nach der, ungefähr drei bis vier Seemeilen entfernten Insel Sikayana, während die Fregatte inzwischen in der Nähe kreuzte.

Das Stewarts-Atoll (8° 22′ südl. Br. und 162° 58′ östl. L.) ist ein halbmondförmiges Korallenriff von 16 Seemeilen Umfang mit einer tiefen Lagune in seiner Mitte und fünf kleinen, bewaldeten Inseln auf dem Riffe selbst, welche vom Deck eines Schiffes aus in einer Entfernung von ungefähr 12 Meilen sichtbar, sind und zuerst von Capitän Hunter im Mai 1791 entdeckt wurden. Diese Inseln heißen: Sikayana, Fáole, Manbúiloto, Barena und Maduawe, und sind dermaßen reich mit Kokospalmen bewachsen, daß sie wohl eine Bevölkerung von tausend Seelen (mit den Bedürfnissen und Anforderungen des tropischen Menschen) ernähren könnten.

Die zwei größeren Inseln Sikayana und Faole liegen gerade auf den spitzen Ecken des halbmondförmigen Atolls; es bestätigt sich also auch hier wieder die Thatsache, für welche alle genauer bekannten Atolle bereits

Beweise liefern, daß derlei Inseln hauptsächlich an vorspringenden Ecken der Riffe liegen, wo die Brandung von zwei Seiten anstürmt, und daher die Umstände zur Anhäufung von Korallentrümmern und Sand am günstigsten sind. Die Oberfläche des bewohnbaren, trockenen Landes verhält sich zu der des ganzen Riffes wie 1 zu 21. Wie aus der physischen Beschaffenheit der Inseln leicht erklärlich, findet sich auf denselben kein trinkbares Wasser; der Saft der frischen Kokosnuß ist fast das einzige Getränk der Bewohner, darum war auch das Erste, was die Insulaner begehrten, als sie zu uns an Bord kamen, Trinkwasser, weil dies für sie — außer in der nassen Jahreszeit, wo sie das Regenwasser auffangen — eine Seltenheit, wir möchten fast sagen, ein Gegenstand des Luxus ist.

Die östlichste und größte der Inseln Sikayana (Big Island der Engländer) hat ungefähr eine Seemeile Ausdehnung, und liegt im 8° 22′ 24″ südl. Br. und 163° 1′ östl. L. Das Korallenriff, welches diese Insel umgiebt, fällt an allen Punkten steil ab, so daß sich ein Schiff demselben ringsum bis auf Kabellänge ungescheut nähern kann. Geraume Zeit mußten wir längs des Korallenriffes segeln, welches die fünf Inseln umschließt und eine sehr heftige Brandung verursachte, bis wir an der Nordwestseite des Riffes jene Stelle erreichten, wo es allein möglich ist, mit einem Boote über das Atollriff in die, von demselben eingeschlossene ruhige Lagune zu gelangen. Ueberall sonst tobt, auch bei ruhigstem Wetter, eine furchtbare Brandung gegen das Riff, und selbst diese Stelle ist unzugänglich, wenn etwas frische Brise weht. Hier erwarteten uns bereis einige Eingeborene mit ihren Canoes und kamen nun, als sie unser ansichtig wurden, theils in ihren kleinen Fahrzeugen, theils schwimmend auf uns zu, um zu erklären, daß bei der eben herrschenden Ebbe die Einfahrt in die Lagune schwer gelingen dürfte, daß man aber bei Hochwasser, selbst mit größeren Booten als den unsrigen, über die Korallenriffe anstandslos hinwegrudern könne. Es wurde nun beschlossen, zwei Boote außerhalb der Riffe ankern und blos eines für unseren weiteren Gebrauch an einem Tau in die Lagune ziehen zu lassen. Aber auch dies gelang erst, nachdem dasselbe vorher durch die Entfernung aller Gepäcksstücke und die Ausschiffung der Bemannung möglichst leicht gemacht worden war.

Die Passage zwischen den Korallenriffen und der Lagune hat bei Hochwasser circa vier Fuß Tiefe, bei niederem Wasserstand ist sie kaum einen

Fuß tief und drei bis vier Fuß breit, so daß die Riffe an den meisten Stellen herausragen und einem gewandten Equilibristen, wenn schon nicht zum Vortheil seiner Ledersohlen, gestatten, trockenen Fußes bis ins Innere der Lagune zu gelangen. Hat man aber einmal diese schmale, ungefähr 300 Fuß lange Einfahrt glücklich hinter sich, so gelangt man wieder in bequemeres Fahrwasser. Der Anblick des Riffes war überraschend. Korallen von allen Formen, Asträen, Mäandrinen, Madreporen, wuchsen wie Buschwerk auf einer Wiese. Dazwischen schwammen buntfärbige Fische, während prachtvoll indigoblaue Seesterne und Muscheln der seltsamsten Art den Grund bevölkerten.

Das Atoll bietet einige höchst bemerkenswerthe geologische Eigenthümlichkeiten. An seiner Nordwestseite stehen auf dem Riff und mit diesem fest verwachsen zwei merkwürdige, vasenförmige, 8 bis 10 Fuß hohe Felsen. Während ihr Fuß von Seewasser unterspült ist, zeigt deren oberer Theil (ungefähr 20 Fuß im Durchmesser) eine üppige Vegetation, Gebüsche und früchtetragende Kokospalmen, so daß die beiden Felsen in der That wie zwei riesige, am Riff aufgestellte Blumentöpfe aussehen. Sie scheinen die Reste einer Insel zu sein, welche der Ocean, gleichwie er sie einst gebildet, nun zum größten Theil wieder zerstört hat.

Eine andere geologische Eigenthümlichkeit ist das Vorkommen von Bimssteingeröllen. Man findet dieselben von der Größe von Wallnüssen über die ganze innere Fläche der Insel Faole an Stellen, wohin der Wellenschlag selbst bei den heftigsten Stürmen nicht mehr reicht, in so großer Menge verbreitet, während sich keine Spur davon im Sande und Gerölle des jetzigen Strandes findet, daß man das Ereigniß, welches den Bimsstein hieher geführt, als ein längst vergangenes bezeichnen mag, und zwar um so mehr, als das Bimssteingeschütt von augenscheinlichem Einflusse auf den Vegetationscharakter der Insel ist. So weit ihr Boden aus Anhäufungen von Korallen- und Muschelfragmenten besteht, erscheinen fast ausschließlich nur Kokospalmen, während dort, wo die Bimssteine beginnen, auch ein überaus üppiger Hochwald von hochstämmigen Laubbäumen und einer im Vergleich zu ähnlichen Atoll-Inseln an Species überraschend reichen Flora seinen Anfang nimmt. Der englische Naturforscher Jukes, welcher Capitän Blackwood bei dessen Aufnahmen in der Torresstraße begleitete, hat Bimssteingerölle unter genau den nämlichen Umständen —

überall auf Flächen, ungefähr 10 Fuß über der jetzigen Hochwasserlinie, mehr oder weniger entfernt vom Strande, nie im Ufersande selbst — längs der ganzen Ost- und Nordostküste von Australien in einer Ausdehnung von 2000 Meilen Länge beobachtet. Dieses massenhafte Vorkommen von Bimsstein erweckt ein nicht unbedeutendes geologisches Interesse. Es muß ein gewaltiges Naturereigniß, ein mächtiger Vulcanausbruch gewesen sein, welcher diese Bimssteine lieferte und ausbreitete, eine plötzliche Erdbebenwelle von ungewöhnlicher Größe, welche sie an der Küste allenthalben in einer gleichen Höhe über die Hochwasserlinie ablagerte. Seit jenem Phänomen können sich die Niveauverhältnisse der Küsten und Inseln, über welchen die Bimssteine ausgebreitet liegen, kaum merklich verändert haben, wenn man nicht über das ganze Gebiet eine völlig gleichmäßige Hebung oder Senkung annehmen will.

Die ganze Reisegesellschaft war die Korallenriffe entlang bis zu jener Stelle gewandert, wo wir uns wieder einschiffen konnten, um nach der nächsten Insel Fáole zu rudern, welche indeß die Eingeborenen nur zeitweise besuchen, um Kokosnüsse und Pandanusfrüchte zu sammeln. Nachdem aber einer der Zwecke unserer kleinen Expedition die Erwerbung frischer Lebensmittel war, so fuhren einige Mitglieder nach der Hauptansiedlung auf der Insel Sikayana, um daselbst im Austausch gegen mitgebrachte Waaren so viel Provisionen einzuhandeln, als im Fahrzeuge untergebracht und fortgeschafft werden konnten.

Während uns die Eingeborenen in ihren schönen Canoes nach Sikayana das Geleite gaben, hatten wir dem einzigen Weißen, den wir auf der Insel trafen, den bereits erwähnten englischen Matrosen, einen Platz in unserem Fahrzeug angeboten. Derselbe hieß John Davis, war vierzig Jahre alt, aus Greenwich gebürtig und von Capitän Roß, einem sogenannten Sandelholzjäger, welcher mit der Barke New-Forest im April 1858 diese Inselgruppe besuchte, angeblich unfreiwillig zurückgelassen worden. Er erzählte, zuletzt mit Capitän Roß auf einer der Tonga-Inseln gewesen zu sein, wo der Capitän zwei Matrosen ans Land schickte, um Sandelholz zu schlagen. Diese geriethen aber mit den Eingeborenen, welche sich ihr Eigenthum nicht rauben lassen wollten, in Streit und wurden von denselben getödtet. Hierauf begab sich der Capitän selbst mit einigen bewaffneten Leuten nach der Insel; sie griffen die wehrlosen Eingeborenen an, erschossen fünf von ihnen und segelten

dann wieder weiter. Davis war dem Capitän zur Last geworden, weil ersterer in Folge angestrengter Arbeit am Wechselfieber erkrankte, und nicht arbeiten konnte, daher suchte sich dieser des nutzlos gewordenen Matrosen zu entledigen, indem er ihn auf der nächsten Insel, die er in Sicht bekam, gewaltsam aussetzte. Welch eine schauderhafte Lage! Krank, hülflos, auf einer vom Weltverkehr abgeschiedenen Insel, wo nur sehr selten Schiffe anlegen, mitten unter einem wilden Volke, der Sprache unkundig, zurückgelassen zu werden! Ja man wäre fast geneigt, die Möglichkeit eines solchen Verfahrens in Zweifel zu ziehen, fände nicht dasselbe durch viele ähnliche Vorgänge eine traurige Bestätigung. Ganz besonders berüchtigt sind in dieser Beziehung in den Gewässern der Südsee die sogenannten „Sandelwooder“ oder Sandelholzer, d. h. die Mannschaft von Kauffahrern, welche die verschiedenen Inseln der Südsee ausschließlich zu dem Zwecke besuchen, um das kostbare Sandelholz zu gewinnen und bei der Erwerbung desselben häufig von der Ansicht auszugehen scheinen, daß ein Farbiger kein Eigenthum habe und der Weiße über die Naturschätze dieser Inseln nach Belieben verfügen könne!

Commandant Erskine vom englischen Kriegsschiffe „Savanah“ erzählt einen Fall, wo ein englischer Kauffahrer, der mit Sandelholz Handel trieb, mit seiner ganzen Mannschaft einen wilden Volksstamm zur Unterdrückung eines andern benachbarten Tribus unter der Bedingung unterstützte, daß ihm aus Dankbarkeit für die geleistete Hülfe gewisse Punkte bezeichnet würden, wo das mit Gier gesuchte Sandelholz noch in reicher Quantität vorkommt. Ein Gefecht fand statt und eine Anzahl Gefangener wurde an Bord des Kauffahrers geschleppt, wo dieselben, während der Ueberfahrt nach einer sandelholzreichen Insel, von ihren Feinden, Anthropophagen der Fidschi-Inseln, angesichts der europäischen Schiffsmannschaft förmlich geschlachtet und gegessen wurden!!

Davis, den die Eingeborenen kurzweg „the white man“ nannten, konnte nicht genug die herzliche Behandlungsweise und Theilnahme rühmen, welche er von den Bewohnern von Sikayana während seines Aufenthaltes erfuhr. Seit April hatte kein Schiff mehr auf der Insel angelegt, oder war auch nur in Sicht gekommen. Derselbe bat um die Gunst einer Passage nach Sidney, welche demselben auch unter der Bedingung bewilligt wurde, daß er vorher allen etwaigen Verpflichtungen gegen die Eingeborenen nachkomme und von dieser Seite aus seiner Entfernung kein Hinderniß im Wege

stehe. Bei unserer Ankunft in Sidney erfuhren wir, daß Capitän Roß, welcher Davis auf Sikayana zurückgelassen hatte, wegen Mord in Anklagestand gesetzt worden war; derselbe hatte nämlich Lynch-Justiz geübt und einen Eingeborenen von Neu-Caledonien am Mast seines Schiffes aufhängen lassen. Roß wurde zwar später von den Richtern in Sidney freigesprochen, aber das Strafurtheil der öffentlichen Meinung blieb aufrecht.

Nach einer Fahrt von anderthalb Stunden erreichten wir endlich die Insel Sikayana, nachdem wir noch früher drei Canoes begegnet hatten, von denen das eine mit 12 Ruderern bemannt war, die nun mit unserem Boote eine Art Regatta eröffneten. Diese, kaum anderthalb Fuß breiten Canoes gleiten ungemein schnell durch die Wellen, aber trotz ihrer Ausleger sind sie nicht geeignet, größere Quantitäten von Lebensmitteln zu transportiren. Wir konnten diesmal mit unserem Boote bequem landen und zogen dasselbe sodann ans sandige Ufer.

Die ganze Welt dieser Insulaner, alles trockene und bewohnbare Land des Korallenriffes, dürfte etwa $1/3$ Quadrat-Meile betragen; kein Fluß, kein Berg, kein Hügel zieren die Insel, deren höchster Punkt gerade nur so hoch ist, als Wellen und Wind Sand und Trümmer aufzuhäufen vermögen; ringsum endloses Meer, der ganze Mineralreichthum auf ein einziges Mineral zusammengeschrumpft, kohlensauren Kalk, den Milliarden von Korallenthierchen aus der Salzfluth abscheiden. In außerordentlichen Fällen führt der Ocean noch schwimmende Steine her; Bimssteine, welche den Boden etwas verbessern, oder es kommen zuweilen in dem Wurzelwerk angeschwemmter Baumstämme andere Steine an, auf welchen der Bewohner dieser kleinen Welt Muschelschalen schleifen kann, die ihm als Schneidewerkzeug, als Messer und Axt dienen.

Die Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt hat hier nur 20 bis 30 Repräsentanten, deren Samen das Meer von üppigeren, reicheren Gestaden hergeführt und auf den Korallensand aufgeworfen hat. Noch beschränkter ist die Thierwelt. Einige Seevögel und Insecten bilden die ganze Fauna der Gruppe. Die einzige Fleischnahrung liefert das Meer in Fischen, Krabben und Schalthieren. Man fragt mit Recht, zu welcher Stufe geistiger und sittlicher Entwickelung es die Menschen bringen können, welchen die beschränkte Welt einer einsamen Koralleninsel zum Wohnplatze angewiesen ist! Und doch leben die Stuarts-Insulaner nicht mehr in den ursprünglichsten, einfachsten

Verhältnissen; durch den zeitweiligen Besuch von Schiffen wurde ihnen vieles zugeführt, was ihre Lage wesentlich verbessert. Sie besitzen Schweine, Hühner, Knollengewächse, die vortrefflich auf der Insel fortkommen, und für welche sie wieder andere Dinge eintauschen, die zu ihren Bedürfnissen gehören.

Von der ganzen Inselgruppe ist Sikayana allein beständig bewohnt, und zwar von einer äußerst gastlichen, freundlichen Bevölkerung. Der Ursprung derselben wurde uns verschieden erzählt.

Unter den Eingeborenen bewahrt sich eine dunkle Sage, daß Capitän Cook die ersten Ansiedler auf diese Gruppe versetzt hat. Eine andere Tradition berichtet, daß die ersten Bevölkerer von South Island, 130 Meilen westlich von Stewarts-Island, hieher kamen, und zwar, daß sie mit ihren Weibern von Walfängern ausgesetzt worden waren, welche letztere, nachdem sie den Dienst dieser armen Leute nicht länger mehr bedurften, ihrer auf leichte Weise wieder los werden wollten. Zugleich dürften englische und amerikanische Matrosen, welche zu verschiedenen Zeiten in Folge von Erkrankung, Mangel weiterer Verwendung oder Streitigkeiten mit ihren Capitänen auf dieser Insel von Walfängern zurückgelassen wurden, zu der gegenwärtigen eigenthümlichen Mischung nicht wenig beigetragen haben. Das Verfahren, Eingeborene von den verschiedenen Südsee-Inseln, welche bei englischen und amerikanischen Walfängern Dienst genommen, auf einem beliebigen Eilande zurückzulassen, ist ziemlich gewöhnlich, und eine Erscheinung, welche bei der Untersuchung der ersten Besiedlung gewisser Inseln Oceaniens wohl in Betracht gezogen zu werden verdient.

Als Capitän Cheyne, der sich viele Verdienste um die nähere Kenntniß der westpacifischen Inseln erworben, auf Sikayana im September 1847 verweilte, betrug daselbst die Bevölkerung 171 Seelen, nämlich 48 Männer, 73 Weiber und 50 Kinder, welche ein kleines, an der Lagune gelegenes Dorf auf der östlichen Insel bewohnten. Obschon wir diese einsame Gemeinde elf Jahre später besuchten, so schien ihre Zahl gleichwohl nicht zugenommen zu haben.

Bei dem kräftigen gesunden Aussehen der Eingeborenen dürfte aber die Ursache der Stagnation in der Zunahme der Bevölkerung weniger den Einflüssen des Klimas, als den Verheerungen der von Zeit zu Zeit durch fremde Schiffe eingeschleppten Seuchen zugeschrieben werden. So z. B. sahen wir ein Weib, welches von Blatternarben am ganzen Körper arg entstellt



Hütten der Eingeborenen auf Sikayana.

war und den lebendigen Beweis lieferte, daß die Pockenkrankheit, jene furchtbare Geißel der wilden Völkerstämme, auch auf Sikayana nicht länger mehr unbekannt ist.

Am Landungsplatze trafen wir den König der Inselgruppe, einen hochbetagten Greis mit grauen Haaren und Silberbart. Er saß dicht am Ufer im Grase unter dem Schatten von Kokospalmen, mit der Hand Fliegen erschlagend, die seinen nackten Körper belästigten. Nach einer kurzen Begrüßung lud er uns ein, auf dem grünen weichen Naturteppich neben ihm uns niederzulassen.

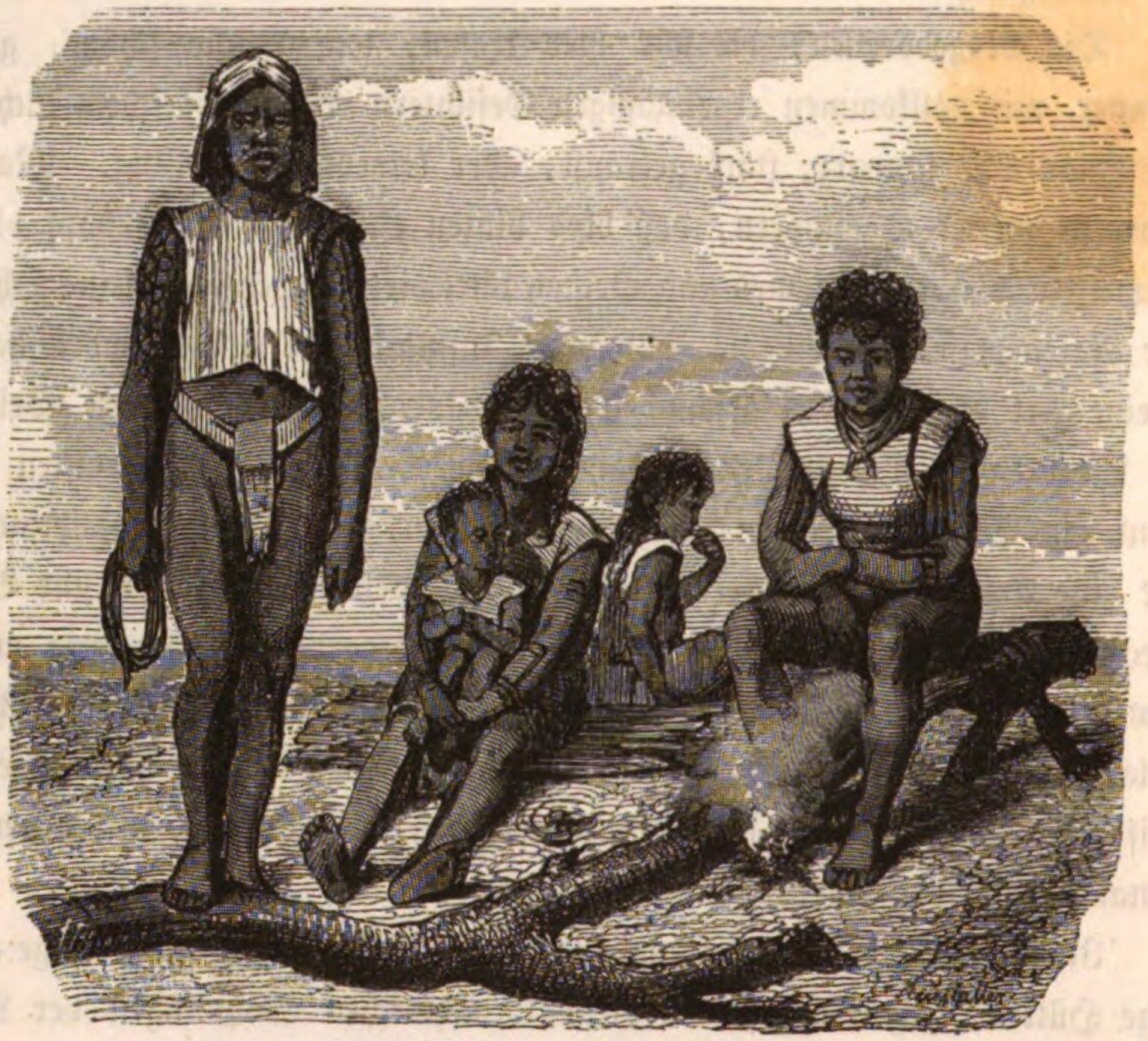
Die Eingeborenen, die wir hier trafen, waren alle schöne, große Männer, mit vollkommen regelmäßigen Gesichtern von europäischem Schnitt. Ihr Haar war schwarz, stark gekraust, aber keineswegs wollicht. Manche hatten es derart abgeschoren, daß blos hinten ein fliegender Schopf blieb; die meisten waren an Armen und Beinen tättowirt, trugen aber keine Ohren- oder Nasenverzierung wie die Salomons-Insulaner. Um die Lenden hatten sie eine Art Schamgürtel gewunden, ein handbreites, von ihren Weibern aus Pflanzenfasern geflochtenes Band. Außerdem trugen die meisten noch irgend ein Stück europäischer Kleidung: Hosen, alte Kappen, hauptsächlich aber eine Art Jacke ohne Aermel aus Calico, welche nur Rücken und Brust bedeckte. Gleich den Nikobarern waren sie außerordentlich neugierig unsere Namen zu hören, und wiederholten dieselben fortwährend, wahrscheinlich um sie leichter in Erinnerung zu behalten. Ihre eigenen Namen hatten sie unzweifelhaft von Matrosen und Schiffscapitänen angenommen, mit denen sie einmal in Verkehr waren.

In der Nähe des Ufers standen, zwischen Palmen zerstreut, einige armselige Hütten, gegen welche die bienenkorbähnlichen Wohnungen der Nikobarer als wahre Paläste erschienen. Dieselben bestanden eigentlich nur aus einem, aus Kokosblättern geflochtenen Dach, welches unmittelbar auf den Sandboden gestellt und vorne und hinten durch ähnliche Matten geschlossen war. Nicht minder ärmlich wie das Aeußere, war das Innere dieser Hütten. Wir sahen keine anderen Einrichtungsstücke, als einige Körbe und hölzerne Behälter, in denen die Insulaner ihre wenigen Habseligkeiten aufbewahrten.

Es wurden nun die Kisten mit den mitgebrachten Tauschwaaren von den Matrosen ans Land geschafft, ein Kreis von Neugierigen zog sich um die Fremdlinge, und der Tauschhandel begann.

Die Eingeborenen hatten Schweine, Hühner, etwas Eier, Taro, Papayas, Kokosnüsse und Bananen zu bieten, wir brachten unsererseits Messer, Hacken, Sägen, Flinten, Fischangeln, Calico, Leinwand, blaues Tuch, Bänder, Zwirn, Nähnadeln, Kautabak, Zwieback, rothe Korallen, Glasperlen, leere Flaschen u. s. w.

Dieser Handel war mehr als ein gewöhnliches Tauschgeschäft, er bot zugleich ein psychologisches Interesse. Nützliche Waaren und Werkzeuge fanden weit geringere Nachfrage als Tand und Schmuckgegenstände; für wenige



Eingeborene von Sikayana.

Schnüre Glasperlen, die keinen andern Werth hatten, als den Hals des Weibes flüchtig zu zieren, oder einem braunen, nackten Töchterlein als Armband zu dienen, waren Lebensmittel feil, welche eine ganze Familie mehrere Tage hindurch wohl genährt hätten.

Die rothe und grüne Farbe fand besonderen Anwerth, so wie feine Glasperlen mehr gesucht wurden, als große und schwere, selbst wenn letztere kostspieliger und schöner waren. Den Frauen schien nicht erlaubt zu sein, am Tauschmarkt sich zu zeigen, und das mußte mancher von ihnen schwer

genug fallen; aber häufig baten die Männer, bevor sie den Handel schlossen, sich mit den ausgewählten Sachen entfernen zu dürfen, indem sie ihren Tauschgegenstand als Pfand zurückließen, offenbar in der zarten Absicht, vorher den Rath und die Einwilligung ihrer Ehehälfte einzuholen. Aus diesem Grunde geschah es auch zuweilen, daß der erst gewählte Artikel gegen einen völlig verschiedenen umgewechselt wurde, oder der Tausch gar nicht zu Stande kam.

Die Frauen, welche wir später in den Hütten sahen, waren alle groß und kräftig gebaut, aber sehr häßlich und schienen meist frühzeitig gealtert. Ihre einzige Kleidung war ein breites Stück buntfarbiger Calico, das sie um die Lenden gewunden trugen. Auf den Unterschenkeln und im Gesichte waren sie tättowirt, in letzterem indeß nur mit einigen Querstrichen.

Die beiden Kisten mit Tauschartikeln, die wir mitgenommen hatten, waren bald zum größten Theil geleert, und nachdem die Matrosen schon Mühe fanden, die eingehandelten Provisionen in unserem kleinen Boote unterzubringen, so wurde beschlossen, den improvisirten Markt abzubrechen und mit unseren Schätzen an frischen Lebensmitteln nach Faole zurückzukehren [1]).

Während dieser Tauschhandel stattfand, bemühten sich einige Expeditionsmitglieder, anthropometrische Messungen anzustellen und zugleich einige Notizen über dieses interessante Völkchen niederzuschreiben.

Die Hauptnahrung der Bewohner von Sikayana besteht in Fischen, Kokosnüssen, Taro und Pandanusfrüchten (dawa); nur zuweilen genießen sie Schweinefleisch oder Hühner. Die Zucht von Schweinen und Hühnern geschieht hauptsächlich für den Verkehr mit fremden Schiffen, um sich dafür verschiedene Erzeugnisse der Civilisation zu verschaffen. Ihre Fischnetze verfertigen sie aus Baumrinde. Einige Webestühle, die sie besitzen, haben sie

[1]) Da es nicht uninteressant sein dürfte, das Werthverhältniß zu kennen, welches (1858) auf Sikayana zwischen europäischen Industrieerzeugnissen und einheimischen Naturproducten bestand, so lassen wir einige der wichtigsten Tauschäquivalente hier folgen:

| | | |
|---|---|---|
| Für | 5 Pfund Kautabak | ein Schwein. |
| „ | 20 Fischangeln von Stahl | do. |
| „ | 5 Schnüre rothe Korallen | do. |
| „ | 5 Schnüre grüne und rothe Glasperlen | do. |
| „ | 5 Packete Nadeln und Zwirn | do. |
| „ | 10 Ellen Calico | do. |
| „ | 5 Fischangeln | 10 Eier. |
| „ | 5 Fischangeln | 2 Hühner. |
| „ | 10 Fischangeln | 30 Stück Taro. |
| „ | 2 Packete Nadeln und Zwirn | do. |
| „ | 1 Packet alter Spielkarten | 4 Hühner. |

von Walfängern erhalten. Der Lendengürtel (schit), das einzige Kleidungsstück, welches sie tragen, ist ebenfalls aus Baumrinde verfertigt.

Stirbt der König, so wählen sie den ältesten unter ihnen zu seinem Nachfolger. Bei ihren Festen singen sie im Chor monotone Weisen und blasen aus Muscheln dazu.

Für ihre Todten malen sie ihr Gesicht mit dem Samen der Bixa orellana roth und tragen eine kapuzenähnliche Kopfbedeckung aus weißem Calico, die bis über die Achsel reicht. Ein Eingeborener, der einen ähnlichen Kopfputz trug, wagte nicht etwas zu verhandeln, noch dem Orte, wo der improvisirte Tauschmarkt stattfand, sich auch nur zu nähern, weil, wie er sagte, kürzlich erst ein Verwandter von ihm gestorben war. Im Allgemeinen erschienen uns die Einwohner von Sikayana als ein noch völlig urwüchsiges, sittliches und ehrliches Völkchen, und es betrübte uns beinahe, daß diesen braven Leuten die Segnungen des Christenthums vorenthalten bleiben sollten. Zu unserer großen Verwunderung erfuhren wir jedoch, daß sich die Eingeborenen der Niederlassung von Missionären irgend eines christlichen Bekenntnisses ernstlich widersetzten, weil, wie sie sagen, „den Missionären sodann all ihr Kai-kai, d. h. ihre Nahrung gehören würde". Es erinnerte mich diese naive Antwort an eine ähnliche Wahrnehmung unter den Quiché-Indianern im Hochlande von Guatemala, in deren Sprache Missionär oder Pfarrer Ki-sol-re-le-ak-úch heißt, was auf deutsch so viel als „Aufesser aller Hühner" bedeutet. Und gleichwie jene moderne communistische Gemeinde in den Vereinigten Staaten, die Mormonen, einzelne Stände von ihrer Gemeinschaft auszuschließen bemüht ist, wie z. B. den Arzt, um sich Krankheiten, und den Advocaten, um sich Processe vom Leibe zu halten, eben so scheinen die Eingeborenen von Sikayana in ihrer Einfalt von dem Irrthume befangen, als sei ein Missionär, jener sittigende Arzt, nur dort erwünscht und wichtig, wo es bereits geistige und sittliche Uebel zu heilen giebt.

Europäische Spirituosen sind den Eingeborenen von Sikayana bisher wenig bekannt geworden. Wir sahen deren weder in irgend einer Hütte auf der Insel, noch hat ein einziger Eingeborener jemals den Wunsch nach einer geistigen Flüssigkeit gegen uns geäußert. Selbst beim Tauschhandel, wo doch alles zur Sprache kam, wonach die Bewohner irgend ein Gelüste trugen, war niemals von geistigen Getränken auch nur mit einem Worte die Rede, während bisher alle wilden und halbwilden Völker, mit denen wir verkehrten,

zuerst nach „Brandy“ fragten, und sogar nicht selten sich in berauschtem Zustande befanden. Daß man auf Sikayana noch keine Neigung zu Spirituosen hat, beweist allein schon den geringen Verkehr der Eingeborenen mit der Civilisation. In früheren Jahren wurde diese Gruppe zuweilen wegen ihres Reichthumes an Trepang[1]) von amerikanischen und englischen Kauffahrern besucht. Seitdem aber im Jahre 1845 ein einziger amerikanischer Capitän 250 chinesische Pikuls[2]) und zwei Jahre später Capitän Cheyne im Laufe von 9 Monaten 265 Pikuls Trepang sammelte, ist die Ausbeute nicht mehr lohnend, und gegenwärtig vergehen zuweilen Jahre, ehe ein Schiff auf Sikayana anlegt.

Die Zeit, während unser Boot nach der Insel Faole zurücksegelte, benützten wir noch, um ein kleines Wörterverzeichniß der Sprache der Bewohner der Stewarts-Gruppe zu beendigen, was uns auch mit dem letzten Ruderschlage, der unser schwer beladenes Boot nach Faole zurückbrachte, durch die Ausdauer und das Auffassungsvermögen eines Eingeborenen, Namens Károsi, glücklich gelang.

Nach einem kaum vierstündigen Aufenthalte auf der Insel kehrten wir gegen halb fünf Uhr Nachmittags wieder auf die Fregatte zurück und befanden uns bei Sonnenuntergang bereits unter Segel nach Sidney.

Waren die Bewohner der Salomons-Gruppe die wildesten Menschen, mit denen wir auf der ganzen Reise zusammentrafen, so machten dagegen die biederen Bewohner von Sikayana auf uns den Eindruck des sittlichsten und friedlichsten Urvolkes, das wir kennen gelernt, und noch jetzt gehören die flüchtigen aber interessanten Stunden, welche wir unter diesen primitiven Menschen zubrachten, zu den eigenthümlichsten und wohlthuendsten Erinnerungen unserer Erdfahrt.

Ein frischer Wind führte uns in der Nacht auf den 18. October rasch gegen Süden, aber bald traten wieder Böen[3]) und Windstille ein, und wir lagen am 19. und 20. October fünfzehn Seemeilen östlich von der auf

[1]) Ein chinesischer Pikul = 133⅓ Pfund engl., während der holländische Pikul zu 125 holl. Pfunde = $135._{63}$ engl. Pfund) gerechnet wird.

[2]) Von diesen wurmähnlichen Thieren vom Geschlechte der Holothurien (Holothuria edulis), von den Malayen Trepang, von den Chinesen hái-schin, von den Engländern biche de mar (bitsch de mar), von den Franzosen bîche de mer genannt, werden jährlich an 8000 Centner von den verschiedenen Südsee-Inseln nach China ausgeführt und dort, ähnlich wie die Nester der Salan Panschwalbe, als kostbare Leckerbissen theuer bezahlt.

[3]) Die Menge des in diesen Gegenden fallenden Regens grenzt ans Unglaubliche. Während einer Böe aus Nordwest betrug die Regenmenge binnen fünf Stunden beinahe 3 Zoll, während die Höhe der ein ganzes Jahr hindurch fallenden Regenmenge zusammenaddirt, z. B. in Wien nur 16½ Zoll beträgt.

den Karten als Sesarga oder Contrariété bezeichneten Insel [1]) (9° 49′ südl. Br., 162° 13′ östl. L.) im Norden von San Cristoval festgebannt. Wir mochten uns nun selbst überzeugen, daß jene Insel ganz unrichtig mit der, von Pedro de Ortega im Jahre 1567 gesehenen Insel von runder Form, mit einem hohen, beständig Rauch und Dampf ausstoßenden Feuerberg in ihrer Mitte, identificirt wurde. Die Contrariété-Insel präsentirte sich uns, vom Bord der Fregatte aus, als ein mäßiger, höchstens 800 Fuß hoher, waldiger langgestreckter Bergrücken, während einige der 3000 bis 4000 Fuß hohen Gipfel der Insel San Cristoval ganz die Formen vulkanischer Kegelberge zeigten; namentlich war dies bei einem äußerst regelmäßigen Kegel von circa 2000 Fuß Höhe der Fall, welcher sich unmittelbar bei Cap Surville erhebt. Und es hat die Ansicht Burney's die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, daß der 8000 Fuß hohe Lammat-Berg auf Guadalcanar (9° 50′ südl. Br. und 160° 20′ östl. L.) Ortega's Sesarga sei.

Erst am 21. October vermochten wir Cap Surville zu passiren. Es waren nun nach Seemannssprache auch die Salomons-Inseln „gelegt", und wir mochten daher auf einen baldigen Schluß der bis dahin überaus langsamen und ungünstigen Fahrt hoffen. Einen Monat lang hatten wir uns nördlich von den Salomons-Inseln vergeblich nach frischer Brise gesehnt und jetzt blies mit einem Male der Südostpassat so kräftig, daß die Fregatte nur mit verminderten Segeln ihren Curs gegen Süden, scharf am Winde, zu verfolgen im Stande war und sich mühsam durch die hohe See, welche die steife Brise uns entgegenwälzte, hindurch arbeiten mußte. Am 25. und 26. October wuchs der Südost zu wahrer Sturmesstärke an; wir fuhren mit doppelt gereeften Marssegeln und fast schien es, daß sich das Ende der Reise eben so stürmisch gestalten wolle, als ihr Anfang in den chinesischen Gewässern. Die Wände des Schiffskörpers knisterten und krachten, als wollte derselbe in tausend Stücke zerbrechen, und das Pfeifen und Sausen des Windes, das Toben und Brausen der See, das heftige Anschlagen der gewaltigen Wellen an die Bordwand, ließen auch die „Non combattants", wie man die, nicht zur gewöhnlichen Bemannung gehörigen Passagiere am Bord eines Kriegsschiffes zu nennen pflegt, Tag und Nacht zu keiner Ruhe kommen. Um das Unheimliche der Lage zu vermehren, ereignete es sich, daß die Fregatte ungewöhnlich viel Wasser zog, so daß dasselbe vorn im

[1]) Von den Eingeborenen Ulakua genannt.

Raume, in einem verhältnißmäßig zwar kleinen Theile desselben, binnen vier Stunden eine Höhe von fünfzig Zoll erreichte. Man vermuthete, daß während des Teifuns im chinesischen Meere einige Kupferplatten vom Schiffsbeschlag verloren gegangen waren, und das Wasser durch einen Sprung in einer Außenplanke eindrang, konnte aber den eigentlichen lecken Punct trotz der genauesten Untersuchung nicht entdecken. Jedenfalls befand sich derselbe an oder oberhalb der Wasserlinie, indem bei hochgehender See, oder wenn die Fregatte stampfte, mehr Wasser sich sammelte. Wir waren dadurch gezwungen, vom ursprünglichen Curse auf der freien Fahrstraße längs der Westküste von Neu-Caledonien abzufallen, und durch das mit Riffen übersäete Korallenmeer zwischen Neu-Caledonien und „Sandy-Cape" an der Küste von Australien zu steuern, indem auf dieser, allerdings sehr gefährlichen Fahrt wenigstens ruhigere See und günstigerer Wind getroffen werden mochte. Indessen wurden alle, während des Segelns möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um eine Vergrößerung des Leckes zu verhindern, und Segel bereit gehalten, damit im Nothfalle die Fregatte an der muthmaßlich lecken Stelle von außen umgürtet werden könne.

Am 28. October hatten wir das große hufeisenförmige Bampton-Riff in Sicht erwartet. Aber von der Mastspitze aus war nirgends eine Brandung zu entdecken, und nur das ruhige Wasser, in welches wir mit Einem Male kamen, war ein deutlicher Beweis, daß das Riff existire und wir uns im Lee desselben befanden. Die Position ist auf den Karten so verschieden verzeichnet, daß, während wir uns nach der einen Karte gerade auf dem Riffe selbst befinden mußten, nach einer zweiten dasselbe vier, und nach einer dritten vierzehn Seemeilen östlich vor uns lag. Die Angabe der letzteren Karte scheint die richtigste; denn auf vier Meilen hätte man die Brandung vom Maste aus sehen müssen, während dies auf vierzehn Meilen unmöglich war.

Am 30. October hatten wir die Breite von Sandy-Cape passirt und konnten nun im freien Meere gerade auf Sidney, die Hauptstadt der Colonie Neu-Süd-Wales[1]), in Australien lossteuern. Am selben Tage durchschnitten wir auch den südlichen Wendekreis. Die Temperatur der Luft, von den Salomons-Inseln weg in fortwährendem Fallen, betrug jetzt, auf 28° südl. Br., nur mehr 18° C., so daß die Tuchkleider wieder hervorgeholt wurden.

Zehn Monate hatten wir in den Tropen, in den heißesten Meeren der Erde zugebracht und es war uns jetzt, an einem heiteren lieblichen Novembermorgen in der südlichen Hemisphäre zu Muthe, wie an einem herr-

¹) Sprich: W ähls.

lichen Frühlingstage in der Heimat. Am 4. November kam zuerst die australische Küste bei Smoky-Cape in Sicht, ein frischer Ostwind schwellte alle Segel und mit 10 Meilen Fahrt in der Stunde näherten wir uns rasch dem nächsten Reiseziel. Am 5. November gegen zwei Uhr Mittags wurde das wenig erhöhte Land bei Port Jackson sichtbar; wir segelten in der berechneten Zeit gerade auf den Hafen zu, so daß unsere Chronometer eine gute Probe abgelegt hatten. Die Küste ist im Allgemeinen ziemlich niedrig und gleichförmig, doch erkennt man bald die Einfahrt in den Hafen an dem senkrecht abfallenden Nordcap, wo wir auch einen Piloten fanden und an Bord nahmen. Wir hatten auf der ganzen Reise nur ein einziges Schiff gesehen, einen amerikanischen Klipper bei den Mariannen, und waren namentlich überrascht, auch vor Port Jackson nirgends ein Segel zu entdecken. Erst als wir uns schon dicht vor der Einfahrt befanden, bemerkten wir einige Dampfer und kleine Fahrzeuge, die sich unmittelbar an den Küsten hielten. Um sechs Uhr Abends wurden in der Nähe von Garden-Eiland, nach einer 83tägigen Seefahrt, während welcher wir 5930 Seemeilen zurückgelegt hatten, in dem großartigen Port Jackson, im Nordosten der Stadt Sidney die Anker geworfen. Wir waren glücklich im fünften Erdtheil angekommen! —



Canoe mit Auslegern der Eingeborenen von Sikayana.



# XVIII.

# Sydney.

## Aufenthalt vom 5. November bis 7. December 1858.

Die große national-ökonomische Bedeutung der britischen Colonien für das Mutterland. — Staunenswerther Aufschwung Sydney's. — Oeffentliche Bauten. — Expeditionen zur Durchforschung des Innern Australiens. — Wissenschaftliche Thätigkeit in Sydney. — Macleay's Landsitz in Elisabeth-Bai. — Sir Daniel Cooper. — Niketty Dick. — La Peyrouse's Denkmal in Botany-Bai. — Der botanische Garten. — Eisenbahnfahrt nach Campbelltown. — Cambden Park. — Deutsche Emigranten. — Der Weinbau in Australien. — Eine Loge der Odd Fellows in Campbelltown. — Die praktische Seite des maurerischen Bruderbundes. — Appin. — Wulongong. — Mr. Hill. — Die Eingeborenen Australiens. — Kängurubjagd. — Kohlenminen im Keiragebirge. — Ein Waldabenteuer. — Rückkehr nach Sydney. — Der australische Club. — Ausflug am Hunter-River nach Asch-Island. — Goldklumpen. — Deutsche Auswanderung nach Australien. — Sorgfalt der britischen Regierung für ihre emigrirenden Unterthanen. — Die Novara im Trockendock auf Kakadu-Eiland. — Reformen im Gefängnißwesen der Colonie. — Ein Ständchen der Deutschen Sydney's. — Ball am Bord der Fregatte. — Politisches Leben in Sydney. — Ausflug nach der Cookriver-Bai und Long-Bai. — Wiederholter Verkehr mit den Eingeborenen. — Schafwoll-Production. — Versuche Llamas und Alpacas aus Peru und Bolivien einzuführen. — Die Goldfelder der Colonie Neu-Süd-Wales. — Ist Australien der jüngste oder der älteste Erdtheil? — Das System der Deportation als Strafmittel. — Abreise von Sydney. — Barrier-Eiland. — Ankunft im Huraka-Golf auf Neu-Seeland.

Um eine genaue Vorstellung von der Macht und Größe der britischen Nation zu gewinnen und sich die Ursachen jenes beherrschenden Einflusses klar zu machen, welchen dieses Inselvolk auf die Geschichte der Menschheit übt, muß man nicht Großbritannien, sondern dessen Colonien in Amerika, Afrika, Asien und Australien besuchen. Hier finden wir jenes System in glück-

lichster Anwendung, das einer der größten deutschen Nationalökonomen, der edle Friedrich List, deutschen Regierungen empfahl, als er von den ernsten Verlusten sprach, welche das Mutterland alljährlich durch die massenhafte Auswanderung arbeitstüchtiger Deutschen zu erleiden hat, und die Agricultur der heißen Zone zu Gunsten der Manufacturkraft der gemäßigten Zone auszubeuten vorschlug [1]).

England hat es besser als Deutschland verstanden, die Kräfte seiner emigrirenden Söhne sich auch in fremden Welttheilen nutzbringend und dienstbar zu erhalten; es nahm sich der Auswandernden fürsorgend an, dehnte seine Unterstützung und seinen Schutz auch auf deren Adoptivheimat aus, und betrachtete jede neue Niederlassung nur als eine Erweiterung der Grenzen des britischen Reiches, als eine Vermehrung der Abzugsquellen für seine Fabrikate, als einen neuen Stapelplatz für seinen Handel! In allen Theilen der bewohnten Erde wurden auf diese Weise englische Kräfte thätig, die Bedürfnisse des einheimischen Marktes an Naturproducten der mannigfaltigsten Art zu befriedigen und dafür im Austausch englische Manufacte zu beziehen; englische Schiffe wurden die Vermittler des Welthandels und das englische Idiom wurde die Nationalsprache aller Seefahrer.

Australien oder Neu-Holland, wie es von den ersten Befahrern seiner Küsten mit stolzer Hervorhebung ihrer Nationalität benannt wurde [2]), bietet in dieser Beziehung von allen britischen Colonien das belehrungsreichste Beispiel. England hat nicht nur diesen gewaltigen Continent der europäischen Cultur erschlossen, denselben mit hunderttausenden seiner Söhne bevölkert, und sich selbst, so wie allen seefahrenden Völkern einen neuen großartigen Markt eröffnet; es hat hier gewissermaßen auch eine psychologische Frage gelöst: daß es nämlich keineswegs ein dem Menschen innewohnender natürlicher Hang zum Bösen, sondern hauptsächlich die Macht der Verhältnisse ist, welche ihn zum Uebelthäter und Verbrecher stempelt, und daß sogleich die Göttlichkeit seines Ursprunges sich wieder kund giebt, sobald er nur, in eine andere, günstigere Lebenssphäre versetzt, Gelegenheit findet, durch freie, unbehinderte Entwicklung seiner physischen und geistigen Kräfte auf rechtschaffene Weise seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

[1]) Friedrich List. Das Nationalsystem der politischen Oekonomie. Stuttgart, J. G. Cotta. 1840.

[2]) Auf einer alten Karte vom Jahre 1542 erscheint der australische Continent als Neu-Java bezeichnet.

Ursprünglich zu einer Strafcolonie für auf Lebensdauer verurtheilte Verbrecher bestimmt und durch diese bedenklichen Elemente gegründet, ist das herrliche Land dermalen eine der reichsten und wichtigsten Colonien der britischen Krone, und in der Nähe jener Stelle, wo am 28. Jänner 1788 850 Sträflinge landeten, um daselbst dauernd ihren unfreiwilligen Aufenthalt zu nehmen, erhebt sich gegenwärtig, in einer der zahlreichen Einbuchtungen des reizend gelegenen Port Jackson, eine Stadt von solchem Glanze, von solcher Großartigkeit und Pracht, daß man ihr den Beinamen „Königin des Südens", ja sogar, wenngleich mit mehr Voreingenommenheit als Berechtigung, den von Klein-London gegeben hat. Die Bevölkerung der Stadt und Umgebung ist bereits auf 94.000, jene der ganzen Colonie schon auf 360.000 Seelen gestiegen; der Handel hat eine derartige Höhe erreicht, daß seine Vermittlung über 1000 Schiffe mit 18.000 Mann Schiffsvolk beschäftigt, und der Werth der jährlich ausgeführten Producte und importirten Manufacte zusammen mehr als 120 Millionen Gulden beträgt! Die Entdeckung reicher Goldfelder in der benachbarten Colonie Victoria hat allerdings wesentlich zu diesem riesigen Aufschwung beigetragen und die Einwanderung beträchtlich vermehrt, aber die Entwickelung des Landes ist auch in jenen Theilen nicht minder großartig, wo sich die Bevölkerung der sicherern und solideren Beschäftigung des Ackerbaues und der Viehzucht hingiebt. Die Wollproduction Australiens, welche im Jahre 1820 kaum 1000 Centner betrug, hat sich dermalen auf beinahe 50 Millionen Pfunde erhoben, sie wetteifert an Menge und Qualität mit dem gleichen Erzeugnisse des Caplandes und ist ein gefährlicher Concurrent für jene europäischen Länder geworden, deren Wollernte sonst am englischen Markte auf so vortheilhaften Absatz rechnen mochte.

Ein Continent von solch unermeßlichem Naturreichthum, von einem, namentlich in seinem südlichsten Theile durch große Milde und Gleichmäßigkeit ausgezeichneten Klima [1]) und einer im Vergleich zur Oberfläche noch so spärlichen Bevölkerung [2]), mußte auch für die Mitglieder der Novara-Expe-

[1]) Der mittlere Thermometerstand beträgt an der Nordküste 27° C.; im südlichen Australien und Port Macquarie (31° südl. Br.) 20° C.; in Port Jackson (34° südl. Br.) 19° 2′ C.; in Port Phillip an der Südküste (38° südl. Br.) 16° 3′ C.; in Perth an der Westküste (32° südl. Br.) 17 bis 18° C. Der jährliche Regenfall beträgt in Neu-Süd-Wales 45 Zoll.

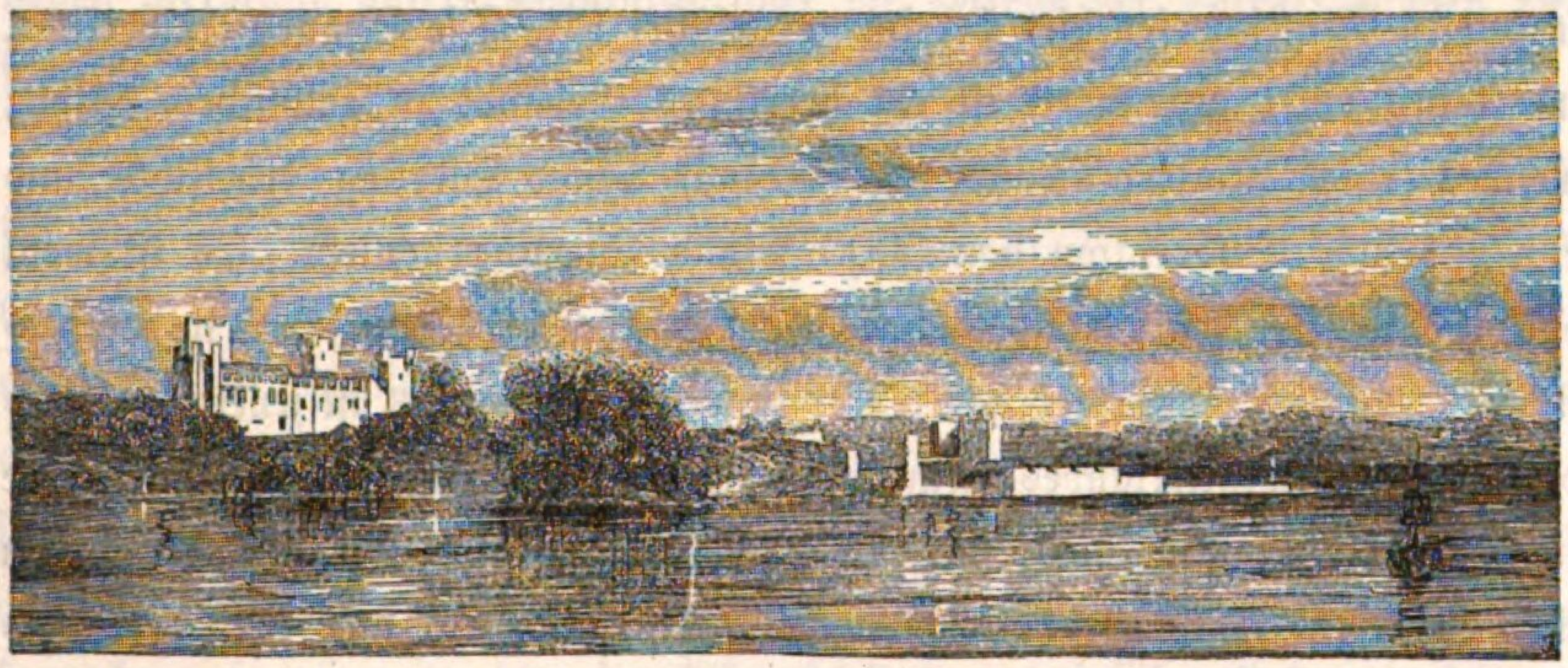
[2]) Der Flächeninhalt des zwischen dem 10. und 45.° südl. Br. und dem 112. und 154.° östl. L. gelegenen beinahe ovalförmigen Continents beträgt ungefähr 138.000 geogr. Quadratmeilen, dessen Küsten-

dition ein Gegenstand eingehenden Studiums werden. Sie haben sich während ihres 32tägigen Aufenthaltes redlich bemüht nicht nur zur Vermehrung der Kenntnisse der wissenschaftlichen Verhältnisse dieses mächtigen Erdtheiles beizutragen, sondern auch die Aussichten näher zu untersuchen, welche derselbe dem deutschen Handel und der deutschen Auswanderung darbietet, und den Einfluß zu prüfen, den das Deportationssystem auf die Entwickelung der Colonie geübt hat. Und es ist eben so bezeichnend für das Ansehen, dessen sich die kaiserliche Expedition bei fremden Nationen erfreute, als ehrenvoll für deren Mitglieder, daß der damalige Generalgouverneur von Neu-Süd-Wales, Sir William Denison (welcher seitdem den weit wichtigeren Posten eines Gouverneurs der Präsidentschaft Madras erhielt und als Konchyliolog auch in wissenschaftlichen Kreisen einen Ruf genießt), die geologische Untersuchung der Provinz Auckland (auf Neu-Seeland) durch den Geologen der Novara anregte und deren Zustandekommen eifrigst fördern half.

Gleichwie durch die Regierungsbehörden und die Bewohner im Allgemeinen, wurden wir in Sydney namentlich von den daselbst ansässigen Deutschen in unseren verschiedenen Bestrebungen auf das Wärmste und Zuvorkommendste unterstützt. Die letzteren schenkten dem Unternehmen eine überaus enthusiastische Theilnahme und es war wahrhaft rührend zu erfahren, wie die Gefühlvollsten unter ihnen schon wochenlang früher das Meeresufer zu ihrem Lieblingsgang wählten, um zu sehen, ob denn das so sehnsüchtig erwartete Kriegsschiff einer deutschen Großmacht noch immer nicht komme! Die deutsche „Australische Zeitung", von einem geborenen Gratzer, Herrn Degotardi, herausgegeben, war in ihrer Nummer vom 6. November 1858 gefüllt mit Anzeigen, welche sich auf die Novara und die ihr zu Ehren zu veranstaltenden Empfangsfeierlichkeiten bezogen. In einem besonderen Artikel wurden die Mitglieder der Novara-Expedition in eben so herzlicher als auszeichnender Weise begrüßt. Alle Mitglieder des Stabes erhielten ein Exemplar dieser Nummer an Bord geschickt, so daß wir von der biederen deutschen Gastfreundschaft, die uns im fünften Erd-

entwickelung beiläufig 1900 deutsche Meilen, so daß auf eine Meile derselben circa 75 Quadratmeilen des Flächeninhaltes kommen oder gerade doppelt so viel als in Europa. Die Gesammtbevölkerung aller von den Engländern in Austral-Asien (einschließlich Tasmanien und Neu-Seeland) gegründeten Colonien dürfte 1,400.000 Seelen erreichen. Binnen zwanzig Jahren hat sich die Bevölkerung Australiens versechsfacht, während der Werth der ausgeführten Naturproducte um das Zwanzigfache gestiegen ist.

theil erwartete, bereits Kunde hatten, noch ehe wir den Fuß auf australische Erde setzten. — Da es aber dringend geboten schien, die Fregatte in Folge der, während des Teifuns erlittenen Beschädigung zur Ausbesserung nach dem Regierungsdock zu bringen, so mußten die beabsichtigten Feierlichkeiten bis auf jenen Moment verschoben bleiben, wo sich die Novara wieder im vollen Glanze zeigen und die beabsichtigten ehrenvollen Huldigungen in würdigem Gewande empfangen mochte. Die ziemlich bedeutenden Reparaturen nahmen gegen drei Wochen in Anspruch, und während die ersten Tage mit officiellen Aufwartungen und Besuchen, so wie mit Besichtigung der Stadt und ihrer nächsten Umgebung vergingen, wurde der größere Theil des Aufenthaltes von den Mitgliedern der wissenschaftlichen Commission zu Ausflügen ins Innere der Colonie benützt.



Wohnsitz des Gouverneurs (Government's House) in Sydney.

Sydney besitzt gegenwärtig mit seinen Vorstädten bereits die Ausdehnung einer großen europäischen Stadt. In „George-Street", der Hauptstraße, kann man sich ohne viel Einbildungskraft nach Oxfort-Street versetzt denken. Noch vor dreißig Jahren stand daselbst blos eine Anzahl Bretterhütten und jetzt erhebt sich eine Reihe schöner steinerner Paläste und eleganter Verkaufsläden. Es giebt keinen Gegenstand des Luxus und Comforts, den man sich hier nicht verschaffen könnte. Das vortreffliche Baumaterial der Gegend, Sandsteinquadern, hat seine volle Verwendung gefunden zum Aufbau von Kirchen, öffentlichen Anstalten und Privatgebäuden. Die Börse, das Parlament, das Gouvernementshaus u. s. w. sind stattliche, in edlem Style ausgeführte Bauten, und wenn der „Hydepark", eine baumlose Wiese

in der Mitte der Stadt, seinen vielversprechenden Namen keineswegs rechtfertigt, so sind dagegen der botanische Garten, die Domäne, Lady Macquarie's Chair u. s. w. so reizende Spaziergänge, als irgend eine Metropole Europa's deren in unmittelbarer Nähe aufzuweisen vermag. Dabei ist Sydney mit Gas- und Wasserwerken so wie mit allem, was zur Erleichterung des Verkehrs in einer großen Stadt gehört, mit Omnibussen, Cabs und Dampfern reichlich versehen.

Die Theater erheben sich allerdings bis jetzt sowohl in Bezug auf den Schauplatz, als auf die Darstellung kaum über die Stufe der Mittelmäßigkeit, aber dafür sind Bildungsanstalten, öffentliche Bibliotheken und Spitäler um so vorzüglicher. Es ist wahrhaft staunenerregend und ladet besonders manchen Bewohner des alten Europa zu ernstem Nachdenken ein, wenn er gewahrt, welch herrliche, imposante und kostspielige Bauten ein verhältnißmäßig noch so junges Gemeinwesen hier bereits ausgeführt hat. Die Sydney-Universität, im Jahre 1851 gegründet, ist ein herrliches Gebäude in gothischem Style, welches einen Kostenaufwand von 50.000 Pfund Sterling erheischte und eine jährliche Subvention von 5000 Pfund Sterling genießt. Es ist wohl das schönste Denkmal, welches europäische Cultur der Wissenschaft in der südlichen Hemisphäre errichtet hat. Der innere Organismus ist jenem der Universitäten des Mutterlandes ziemlich analog. Alle an der Sydney-Hochschule in den verschiedenen Disciplinen erlangten akademischen Grade und Würden sind durch ein königliches Patent vom 27. Februar 1858 mit jenen der anderen Universitäten des britisches Reiches und seiner Colonien vollkommen auf gleiche Stufe, zur gleichen Berechtigung erhoben. Nachdem an der Universität nur Säcularunterricht ertheilt wird, so hat man unmittelbar in der Nähe für die vier Haupt-Religionsgesellschaften der Colonie: die englische Hochkirche, die römisch-katholische Kirche, die schottische Kirche und die Methodisten-Congregation, vier Collegien gegründet, in welchen die Schüler, unbeschadet dem säculären Charakter der Universität [1]) in den verschiedenen Religionsbekenntnissen Unterricht erhalten können. Der Bau dieser vier Annexe soll gleichfalls gegen 40.000 Pfund Sterling kosten. Bei unserem Besuche waren nur 38 Studirende eingeschrieben, deren Unterricht dem Staate allerdings ziemlich

[1]) Das Grundprincip der Universität ist: „Die Vereinigung der studierenden Jugend, ohne Rücksicht auf deren Glaubensbekenntniß, in der Pflege des Wissens". („The association of students without respect of religious creed, in the cultivation of secular knowledge".) Vergl. Sydney University Calendar 1858, p. 15.

hoch zu stehen kommt. Von einer Bibliothek, einem physicalischen Cabinet und einer numismatischen Sammlung waren erst die Anfänge vorhanden.

Außer der Universität giebt es in Sydney eine große Anzahl höherer Bildungsanstalten und öffentlicher Schulen. Namentlich ist für Volksschulen in umfassendster Weise Sorge getragen und es findet sich wohl kaum ein Weiler, wo es der aufkeimenden Generation nicht ermöglicht wäre, sich Kenntnisse im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der Grammatik und Geographie zu verschaffen [1]).

Sowohl auf der seit 1862 vollendeten Sternwarte, als auch in den Hauptorten der Colonie werden meteorologische Beobachtungen mit vorzüglichen Instrumenten angestellt, und bei den so günstigen Naturverhältnissen des australischen Continentes für derlei Untersuchungen dürften die gewonnenen Resultate unsere Kenntnisse über die Gesetze der Luftströmungen wesentlich bereichern.

Ein sehr rühmenswerthes Institut, welches den edlen Zweck, den Sinn für das Schöne zu wecken und naturwissenschaftliche Kenntnisse zu fördern anstrebt, ist das australische Museum. Was das herrliche Land des Interessanten und Nützlichen in allen drei Reichen der Natur bietet, soll hier allmählig in großen, schönen Räumen und eleganten Schränken, wissenschaftlich geordnet, zur freien Besichtigung und Belehrung des Publicums aufgestellt werden. Bereits ist mit einer werthvollen Konchylien- und Vogelsammlung, so wie mit zahlreichen Skeletschädeln und fossilen Resten ein schöner Anfang gemacht. Jedes Museum sollte eine, von den allgemeinen Sammlungen gesonderte Abtheilung der Fauna und Flora des eigenen Landes widmen und diese mit besonderem Eifer zu bereichern und zu vervollständigen trachten. Es würde ein solches System nicht nur dem Bewohner das Studium der Natur seiner Heimat erleichtern, sondern auch dem wissenschaftlichen Reisenden bei seinen Forschungen von erheblichem Nutzen sein. Die Verwaltung des Museums ist in die Hände der angesehensten Gelehrten der Colonie gelegt [2]), und bei der regen Theilnahme, welche diese Männer

[1]) Die fixe Bezahlung der Lehrer in der Volksschule beträgt 840 bis 1440 Gulden ö. W. jährlich.

[2]) Zur Zeit unserer Anwesenheit versah der auch als Künstler ausgezeichnete, durch seine werthvollen ethnographischen Studien über die Kaffern, die Neu-Seeländer und Süd-Australier in weiten Kreisen bekannte Mr. George French Angas die Stelle eines Secretärs des Museums. Leider mußte derselbe seither aus Gesundheitsrücksichten seiner großartigen Thätigkeit in Sydney entsagen.

jener nationalen Anstalt zuwenden, dürfte sich der Kreis der Wirksamkeit derselben schon in nächster Zeit auch auf wissenschaftliche Publicationen ausdehnen, doppelt werthvoll und wichtig in einem Lande, in dem es noch so Vieles zu erforschen und zu untersuchen giebt.

Wenn indeß unsere Kenntniß von Australien und dessen farbigen Urbewohnern noch sehr mangelhaft ist, so darf die Ursache davon wahrlich nicht in einer kalten Gleichgültigkeit seiner Eroberer für das Land und die Geschichte eines rasch von der Erdoberfläche verschwindenden Volksstammes gesucht werden. Sie liegt vielmehr in der physischen Beschaffenheit des Landes und hauptsächlich in dem großen Mangel an perennirenden Quellen. Ja, schwerlich hat die Durchforschung irgend eines Theiles der Erde, mit Ausnahme von Afrika, bereits so zahlreiche Menschenleben gefordert, als die wissenschaftlichen Untersuchungsreisen im fünften Continente. Was menschliche Hingebung, Kühnheit und Ausdauer zu leisten vermögen, das haben Männer wie Leichhardt, Oxley, Kennedy, Eyre, Mitchell, Cunningham, Sturt, Babbage, Warburton, Stuart, Gregory, Selwyn, Mac Donnel u. A. vollbracht. Und es erfüllt den Deutschen mit gerechtem Stolze, daß auch hier ein Stammgenosse es war, welcher an der Spitze wissenschaftlicher Forschung schritt. Leichhardt ist der populärste, verehrteste Gelehrte des fünften Erdtheils. Wiederholt hörten wir ihn den Humboldt Australiens nennen. Seine erste Durchwanderung des Nordens und Nordwestens von Australien bis Port Essington hatte so schöne Resultate geliefert und noch so viel wichtigere in Aussicht gestellt, daß der unermüdliche Forscher, durch das Gelingen seines ersten Unternehmens noch kühner gemacht und durch die großmüthige Zuerkennung eines Preises von 1000 Pfund Sterling von Seite der Colonialregierung desto mehr angeeifert, im Jahre 1848 zum zweiten Male von Sydney aufbrach, um das westliche Australien zu untersuchen und von Moreton-Bai über Land nach der Westküste und Port Essington vorzudringen. Diese Reise war zugleich das Ende seiner irdischen Laufbahn. Jede Spur des vielbetrauerten Reisenden ist seither verschwunden und selbst die glänzend ausgerüstete Expedition, welche die Colonialregierung im März 1858 unter Führung des erfahrungsreichen Mr. Gregory zur Auffindung Leichhardt's aussandte, brachte nach monatlangen höchst mühsamen Wanderungen statt irgend eines positiven Resultates über das Geschick des schwervermißten

Forschers nur die wenig trostreiche Vermuthung zurück, daß Leichhardt und seine Gefährten nicht der meuterischen Hand der Eingeborenen, sondern der Unwirthbarkeit der durchforschten Gegend zum Opfer fielen. Sie verließen wahrscheinlich den Victoriafluß bei seiner Vereinigung mit dem Aliafluß (wo man in vorgefundenen Baumeinschnitten eine Spur von den Reisenden zu entdecken glaubte [1]) und versuchten, begünstigt durch häufige Gewitter und Regengüsse, in das wüste Flachland im Nordwesten einzudringen. Als jedoch später der Regen aufhörte, fehlte es den Reisenden nicht blos an dem nöthigen Wasser zur Fortsetzung ihrer mühevollen Wanderung, sondern es war ihnen gewissermaßen auch die Umkehr unmöglich gemacht, indem die geringe Quantität des angesammelten meteorischen Niederschlages in wenigen Tagen verdunstete und man nicht leicht annehmen kann, daß die so kühnen und forschungseifrigen Wanderer eine rückgängige Bewegung einschlugen, bevor nicht ihr Muth und ihre physische Kraft durch Entbehrungen der furchtbarsten Art erschüttert und gebrochen waren.

Trotz dem tragischen Geschicke der Entdeckungsreisen Leichhardt's und anderer Forscher [2]) werden fortwährend neue Expeditionen nach den noch

[1]) Die Expedition wurde am 21. April 1858 unterm 24° 35′ südl. Br. und 136° 6′ westl. L. eine Esche von 2 Fuß im Durchmesser gewahr, auf deren mächtigem Stamme der Buchstabe L eingeschnitten war. In der Nähe befanden sich alle Anzeichen eines daselbst bestandenen Lagers, und ziemlich allgemein gewann die Vermuthung Raum, daß Leichhardt und seine Gefährten hier campirt und als Erinnerungszeichen diesen Lapidarbuchstaben in den Baum geschnitzt hatten. Einer der ältesten Missionäre Australiens, der ehrwürdige Mr. L. E. Threlkeld, sprach indeß gegen mich die Ansicht aus, daß das berühmte L, welches in jener Zeit zu den seltsamsten Conjuncturen Anlaß gab, weit wahrscheinlicher von einem der jungen Eingeborenen herstamme, welche, während sie lesen und schreiben lernen, häufig Buchstaben in Bäume zu schneiden pflegen. Wir lassen die bezügliche Stelle aus einem Schreiben des Dr. Threlkeld, gegen den wir uns für mehrere werthvolle Beiträge zur Kenntniß der australischen Sprache ganz besonders verpflichtet fühlen, hier folgen: „I send you a spelling-book, that Billy Blue, one of the black boys used to have, when he was learning to read and write. He and others used to go into the bush and cut the letters of the Alphabet on the barks of the trees, and Brown, an aboriginal lad, who went with the unfortunate Leichhardt, used to do the same. *I suspect that he cut the celebrated L in the tree, about which there is so much talk at the present time*“.

[2]) Eine der schaudererregendsten Expeditionen dieser Art war die, vom Geometer E. B. Kennedy im April 1848 zur Durchforschung des Landstriches zwischen Rockingham-Bai und Cap York im Norden Australiens unternommene, über deren tragischen Ausgang einer der Ueberlebenden, der Botaniker Carron, in eben so einfacher als tiefergreifender Weise berichtet. In der ersten Zeit der Reise ging Alles gut und man gab sich den schönsten Hoffnungen hin, wenngleich es zahlreiche Schwierigkeiten zu überwinden gab und die wenigen Urbewohner, denen man begegnete, den Reisenden größtentheils feindlich in den Weg traten. Aber allmählig verminderten sich Provisionen; Krankheit und Schwäche traten ein, während sich die Aussicht, das ersehnte Reiseziel zu erreichen, mit jedem Tage mehr trübte. Je nördlicher man kam, je mehr die heiße Jahreszeit vorschritt, desto häufiger fand man die kleinen Waldbäche versiegt und mußte oft tagelang eines labenden Trunkes entbehren. Die Pferde, welche die Expedition mit sich führte, erlagen allmälig den Strapazen; fast jeden Tag berichtet Carrons Reisetagebuch, wie das eine oder andere Pferd aus Ermattung nicht mehr weiter konnte und daher erschossen wurde, um wenigstens dessen Fleisch als Nahrung für die nächsten zwei Tage dienen zu lassen. Letzteres wurde von den Reisenden in Säcken mitgetragen, welche aus der Haut des getödteten Thieres verfertigt waren. So oft sie Eingeborenen begegneten, nahmen diese eine feindliche Stellung an und warfen Pfeile auf die kleine

unbekannten Theilen Australiens in den verschiedensten Richtungen unternommen, und obschon die größere Zahl der darüber vorhandenen Berichte weit mehr grauenerregende Schilderungen über die ausgestandenen harten Leiden und Entbehrungen, als positive wissenschaftliche Erfolge enthalten [1]), so haben doch einzelne dieser kühnen Entdeckungsreisen, namentlich jene Stuart's und Burke's, in neuester Zeit höchst wichtige Aufschlüsse über das Innere Australiens geliefert und unter dem Drucke, welchen der wirre politische Zustand in den Vereinigten Staaten von Nordamerika auf die Baumwollcultur im Allgemeinen zu üben droht, dürften sich die überaus fruchtbaren Ufer des Murrayflusses, welcher mit verhältnißmäßig geringen Kräften bis weit ins Innere schiffbar zu machen wäre, in nicht sehr ferner Zeit mit Baumwollenpflanzungen bedecken.

Während sich die jüngeren Kräfte mit ganzer Seele diesen gefährlichen, rauhen Wanderungen hingeben, herrscht in der Hauptstadt der Colonie ein nicht minder schätzenswerthes wissenschaftliches Leben, und die ausgezeichneten Bibliotheken und Privatsammlungen des Botanikers William Macleay, des Arztes und Zoologen Dr. Georg Bennett [2]), des Mikroskopisten Dr. Roberts [3]),

Karawane. Einzelne Aboriginer zeigten sich zwar freundlicher und verkehrten sogar mit den Reisenden, aber weniger aus Aufrichtigkeit, als um sie zu täuschen und durch Sorglosigkeit desto sicherer in ihre Gewalt zu bekommen. So erschien einmal eine Anzahl Männer und Weiber, hohe, kräftige, wohlgeformte Gestalten, und brachten etwas Fische, die sie ihres verdorbenen Zustandes wegen selbst nicht essen wollten. Kaum hatten sich ihnen die Reisenden in vertrauensvoller Weise genähert, als zahlreiche Speere durch die Luft pfiffen, und die eben noch scheinbar so gastfreundliche Scene einen völlig kriegerischen Charakter annahm. Doch schienen diese Speerewerfer keine große Gewandtheit zu besitzen; die meisten Male mißglückte der Wurf, während die mit Schrot und Kugel geladenen Doppelflinten der Reisenden niemals ihren Dienst versagten. Aber Einmal gelang doch ein Wurf und tödtete Mr. Kennedy, den Leiter der Expedition. Er war nur mehr wenige Tage vom Cap York, dem Ziele seiner Reise, entfernt gewesen, von wo ihn und seine Begleiter ein Schiff der Regierung nach Sydney zurückführen sollte. Aber auch die Letzteren waren bereits zum größten Theil den fürchterlichen Strapazen der Reise erlegen. Nur 3 von 14 blieben am Leben und waren zu bloßen Skeleten abgemagert. Der Ellbogenhaken Carron's so wie sein rechtes Hüftbein hatten bereits die Haut durchbrochen! Vergl. Narrative of an Expedition undertaken under the direction of the late Mr. Assistant Surveyor E. B. Kennedy for the Exploration of the Country lying between Rockingham Bay and Cape York; by W. Carron, one of the survivors of the Expedition. Sydney 1849.

[1]) Die Regierung beabsichtigte, zur erfolgreicheren Durchforschung der wüsten Landstriche im Innern Australiens Kameele und Dromedare (von letzteren hauptsächlich die unter dem Namen El Heire bekannte Art) aus Aegypten einzuführen, welche mit großer Leichtigkeit 50 bis 80 Meilen des Tages zurückzulegen vermögen, und dabei mehrere Wochen hindurch ohne Nachtheil des Wassers völlig entbehren können.

[2]) Bei einem Besuche, welchen die Naturforscher der Expedition dem Dr. Bennett machten, sahen sie ein junges Pärchen des noch nicht lange entdeckten Morok (Casuarius Bennetti) aus New-Britain, welches für den zoologischen Garten in London als Geschenk bestimmt war. Besonders auffallend an diesem merkwürdigen Thiere erschien die Bildung des Schnabels, welcher beim Männchen ziemlich stark gebogen, beim Weibchen fast gerade war.

[3]) Dr. Alfred Roberts besitzt viele werthvolle Präparate mikroskopischer Thiere, so wie Durchschnitte der Zähne von Giftschlangen, welche er in Betreff des Baues des Giftcanals besonders gründlich untersucht hat. Von den nach ihm benannten Pilzparasiten Sphaeria Robertsii bewahrte der eifrige Forscher

der Geologen W. B. Clarke und Selwyn, so wie deren werthvolle Arbeiten auf den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaft machen einen doppelt wohlthuenden Eindruck in einem so jungen und eigenthümlich organisirten Staate wie Australien, welcher, zuerst Verbrechercolonie, dann Goldgebiet, aller jener friedlichen Bedingungen noch zu entbehren scheint, die in anderen Ländern der Entwicklung einer regen geistigen Thätigkeit voranzugehen pflegen.

Auch in volkswirthschaftlicher, politischer und linguistischer Beziehung ist in Australien bereits viel geleistet worden und die historischen Schriften des Dr. J. D. Lang [1]), so wie die philologischen Arbeiten des leider seither gestorbenen Missionärs Dr. Threlkeld, Männer von hoher Begabung und gleich wohlwollender Bestrebung, wenn schon von völlig verschiedener Weltanschauung, welche wir persönlich kennen zu lernen das Glück genossen, liefern höchst lehrreiche Beiträge zur politischen Geschichte des Landes sowohl, als auch zur gründlichen Kenntniß der Sprache seiner Urbewohner [2]).

Ueber den Ursprung, die Wanderungen und die Geschichte der schwarzen Race Australiens ist dagegen seit dem großen ethnographischen Werke des polnischen Grafen Strzelecki nicht viel Neues veröffentlicht worden, und was die Mitglieder der Novara-Expedition über diesen merkwürdigen Menschenstamm entweder im persönlichen Verkehr erlebt oder durch Mittheilungen

schöne Exemplare, namentlich eines, bei welchem der Schwamm nicht, wie gewöhnlich am Kopfe, sondern am Hinterleibsende entsprang. Die Entdeckung der Sphäria (welche, ungleich den anderen, auf Thieren schmarotzenden, winzigen Pilzen eine Länge von 5 bis 6 Zoll erreicht) hat seiner Zeit in den gelehrten Kreisen großes Aufsehen erregt, und Anlaß zur Aufstellung neuer Hypothesen über den Zusammenhang der beiden Naturreiche gegeben, während diese Schmarotzer auf allen Thieren vorzukommen scheinen, welche sich zur Zeit ihrer Verwandlung oder des periodischen Schlafes in die Erde verkriechen. (Vgl. L. Schmarda, Reise um die Erde in den Jahren 1853—57. Braunschweig, Westermann. 1861. 2. Bd. S. 202.)

[1]) Dieser gelehrte, als Theolog wie als Politiker bedeutende Mann, welcher eine sehr gerühmte, ausführliche „History of New-South-Wales" (London 1852, Longman) geschrieben und im legislativen Körper der australischen Colonie eine bedeutende Rolle spielt, hatte im Jahre 1848 an die Mitglieder des Frankfurter Parlaments eine Adresse gerichtet, in welcher er die Vortheile der Gründung einer deutschen Colonie im stillen Ocean auseinandersetzte. Im Gewirr der Ereignisse ging jene Broschüre damals völlig unbeachtet vorüber, und das Land (Neu-Caledonien), welches der germanenfreundliche Dr. Lang den Deutschen in Besitz zu nehmen empfahl, ist inzwischen von der französischen Regierung mit Beschlag belegt worden. Eine deutsche Uebersetzung dieses in mehrfacher Beziehung interessanten Werkchens ist bei Tauchnitz in Leipzig (1848) erschienen.

[2]) An Australian Grammar, comprehending the principles and natural rules of the language, as spoken by the aborigines in the vicinity of Hunter's river, Lake Macquarie, etc. New-South-Wales, by L. E. Threlkeld, Sydney 1834. — Ferner: A Key to the Structure of the Aboriginal Language, etc. together with comparisons of Polynesian and other dialects, by L. E. Threlkeld. Sydney 1850. — Auch der um die Kenntniß australisch-asiatischer und polynesischer Sprachen so vielverdiente Sir George Grey (gegenwärtig Gouverneur von Neu-Seeland) hatte bereits im Jahre 1841, als er noch Capitän im 83. Regiment war und den Posten eines Gouverneurs von Süd-Australien einnahm, ein Wörterbuch der im südwestlichen Australien gesprochenen Dialekte herausgegeben. A vocabulary of the dialects of South-Western America. London, T. et W. Boone. 1841.

erfahren haben, wird bei der Schilderung unserer Fahrt ins Innere der Colonie und unserer Begegnung mit den primitiven Bewohnern des fünften Welttheiles eine Stelle finden [1]).



Ficus im Garten des Herrn Macleay in Elisabeth-Bai.

Unter den Ausflügen in unmittelbarer Umgebung von Sydney erwähnen wir gerne eines Besuches bei dem bekannten Naturforscher William Macleay in dessen schönem Landsitze in Elisabeth-Bai. In dem prächtigen Garten begegnet man den interessantesten Pflanzen Australiens neben den herrlichsten Gewächsen anderer Welttheile. An der Seite des hochgebildeten Besitzers

[1]) Die Verminderung der Urbewohner geht so rasch vor sich, daß einer unserer Sydney-Freunde schreibt: „Eine Expedition, welche zu ähnlichen Zwecken wie die Ihrige nach einigen Jahren hierher käme, wird kaum mehr auch nur einen kleinen Rest der Ureinwohnerschaft finden. Die Mitglieder der Novara sind höchst wahrscheinlich die letzten wissenschaftlichen Reisenden, welche noch einen lebendigen Zeugen der einstigen schwarzen Race Australiens gesehen haben.

gewinnt das Durchwandern dieser ausgedehnten Anlage doppelt an Reiz und Interesse, und wir wissen diese Gunst um so mehr zu schätzen, als der gelehrte und wie es scheint, etwas misanthropische alte Herr in strengster Abgeschiedenheit lebt, und Fremden die Lust, sich dem Garten zu nähern, durch die mit riesigen Buchstaben warnende Aufschrift verleidet: „daß man sich vor Bluthunden in Acht nehmen möge“ [1]).

Das Komische an dieser seltsamen Art, sich Besuche vom Leibe zu halten, ist, daß es eigentlich bei der Drohung sein Bewenden hat, und im ganzen Besitzthum gar keine Bluthunde existiren. Der bloße Schrecken vor diesen Thieren bringt schon die beabsichtigte Wirkung hervor und die wundervollen Gartenanlagen des Mr. Macleay und dessen Gewächshäuser werden mit eben so großer Scheu gemieden, als der berühmte Entomolog und Veteran australischer Naturforscher bewundert wird wegen seiner Gelehrsamkeit, seiner Schätze naturhistorischer Sammlungen und der großmüthigen Unterstützung, welche er jeder wissenschaftlichen Strebung zu Theil werden läßt.

Ein anderer denkwürdiger Besuch wurde von den Mitgliedern der Expedition bei Sir Daniel Cooper in dessen großartigem Wohnsitz in Rose-Bai oder Wullarah [2]) abgestattet. Sir Daniel ist der Sohn unbemittelter Eltern, welcher durch eine Erbschaft plötzlich zum reichsten Mann der Colonie wurde und von diesem Segen zeitlicher Güter den edelsten, menschenfreundlichsten Gebrauch macht. Während des Krim-Krieges widmete er 1000 Pfund Sterling jährlich als Beitrag zur Bestreitung der Kriegskosten. In den letzten Jahren wurde er zum Sprecher des gesetzgebenden Körpers ernannt und von der Königin von England zum Ritter geschlagen. Seine Villa in Rose-Bai dürfte, wenn sie vollendet ist, kaum irgend einem Landsitze eines englischen Edelmannes an Pracht und Comfort nachstehen.

Zur Zeit unseres Besuches kauerte in der Nähe der Behausung des begütertsten Bürgers Australiens auf der Landstraße, in eine schmutzige Wolldecke gehüllt, einen abgetragenen Filzhut auf dem Kopfe, Riketty Dick,

[1]) Am Eingangsthore zum Besitzthum sind nämlich auf zwei zu beiden Seiten angebrachten Tafeln die wenig zum Besuch einladenden Worte zu lesen: „Beware of blood hounds. — Any person trespassing will be prosecuted“.

[2]) Wullarah heißt in der Sprache der Eingeborenen Berathungsplatz, weil in früherer Zeit dieser Punkt seiner beherrschenden Lage wegen von den Eingeborenen gewählt wurde, die verschiedenen Stämme durch nächtliche Feuer oder Hornstöße zusammen zu rufen, um über Frieden oder Krieg zu berathen.

ein armer Eingeborener, der letzte Sprosse seines Stammes, der einstige Herr dieses Bodens, ein Krüppel, der seine dürre Hand nach Almosen ausstreckte. Riketty Dick, der seither gestorben, sprach blos australisch, und mochte ungefähr 40 Jahre zählen; seine Hautfarbe war braunschwarz, sein Haar kraus aber nicht wollicht, Gesicht und Brust waren mit Schnittnarben verziert. Wenn indeß Riketty Dick blos unter einem Dache aus Baumrinde lebte und das Leben eines Bettlers führte, so geschah dies nicht aus wirklicher Noth, sondern weil ihm eine solche Existenz besser zusagte, als der Aufenthalt innerhalb der Mauern einer Versorgungsanstalt; weil er sich hier behaglicher fühlte und sich nicht trennen wollte von der Scholle, auf welcher er den größten Theil seines traurigen Daseins zugebracht hatte. Sir Daniel ließ es dem letzten Sprossen eines untergegangenen Stammes an nichts fehlen, und versorgte ihn reichlich mit allem, woran ein halber Idiot Gefallen finden konnte.

Ein Ausflug, den kein Fremder zu unternehmen versäumt, ist ein Spazierritt nach La Peyrouse's Denkmal in Botany-Bai, wohin ein ziemlich guter Weg durch schöne Wälder voll von stämmigen, die Vegetation Australiens charakterisirenden Eucalypten (von der Familie der Myrten), Casuarinen, Xanthoreen, Acacien und Epacris-Arten führt. Das Monument des berühmten Seefahrers erhebt sich auf einem völlig freien, gelichteten Platze, dem sogenannten „frenchmen gardens" (weil angeblich die mit La Peyrouse gelandeten Soldaten daselbst einige Gemüse angebaut hatten), und besteht aus einer ungefähr 30 Fuß hohen, auf einem Piedestal ruhenden, von einer eisernen Weltkugel gekrönten Sandsteinsäule, welche eine 3 bis 5 Fuß hohe, 35 Quadrat-Fuß umfassende Mauer umgiebt.

Die im Süden gegen das Meer zu in französischer Sprache eingegrabene Inschrift verkündet, daß La Peyrouse von dieser Stelle aus, welche er im Jahre 1778 besuchte, zum letzten Male Kunde von sich gab, und daß die Errichtung dieses Monumentes im Namen Frankreichs durch die Sorgfalt der Commandanten der Fregatte Thetis und der Corvette Esperance während ihres Aufenthalts in Port Jackson im Jahre 1825 veranlaßt wurde [1]).

[1]) Diese Inschrift lautet im Original: A la Mémoire de Mr. de La Peyrouse. Cette terre, qu'il visita en 1778, est la dernière d'où il a fait parvenir de ses nouvelles. Erigé au nom de la France, par les soins de Mr. de Bougainville et Ducampier commandant la Fregatte „La Thétis" et la corvette „Esperance" en relâche au port Jackson en 1825. — Gegen Norden ist die englische Uebersetzung dieser Inschrift angegeben, und eben so gegen Westen die französische Uebersetzung der im Osten angebrachten englischen Inschrift: Foundation laid 1825, Completed 1828.

Ganz in der Nähe dieses höchst einfachen, mehr durch die späteren Schicksale des berühmten französischen Seefahrers, als durch künstlerische Vollendung interesseeinflößenden Denkmales befindet sich der sogenannte Botany Tower, eine Art Wartthurm, in dem ein Aufsichtsposten zur Bewachung der Küste untergebracht ist. Der achteckige Thurm steht ganz frei und bietet eine überraschende, schöne, dominirende Aussicht auf die Botany-Bai. Im Nordwesten erblickt man den Flaggenstock von Banks beliebtem, durch einen kleinen zoologischen Garten auch in naturwissenschaftlicher Beziehung bemerkenswerthen Vergnügungsort. An dem gegenüberliegenden Ufer von Mud-Bai erscheint in ostsüdöstlicher Richtung jener Punkt, wo Capitän Cook mit Banks und Solander zuerst den australischen Boden betrat. Im Sandsteinfelsen in der Nähe ist zur Erinnerung an dieses denkwürdige Ereigniß eine Messing-Platte mit einer auf dasselbe Bezug habenden Inschrift angebracht.

Häufig wurde von den Naturforschern der Expedition der botanische Garten besucht, welcher nächst jenem zu Buitenzorg die großartigste pflanzliche Anlage ist, die wir während der ganzen Reise sahen. An seiner herrlichen Sammlung von Coniferen, namentlich von den unvergleichlichen Dammarafichten, besitzt derselbe eine noch größere Rarität als dessen berühmter Rivale auf Java an seiner Palmencollection. Das Klima Sydney's ist für Culturversuche von Pflanzen aus den verschiedensten Theilen der Erde überaus günstig, und man begegnet daher in einem Theile des Gartens Gewächsen aller Zonen, welche hier in gleicher Behaglichkeit gedeihen, während ein besonderes Grundstück ausschließlich zum Anbau von australischen Baum- und Strauchsorten bestimmt ist. Eine imposante Araucaria excelsa erhebt sich am Eingange des Gartens als stattlicher Wächter dieser seltsamen Pflanzenwelt [1]). Eine gigantische Grevillea robusta leuchtete durch das auffallende Colorit ihrer reichen, orangegelben Blüthen mit unbeschreiblichem Zauber aus dem dunklen Grün der Bäume hervor. Banksien, Casuarinen, Callitris-Arten, Xanthorreen, Proteaceen, Eucalypten, die prächtige Telopea speciosissima und die Giganten-Lilie (Doryanthes excelsa), so wie viele andere vegetabile Urbewohner des australischen Continents, welche das Auge des Europäers nie früher geschaut, oder höchstens in verkümmerten Exemplaren in dunstigen Treibhäusern unter Glassturz gesehen,

[1]) Der kaiserliche Park zu Laxenburg besitzt die Araucaria excelsa, welche daselbst im Freien wächst, und blos im Winter überdacht wird.

frappiren hier durch ihre imposanten Gestalten, ihren Blätterschmuck und ihre freudige Entwicklung mitten unter den Kindern der nordischen Zone. Eine in schwellender Ueppigkeit grünende Weidenart (Salix babylonica) fesselt durch das historische Interesse, welches sich an sie knüpft, indem die sämmtlichen Exemplare von St. Helena, vom Grabe des großen Napoleon, stammen. Durch die außerordentliche Zuvorkommenheit des Directors des botanischen Gartens, Mr. Charles Moore, welcher selbst Mühe und Opfer nicht scheute, um die Naturforscher der Expedition in ihren Strebungen kräftigst zu unterstützen, wurde die botanische Ausbeute in Sydney ganz besonders reich und werthvoll. Dieselbe besteht nicht nur aus einer sehr umfassenden Sammlung von australischen Sämereien und Nutzhölzern, sondern gleichfalls aus einer Anzahl lebender Pflanzen, welche letztere in einem sogenannten Ward'schen Kasten direct nach Europa versandt wurden. Zugleich gelang es, dem von einem Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Herrn Professor Rochleder in Prag, ausgesprochenen Wunsche zu entsprechen [1]), und 50—60 Pfund Rohmaterial von Epacris grandiflora, so wie eine gleiche Quantität von Casuarina equisetifolia zum Zwecke pflanzengeographischer Untersuchungen zu erwerben.

Am 16. November wurde endlich der längst projectirte Ausflug nach Campbelltown unternommen, eine Entfernung von 33 englischen Meilen, welche man auf einer ziemlich guten, größtentheils über flaches Terrain führenden Eisenbahn in zwei Stunden zurückzulegen pflegt [2]).

In Campbelltown, einem kleinen, aber gewerbsthätigen Städtchen, erwartete uns bereits der gastfreundliche Sir William Macarthur, um uns nach seiner benachbarten Besitzung Cambden Park zu führen. Sir William stammt aus einer der angesehensten Familien der Colonie und genießt den doppelten Ruf, einer der bedeutendsten Weinpflanzer des Landes zu sein und zugleich den besten australischen Rebensaft eingekellert zu haben.

Wir fuhren nach dem Wohnsitze unseres Hauswirthes durch eine äußerst liebliche Gegend, und hatten dabei neuerdings Gelegenheit, uns von der Unrichtigkeit der durch frühere Reisende vielfach verbreiteten Angabe zu überzeugen, als wären in Australien die Blätter der Bäume von Holz und

[1]) Bemerkungen und Anweisungen für die Naturforscher 2c. Seite 95.

[2]) Man bezahlt für diese Strecke die Fahrkarte erster Classe mit 10, jene zweiter Classe mit 7 Schillinge; für den Transport eines Wagens mit zwei Pferden 30 Schillinge.

die Stämme von Eisen, als hätten die Bienen keine Stachel, die Vögel keine Flügel und Haare statt Federn, als würden die Blumen nicht riechen, die Bäume keinen Schatten geben, die Vögel nicht singen. Wenngleich die Natur sich in Australien und Neu-Seeland bei ihren Schöpfungen zuweilen in gewissen Extravaganzen gefallen, und höchst wunderliche Gebilde, wie z. B. den entenschnabligen Maulwurf, den Ameisenigel, den Kiwi u. s. w., geschaffen hat, so sind dies doch nur wenige Ausnahmen, und im Allgemeinen bietet weder die Pflanzen- noch die Thierwelt des fünften Erdtheils Absonderlichkeiten, welche ihn vor allen andern Schöpfungscentren auszeichnen oder unterscheiden würden. Auch in Australien giebt es Vögel, die singen, und wohlriechende Bäume und Blüthen in großer Menge, und die Wälder sind dort, wo nicht schon die Hand des Ansiedlers die Axt an sie gelegt und ihnen ein parkähnliches Ansehen gegeben hat, eben so dicht mit Unterholz bedeckt und schwierig zu durchdringen, als in irgend einem andern Theile der Erde unter gleichen Breitegraden.

Sir William bewohnt mit seinem Bruder und dessen liebenswürdiger Familie einen herrlichen Landsitz, mit einem großen, zierlich angelegten, wohlgehaltenen Park. Ganz in der Nähe desselben befinden sich ausgedehnte Weingärten, zu deren Pflege Sir William auf seine Kosten deutsche Winzer aus dem Rheingau kommen ließ. Jede dieser Familien hat ihre eigene Hütte, sowie ein Stück Ackerfeld und erhält nebst bestimmten wochentlichen Milch-, Brot- und Butter-Rationen einen Arbeitslohn von 25 Pfund Sterling jährlich. Als die biederen Leute hörten, daß Fremde, und gar deutsche Landsleute angekommen seien, mit denen sie in ihrer Muttersprache verkehren konnten, versammelte sich bald ein Dutzend dieser Ansiedler, um uns zu begrüßen. Die meisten von ihnen zeigten bereits eine gewisse Schwierigkeit ihre Muttersprache zu reden, und gebrauchten ohne viel Bedenken, gleichwie die deutschen Bauern in Pennsylvanien, so oft ihnen ein Ausdruck nicht geläufig war, das entsprechende englische Wort. Daraus entsteht nun ein ganz eigenthümlicher, oft höchst komisch klingender Jargon, und ein Winzer aus dem Rheingau, der zehn Jahre in Australien angesiedelt ist, erwiederte auf unsere Bemerkung, daß er das Deutsche schon ganz vergessen habe, mit einem Ausdrucke verletzter nationaler Eitelkeit: „Oh no, wir keep it immer in exercise.“

Der Mangel an Bebauern des Bodens und die Unsicherheit der Arbeit ist wegen der verlockenden Nachbarschaft der, weit reicheren Gewinn versprechenden Goldfelder so groß, daß selbst für die geringste Dienstleistung erstaunlich hohe Löhne bezahlt werden müssen. Einer der Winzer, welcher früher auf einer sogenannten „Station" in White-Bai Schafhirt war, erzählte uns, daß er in dieser Eigenschaft jährlich 500 Gulden und täglich eine Ration Fleisch und Brot erhielt. Aber das Leben sei ihm daselbst doch gar zu rauh und freudlos gewesen. Eine Kuhmagd erhält nebst Kost und Unterkunft 100 Gulden, ein gewöhnlicher Feldarbeiter 250 bis 300 Gulden jährlich. Die Landwirthe auf der Besitzung des Herrn Macarthur wohnen in netten reinlichen Blockhäusern, haben ein Stück Feld zur beliebigen Bebauung angewiesen, werden außerdem (nebst der ihnen gestatteten freien Benützung einer Kuh) vom Arbeitsherrn verköstigt. Mehrere Familien hatten sich bereits durch ihrer Hände Fleiß so viel Geld erspart, um sich in der Nähe von Sir William als unabhängige Ansiedler niederzulassen, und ihre eigene Wirthschaft gründen zu können.

Die Gesammtzahl der Deutschen in Neu-Süd-Wales wird auf 7000 geschätzt. Sie sind meistens an größeren Flüssen, wie am Hunter-, Clarence-[1]), Brisbane-River angesiedelt, wo sie kleine Farms auf Alluvialboden besitzen und sich mit Ackerbau, Weincultur, so wie mit Landwirthschaft überhaupt beschäftigen. Ihr Fleiß, ihre Ausdauer und ihre Sparsamkeit machen sie bald unabhängig und wohlhabend. So erzählte man uns von einem armen rheinländischen Bauer, Namens Frauenfelder, welcher im Jahre 1849 mit zwölf Töchtern aus Deutschland kam, und sich in Aleburg als Weinpflanzer niederließ. Nach zehn Jahren angestrengter Thätigkeit ist Frauenfelder ein wohlhabender Mann geworden, seine Töchter sind gut verheiratet, seine Wirthschaft ist die blühendste im ganzen District. Der Deutsche genießt in Australien nach einem Aufenthalte von fünf Jahren die nämlichen politischen Rechte wie der Engländer. Nach zwölf Monaten kann er naturalisirt werden und Ländereien besitzen; nach drei Jahren darf er sich an den politischen Wahlen betheiligen; nach fünfjährigem Aufenthalt

[1]) Am Clarence-River besteht seit mehreren Jahren eine Stearinkerzenfabrik, welche sich schon aus dem Grunde sehr gut rentirt, weil in allen Golddistricten von den Golddiggers in den Gruben Kerzenlicht verwendet wird. Im Jahre 1856 wurden in Neu-Süd-Wales um 600.000 Pfund Sterling, im Jahre 1857 um 400.000 Pfund Sterling Stearinkerzen verbraucht.

endlich kann er auch zum Mitgliede des Parlaments gewählt werden. Würde zwischen den Deutschen in der Colonie ein besseres Einverständniß bestehen, so könnten dieselben auf die Wahl von mindestens vier Parlamentsmitgliedern Einfluß üben. Die Ursache, daß die Zahl der nach Australien auswandernden Deutschen noch immer eine sehr geringe ist, muß wohl hauptsächlich in dem hohen Preise des Bodens gesucht werden. Während in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Acre einen Dollar kostet, wird sie in Australien, auch nach dem neuen Landgesetze, für 1 Pfund Sterling verkauft, und zwar blos aus dem Grunde, weil die Colonial-Regierung in früherer Zeit bei reichen Colonisten ein Anlehen machte und dafür Ländereien verpfändete, deren Werth zu 1 Pfund Sterling per Acre angenommen wurde; diese Schulden sind niemals bezahlt worden, und der Darleiher ist factisch Besitzer des Bodens, ohne daß gleichwohl eine Aufhebung des Contractes stattgefunden hätte, oder die Regierung ihrer Verbindlichkeit enthoben worden wäre. Es würde sich daher ihre Schuld im Verhältnisse steigern, als sie den Werth der Acre herabzusetzen für gut fände, und dies scheint die Hauptschwierigkeit, warum der Preis der Grundstücke in Neu-Süd-Wales zum Vortheile für Land und Emigration noch immer nicht vermindert wurde.

Sir William geleitete uns zu Pferd, zu Fuß und zu Wagen über sein ausgedehntes Anwesen und unterließ nicht die Novara-Reisenden mit allen Details bekannt zu machen, welche für dieselben von irgend einem Interesse oder Werth sein mochten. Der Weinbau hat in Australien, obwohl man demselben erst seit dem Jahre 1838 eine größere Aufmerksamkeit zuwendet, bereits solche Fortschritte gemacht und so vorzügliche Erzeugnisse geliefert, daß in nicht allzulanger Zeit das weinarme England aus seiner australischen Colonie dem rebensaftlüsternen Europa die köstlichsten Weine zuführen dürfte; denn die Producte Australiens und des Cap's stehen den spanischen Sorten an Güte und Bouquet nicht nach, und nur die geringe Quantität, welche bisher erzeugt wurde und kaum für den eigenen Bedarf genügt, verhinderte, daß man diese ganz vorzüglichen Weine noch nicht häufiger auf der europäischen Tafel antrifft. Die dermalige Gesammt-Weinproduction übersteigt allerdings kaum 60.000 Gallonen (circa 4.700 österr. Eimer), aber die Ursache davon liegt nicht im Mangel an geeigneten Grundstücken, sondern ausschließlich in der großen Schwierigkeit Arbeiter zu bekommen

und sie auch zu einer Zeit zu behalten, wo sie am dringendsten nöthig sind. Denn so oft irgend eine aufregende Nachricht von neuentdeckten Goldfeldern durch die Zeitungen geht, stellen die Feldarbeiter sofort ihre Arbeit ein und laufen nach den „diggings“ (Goldgruben). Viele tausend Menschen werden plötzlich auf diese Weise von einem Goldfieber ergriffen und ihren landwirthschaftlichen oder gewerblichen Beschäftigungen entzogen. Wir sahen



Cambden Park.

selbst eine Anzahl angefangener Bauten, welche von den vom Golddurst überwältigten Arbeitern verlassen worden waren und nun unvollendet blieben. „Es giebt keinen größeren Tyrannen in diesem Lande als den Arbeiter“, sagte Sir William und blickte traurig auf die verwaisten Bauten und die halb aufgewühlten Grundstücke, an denen wir eben vorübergingen.

Unser Hauswirth ließ uns verschiedene weiße Weinsorten versuchen, welche in Bezug auf Geschmack, Farbe und Stärke viel Aehnlichkeit mit Sherry

hatten, während eine röthliche Sorte an den Vin de Muscat im südlichen Frankreich in der Nähe von Cette erinnerte. Auch in Australien ist bereits jene Krankheit aufgetreten, welche dem Weinstock in verschiedenen Gegenden Europa's und namentlich auf der Insel Madeira so gefährlich wurde, aber diese besorgnißerregende Erscheinung blieb bisher nur auf gewisse Rebengattungen beschränkt. Ein Wurm soll am Weinstock zuweilen gleichfalls viel Schaden anrichten. Die Weinernte beginnt in Australien in der Regel Mitte März und dauert bis Ende April.

Ein interessantes Stündchen verlebten wir in Sir William's Arbeitszimmer, welches zugleich eine, namentlich in Bezug auf australische Geschichte sehr reichhaltige und werthvolle Bibliothek birgt. Es muß den Reisenden überraschen, in einem Lande, wo scheinbar das wilde Ringen nach irdischen Schätzen jede andere Regung in den Hintergrund drängt, zahlreichen Privatsammlungen von kostspieligen und seltenen Werken so wie von naturhistorischen Objekten zu begegnen. Man vergißt häufig in der Beurtheilung des Landes und seiner Bewohner dem Umstande Rechnung zu tragen, daß sich zu den unlauteren Elementen unfreiwilliger Ansiedler und gewinnsüchtiger Goldgräber auch eine große Anzahl junger Männer aus den höchsten Kreisen der englischen Gesellschaft gesellte, welche, von der Regierung durch großartige Geschenke von Grundstücken zur Niederlassung in Australien angezogen, es im fünften Continent leichter zu Ansehen, Stellung und Reichthum zu bringen hofften, als in England, wo bekanntlich die dritt- und viertgeborenen Söhne der hohen Aristokratie nicht immer ein beneidenswerthes, unabhängiges Leben führen. Solche nachgeborene Sprößlinge berühmter Familien haben sich seit Anfang dieses Jahrhunderts in nicht unbedeutender Anzahl in den verschiedenen Theilen Australiens niedergelassen und mit ihnen ist wahrscheinlich hauptsächlich jener geistige Comfort eingezogen, welcher dem Reisenden im fünften Erdtheil eben so auffällt, als er ihm wohl thut.

Von unserem Besuche in Cambden's Park kehrten wir Tages darauf wieder nach dem benachbarten Campbelltown zurück, um unsere Reise von hier über Appin nach Wulongong im District von Illawara fortzusetzen. In Campbelltown herrschte ungewöhnliches Leben in den Straßen und vor den Hausthoren. Das ganze Städtchen schien in Alarm zu sein. Die Odd

Fellows [1]), eine, auf gegenseitige Unterstützung im socialen Verkehr wie in Krankheitsfällen gegründete Secte, waren aus den benachbarten Ansiedlungen gekommen, um in Campbelltown eine neue Loge feierlich einzuweihen. Man versprach sich große materielle Vortheile von dieser Verbrüderung, und je weniger dem Volke die Zwecke dieser geheimen Gesellschaft bekannt waren, mit desto mehr Bewunderung sprach es von derselben. Zu Anfang dieses Jahrhunderts, wo die Bildung noch keine so allgemeine war und die politischen Zustände in den meisten Staaten Europa's so hemmend auf die Entwicklung des Volkes einwirkten, mochte man von der humanen und socialen Thätigkeit des maurerischen Bruderbundes mit seinen Principien der Freiheit und Gleichheit manchen allgemeinen Nutzen erwarten. Heutigen Tags aber, wo unter dem segensreichen Einflusse des Vereinsrechtes und eines freien selbstbestimmenden Gemeindewesens öffentlich alles zur Sprache kommen mag, was einem Volke am Herzen liegt, verlieren solche geheime Genossenschaften wesentlich von ihrer einstigen Bedeutung und haben nur mehr den Charakter gegenseitiger Unterstützungsvereine. Der Erreichung dieses letzteren Zweckes verdanken die Odd Fellows auch hauptsächlich ihre dermalige große Ausdehnung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo man es sich förmlich zur Pflicht macht, alle Einkäufe, so wie die Befriedigung der kleinsten Bedürfnisse des täglichen Lebens bei den Mitgliedern der Bruderschaft zu besorgen, ähnlich wie gewisse religiöse Secten, namentlich Methodisten, Wesleyaner u. s. w., in England und in Amerika auch bei allen materiellen Vorkommnissen auf ihre Glaubensgenossen besondere Rücksicht nehmen.

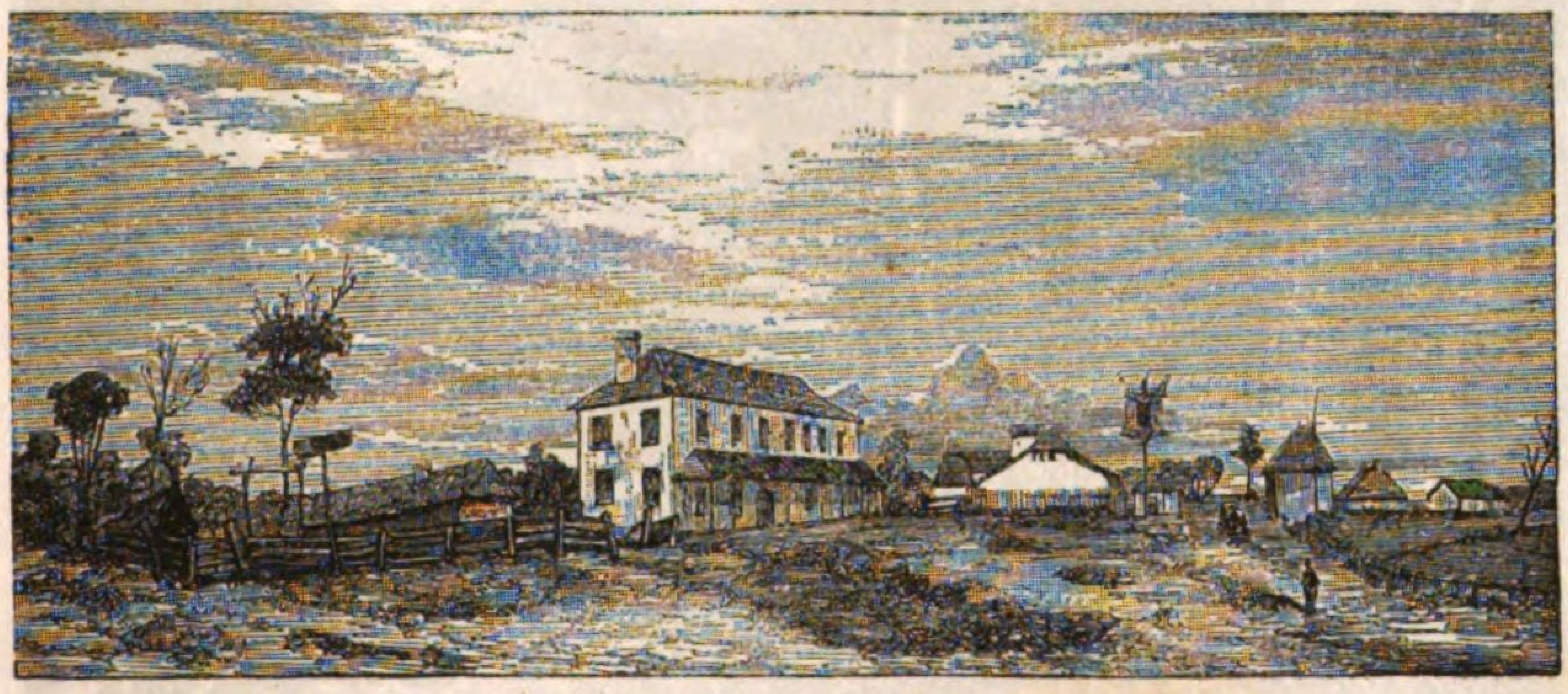
Von Campbelltown nach Appin, eine Entfernung von 12 englischen Meilen, führt eine ziemlich ebene, breite Straße, theils an ungebauten Grundstücken vorüber, theils mitten durch schöne große Wälder. Wir begegneten während der ganzen Fahrt einem einzigen Fuhrwerk, auf dem in ihrem Sonntagsstaat eine Ansiedlerfamilie saß, welche einem Todten — vielleicht dem Vater oder der Schwester — das letzte Geleite gab. „A funeral in the Bush!“ [2]) rief der Kutscher, indem er uns auf den ernsten Zug aufmerksam

[1]) Die Ableitung des Wortes Odd fellow (wunderlicher Gefährte) ist noch immer nicht festgestellt. Einige schreiben die Bezeichnung „odd“ der Abweichung vom „Gewöhnlichen“ zu, indeß Andere darin blos eine Corruption des Wortes „oath“ (Schwur) und somit eine Anspielung auf den Eid erblicken, welchen die Mitglieder dieser geheimen Gesellschaft bei ihrer Aufnahme leisten müssen.

[2]) Ein Leichenbegängniß im Busch.

machte, der sich vor uns gemessenen Schrittes in feierlicher Stille durch den Wald bewegte. In einer einsamen Waldhütte, deren Bewohner durch ihre Verhältnisse wie durch ihre Beschäftigung auf das innigste Zusammenleben angewiesen sind, ist es doppelt schauerlich, wenn der Tod Einkehr hält, und oft gerade das Theuerste und Liebste unerbittlich mit sich fortreißt. —

Als wir in Appin anlangten, war die Tagesstunde bereits zu weit vorgerückt, um noch am selben Abend Wulongong, das Ziel unserer Fahrt, erreichen zu können. Obschon das äußerst schmutzige Dorfwirthshaus, in dem wir abstiegen, durchaus nicht zum Bleiben einlud, so mußten wir uns dennoch entschließen, die Nacht daselbst zuzubringen, denn es war die einzige Fremdenherberge im ganzen Orte. Der Dialekt, den wir sprechen hörten,



Parke's „Hotel“ in Appin.

hob bald jeden Zweifel, 'daß wir uns in einer irländischen Wirthschaft befanden. Die Nachlässigkeit und Unordnung, welche in allen Räumen herrschte, hatte uns allerdings gleichfalls darüber Aufschluß gegeben. Die Leute waren nichts weniger als arm; sie besaßen sogar ein ziemlich ausgedehntes Anwesen in der Nähe, aber es liegt einmal im Allgemeinen im Charakter des irländischen Settlers, Reinlichkeit und Ordnung zu mißachten und das Erworbene entweder zusammenzuscharren oder im Schlemmen zu vergeuden. Ganz in der Nähe der Wirthschaft begann bereits der Wald, dessen Besuch durch Erbeutung mehrerer, Neu-Süd-Wales eigenthümlicher Vogelarten, darunter der sogenannte lachende Esel (Laughing Jackass [1]) und der glänzend schwarzblaue Atlasvogel (Kitta holosericea), belohnt wurde.

[1]) Dacelo gigantea.

Am nächsten Morgen führte uns der Weg durch hohe, schöne, dichte Wälder, in welchen stämmige Eucalyptus-Arten der Vegetation den Charakter gaben. Einer der schönsten Punkte dieser reizenden Fahrt war die Ueberschreitung von Sir Thomas Mitchell's (Broughton's) Paß, einem mit großer Mühe und Kosten durch riesige Felsen gehauenen Gebirgspaß, reich an großartigen, mit Zapfenbäumen und Eucalypten überwucherten Felspartien, welche an die wild-romantischesten Gegenden unserer Alpennatur erinnern.



Wald in der Umgebung von Appin.

Auf dem Wege bis zur Küste passirt man ein einziges einsames Gehöft, ein paar ärmliche mit Baumrinden gedeckte Holzhütten auf einer gelichteten Waldstelle, Bargo genannt, wo die von Appin kommende Fahrpost die Pferde wechselt und des Nachts einige Stunden verweilt. Wir nahmen blos etwas Kaffee und waren nicht wenig überrascht, denselben in einer Weise

credenzt zu sehen, welche mit der rauhen Außenseite dieser Waldhütte in schroffem Widerspruche stand. Wedgwood- und Scheffielder Fabricate selbst in der Urwaldhütte, und aus dem Holze der australischen Wälder englische Schiffe gezimmert — das ist die Moral der englischen Handelspolitik!

Bald nachdem wir wieder den Wald betreten hatten, begegneten wir einer großen Heerde Ochsen, welche von drei Männern zu Pferde mit außerordentlich viel Geschick durch dieses grüne Labyrinth von Bäumen getrieben und bei einander gehalten wurde. Hatte sich einer oder der andere dieser braunen vierbeinigen Wanderer verirrt oder war er zu weit vorangeeilt, so huschte ihm einer der Reiter rasch durchs Gebüsch, durch Dick und Dünn mit bewunderungswerther Behendigkeit nach und brachte ihn wieder zum Troß zurück. Man merkte es an ihrem Benehmen, an ihrer Tracht, so wie an den vortrefflichen Pferden, die sie ritten, daß die Reiter keine gewöhnlichen Viehtreiber, sondern wahrscheinlich die Besitzer der sehr werthvollen Heerde selbst waren. Im australischen Busch muß man sich zu Arbeiten und Beschäftigungen bequemen, welche in unserem geordneteren Staatsleben den untersten Classen der Gesellschaft überlassen bleiben.

In der Nähe von Bargo gelangt man über sehr beschwerliche wüste Sandstrecken nach einem Punkte, von welchem aus der Reisende eine wundervolle Fernsicht nach dem Illawara-See, den Keirabergen und dem Meere genießt, wenn er, wie wir, das Glück hat, von landeskundigen Führern begleitet zu sein; sonst zieht er an diesem herrlichen, kaum wenige Schritte von der Landstraße gelegenen Plateau vorüber und ahnt die Zauber nicht, die ganz in seiner Nähe eine gnadenreiche Natur vor dem empfänglichen Auge des Beschauers ausbreitet.

Sobald man sich der Küste zuwendet, treten wieder Schirmpalmen, Baumfarn und andere Repräsentanten tropischer Vegetation auf, und die letzten Wegstunden nach dem Hafenstädtchen führen durch Gegenden von wahrhaft paradiesischer Schönheit. Gegen drei Uhr Nachmittags, am 18. November, erreichten wir Wulongong.

Wir trafen unterweges wieder mit Sir William Macarthur zusammen, welcher einen beschwerdevollen Ritt nach den Wäldern in der Umgebung von Wulongong unternommen hatte, blos um einige daselbst vorkommende Baumfarn zu sammeln, die er nach England zu verschiffen beabsichtigte. Wenige Nationen besitzen so viel regen Sinn für Naturschönheiten

und verstehen es sowohl durch persönliche Beobachtungen und unermüdliches Sammeln die Kenntniß des Menschen auf den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften zu bereichern, als die Engländer. Männer in allen Lebensverhältnissen beeifern sich in den entferntesten Theilen der Erde interessante Pflanzen-, Thier- oder Felsarten aufzusuchen und den vaterländischen Instituten zuzusenden, oder solche Beobachtungen anzustellen und zu veröffentlichen, welche der Wissenschaft, der Industrie oder dem Handel möglicher Weise zum Nutzen gereichen könnten. Durch solche ganz zufällige, freiwillige Beiträge gelangt England in den Besitz naturwissenschaftlicher Sammlungen, welche andere Nationen kaum mit schweren Kosten zu erwerben im Stande sind. Freilich kommen dabei den Engländern ihre über den ganzen Erdball ausgebreiteten Colonien wohl zu statten; aber daß sie die Gunst der Verhältnisse auch in dieser Richtung zu verwerthen sich bemühen, das bleibt unbestreitbar ihr eigenes, anerkennungswürdiges Verdienst.

Wullongong ist ein kleines, schmuckes Städtchen, welches nur wenige Straßen zählt und seinen Haupterwerb aus dem Besuche der Sydneyiten zu ziehen scheint, welche diesen Ort zum Gebrauche der Seebäder zu besuchen pflegen. Schon das Bestehen einiger, im Verhältniß zur Ausdehnung des Ortes ungewöhnlich großer und eleganter, aber auch sehr kostspieliger Hotels deutet darauf hin, daß sich Wullongong bisweilen eines sehr zahlreichen Besuches aus der Hauptstadt zu erfreuen haben muß, welche mit den regelmäßig verkehrenden kleinen Dampfern in wenigen Stunden erreicht werden kann. Durch die ganz nahe dem Meere entdeckten, reichhaltigen Eisenminen dürfte der Ort bald auch eine große commercielle Bedeutung erlangen.

Wir stiegen in dem, lieblich am Meeresufer gelegenen Brighton-Hotel ab und trafen daselbst unseren neuerworbenen australischen Freund, Herrn Eduard Hill, einen Schwager des Sir Daniel Cooper, welcher mit der ihn auszeichnenden Herzensgüte und Localkenntniß bereits alle möglichen Vorkehrungen getroffen hatte, um unseren flüchtigen Besuch des Illawara-Districtes zu einer der erinnerungsreichsten Episoden unseres australischen Aufenthaltes zu machen. Mr. Hill, ein geborener Australier von englischer Abstammung, mag mit vollem Rechte durch die Eigenthümlichkeit seiner Lebensverhältnisse, seine glänzende Beobachtungsgabe und seine lebhaften Sympathien für die schwarzen Eingeborenen als einer der gründlichsten

Kenner dieses merkwürdigen Volksstammes gelten, dessen Idiom er mit großer Geläufigkeit spricht. Der gastlichen Zuvorkommenheit dieses fremdenfreundlichen Mannes verdanken wir nicht nur wiederholt einen in der Regel mit vielen Schwierigkeiten verbundenen Verkehr mit den Eingeborenen, sondern auch das uns völlig neue Vergnügen einer Känguruhjagd.

Die in rascher Abnahme begriffenen Urbewohner, von welchen zur Zeit unseres Besuches im Districte von Illawara nur mehr 150 bis 200 lebten, hatten außerhalb des Städtchens einen improvisirten Wohnsitz errichtet und lagerten mitten im Walde unter niederen Schutzdächern aus Baumrinde. Schon in einiger Entfernung ließ Herr Hill einen eigenthümlichen, schrillenden Pfiff ertönen, welcher aus dem Walde sogleich erwiedert wurde. Zwei der jüngeren Eingeborenen kamen auf uns zu und reichten Herrn Hill die Hand. Ein älterer Mann mit grauen Haaren blieb bewegungslos auf dem Boden gekauert. Es waren im Ganzen 4 Männer, 2 Weiber und 2 Kinder zugegen; wohlgeformte Gestalten von theils schwarzer theils lederbrauner Hautfarbe, mit sehr breiten Nasenflügeln und schwarzem, gekräuseltem, aber keineswegs wolligem Kopfhaare. Eine der Eingeborenen hielt ein Kind in ihren Armen, dessen Züge und Hautfarbe deutlich die weiße Abstammung verriethen. Dennoch schien sie keineswegs, wie dies bei anderen auf ihre Farbe stolzen Naturvölkern zu geschehen pflegt, von der eigenen Race mißachtet zu werden, welche vielmehr bei ihrem geringen Sittlichkeitsgefühl den Verkehr schwarzer Weiber mit weißen Ansiedlern gerade als das Gegentheil von Entehrung ansieht. Sowohl Männer als auch Weiber zeigten auf der Haut Narben von künstlich beigebrachten, 2 bis 3 Zoll langen, wulstigen Einschnitten, vornehmlich auf der Brust, auf den Armen und auf dem Rücken, von den folgenden Formen:

| | | | | | oder ○○○ oder | | | oder ═

Allen männlichen Eingeborenen, welche wir sprachen, fehlte der obere Mittelzahn, indem das Ausschlagen desselben als eine Zierde und ein Zeichen der Mannbarkeit betrachtet wird.

Das Vorhandensein eines reichen üppigen Haarwuchses und Bartes ist eine Eigenthümlichkeit der Urbewohner Australiens, welche keines der Nachbarvölker, weder im Osten noch im Westen, mit ihnen gemein hat. Man erzählt auch, daß die Eingeborenen von allem äußern Schmuck den

Bart am höchsten schätzen und daher der Pflege desselben ihr ganzes Leben hindurch die größte Aufmerksamkeit zuwenden. Kein Mann ihrer Race darf heiraten oder einen Emu (Casuar) tödten, bevor nicht sein Gesicht ein Bart ziert, dem auch beim Kämpfen eine große Wirkung zugeschrieben wird.



Bumerangs.

Wir forderten die uns umstehenden Eingeborenen auf, den Bumerang oder Kilih zu schleudern, und waren nicht wenig erstaunt zu sehen, daß kein einziger der schon ziemlich civilisirten, schwarzen Natursöhne dieses berühmte Wurfgeschoß mit sich führte, sondern dasselbe erst aus dem Knieholze eines benachbarten Baumstammes geschnitzt werden mußte. Indeß war diese halbmondförmige, 15 Zoll lange, 2 Zoll breite, eben so rohe, als durch ihre Flugeigenthümlichkeit merkwürdige Waffe bald angefertigt, und wenn die damit angestellten Schleuderversuche keinen richtigen Begriff von der Furchtbarkeit des Bumerang und der vielgerühmten Gewandtheit der Eingeborenen, ihn zu schleudern, gaben, so lag der Grund wohl hauptsächlich darin, daß das platte, rippenähnliche Stück Holz nicht jene parabolische oder hyperbolische Form besaß, welche eine Hauptbedingung zu sein scheint, damit dasselbe, unter einem Winkel von mindestens 30 bis 40 Grad geworfen, in drehender Bewegung wieder nach dem Ausgangspunkte zurückkehre. Wir haben jedoch bei einer anderen Gelegenheit Bumerangs von Eingeborenen in große Entfernungen mit so bewunderungswürdigem Geschick schleudern sehen, daß dieselben jedesmal wieder in die Nähe jenes Punktes zurückkehrten, von dem aus sie geschleudert wurden. Die ganze Erscheinung des Zurückfliegens ist so befremdend, daß man deren Richtigkeit zuweilen bezweifeln hört, obschon eine Erklärung leicht in der Construction der Waffe gefunden werden kann. Da nämlich dieselbe zwei völlig platte Seitenflächen hat, so rotirt sie, gleichsam auf der Luft aufliegend, und wird durch deren Widerstand gezwungen, eine Ellipse, vielleicht eine Parabel zu beschreiben, was bei jedem Körper der Fall sein dürfte, welcher flache Seiten hat und von dem der Schwerpunkt der Figur nicht mit dem Drehungsmittelpunkte übereinstimmt, sobald der Stoß seitlich von der Verbindungslinie beider Punkte geschieht. Begreiflicher Weise muß für den günstigsten Fall der Körper derart

geworfen werden, daß seine Ebenen mit den Luftschichten einen Winkel von nahe an 45 Grad bilden [1]).

Die Eingeborenen im Port Jackson und im Illawara-District haben im Allgemeinen nur mehr wenig Urwüchsiges an sich, und machen durch ihre sittliche Verkommenheit und ihren Hang zum Trunk einen sehr unangenehmen, betrübenden Eindruck; denn ihr dermaliger trostloser Zustand muß größtentheils ihrem Contacte mit der Civilisation zugeschrieben werden, während sie diese andrerseits weder verständiger noch arbeitsamer gemacht hat. Ein ganz anderes Bild als diese letzten Reste des Illawara-Stammes sollen allerdings jene Eingeborenen bieten, welche die Ufer des Murray- [2]), Clarence- und Brisbane-Flusses im Norden bevölkern [3]). Dieselben bewahren noch vollständig die Sitten und Gebräuche ihrer Voreltern und kommen höchst selten mit der Civilisation, und dann nur mit ihren Vorposten, den Squatters und Schafzüchtern, in Berührung. Unter diesen Stämmen soll die Sitte der Beschneidung ziemlich allgemein sein und Vielweiberei im weitesten Sinne des Wortes herrschen. Jeder Mann darf so viele Weiber haben, als er zu ernähren, zu erbeuten, zu stehlen oder auf sonstige Weise sich zu verschaffen im Stande ist. Ihre nomadisirende Lebensweise scheint jedoch die Ursache zu sein, daß sie von dieser Sitte nur einen sehr beschränkten Gebrauch machen. Kindesmord, besonders von weiblichen Sprößlingen, kommt ziemlich häufig vor. Auch die Abtreibung der Leibesfrucht ist unter jenen Stämmen nicht selten, ja sie besitzen in ihrer Sprache sogar ein Worte (mibra), welches das Todtdrücken des Fötus bezeichnet. Dagegen beruht die kühne Behauptung des polnischen Grafen Strzelecki in dessen großem, in mehrfacher Beziehung werthvollem Werke [4]) über Australien, „daß weibliche Eingeborene, nach unerlaubtem Umgange mit einem Weißen, für die eigene

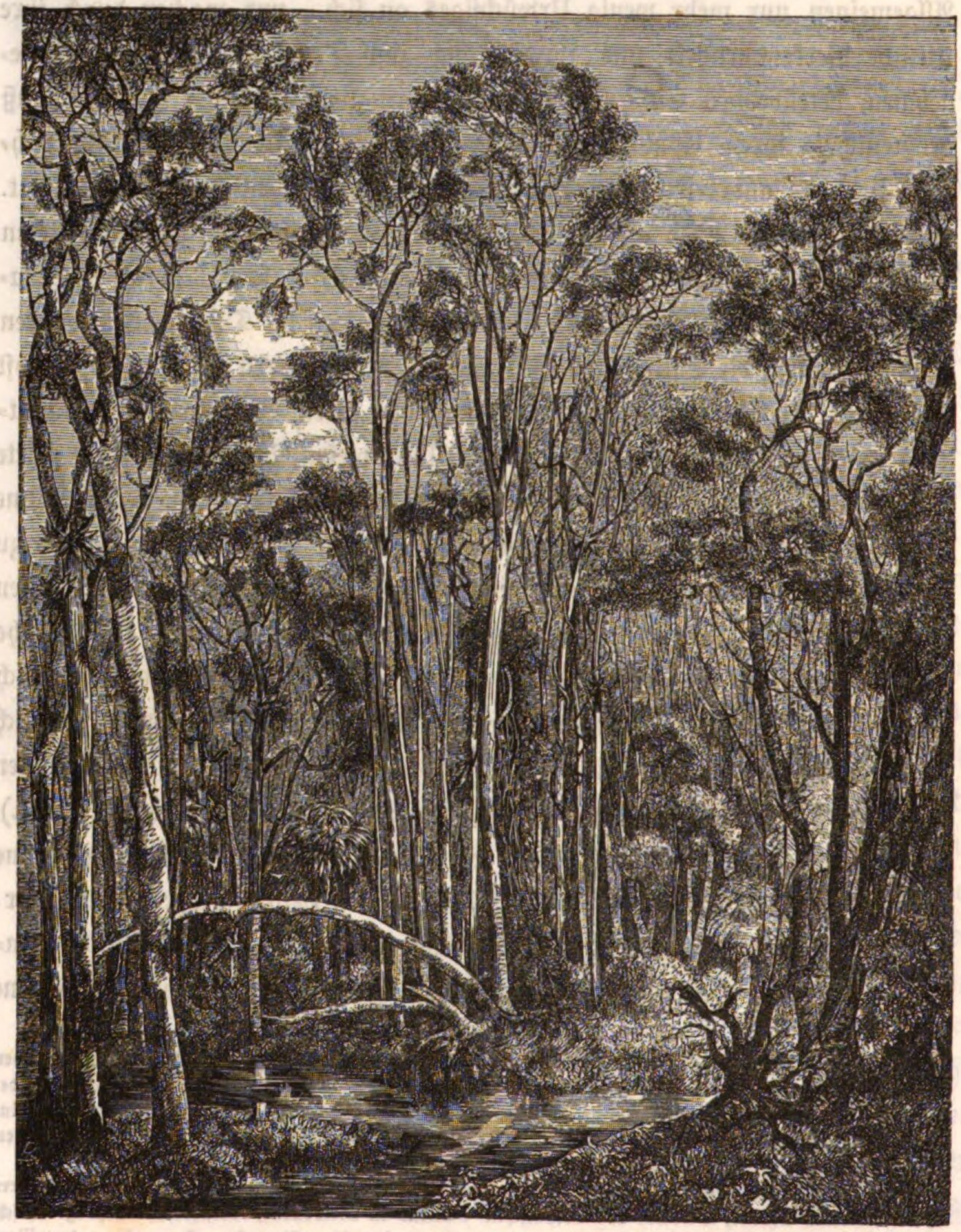
[1]) Nach englischen Schriftstellern sollen bumerangähnliche Waffen auch in den Gräbern von Theben in Ober-Aegypten gefunden werden. Auf einem der Frescobilder, welche die Sitten und Gebräuche der alten Aegyptier illustriren und sich gegenwärtig im britischen Museum in London befinden, ist eine Figur im Momente dargestellt, wo sie den „Bumerang“ oder „Wurfstock“ nach einer Anzahl von Enten schleudert, welche gerade aus einem Gebüsch von Papyrusstauden auffliegen.

[2]) Die Expedition verdankt der regen Theilnahme unseres berühmten deutschen Landsmannes, Herrn Dr. Ferdinand Müller, Director des botanischen Gartens in Melbourne, verschiedene ethnographische Curiosa von den am Murrayflusse lebenden Urbewohnern sowohl, als auch mehrere in naturwissenschaftlicher Beziehung werthvolle Mittheilungen.

[3]) Man schätzt die Gesammtzahl der Ureinwohner, welche dermalen noch im ganzen Bereiche des australischen Continents, hauptsächlich aber im Norden und Nordwesten zerstreut leben, auf 40- bis 50.000 Seelen.

[4]) P. E. O. Strzelecki; Physical description of New-South-Wales and Van-Diemens-Land, etc. London, 1845.

schwarze Race unfruchtbar werden", nach dem Ausspruche aller unbefangenen Beobachter auf einem groben Irrthume.



Australischer Urwald.

In keinem Theile Australiens bebauen die Urbewohner den Boden. Wie ihre Lebensweise eine nomadische, so besteht auch ihre Nahrung, je nachdem

sie an den Küsten oder tief im Innern leben, größtentheils nur in dem, was ihnen die Jagd oder der Fischfang liefert. Ihre Waffen sind, außer dem Bumerang, ein schlanker 8 bis 9 Fuß langer Speer mit einer Spitze aus Känguruhknochen, ein Wurfstock (wamera), ein Schild (hîleman), eine kurze, schwere Keule (nulla-nulla), eine Steinaxt (mogo) und eine Art von Messer aus Quarz. Die Waldthiere, welche von den Eingeborenen am meisten gejagt werden, sind die zahlreichen, dem australischen Continente eigenthümlichen Känguruh-Arten, ferner der Emu (Casuar) und das Opossum (Didelphis sp.). Doch gehören auch Eidechsen, Schlangen und Insecten, so wie gewisse Baumwurzeln und Harze zu den Delicatessen ihrer primitiven Küche.

Die Wohnungen der Eingeborenen bestehen entweder in natürlichen Felsenhöhlen, oder aus einigen Stücken zusammengebogener und an beiden Enden am Boden befestigter Baumrinde. Im ganzen Bereich der Colonie von Neu-Süd-Wales herrscht unter den Urbewohnern der Gebrauch, daß jüngere Leute, wenn sie gestorben sind, unter kleine Erdhügel begraben werden, während das Alter allein das Vorrecht besitzt, verbrannt zu werden. In einem solchen Falle wird die Leiche nebst den Jagd- und Fischgeräthen des Verstorbenen auf einen Haufen dürren Holzes von ungefähr 3 Fuß Höhe mit dem Antlitz gegen die aufgehende Sonne gelegt. Sodann bedecken die überlebenden Verwandten den Todten mit Strauchwerk und Holz und zünden den Scheiterhaufen selber an. Tages darauf werden die Asche und die verkalkten Gebeine sorgfältig begraben. Von keinem, der gestorben ist, wird der Name jemals wieder ausgesprochen, und fügt es sich, daß ein anderes Individuum des Stammes den gleichen Namen trägt, so muß es ihn ablegen und für den Rest seines Lebens einen anderen annehmen.

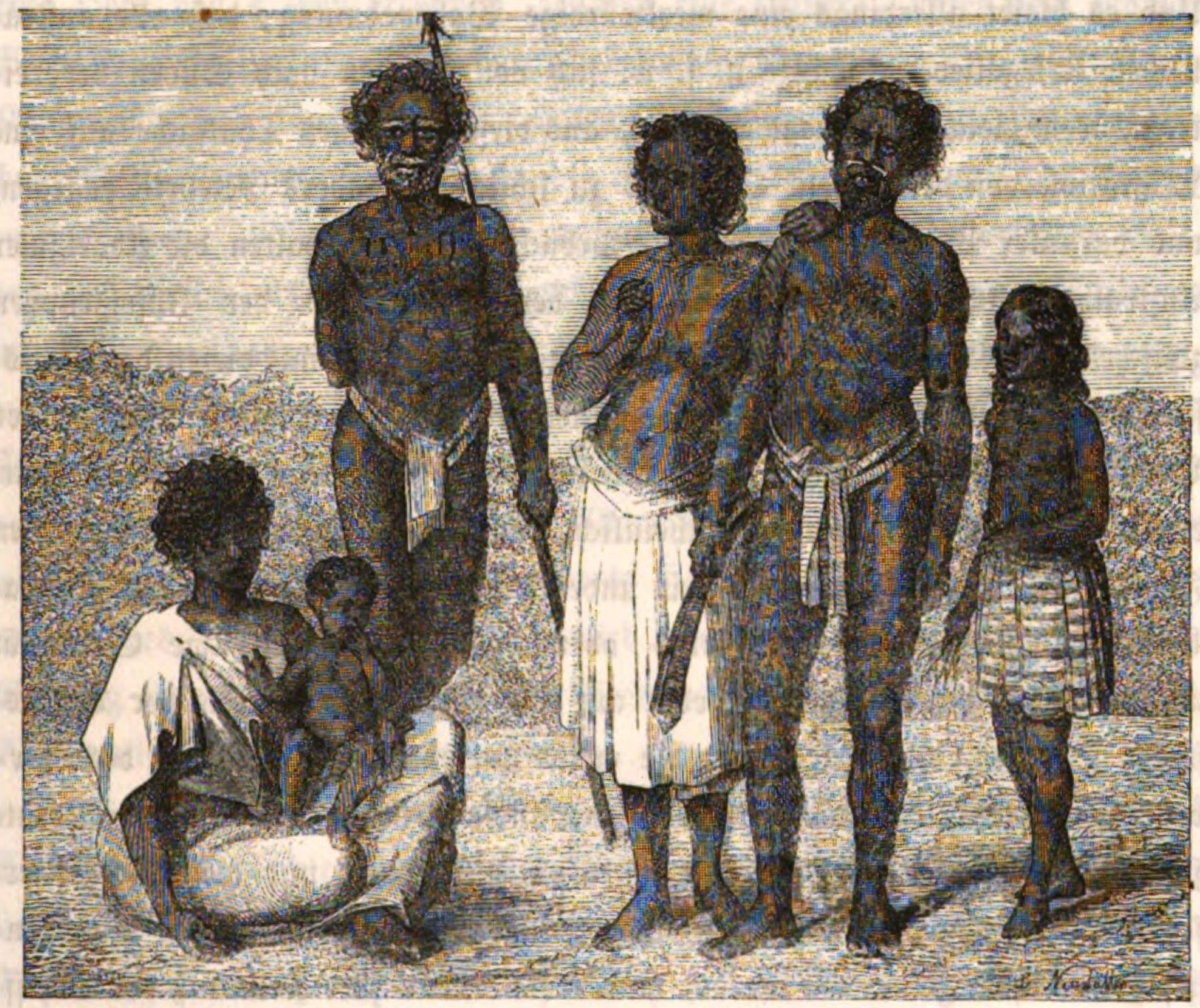
Das Vorkommen von Cannibalismus ist namentlich unter den Urbewohnern im Norden eine erwiesene Thatsache. Herr Angas, dessen bereitwilliger Förderung unserer Zwecke bereits dankbar Erwähnung geschah, theilte uns unter andern interessanten Daten einen Fall mit, wo in der Nähe von Moreton-Bai ein Knabe starb, dessen Kopf und Haut, der rohen Sitte gemäß, vom übrigen Körper getrennt, und an einem Stock über dem Feuer getrocknet wurden. Vater und Mutter waren bei dem Vorgange zugegen und stießen laute Schreie aus. Das Herz, die Leber und die Eingeweide wurden unter die anwesenden Krieger vertheilt, welche Stücke davon an den knöchernen Spitzen ihrer Speere mit forttrugen, während die gerö-

steten Oberschenkel (angeblich die größten Leckerbissen) von den Eltern selbst verzehrt wurden. Haut, Schädel und Knochen dagegen packten die Eingeborenen sorgfältig zusammen und nahmen sie in ihren Säcken aus Grasgeflecht auf die Reise mit. Nicht selten soll eine Mutter ihr eigenes Kind in dem dunklen Wahne aufessen, daß jene Kraft, welche ihr die Leibesfrucht entzogen, auf solche Weise wieder in den Körper zurückkehre! Fällt den Eingeborenen ein Krieger eines feindlichen Stammes in die Hände, so sollen sie ihrem erbarmungswürdigen Opfer mit fanatischer Wildheit das Fett der Nieren aus dem Leibe reißen und sich in dem Glauben damit beschmieren, daß dies dem Körper Kraft, dem Herzen Muth verleihe. In den südlichen Theilen Australiens benützen die Urbewohner ausgehöhlte Menschenschädel als Trinkgefäße, und zwar ist dies der einzige bekannte Fall, wo ein Theil des menschlichen Skelets einem Volke zum Geräthe dient. Jedes Weib soll eine derartige knöcherne Calabasse besitzen, die es gewöhnlich selbst aushöhlt und fabricirt. In der ziemlich umfangreichen ethnographischen Sammlung des australischen Museums sahen wir mehrere Exemplare dieser schauerlichen Trinkgefäße. Mit dem Gedanken an ein Leben nach dem Tode, an die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes u. s. w. scheint sich das durch Aberglauben und Furcht vor bösen Geistern beständig geängstigte, äußerst beschränkte Verstandesvermögen der Urbewohner des fünften Continents bisher nur wenig beschäftigt zu haben, und die höchst originelle Anschauungsweise, „daß sie sich nach dem Tode in Weiße verwandeln, und daß die Anglosachsen, welche gegenwärtig ihre Jagdgründe bevölkern, die Geister ihrer Vorfahren in einem transformirten Zustande seien“, scheint weit eher der versöhnenden Phantasie eines englischen Missionärs als dem armen Gehirne eines denkfaulen Eingeborenen entsprungen zu sein! —

An verschiedenen Punkten des Hafens, namentlich an den Vorsprüngen und flachen Felsen in der Nähe von Middle Harbour, Camp Cove, Point Piper, Moßman's Cove, Lane's Cove u. s. w., begegnet das Auge des Forschers zahlreichen, in Stein gehauenen, ziemlich rohen Sculpturen, welche größtentheils irdische Gegenstände, wie Känguruhs, Emu's, fliegende Eichhörnchen, Fische, Schildkröten, und vor allem zahlreiche, den Corróbori aufführende Urbewohner darstellen. Der Corróbori ist eine Art Kriegstanz, bei dem sich die Eingeborenen den Körper in der Regel mit weißen, skeletähnlichen Figuren bemalen, und dadurch, wenn sie des Nachts bei glim-

mendem Feuer mit schweren Keulen im Kreise herumhüpfen, tanzenden Todtengerippen ähnlich sehen.

Frägt man die dermalige schwarze Generation nach der Bedeutung dieser Felssculpturen, so antworten sie gemeiniglich in gebrochenem Englisch: „Black fellow made them long ago!“ [1]) und um einen Begriff von ihrem Alterthum zu geben, erheben sie Hände und Gesicht, schließen die Augen und wiederholen: „Murrey-murrey-murrey, long time ago!“



Urbewohner Australiens.

Die zahlreichen, über den muthmaßlichen Ursprung dieser merkwürdigen Menschenrace aufgestellten Theorien haben nur wenig beigetragen das Dunkel zu lichten, welches über die wahre Abstammung der Urbewohner Austra-

[1]) „Der Schwarze machte es vor langer Zeit!“ Die englischen Colonisten nennen nämlich die Urbewohner Australiens nach ihrer dunklen Hautfarbe Blacks oder Aboriginer, während sie die im Lande geborenen Weißen mit dem Ausdrucke Australier oder Eingeborene (natives) bezeichnen. Das Wort Creole ist verpönt und hat hier die nämliche Bedeutung wie Mestize oder Mischling, obwohl der Ausdruck vom spanischen criollo stammt, und eigentlich nichts anderes als einheimisch, eingeboren, bedeutet. Für alles dem Lande Eigenthümliche gebrauchen die Colonisten mit Vorliebe die Bezeichnung „colonial.“

liens herrscht. Schriftsteller, welche ihre Annahme gern mit der Offenbarung in Einklang bringen möchten, sprechen die Vermuthung aus, daß die ersten Bevölkerer Australiens aus Ostasien oder dem indischen Archipel kamen, und, indem sie die Torresstraße passirten, sich allmählich über den weiten fünften Erdtheil verbreiteten. Ja, man geht sogar so weit zu behaupten, daß noch bis zur Stunde im Innern einer Insel des malayischen Archipels eine Menschenrace lebt, deren physische Beschaffenheit, deren Sprache und Sitten mit jenen der Urbewohner Australiens indentisch sind. Und es bleibt allerdings eine merkwürdige Wahrnehmung, daß alle australischen Kriegslieder, Tänze u. s. w. sich von Norden nach Süden verbreiteten, wenngleich es gewagt erscheint, aus dieser einzelnen Thatsache auf eine Migration von den Inseln Ostasiens zu schließen. Andere Gelehrte dagegen, und darunter Prichard, Wappäus, Burdach u. Andere halten die Aboriginer Australiens für stammverwandt mit den Bewohnern der Inselgruppen zwischen Neu-Guinea und Neu-Caledonien und lassen sie mit diesen den Volksstamm der Austral-Neger bilden. Ein neuerer Forscher endlich, Mr. James Browne, welcher 16 Jahre unter den schwarzen Stämmen Australiens lebte, erachtet es für nicht unwahrscheinlich, daß einige Leute von malayischen Fahrzeugen, welche bekanntlich seit undenklichen Zeiten die Nordküste Australiens besuchen, durch Schiffbruch oder eine andere zufällige Calamität an die Küste dieses Erdtheiles oder auf eine der Inseln jenseits der Torresstraße geworfen, auf diese Weise die ersten unfreiwilligen Besiedler des Nordens von Australien geworden sind. Die anwachsende Bevölkerung zerstreute sich allmählig über das Innere des großen Continents, und als diese Völkerschaften nach Verlauf von Jahrhunderten über Land bis an die entgegengesetzten Küsten gekommen waren, hatten sie bereits jede Kenntniß der Schifffahrt verloren und waren nicht länger mehr fähig, die Vortheile des vor ihren staunenden Blicken sich ausbreitenden Meeres ermessen und benützen zu können. Die schwarzen Bevölkerer Australiens erscheinen seltsamer Weise als der einzige, eine Seeküste bewohnende, wilde Volksstamm der Erde, welcher keine eigenen Transportmittel zu Wasser besitzt und des Schwimmens nicht kundig ist. Vielleicht bringen uns die verschiedenen, in den letzten Jahren mit so viel Eifer und Hingebung nach dem Innern Australiens unternommenen Expeditionen neue Aufklärungen über dessen Urbewohner, vielleicht aber auch, und dies ist das Wahrscheinlichere, verschwindet eine

ganze Race wieder von der Erde, noch bevor es gelungen ist, über ihren Ursprung, ihre Wanderungen und ihre Geschichte unwiderlegbare Thatsachen zu ermitteln und festzustellen [1]).

Am Morgen nach unserer Ankunft in Wullongong und nach unserer ersten Begegnung mit den Eingeborenen wurde auf Veranstaltung des Herrn Hill ein Ausflug nach dem sogenannten Balgounie-Farm unternommen, um in den Wäldern der Nachbarschaft auf Känguruhs zu jagen. Es waren dies aber nicht jene großen Beutelthiere (Macropus major), welche zuweilen eine Höhe von 4 Fuß erreichen, sondern eine kleinere, unter dem Namen Wállobý (Halmaturus ualabatus) bekannte Gattung. Die eigentlichen Känguruhs sind längst vor der Cultur entflohen und haben sich mehrere hundert Meilen landeinwärts in die Wälder tief im Innern des Landes zurückgezogen. Die Jagdfreunde wurden in einem der herrlichen Wälder, welche sich zwischen den Bellambi-, Keira- und Kemla-Bergen hinziehen, in gewissen Distanzen aufgestellt und die uns begleitenden Schwarzen angewiesen, mit ihren „Dingos" (gewöhnliche abgerichtete Hunde europäischer Race) die Känguruhs entgegen zu treiben. Die Eingeborenen gebrauchen das Wort Dingo für Hund im Allgemeinen, während der sogenannte wilde oder, vielleicht besser, verwilderte Hund Australiens in der Sprache des Landes „Warrigul" genannt wird, und keineswegs eine besondere Gattung ist, vielmehr als ein dem Stamme der Schäferhunde angehöriger Abkömmling betrachtet werden mag [2]).

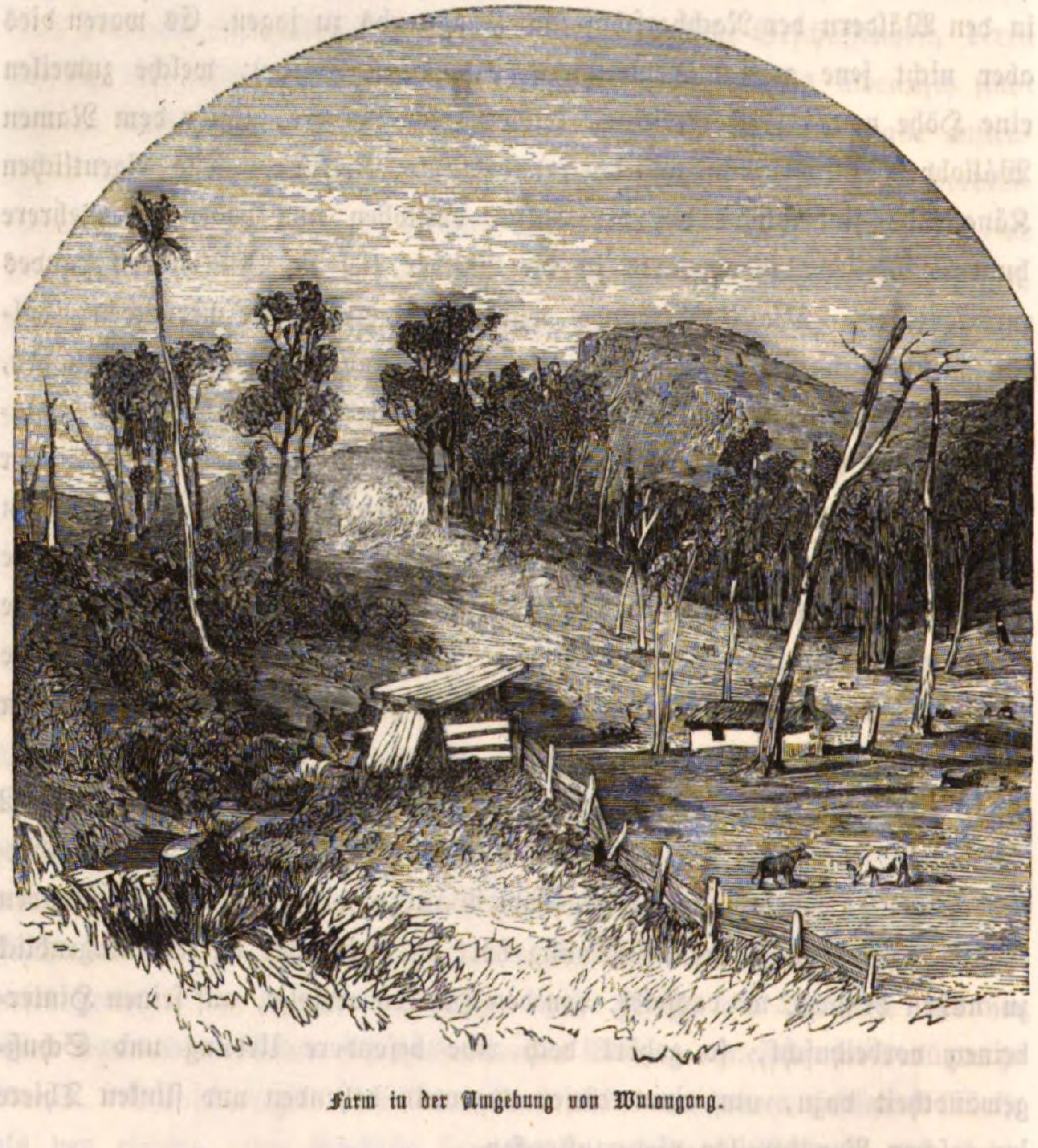
Die Jagd war nicht sehr ergiebig und selbst von den 10 oder 12 Wállobýs, deren die Jagenden ansichtig wurden, traf nur zwei die tödtliche Kugel. Obwohl man das nahende Wállobý wegen seines plätschernden Trittes schon aus großer Entfernung hört und scheinbar nur den Augenblick zu nützen braucht, wo dasselbe, von den Hunden verfolgt, auf seinen Hinterbeinen vorbeihuscht, so gehört doch eine besondere Uebung und Schußgewandtheit dazu, um eines dieser ungemein behenden und flinken Thiere im raschen Vorübereilen niederzustrecken.

Aber auch ohne eine reiche Jagdausbeute war der Aufenthalt in den reizenden Wäldern des Keiragebirges überaus anziehend und lohnend.

[1]) Vergleiche: G. Westgarth, Report on the condition and prospects of the aborigines of Australia. Melbourne 1846. — J. Browne, Nautical Magazine. September und October 1856.

[2]) Obwohl vorherrschend röthlich-braun, wird der australische Hund doch von allen möglichen Farben, selbst gefleckt getroffen. Auch die Länge seiner Haare ist veränderlich.

Die mannigfaltigsten, üppigsten Vegetationsbilder, mit jedem Schritte wechselnd, entlocken dem Wandersmann unaufhörlich Aeußerungen der Bewunderung und des Entzückens. Einzelne Stellen mit herrlichen Baumfarn und riesigen, durch Lianen verschlungenen Eucalyptusstämmen, an denen zierliche Parasiten malerisch hingen, erinnerten in ihrer üppigen Pracht an die Fülle



Farm in der Umgebung von Wulongong.

tropischer Vegetation. Eigenthümlich und seltsam wie die Pflanzenformen und die Baumgestalten, waren die Laute, welche aus dem grünen Halbdunkel an unser Ohr drangen, ohne daß das Auge die Sänger selbst zu erspähen vermochte. Und so täuschend ahmen einige von ihnen gewisse Hantierungen der Menschen nach, daß man sich unwillkürlich in der Nähe eines

menschlichen Wesens glaubt, wenn der Peitschenvogel [1]) das Knallen einer Peitsche, oder der Glockenschläger [2]) den Klang einer Glocke unübertrefflich imitirt.

Während unserer Streifzüge kamen wir auch an einzelnen Pachthöfen vorüber; einsame, mit der zähen Rinde des Eucalyptus bedeckte Holzhütten, deren ärmliche Außenseite den Comfort nicht verrieth, dem wir im Innern begegneten. Ueberall ward uns die freundlichste Aufnahme. Kaum hatten wir den Fuß in die Hütte gesetzt, so waren sogleich alle anwesenden Mitglieder der Familie in Bewegung, um Milch und Butter, Eier und Brot herbeizubringen und uns anzubieten. An hübschem Porzellan, geschliffenen Trinkgläsern und Scheffielder Eßbestecken fehlte es in keiner Hütte, deren Wände gemeiniglich mit Bildchen und Holzschnitten aus illustrirten Werken beklebt waren. Als Brot wurde uns häufig der nationale Damper, eine blos aus Mehl und Wasser bereitete und in heißer Asche gebackene Masse vorgesetzt. Sie schmeckt vortrefflich und hat nebst der sehr leichten Bereitungsweise [3]) den Vortheil, längere Zeit in genießbarem Zustande aufbewahrt werden zu können.

Unsere Rückkehr nach Sydney war für den folgenden Morgen bestimmt. Wir wollten den, jeden zweiten Tag von Wullongong abfahrenden Dampfer benützen, indem der Befehlshaber und mehrere Mitglieder der Expedition für den Abend bereits eine Einladung in Sydney angenommen hatten. Da der aus Keiáma kommende Dampfer erst gegen Mittag abgeht, so machten wir noch von den Morgenstunden Gebrauch, um einen Ausflug nach den Kohlenminen im Keiragebirge zu unternehmen und in den Wäldern der Umgebung zu jagen. Die Kohlenminen sind sehr ergiebig. Das Mineral wird aus einen horizontal in den Berg laufenden Schacht in kleinen Wägelchen auf einer Art Rutschbahn nach der breiten Straße geschafft und von dort auf Fuhrwerken in die Stadt weiter befördert. Man gewinnt täglich eine hinreichende Quantität Kohlen, um 200 solcher Wägelchen damit zu füllen.

Unsere Absicht, mit dem Dampfer zurückzukehren, ging leider nicht in Erfüllung, denn ein heftiger conträrer Wind und eine hochgehende See

[1]) Psophodes crepitans; von den Colonisten Coachman's whip genannt.
[2]) Myzantha Garulla; von den Colonisten Bell bird genannt.
[3]) Nachdem das Mehl eine geraume Zeit wohl geknetet ist, läßt man den Teig eine Stunde in heißer Asche backen, und der Damper ist fertig.

ließen die Ankunft und das Einlaufen des Dampfbootes in den Hafen von Wullongong problematisch erscheinen. Wir entschlossen uns daher, als das Passagierschiff gegen vier Uhr noch immer nicht in Sicht, und jede Mög-



Keiragebirg bei Wullongong.

lichkeit verschwunden war, noch rechtzeitig in Sydney einzutreffen, um der angenommenen Einladung Folge leisten zu können, die Rückreise wieder mit

dem Wagen über Appin anzutreten. Die Kühle des Abends sollte noch benützt werden, um die hohen, beschwerlichen Bergrücken zu überschreiten, über welche die Straße in großen Umwegen nach dem Innern führt. Anfangs ging es vortrefflich und der erste Theil der Fahrt über das Keiragebirge wurde eben so rasch als gemächlich zurückgelegt. Aber es kamen noch zahlreiche steile Stellen, und endlich wollten die ermüdeten Pferde nicht mehr weiter. Wir hatten längst die Kutsche verlassen und folgten zu Fuß, jagend, sammelnd, die Schönheiten der uns umgebenden Natur bewundernd. Der Wagen stand mitten auf einem sehr steilen Rücken, den Pferden schienen die Beine den Dienst zu versagen. Die Schmeichelworte, womit Mr. Crooker, das Prototyp eines englischen Kutschers, den Billi und Sam (das waren die Namen der beiden Pferde) aufzumuntern sich bemühte, so wie selbst ernstgemeinte Peitschenhiebe halfen nichts; die Thiere gingen keinen Schritt mehr vorwärts; wir mußten persönlich Hand anlegen, um den Wagen wenigstens in eine minder gefährliche Position zu schieben. An ein Weiterkommen war unter solchen Umständen nicht mehr zu denken. Man beschloß, den Kutscher mit Wagen und Pferden nach Wullongong zurückzuschicken, um Vorspann zu holen, und einstweilen die Wanderung bis nach der nächsten, ungefähr 18 englische Meilen entfernten Station, nach den Waldhütten von Bargo zu Fuß fortzusetzen. Auf dem Wege oder in Bargo sollte verabredetermaßen der Kutscher mit frischem Gespann wieder mit uns zusammentreffen. Da wir den Weg nicht genauer kannten, so versahen wir uns mit den nöthigen Effecten, für den Fall als wir genöthigt sein sollten, im Walde zu übernachten.

Es war halb sieben Uhr Abends; die Sonne ging eben unter, nur durch die höchsten Wipfel der Bäume glänzten und blitzten noch ihre goldenen Strahlen. Wir wanderten mit einer, durch das unerwartete Abenteuer noch gehobenen Stimmung weiter. Nächtliches Dunkel umhüllte allmählig die Wälder. Der Schritt wurde unsicher. Selbst die volle Scheibe des Mondes, welche im Osten heraufzog und ihre bleichen Strahlen durch die Nacht der Eucalypten warf, riesige Schatten auf den weißen Sandboden malend, hemmte mehr die Wanderung durch dieses grüne Labyrinth, statt uns zur Leuchte aus demselben zu dienen. Wir schritten bis ein Uhr Morgens rüstig fort und waren schon nahe daran im Walde unser Lager aufzuschlagen und daselbst das Grauen des Tages zu erwarten, als wir mit einem

Male die stattliche Einzäunung erblickten, welche das Gehöft von Bargo umgiebt. Mit beschleunigten Schritten eilten wir nun der einsamen Waldansiedlung zu und klopften an der verschlossenen Thür. Ein fürchterliches Gebelle von wachenden Hunden begrüßte nicht gerade auf die einladendste Art die in so ungewöhnlicher Stunde einsprechenden Gäste. Nach wiederholtem Klopfen öffnete sich endlich die Thür der Hütte; ein alter Mann in nächtlicher Toilette erschien unter der Schwelle, und frug mit rauher Stimme, wer wir seien und was wir wollten? Die Antwort fiel nicht schwer.



Bargo.

Der Umstand, daß wir auf der Hinreise bereits eingesprochen und vom Alten wieder erkannt wurden, kam dabei wohl zu statten. Man nahm uns auf das freundlichste auf und trotz der späten Stunde wurden sogleich Anstalten getroffen, uns ein Mahl zu bereiten. Man kochte Kaffee, Thee, Eier, holte frische Butter und „Damper" aus der Vorrathskammer und verwandelte, so gut es ging, die kleine, anheimelnde Gaststube rasch in eine Schlafstätte.

Die Folge der ermüdenden und beschwerlichen nächtlichen Wanderung war ein spätes Erwachen, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand. Eben wollten wir über das unterwegs zurückgelassene Fuhrwerk Nach-

frage anstellen, als dessen Kutscher auf uns zukam, und erklärte, daß er zur Fortsetzung der Reise bereit sei. Er hatte beim Wirth in Wullongong kräftigere Pferde geborgt und hoffte nun den Rest der Fahrt ohne weitere Störung zurückzulegen. Während diese angespannt wurden, traten wir in die Hütte und besahen uns noch einmal das kleine Gemach, in dem wir, drei Personen, auf den zu Lagerstellen improvisirten Bänken und Tischen die Nacht zugebracht hatten. Die Tageshelle beeinträchtigte nicht die Traulichkeit der Stube. Die Einrichtung war roh, aber reinlich. Am meisten überraschte uns die große Anzahl von gediegenen Werken in englischer Sprache, welche, wohl geordnet, in einem Schranke standen. Sie bildeten entschieden den werthvollsten Theil der Einrichtung; auch die Ansiedler schienen dies zu fühlen. Diese Bücher gehörten früher einem Schulmeister, welcher ihren geistigen Inhalt nach und nach gegen einen andern Geist, nämlich Branntweingeist eintauschte. Der Wirth gewährte dem Schulmeister Vorschüsse, und gelangte auf diese Art allmählig in den Besitz einer nicht unbedeutenden Sammlung interessanter Werke, welche gegenwärtig an Feiertagen oder in den Abendstunden nach vollendetem Tagewerk von Hand zu Hand gehen, und den wißbegierigen Ansiedlern in der Einsamkeit des australischen Waldes gar manches Nützliche und Belehrende von fernen Ländern und Völkern erzählen.

Gegen ein Uhr Mittags kamen wir in Campbelltown an. Im Gasthause, wo wir abstiegen, war eben die bereits erwähnte Loge der Odd Fellows installirt worden. Die ersten sichtbaren Folgen der neuen Institution waren zahlreiche und gewaltige Räusche! In den Straßen, in den Wirthsschenken, überall wimmelte es von Betrunkenen. Jedes dritte Haus in Campbelltown ist ein Wirthshaus, auf je drei Einwohner kommt eine Trinkstube! Die Consumtion geistiger Getränke hat überhaupt in der ganzen Colonie eine grauenerregende Höhe erreicht. Man schätzt den Werth derselben, auf die ganze Bevölkerung der Colonie vertheilt, auf 6 Pfund Sterling per Kopf. Außer den im Lande selbst erzeugten Spirituosen (Wein, Bier, Branntwein und Liqueure), werden nach Neu-Süd-Wales allein jährlich für 1 Million Pfund Sterling eingeführt; ein größerer Verbrauch geistiger Flüssigkeiten, als vielleicht in irgend einem andern Theile der Erde![1])

[1]) In Preußen erschöpft die jährliche Branntweinconsumtion ein Bassin von 1 preußischen Meile Länge, 33 Fuß Breite und 10 Fuß Tiefe. In England ist die jährliche Weinconsumtion $0.^{267}$ Gallonen

Den Rest unserer Fahrt legten wir auf der 33 Meilen langen Eisenbahn in zwei Stunden zurück. Auch ein Telegraph ist bereits zwischen Campbelltown und Sydney in Thätigkeit, und zwar bezahlt man für die Beförderung von zehn Worten 2 Schilling, und 2 Pence für jedes folgende Wort. Gegen sechs Uhr Abends kamen wir in Sydney an und nahmen diesmal unser Absteigquartier im Australischen Club, wo man für die Mitglieder der Expedition, so weit der Raum reichte, auf die freundlichste Weise Zimmer reservirt hatte. Das Clubhaus ist äußerst elegant eingerichtet und mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehen; nur die Schlafgemächer sind klein, enge und mangelhaft. Da für alle daselbst genossenen Gegenstände blos der Einkaufspreis berechnet wird, so lebt man hier weit billiger als in irgend einem Hotel oder Boardinghaus[1]) und hat überdies den Vortheil, mit der distinguirtesten Gesellschaft der Stadt zu verkehren.

Während ein Theil der Expedition den eben geschilderten Ausflug in südlicher Richtung nach den wald- und wildreichen Gegenden des Illawara-Districtes unternahm, besuchten einige der Naturforscher in nördlicher Richtung das Thalbecken des Hunterflusses und die Steinkohlenfelder von New-Castle, und kehrten reich beladen mit werthvollen botanischen, entomologischen, mineralogischen und paläontologischen Sammlungen, mit Kohlenproben, fossiler Pflanzen und silurischer Versteinerungen wieder nach Sydney zurück.

Die interessanteste Episode im Laufe dieser Excursion war der Aufenthalt auf Ash-Island (sprich Asch-Eiland), einer kleinen, am Hunter-River gelegenen Insel, das Besitzthum des Parlamentsmitgliedes Herrn A. W. Scott, welcher sich daselbst mit seiner Familie niedergelassen hat. Zwei seiner Töchter erwecken eben so viel Bewunderung durch ihre Liebenswürdigkeit und Anmuth, als durch die gründlichen entomologischen Studien, denen sie sich mit so viel Eifer hingeben. Sie besitzen außer geologischen und konchyliologischen, auch ausgezeichnete Insecten- und Schmetterling-Sammlungen und waren zur Zeit unseres Besuches eben im Begriffe ein größeres Werk über

per Kopf; in Frankreich 19 Gallonen per Kopf. Das britische Volk giebt jährlich 54 Millionen Pfund Sterling für Steuer und 74 Millionen Pfund Sterling für geistige Getränke aus. Vergleiche Roscher, Grundzüge der National-Oekonomie.

[1]) Man bezahlt für ein Zimmer täglich 3 Schillinge; für Frühstück (Thee, kaltes Fleisch, Eier, Brot und Butter) 3 Schillinge; Gabelfrühstück 3 Schillinge; Mittagsmahl (ohne Wein) 3 Schillinge 6 Pence. Für Thee, Brot und Butter 1 Schilling. — In St. Kilda's House, einem Boardinghaus in Wulumulú, einer der fashionabelsten Vorstädte Sydneys, bezahlt man für Kost und Wohnung 3 Guineen, für einen Salon außerdem 2 Guineen per Woche. Diese Preise stehen allerdings im Verhältniß zur Höhe der Lebensmittel, Arbeitslöhne u. s. w.

australische Schmetterlinge herauszugeben. Sie haben die Lepidopteren-Fauna von Neu-Süd-Wales, in einer großen Anzahl von Arten durch alle Metamorphosenstände gezogen, vollständig ermittelt und ihre Erfahrungen in einer Reihe von mehr als hundert Tafeln niedergelegt, welche von den beiden Damen, vollendeten Künstlerinnen im Zeichnen und Malen, selbst lithographirt und colorirt wurden.

Von Ash-Island aus sollte der höchste Berg der Umgebung, der 3288 Fuß hohe Zuckerhut, besucht werden. Da es galt, in einem Tage gegen 40 englische Meilen zurückzulegen, so schwangen sich die Reisenden, als kaum der Morgen graute, auf die Pferde und begannen in Begleitung zweier Ansiedler von Ash-Island das Tagewerk. Zuerst ging's eine halbe Stunde lang den Hunterfluß aufwärts, der sich später nordöstlich wendete, während die Reiter links ins Gebirge einlenkten. Der Wald war so wenig dicht, daß man ganz unbehindert, wie durch einen Park reiten konnte. Obschon ausgedehnte Feuerspuren auf häufige Brände deuteten, so schien er doch durch dieselben nur wenig von seiner Urthümlichkeit eingebüßt zu haben. Zuweilen kamen Hütten und bebaute Gelände zum Vorschein; die großen Grundbesitzer geben solche Strecken in Pacht oder haben auf denselben Viehwirthschaften unter eigenen Aufsehern. Im Winter wird das Vieh völlig freigelassen, wo es im Busch, wie die Ansiedler diese Walddistricte so charakteristisch bezeichnen, die üppigste Weide findet. Im Sommer dagegen, wo die Hitze alles versengt und ausdorrt, wird das Vieh in Ställen oder Scheunen mit eingesammeltem Heu gefüttert. Der sonnige Wald bestand aus den schmalblätterigen Eucalypten, Melaleuken und anderen Myrtaceen, aus feinen Casuarinen, Grevilleen, Banksien, aus der einheimischen Birne (Hylomelum), der vielgeschätzten Warratah (Telopea speciosissima), den fast schattenlosen Acazien, der einheimischen Kirsche (Exocarpus), den schönen Papilionaceen, den ganz eigenthümlichen Stylidien u. s. w. Alle diese Pflanzengestalten mit ihrem bunten Farbenschmucke waren für die österreichischen Forscher alte Bekannte, welche, durch den hochverdienten Reisenden und Naturforscher Freiherrn v. Hügel zuerst in den Gewächshäusern der Kaiserstadt eingebürgert, eine der glänzendsten Epochen der Gartencultur daselbst bezeichnen und nun auf ihrer heimatlichen Erde in großartigster Entwicklung mit doppeltem Interesse begrüßt und bestaunt wurden. Mit Blüthen überdeckt, wucherten sie in wilder, zügelloser Freiheit am Wege rings umher, so daß der Pferdehuf oft zer-

knickte und zertrat, was europäische Reisende als seltene Kostbarkeiten zu betrachten gewohnt sind. Zahlreiche Vögel, namentlich Papageien, trieben sich schreiend in den Kronen der Bäume herum; die krähenartige Strepera graculina, der kahlköpfige Tropidorhynchus corniculatus, der von den Ansiedlern wegen seiner Vertilgung giftiger Schlangen geschätzte und sorgsam behütete lachende Jackaß (Dacela gigantea), zahlreiche Frigelliden, die fächerschwänzigen Musciapiden, die gleich unseren Baumläufern an Baumstämmen auf- und abkletternden Climacteris, die 4 bis 5 Fuß langen Monitore, welche hie und da rasch auf die Bäume flüchteten, Stacheleidechsen und schöne Nabelschnecken gewährten dem Zoologen reiche Abwechslung und Ausbeute.



Farm am Hunter-River.

Nach dreistündigem Ritt gelangten die Reisenden zu einer steilen Felswand, wo sie die Pferde zurückließen und nun zu Fuß weiter klimmten, bis sie auf einer zertrümmerten Felsmasse von grobem, breccienartigem Sandstein, dem eigentlichen sogenannten Zuckerhut, standen und nun zwischen dessen Spalten mühsam den Gipfel zu erreichen suchten. Eine überraschende Fernsicht bot sich hier den Blicken dar: die Grafschaft Northumberland mit ihrem grünen Waldesschmuck breitete sich im hellen Sonnenlichte zu den Füßen aus. Zur Linken erblickte man in weiter Ferne die Hauptansiedlung Maitland und den schiffbaren Hunterfluß, der wie ein Silberband sich durch die üppige Landschaft bis tief hinab zum fernen New-Castle schlang, wo er

sich dem Meere vermählt, auf dessen wildschäumenden Wogen die Schiffe nur wie weiße Punkte auf zitterndem Grunde erschienen. Zur Rechten lag, halb vom Walde verhüllt, in langer Ausdehnung der Macquarie-See. Die einheimischen Begleiter schilderten denselben als äußerst schwer zugänglich, aber als ein wahres Paradies für den Jäger, indem Hunderte von schwarzen Schwänen, der australische Storch, Brachvögel, Sichelschnäbler, Koromane und zahllose andere Sumpf- und Wasservögel sich daselbst aufhalten. Den Hintergrund der reizenden Landschaft schloß eine Kette der blauen Berge. Die ganze Gegend ist ziemlich bevölkert und bebaut. Rauchsäulen verriethen hie und da die Stellen, wo die Hütten von Ansiedlern im Walde versteckt lagen. Die Führer waren nicht weniger entzückt von dieser herrlichen Rundschau als die Naturforscher der Novara-Expedition; sie hatten noch niemals früher den Gipfel des Berges bestiegen, obgleich der Aeltere von ihnen schon 15 Jahre auf Ash-Island lebte und oftmals bis an die erste Felsmauer gekommen war, um verlaufene Rinder aufzusuchen.

Versunken in Bewunderung des an Naturschönheiten so reichen Bildes, vergaß man alles Maß der Zeit und mußte nun einen Theil des Weges im Halbdunkel zurücklegen. Es war eine lieblich-milde, mondhelle Nacht. Das tiefe Schweigen der Natur wurde nur selten durch einen gellenden Ruf des „Curlew" (Numenius arquata) aus nahen Sümpfen oder von dem Rascheln eines vor den nahenden Reitern fliehenden Wällobies unterbrochen. Gerne ließen die Reiter, ergriffen von überwältigenden Gefühlen, ihre Pferde auf dem grasigen Boden langsam dahingehen. Erschien es doch fast wie ein Traum, daß wissenschaftliche Forscher dieselben Fluren sorglos-friedlich überschreiten, wo das Mondlicht noch vor einer kurzen Spanne Zeit den Tritt des Wilden beleuchtete, welcher das scheue Känguruh und den flüchtigen Emu mit seinem Speere zu beschleichen suchte.

Die Hoffnung der Naturforscher der Expedition, die blauen Berge und die Golddistricte in der Umgebung von Bathhurst besuchen zu können, ging leider aus Mangel an Zeit nicht in Erfüllung. Sie mußten sich, was die Goldfelder betrifft, mit dem Anblicke der „Goldnuggets" [1]) begnügen, welche glückliche Finder in den Schaufenstern der Juweliere in George-Street in Sydney ausgestellt hatten, so wie mit den Nachrichten, welche die Zeitungen täglich über die bewährte Reichhaltigkeit der alten Goldfelder brachten.

[1]) Auch Ingots oder Niggets, d. h. Klumpen Goldes.

Während unserer Anwesenheit in Sydney wurde in den westlichen Districten eine Goldmasse von 150 Pfund Gewicht im Werthe von 6000 Pfund Sterling (60.000 Gulden) der Erde entrungen. Solche Funde erwecken immer von neuem bei Hunderten von Menschen die Hoffnung, eben so glücklich zu sein. Auf die Kunde von einem neuentdeckten Eldorado im Norden Australiens am Fitzroyfluß bei Port Curtis waren, wenige Monate vor unserer Ankunft in Sydney, bei 10.000 Menschen aus den Colonien Victoria und Neu-Süd-Wales dahin gewandert. Dieses ungeheure Zuströmen von Menschen in eine bisher völlig unwirthbare Gegend, ohne Ansiedler und Anbau, wo Keiner, der es sich nicht selber mitbrachte, Obdach oder Lebensunterhalt zu finden vermochte, verursachte namenloses Elend. Man hatte in Sydney Hab und Gut zu beispiellos billigen Preisen verkauft, um sich die zum Goldgraben nöthigen Geräthe anzuschaffen und den Ueberfahrtspreis bezahlen zu können. Viele verließen sicher rentirende Geschäfte und vortheilhafte Anstellungen, um ihren Durst nach Gold und Reichthum zu befriedigen. Die Straßen von Sydney und Melbourne waren gefüllt mit Goldlüsternen, welche, mit Decken, Gefäßen, Hacken und Spaten voll bepackt, ihr letztes Geld für theuere Fahrkarten ausgaben und athemlos nach den Schiffen rannten, die sie nach dem neuentdeckten Goldlande bringen sollten. Es war dies im September 1858. Voll der rosigsten, glänzendsten Erwartungen begab man sich auf die Reise. Aber schon einen Monat später langten die niederschmetterndsten Nachrichten aus Port Curtis in Sydney an. Ein gesetz- und ordnungsloses Heer von Menschen, getäuscht in seinen Hoffnungen, stand unbeschützt, ohne Unterkunft, ohne Nahrung und Verdienst, nachdem sich die Goldfelder nicht ergiebig erwiesen, in einem fernen Lande, dem Einflusse einer fast unerträglichen Hitze preisgegeben und ohne Mittel, zurückkehren zu können! Man sah Männer ihre Werkzeuge, welche sie Pfunde Sterlinge gekostet hatten, für wenige Schillinge wieder weggeben. Der ganze Weg von den vermeintlichen Goldfeldern bis nach dem Landungsplatze der Schiffe war besäet mit Geräthschaften, welche Sonnenhitze und wunde Füße wegzuwerfen nöthigten, um den beschwerlichen Weg nach der Küste zu erleichtern, und abermals drängte sich das Volk in wilder Hast zu den Schiffen, welche, bis zur Unsicherheit mit Menschen vollgefüllt, die bitter Getäuschten nach den eben erst mit so schweren Opfern verlassenen Colonien zurückbringen sollten.

Nur das energische Einschreiten der Regierung, welche nach den improvisirten Ansiedlungen fortwährend Provisionen schickte und eine große Anzahl der Verirrten unentgeltlich wieder nach Sydney und Melbourne zurückführen ließ, verhütete größeres Unglück. Nach wenigen Monaten war die plötzlich so volkreiche Gegend neuerdings verödet und verlassen, und die Zeltstadt Rockhampton hatte wieder ihre ursprüngliche Gestalt, die einer einzigen Bretterhütte, angenommen. In Sydney aber wimmelte es von ausgehungerten, brotlosen, arbeitsuchenden Jammergestalten, die jeden Mittag ihre dürren Hände flehentlich nach der Fleischbrühe ausstreckten, welche ihnen die Theilnahme ihrer Mitbürger unentgeltlich reichen ließ.

Unter diesen armen Getäuschten befanden sich auffallend wenig deutsche Einwanderer, welche, wie es scheint, ihr Glück mehr von einem stabilen Fleiße als von einem trüglichen Durchwühlen der Erde nach Schätzen erwarten. Aus diesem Grunde wird der deutsche Arbeiter vom englischen Farmer selbst seinen eigenen Landsleuten vorgezogen. Und die Auswanderung aus Deutschland nach Australien hätte gewiß schon größere Dimensionen angenommen, wenn nicht die Art und Weise, wie man bis vor Kurzem deutsche Emigranten nach den australischen Colonien auf deutschen Schiffen zu befördern und auf denselben zu behandeln pflegte, viele abgeschreckt haben würde, ihren Weg nach dem fünften Erdtheil zu nehmen. Man trieb eine Reihe von Jahren ungeahndet eine Art Handel mit den deutschen Auswanderern nach Australien, der nicht nur den Gesetzen der Gesundheitspolizei, der Sittlichkeit und der Humanität, sondern auch jenen Vorschriften zuwiderlief, welche alle maritimen Staaten als erste Bedingung zur Aufnahme von Einwanderern festzustellen für nöthig erachtet haben.

Ein officielles Actenstück, welches zur Zeit der Anwesenheit der Novara-Reisenden in Sydney über das bestehende System der deutschen Auswanderung nach der Colonie von Neu-Süd-Wales im Drucke erschien, brachte über die Entbehrungen, Verkürzungen und Kränkungen, welche deutsche Auswanderer zu erdulden hatten, wahrhaft haarsträubende Dinge zur öffentlichen Kenntniß[1]). Es war das Resultat genauer und gewissenhafter Erhebungen, welche, in Folge einer von 60 in Sydney ansässigen Deutschen der gesetzgebenden Versammlung überreichten Petition, um Untersuchung und

[1]) Report from the select Committee of the legislative Council. appointed on the 26th of May 1858 to inquire into the present system of German Immigration into this Colony. Ordered by the Council to be printed 11th of August 1858. Sydney.

Abhülfe der auf deutschen Auswandererschiffen herrschenden Uebelstände, von einem eigens zu diesem Zwecke niedergesetzten Comité gepflogen worden waren. In dieser Petition wurde namentlich darüber Beschwerde geführt, daß am Bord deutscher Auswandererschiffe ein totaler Mangel an geziemender Trennung der Geschlechter bestehe; daß sich im Allgemeinen auf solchen Schiffen kein qualificirter Arzt befinde; daß in keinem der deutschen Seehäfen eine gerichtliche Beaugenscheinigung der am Bord befindlichen Provisionen für die Reise, sowohl in Bezug auf Quantität als auch auf Qualität vorgenommen werde; daß die Schiffe zuweilen nicht die hinreichende Mannschaft besitzen, und in Folge dessen die Emigranten selbst bei Nacht gleich dem Schiffsvolk zur Arbeit genommen werden; daß endlich in mehreren Fällen einer groben Verletzung des Contractes von Seite der Schiffsrheder die betheiligten Parteien gleichwohl nicht im Stande waren, sich bei den Colonialgerichtshöfen Genugthuung und Recht zu verschaffen, indem die zum Schutze englischer Emigranten in Kraft bestehenden Gesetze und Regulative bisher nicht auch auf die aus Deutschland kommenden Einwanderer in Anwendung gebracht wurden.

Der 32 Folioseiten umfassende Bericht des Comité's ist voll der merkwürdigsten Enthüllungen; die vernommenen Zeugen, von denen wir selbst mehrere persönlich kennen lernten, sind zum größten Theil angesehene Männer aus den verschiedensten Berufsphären, deren Aussagen volles Vertrauen verdienen. Wir theilen hier einige dieser Eröffnungen mit, weil wir glauben, daß die Expedition einer deutschen Großmacht vor allem die Aufgabe habe, jene Mängel und Gebrechen aufzudecken und öffentlich zur Sprache zu bringen, welche das Ansehen des deutschen Volkes im Auslande untergraben und seine Ehre verletzen. Vielleicht gelingt es, durch Anführung so haarsträubender Thatsachen, wie die nachfolgenden, die Aufmerksamkeit deutscher Regierungsmänner von neuem auf die hohe Wichtigkeit einer Organisirung des Auswanderungswesens und eines staatlichen Schutzes des germanischen Stammes in fremden Zonen zu lenken, welcher vom politischen wie vom humanen Standpunkte in dem Maße immer dringlicher wird, als sich die deutsche Emigration über alle Länder der bewohnten Erde ausbreitet.

Einer der Zeugen, der mit einem Auswandererschiff von Hamburg nach Sydney gekommen war, erzählte, daß in Folge schlechter Verpfle-

gung am Bord der Typhus ausbrach und vierunddreißig Passagiere während der Ueberfahrt starben. Der Schiffsarzt widmete den Kranken so wenig Aufmerksamkeit, daß einmal eine alte Frau thatsächlich in Sackleinwand eingenäht wurde, um über Bord geworfen zu werden, welche sich noch am Leben befand. Sie öffnete während dieser grauenvollen Vorkehrung plötzlich die Augen und frug, was man mit ihr vorhabe? Die Unglückliche war bereits zur Hälfte eingenäht. Der Arzt hatte sie niemals besucht. Am nämlichen Abend starb sie wirklich. Alle Passagiere waren über diesen Vorfall höchst aufgebracht, es quälte sie der Gedanke, daß vielleicht Mancher von den vielen schon Begrabenen noch nicht todt war, als er ins Meer versenkt wurde [1]).

Ein zweiter Zeuge, welcher mit der Barke Helvetia von Bremen mit 240 Passagieren in 124 Tagen nach Sydney gesegelt war, gab an, daß schon in den ersten Tagen der Reise Seewasser mit süßem Wasser vermengt zu Kochzwecken verwendet wurde. Der Capitän bemerkte, man habe nöthig dies zu thun, um das süße Wasser zum Trinken aufzusparen. Es war nur ein einziger Kessel vorhanden, in dem alles gekocht werden mußte. Eines Tages erhielten die Passagiere das Wasser in einem dermaßen ungenießbaren Zustande, daß sie vierundzwanzig Stunden (bis zur nächsten Rationvertheilung) ohne einen Trunk Wasser ausharren mußten. Man sagte, es tropfe aus einem Faß verdorbener Häringe in den Wasserbehälter. Dasselbe faule Wasser wurde zur Bereitung von Thee, Kaffee, so wie zum Kochen überhaupt verwendet.

Während des größten Theiles der Reise erhielten die Passagiere nur ein Seitel Wasser täglich. Die Nahrung war so karg zugemessen, daß zuweilen Kinder, um ihre Eßlust zu stillen, gierig vom Boden aufhoben und verzehrten, was man den Hühnern als Futter vorgeworfen hatte. Mädchen dagegen, welche mit den Matrosen unerlaubten Umgang pflogen, hatten Nahrung genug, und konnten davon sogar anderen überlassen. Als sich einer der Passagiere einmal gegen den Capitän über die magere Kost

[1]) Als einer der Untersuchungsrichter den Zeugen frug, ob ihm Bestimmungen in deutschen Häfen bekannt seien, nach welchen Schiffe einen qualificirten Arzt oder Chirurgen am Bord haben müssen, erwiederte dieser: „Man nimmt an Bord von Auswandererschiffen in der Regel Barbiere, denn in Europa verstehen die Barbiere ein Bischen Heilwissenschaft. Ich bin indeß nicht im Stande zu sagen, ob der Arzt an Bord unseres Fahrzeuges diplomirt war oder nicht. Ich hörte, er habe die Universität besucht. Was seine Fähigkeiten betrifft, so weiß ich blos, daß derselbe, als er mir einmal zur Ader lassen sollte die „unrechte" Ader öffnete."

und die schlechte Behandlung beklagte, erwiederte dieser, „daß für ihn als Oldenburger die Bremer Gesetze nicht bindend seien!"

Die für die Auswanderer bestimmten Räume entbehrten jeder Ventilation; die Luft in denselben war äußerst drückend und gesundheitsfeindlich, dabei hatte das auf den Schiffen eingeführte System der Vertheilung der Schlafstellen (berthing) die empörendste Unsittlichkeit zur Folge. Es war nicht die geringste Vorkehrung für die Sonderung der Geschlechter getroffen; männlich und weiblich, alt und jung, ledig und verheiratet, alles lebte und schlief im nämlichen Raume zusammen. Das ganze Zwischendeck war zu beiden Seiten für Schlafstellen eingerichtet, deren jede 6 Fuß Breite und 6 Fuß Länge hatte, und für vier Personen bestimmt war. Da sich dieselben über einander befanden, so pflegte es zu geschehen, daß man z. B. bei einer Familie aus sechs Personen, den Vater, die Mutter und die beiden kleineren Kinder in die obere Schlafstelle legen ließ, und vielleicht zwei erwachsene Mädchen in die untere. Auf diese Weise blieben noch zwei Plätze zu besetzen übrig, und es wurden nun ohne viel sittliche Scrupel zwei junge Männer in die nämliche Schlafstelle gelegt [1]). Obschon sich Kranke und Wöchnerinnen im Raume befanden, stießen die Matrosen des Nachts mit roher Gewalt die Thüre auf, sangen ausgelassene Lieder und mischten sich unter leichtfertige Dirnen. Ja selbst Schiffsjungen drangen in den Schlafraum und rissen die Bettdecken vom Lager schlummender Mädchen.

Die Aussagen von eilf Zeugen über die Art und Weise, wie seit einer Reihe von Jahren die Beförderung von deutschen Emigranten an Bord des Gottorp, der Helvetia, der Fanni Kirchner, des Cesar und anderer deutscher Auswandererschiffe nach Australien ungeahndet und ungestraft geschah, riefen allgemeine Entrüstung hervor, und einer der Sanitätsbeamten im Hafen von Sydney ließ sich zu der peinlichen Bemerkung hinreißen, „daß keine englische Behörde die Einschiffung von britischen Unterthanen auf Fahrzeugen dulden würde, welche so kleine, finstere, schmutzige

[1]) Der Zeuge Adolf Schädler erzählte unter andern folgenden Vorfall: „Im Jahre 1856 kam ein deutsches Schiff, die Marie Roß, Capitän R. Meyer, in Sydney an. Ich benöthigte um jene Zeit gerade eine Dienstmagd für meine Haushaltung, und nahm ein Mädchen in meine Dienste, das eben mit diesem Schiffe angekommen und mir vom Capitän ganz besonders empfohlen worden war. Dieselbe verweilte zwei Monate hindurch als Wärterin bei meinen Kindern, als ich plötzlich entdeckte, daß sie im höchsten Grade syphilitisch sei (totally rotten from venerial disease). Ich schickte sie sogleich nach dem hiesigen Spitale, und obschon ich nicht im Stande bin zu sagen, ob sich das Mädchen bereits zur Zeit ihrer Einschiffung in diesem Zustande befand, so habe ich doch Grund zu vermuthen, daß der Capitän von ihrer Krankheit wußte.

und ungesunde Räumlichkeiten besitzen, wie die deutschen Auswandererschiffe, wo überdies nicht die geringste Vorkehrung zur Absonderung der Geschlechter getroffen ist [1]) und ärztliche Hülfe häufig gänzlich mangelt."

Da sich im Laufe der angestellten Untersuchungen herausstellte, daß keiner der in Bezug auf fremde Einwanderung bestehenden Gesetzesacte [2]) in seiner dermaligen Fassung für den gegebenen Fall in Anwendung kommen könne, so wurde beschlossen, die Aufmerksamkeit der Colonial-Regierung an die schleunigste Vorbereitung und Vorlage eines Gesetzesactes zur Regulirung des Fremdenverkehrs mit auswärtigen Staaten (for regulating the Passengers traffic with foreign States) zu lenken. Es wäre jedoch sehr wünschenswerth, daß vorläufig mindestens die wichtigsten Punkte der sogenannten „British Passengers-Act" auch für deutsche Auswandererschiffe in Anwendung gebracht, und nur solche Schiffe in australische Häfen zugelassen würden, welche den nachfolgenden Bedingungen entsprechen: Bestimmter Raum für jeden Auswanderer; vollständige Absonderung der Geschlechter; genau bezeichnete Gattung und Quantität der zu liefernden Provisionen und des Trinkwassers; gute und hinreichende Medicamente, so wie entsprechende ärztliche Hülfe.

Im Laufe des Zeugenverhörs war vielfach auch von den Bedingungen die Rede, unter denen auswanderungslustige Deutsche nach Australien befördert werden, und obgleich die verschiedenen Anklagen hauptsächlich gegen die Schiffscapitäne und die Behandlung während der Ueberfahrt erhoben wurden, so sind doch auch die Contracte, welche arme deutsche Emigranten mit den verschiedenen Agenten in Frankfurt am Main, in Bremen und Hamburg eingehen, nichts anderes als eine Verdingung zu einer Art Sclavendienst für die Dauer von zwei Jahren gegen sehr geringen Lohn. Das Uebereinkommen besteht in der Regel darin, daß sich der deutsche Auswanderer verpflichtet, irgend einem ihm vom Agenten oder Schiffscapitän angewiesenen Herrn zwei Jahre hindurch als Schafhirt, Winzer oder Handwerker gegen einen jährlichen Lohn von 20 Pfund Sterling und freie Ver-

[1]) Höchst bemerkenswerth ist, daß in Bremen die Behörden selbst jede Art von Abtheilung in jenem Theile des Schiffes verbieten, welcher zur Unterkunft der Passagiere bestimmt ist, und zwar aus dem Grunde, „weil dadurch angeblich die im Schiffsraume so nöthige Ventilation beeinträchtigt oder gar verhindert werde". Und die sittliche Ventilation? — —

[2]) Diese Gesetzesacte sind: 1. Passengers Act of the United Kingdom, 18 et 19. Victoria, 1855. — 5. Act of Congress of the U. S. of America. 3d. of March 1855.

köstigung[1]) zu dienen, und von diesem Betrag dem Schiffseigner 18 Pfund Sterling als Ueberfahrtsgeld für die Beförderung von Deutschland nach Australien zu bezahlen. Somit verbleiben dem Auswanderer nur mehr 22 Pfund Sterling, für welche der Emigrant zwei Jahre lang dienen und oft sehr schwere Arbeit verrichten muß. Ein fleißiger Arbeiter kann sich aber jährlich als Taglöhner, Landwirth, Handwerker u. s. w. 50 bis 60 Pfund Sterling nebst Kost verdienen, und der arme Auswanderer, welcher unter contractlichen Verpflichtungen nach Australien kommt, ist daher in nicht unbedeutendem Nachtheile gegen den freien Ansiedler.

In einer weit erfreulicheren Weise ist von Seite der britischen Colonial-Regierung durch die sogenannten „Immigration Regulations" (Sydney, 10. August 1857) für die Einwanderer aus Großbritannien und Irland Sorge getragen, indem diese Bestimmungen dem einwandernden Individuum den größtmöglichen Schutz und die wohlwollendste Unterstützung gewähren. Die Regierung von Neu-Süd-Wales, auf deren Kosten seit dem Jahre 1832 bis 1858 mit einem Aufwande von 1,700.000 Pfund Sterling an 110.000 Einwanderer aus Großbritannien und Irland in die Colonie eingeführt worden sind, hat nämlich in Rücksicht auf die große Wichtigkeit der Vermehrung der Arbeitskräfte für den Aufschwung der Colonie die humane (wenigsten bis zum Jahre 1862 in Kraft gewesene) Einrichtung getroffen, daß in Neu-Süd-Wales ansässige Personen ihre Freunde und Verwandte aus Großbritannien und Irland, in so ferne dieselben dem Handwerker und Bauernstande, oder der dienenden Classe überhaupt angehören, und körperlich und geistig gesund, so wie von unbescholtenem Charakter sind, gegen Erlag von nachfolgenden Beträgen auf Regierungs- oder Privatschiffen in die Colonie kommen lassen mögen:

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| für jeden Emigranten zwischen | 1 | bis | 12 | Jahren | 2 | Pfund Sterling, |
| " " " " | 12 | " | 40 | " | 4 | " " |
| " " " " | 40 | " | 50 | " | 8 | " " |

Unverheiratete Individuen über 40 Jahre und unverheiratete Frauen über 35 Jahre, so wie Individuen, welche nicht den arbeitenden Classen angehören, können jedoch nur gegen eine Gebühr von 12 Pfund Sterling als Zwischendeckpassagiere nach der Colonie befördert werden. Bei Erlag des vorge-

[1]) Diese Verköstigung besteht in wochentlich 10 Pfund Fleisch, 10 Pfund Mehl und 2 Pfund Zucker, ¼ Pfund Thee oder ½ Pfund ungebrannten Kaffee.

schriebenen Geldbetrages erhält der Deponent die entsprechende Anweisung (Passage Certificate) auf freie Ueberfahrt, welche auf Regierungsschiffen für die Dauer von 12 Monaten, auf Privatschiffen für 18 Monate, vom Tage der Ausfertigung an, Geltung hat. Sollte der Deponent außerdem seinen Verwandten oder Freunden in der Heimat einen Reise-Ausstattungsbetrag übermitteln wollen, so übernimmt die Regierung gleichfalls die Ausbezahlung der erlegten Summen in England an die bezeichnete Person.

Bei der Ankunft der unter solchen Umständen eingeführten Individuen im Port Jackson werden deren Namen sofort in den Tagesblättern von Sydney veröffentlicht, damit von ihren Freunden entsprechende Anstalten zur Ausschiffung vor Ablauf von 10 Tagen getroffen werden können. Nach diesem Termin muß für jeden erwachsenen Einwanderer 1 Schilling, für jedes Kind unter zwölf Jahren 6 Pence täglich an Verpflegskosten bezahlt werden. Solche Emigranten sind bei ihrer Ankunft in der Colonie von Seite der Einwanderungs-Commission einer Untersuchung unterworfen, in wiefern dieselben nämlich den Bedingungen entsprechen, an welche die Colonial-Regierung die zugesicherten Vergünstigungen knüpft. Eben so ist es die Aufgabe dieser Commission, zu prüfen, ob die Emigranten während der Reise hinreichend mit guten Provisionen und Wasser, Heilmitteln u. s. w. versehen waren, ob ärztlicher Beistand nicht fehlte und die Unterkunft eine anständige war[1]). In Bezug auf letztere ist verordnet, daß einzelne Frauen,

[1]) Jeder Passagier von 12 Jahren und darüber hat während der Dauer der Reise bis zu seiner Ausschiffung auf die folgenden Rationen Anspruch:

| Tage | Animal. Nahrung | | | | | Vegetab. Nahrung | | | | | Getrocknet. Gemüse | | | Specereien | | | | | Wasser |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Rindfleisch | Schweinfleisch | Präserv. Fleisch | Fett | Butter | Zwieback | Weizenmehl | Hafermehl | Bohnen | Reiß | Kartoffel | Rüben, Sellerie, Zwiebel, Mint | eingemacht. Kohl | Rosinen | Thee | Kaffee (geröstet) | Zucker | Syrup | |
| | Unzen | | | | | | | | St. | Unzen | | Portion. | | Unzen | | | | | Gl. |
| Sonntag | — | 8 | — | 2 | — | 6 | 8 | — | ¼ | — | — | 1 | — | 3 | ¼ | — | — | 2 | 3 |
| Montag | — | — | 8 | 2 | 2 | 6 | 8 | 4 | — | — | — | — | — | — | — | ½ | 4 | 2 | 3 |
| Dinstag | 6 | — | — | — | — | 6 | 8 | — | — | 4 | 4 | — | 1 | — | ¼ | — | — | — | 3 |
| Mittwoch | — | 8 | — | 2 | — | 6 | 8 | 4 | ¼ | — | — | — | — | 3 | — | ½ | 4 | 2 | 3 |
| Donnerstag | 8 | — | — | — | 2 | 6 | 8 | — | — | — | 4 | — | 1 | — | ¼ | — | — | — | 3 |
| Freitag | — | — | 8 | 2 | — | 6 | 8 | 8 | — | — | — | — | — | — | — | 1 | 4 | 2 | 3 |
| Samstag | 6 | — | — | — | — | 6 | 8 | — | ¼ | 4 | — | — | — | — | ¼ | — | — | — | 3 |
| Zusammen wochentlich | 20 | 16 | 16 | 8 | 4 | 42 | 56 | 16 | ¾ | 8 | 8 | 1 | 2 | 6 | 1 | 2 | 12 | 8 | 21 |

ob nun das Schiff in Cabinen mit geschlossenen Schlafstellen abgetheilt ist oder nicht, jedenfalls im Hintertheile des Schiffes in einem, von den übrigen Passagieren völlig abgeschlossenen und getrennten Raum unterzubringen sind. Für weibliche und männliche Kranke sollen besondere Spitäler bestehen, und diese zu jeder Zeit rein und zur Benützung hergerichtet sein. Der Schiffsarzt hat die Verpflichtung, während der Reise ein umfassendes Tagebuch zu führen. Jeder Reisende darf in keinem anderen als dem, von der Colonial-Regierung bestimmten Ausschiffungsorte mit seinem Reisegepäcke auf Rechnung des Schiffes gelandet werden. Nur im Falle daß alle die erwähnten Bedingungen getreulich erfüllt werden, erhält der Schiffseigner oder dessen Agent gegen Abgabe des Vergütungsscheines (bounty ticket) den für jeden erwachsenen Emigranten stipulirten Ueberfahrtsbetrag von 12 Pfund Sterling und für jedes Kind von 1 bis 12 Jahren die Hälfte dieser Summe aus dem Staatsschatze ausbezahlt.

Die nachhaltige Sorge und der ausreichende Schutz, welchen die britische Regierung ihren emigrirenden Unterthanen zuwendet, erweckt in der Brust jedes Patrioten immer wieder von neuem den Wunsch, daß auch die deutschen Regierungen die Sache der Auswanderung zu einer nationalen Angelegenheit erheben und sich im eigensten Interesse, mehr als es leider bis jetzt der Fall war, um das Schicksal und die Zukunft der deutschen Emigranten kümmern möchten. Die vielen Millionen Deutsche, welche seit Anfang dieses Jahrhunderts den vaterländischen Boden verließen, um, über die weite Erde zerstreut, Knechte und Kärrner fremder Nationen zu werden,

Kinder von 1 bis 11 Jahren inclusive erhalten die Hälfte dieser Rationen und außerdem wochentlich:

Mixed Pickles..... ½ Seitel,
Senf............. ½ Unze,
Citronensaft....... 6 Unzen,
Salz.............. 2 „
Pfeffer............ ½ Unze.

Kinder zwischen 1 und 4 Jahren sollen täglich anstatt Salzfleisch präservirtes Fleisch erhalten, eben so ¼ Pint präservirte Milch und jeden zweiten Tag 1 Ei oder 2 Theelöffel condensirtes Ei. Kindern unter Einem Jahr sind 3 Pints Wasser erlaubt, und wenn über 4 Monate alt, ¼ Pint Milch täglich, auch 3 Unzen präservirte Suppe und 1 Ei jeden zweiten Tag, ferner 12 Unzen Zwieback, 4 Unzen Hafermehl, 8 Unzen Weizenmehl, 4 Unzen Reiß und 10 Unzen Zucker wochentlich. Kindern unter 4 Jahren kann der Arzt irgend eine Art von Nahrung bewilligen, die derselbe für nothwendig erachtet; deßgleichen ist der Arzt berechtigt, jedem kranken Passagier im Spitale täglich 1 Quart Wasser über die Gebühr verabfolgen zu lassen.

So lange sich das Schiff vor Vollendung der Reise in irgend einem Hafen Großbritanniens oder in einem Seeport des Auslandes befindet, so wie, wenn möglich, 1 oder 2 Tage nach dem jedesmaligen Auslaufen aus einem Hafen, sollen jedem erwachsenen Passagier täglich ⅜ Pfund frisches Fleisch, 1½ Pfund Brot und 1 Pfund Kartoffel nebst einer entsprechenden Quantität Gemüse statt der übrigen Rationen (mit Ausnahme von Thee, Kaffee, Zucker und Butter) verabfolgt werden.

gehen mit ihren gewaltigen Arbeitskräften, denen die meisten der gegenwärtigen blühenden Culturstaaten der nordamerikanischen Union ihr Dasein verdanken, für das Mutterland völlig verloren. Ihre Production kam allein dem Lande zu Statten, das ihnen, den gleichsam Verstoßenen, ein gastliches Asyl bot! Würde sich dagegen das Vaterland derjenigen seiner Söhne annehmen, welche alljährlich aus Erwerbslosigkeit, Unfruchtbarkeit des Bodens oder Uebervölkerung ihre Heimat zu verlassen gezwungen sind, würde man den Strom der deutschen Emigration mit weiser Berechnung nach Länder zu leiten sich bemühen, deren glückliche geographische Lage und günstige klimatische Verhältnisse, deren zahlreiche und verschiedenartige Naturerzeugnisse einen unausgesetzten vortheilhaften Verkehr mit dem Mutterlande gestatten, wo, durch deutschen Fleiß gewonnene Colonial-Producte, wie Zucker, Kaffee, Baumwolle, Reiß, Indigo, Cochenille u. s. w., werthvolle Tauschartikel für deutsche Manufacte abgeben könnten, so möchten nicht nur die Arbeitskräfte vieler deutscher Auswanderer dem Mutterlande erhalten bleiben, sondern es würde sich gleichzeitig der deutschen Nation, ihrem Handel und ihrer Industrie eine neue glücklichere Aera erschließen! —

Während die Mitglieder der Expedition Ausflüge nach verschiedenen Punkten des Innern unternahmen, hatte man die Fregatte mit Genehmigung des Generalgouverneurs der Colonie, des überaus zuvorkommenden und dienstgefälligen Sir William Denison, in den Regierungsdock gebracht, um die verschiedenen an derselben nöthig gewordenen Reparaturen leichter und genauer vornehmen zu können. Die Novara war, wie der Hauptingenieur selbst erklärte, das größte Kriegsschiff, welches jemals nicht nur im Port Jackson, sondern in der südlichen Hemisphäre überhaupt in einen Dock gebracht wurde.

Der Fitzroy-Trockendock (dry dock), welcher auf der sogenannten Kakadu-Insel (Cockatoo-Island[1]) eben erst vollendet wurde, ist 300 Fuß lang[2]), 60 Fuß breit und gestattet Schiffen bis zu 19 Fuß Tiefgang die Einfahrt. Zur Herstellung dieser großartigen Baute, deren Ausführung acht Jahre in Anspruch nahm, wurde ein Felshügel von 50 Fuß Höhe abgesprengt, der Dock von der Landseite zu bauen angefangen, und erst bei Voll-

¹) Sprich Kokatu-Eiland. Nach der bekannten Papageigattung der Kakadu's so genannt, welche früher im Urzustande der Insel wahrscheinlich in großer Menge daselbst angetroffen wurden.

²) Derselbe soll angeblich noch um 100 Fuß verlängert werden.

endung desselben das Thor gegen die See geöffnet. Die unterseeischen Sprengungen wurden mittelst großer Taucherglocken vorbereitet und mit Ladungen von 3 Pfund Pulver bewerkstelligt. Eine Dampfmaschine von 40 Pferdekraft dient sowohl dazu, das Wasser aus dem Bassin zu pumpen[1]), als auch um verschiedene Arbeitsgeräthe, Drehbänke, Eisenhobel u. s. w., in Bewegung zu setzen. Die Schließung des Docks geschieht durch ein aus Eisenblech construirtes, sogenanntes Thorschiff. Trotzdem, daß alle Arbeiten durch Sträflinge ausgeführt wurden, kam doch der Bau außerordentlich kostspielig zu stehen. Denn es gab nicht nur ungeheure Terrainschwierigkeiten zu besiegen, sondern es mußte der größte Theil des Materials, selbst die kleinsten Maschinenbestandtheile, aus England geholt werden.

Die Fregatte lag ungefähr eine Woche im Dock. Außer den eigenen Arbeitskräften waren über dreißig Kalfaterer mit den verschiedenen Ausbesserungen beschäftigt. Jeder dieser Arbeiter erhielt 14 Schillinge (7 Gulden österr. Währung) täglich Lohn[2]). Die Gesammtkosten betrugen aber 17 Schillinge (8 Gulden 50 Kreuzer) täglich per Mann, indem die Arbeiter jeden Morgen mit einem eigens zu diesem Zwecke gemietheten Boote in Sydney abgeholt und des Abends vom Kakadu-Eiland wieder dahin zurückbefördert werden mußten. Da die Befriedigung aller Lebensbedürfnisse im

[1]) Ebbe und Fluth sind im Port Jackson sehr gering und dürften kaum einen Unterschied von mehr als 4 bis 5 Fuß betragen.

[2]) Wir theilen zur Vervollständigung und richtigeren Beurtheilung nachstehend einige Löhne mit, welche für die nothwendigsten Dienstverrichtungen und gewerblichen Beschäftigungen in Sydney sowohl, als auch auf dem Lande bezahlt werden:

In der Stadt:

| | Pfund Sterling | Schilling | | Pfund Sterling | Schilling |
|---|---|---|---|---|---|
| Buchbinder, pr. Woche . . | 2 | 10 | bis | 4 | — |
| Buchdrucker, „ „ . . | 3 | 12 | „ | 4 | — |
| Bäcker, „ „ . . | 2 | 10 | „ | 3 | — |
| Schuhmacher, „ „ . . | 1 | 10 | „ | 3 | — |
| Uhrmacher, „ „ . . | 3 | — | „ | 5 | — |
| Conditor, „ „ . . | 2 | — | „ | 3 | — |
| Schlächter, „ „ mit Kost | 1 | 10 | „ | 2 | 10 |
| Zimmerleute, pr. Tag 10 St. | — | 10 | „ | — | 12 |
| Faßbinder, „ „ . . | — | 10 | „ | — | 12 |
| Tischler, „ „ . . | — | 10 | „ | — | 12 |
| Maler, „ „ . . | — | 10 | „ | — | 11 |
| Ingenieure, „ „ . . | — | 9 | „ | — | 12 |
| Schiffsbauer, „ „ . . | — | 12 | „ | — | 14 |
| Zinngießer, „ „ . . | — | 8 | „ | — | 9 |
| Rademacher, „ „ . . | — | 7 | „ | — | 10 |
| Maurer, „ „ . . | — | 12 | „ | — | 15 |

| | Pfund Sterling | Schilling | | Pfund Sterling | Schilling |
|---|---|---|---|---|---|
| Taglöhner, per Tag . . | — | 7 | bis | — | 9 |
| Schneider, „ „ . . | — | 8 | „ | — | 10 |
| Steinbrecher „ „ . . | — | 14 | „ | — | 16 |
| Grobschmiede, „ „ . . | — | 8 | „ | — | 12 |
| Männliche Dienstboten, pr. Jahr, nebst Kost und Logis | 25 | — | „ | 30 | — |
| Verheiratetes Paar, ebenso | 50 | — | „ | 60 | — |
| Köche, . . . . . . . . „ | 40 | — | „ | 60 | — |
| Kutscher, . . . . . . . „ | 50 | — | „ | 60 | — |
| Gärtner, . . . . . . . „ | 35 | — | „ | 50 | — |
| Stallknechte, . . . . „ | 30 | — | „ | 40 | — |
| Kellner, . . . . . . . „ | 40 | — | „ | 50 | — |
| Weibliche Dienstboten „ | 20 | — | „ | 26 | — |
| Köchinnen, . . . . . „ | 26 | — | „ | 35 | — |
| Wäscherinnen, . . . „ | 26 | — | „ | 30 | — |
| Ammen, . . . . . . . „ | 18 | — | „ | 20 | — |

gleichen Verhältnisse theuer ist, so dürfte ein Arbeiter in Sydney, der sich nicht große Entbehrungen auferlegt, am Ende der Woche schwerlich mehr von seinem Lohn erübrigen, als ein Arbeiter in England, welcher täglich kaum den dritten Theil jenes Betrages durch seiner Hände Fleiß zu erwerben im Stande ist. Auf der kleinen Insel leben gegenwärtig 360 Sträflinge, welche durch den Gerichtshof zu mindestens zehnjähriger Kerkerstrafe verurtheilt wurden. Diese Anstalt soll jedoch wieder völlig aufgelassen und die Sträflinge in anderen Gefängnissen untergebracht werden, sobald der Dock vollständig hergestellt ist. Ueberhaupt bereiten sich im Gefängnißwesen der Colonie bedeutende Reformen vor, zu welchen der verdienstvolle Generalgouverneur Sir William Denison den ersten Anstoß gegeben. In einem ausführlichen Memoir über Zuchthausstrafe[1]), welches derselbe der gesetzgebenden Versammlung vorlegte, tadelt er die Mangelhaftigkeit des gegenwärtigen Systems der Bestrafung (gemeinsame Einsperrung ohne Arbeit[2]), und von dem richtigen Grundsatze ausgehend, daß die meisten, sowohl gegen die Person wie gegen das Eigenthum gerichteten Verbrechen in Müßigang und einer Abneigung zu arbeiten ihren Grund haben, sucht er als Zweck der Einsperrung nicht blos die Verhinderung weiterer Vergehungen und Verbrechen gegen die Gesellschaft, sondern auch die sittliche Besserung und Hebung des Individuums hinzustellen. Gefängliche Haft sei zwar der wichtigste Theil des Straffystems, aber nicht ohne eine entsprechende Beschäftigung, denn sonst wäre erstere nur ein gezwungenener Müßiggang. Erst mit Arbeit verbunden wird die Absperrung die gewünschte Wirkung haben, und zwar sollen die Gefangenen, je nach dem höheren oder minderen Grade des begangenen Verbrechens in bestimmte Kategorien abgetheilt, des Tages über gemeinsam sich beschäftigen, die Nacht aber in Einzelhaft

Auf dem Lande:

| | Pfund Sterling | Schilling | | Pfund Sterling | Schilling |
|---|---|---|---|---|---|
| Feldarbeiter, pr. Jahr, einschließlich Logis und Verpflegung, bestehend in 10 bis 14 Pfund Fleisch, 8 bis 12 Pfd. Mehl, 2 Pfd. Zucker und ¼ Pfd. Thee wöchentlich | 25 | — | bis | 30 | — |
| Verheiratetes Paar, ebenso | 40 | — | „ | 65 | — |
| Pflüger | 35 | — | „ | — | — |
| Schäfer | 25 | — | „ | 30 | — |

[1]) Memorandum of H. E. the Governor General Sir William Denison, respecting the system of Secondary Punishment, Sydney 1857.

[2]) Mit Ausnahme der auf Kakadu = Eiland beschäftigten Gefangenen, werden dieselben in allen anderen Strafanstalten zu keiner Arbeit angehalten, sondern verbüßen ihre Strafe zwischen den Gefängnißmauern in gefährlichem Dahinbrüten und qualvollem Nichtsthun.

zubringen. Sir William Denison schlägt nun vor, jedem Sträflinge nach Maßgabe der von ihm geleisteten Arbeit einen bestimmten Lohn zu bezahlen, um ihn auf diese Weise zur Thätigkeit anzueifern und die Segnungen des Fleißes anschaulicher und besser erkennen zu lassen. Jeder Sträfling soll vom Staate gerade nur so viel Nahrung bekommen, als zur Erhaltung seines Lebens unumgänglich nothwendig ist; alles Uebrige muß er sich erst durch Arbeit verdienen. Die Früchte seiner Thätigkeit sollen verwendet werden: auf die Verbesserung seiner Nahrung und die Bestreitung der Unkosten der Anstalt, so wie zur Gründung eines Fondes, aus welchem jeder Sträfling bei seiner endlichen Entlassung unterstützt werden soll, und aus dem er schon früher bei besonders guter Aufführung geringe Beträge zur Bestreitung kleiner Annehmlichkeiten erhalten mag.

Sir William schlägt vor, die nöthig gewordenen Gefängnisse in der Nähe von Sydney zu errichten, wo man für die Sträflinge leichter wie auf dem Lande beständig Arbeit finden kann, und empfiehlt den Ankauf von Steinbrüchen und Grundstücken, von welchen sich durch Zwangsarbeit das Material zum Straßenbau und zur Pflasterung gewinnen ließe. Gegenwärtig beträgt die Gesammtzahl der Gefangenen im Bereiche der Colonie Neu-Süd-Wales ungefähr 1200, deren Unterhalt und Ueberwachung dem Staate jährlich einen Betrag von beinahe 36.000 Pfund Sterling kostet. Um die bestehenden Gefängnisse für das vom Generalgouverneur vorgeschlagene System zu adaptiren und zur Unterbringung von 1600 Gefangenen[1]) zu erweitern, dürfte ein Aufwand von 69.000 Pfund Sterling nöthig sein; durch die einzuführenden vielfachen Verbesserungen aber würde mindestens ein Drittheil der gegenwärtigen Jahresauslagen erspart werden.

Am 25. November nahm die Novara, durch im Dock vorgenommene Ausbesserungen verschönert und verjüngt, ihren früheren Ankerplatz in der Nähe von Garden Eiland wieder ein, und bereits am folgenden Tage begann eine Reihe von Festlichkeiten, mit welchen die deutschen Bewohner von Sydney die kaiserliche Expedition zu bewillkommnen und auszuzeichnen beschlossen hatten. Ein Ständchen, vom deutschen Gesangsverein der „Novara" gebracht, sollte den Anfang machen. Der große und schöne Dampfer „Washington", Eigenthum des englischen Handlungshauses Mitchell und Comp., war zu diesem Zwecke von der genannten Firma mit zuvorkommend-

[1]) Und zwar 1400 männliche und 200 weibliche Gefangene.

ster Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt und von den Festgebern reich mit grünem Laubwerk und bunten Lampen geschmückt worden. In der Mitte des Schiffes prangte ein riesiges Transparent mit der flammenden Inschrift „Willkommen", und über dasselbe erhob sich ein zierlich gearbeiteter österreichischer Adler. Gegen 300 Gäste, worunter viele Damen, betheiligten sich an der Fahrt. Der kleinste Platz am Dampfer war besetzt. Auf beiden Seiten waren über die Räderkästen Tribünen für das Musikchor und die Sänger angebracht. Nach acht Uhr Abends wurde am Circular-Quai endlich der Anker gelichtet. Mit den ersten Schlägen der Schaufelräder ertönte Musik und trug das Schiff, gleichsam auf den Flügeln des Gesanges, hinaus in den Hafen, der imposanten Novara entgegen.

Leider hatte sich mit einem Male das Wetter äußerst ungünstig gestaltet. Auf einen heiteren, völlig windstillen, glühend heißen Tag (das Thermometer zeigte 109° Fahr. in der Sonne) war plötzlich ein Brickfielder[1]) gefolgt, jener verpönte Südwind, welcher durch die Staubmassen, die er aufwirbelt, als eine der Hauptplagen Sydney's bezeichnet werden muß. Er stellte auch jetzt deutsche Geduld und deutschen Humor auf eine harte Probe. Bei jeder Wendung des Dampfers blies er eine andere Reihe der bunten Lichter und Lämpchen aus, welche eben so beharrlich wieder angezündet wurden. Man hatte einmal beschlossen, sich durch nichts die Freude am Feste verkümmern zu lassen, und so ging denn auch hier der unverwüstliche deutsche Humor im Kampfe mit dem „Brickfielder" als Sieger hervor. In die vollen Klänge der Musik mischte sich der Jubel der fröhlichen Menge, das Sausen und Pfeifen des Windes, das Zischen und Knallen von Raketen, während zeitweilig angezündete bengalische Feuer über das bunte Menschengewühl am Bord, über die Schiffe im Hafen und die bewegte Wasserfläche ein zauberhaftes Licht ausstrahlten. Endlich näherte sich der Dampfer der österreichischen Fregatte, umkreiste dieselbe in weitem Bogen unter dem Klange der Musik und ließ hierauf in geringer Entfernung von ihr den Anker fallen. In diesem Augenblicke wurden am Bord der Novara zahl-

[1]) Man nennt diesen heftigen, aber nur kurze Zeit andauernden Süd- oder Südostwind, der sich gemeiniglich nach heißen Tagen gegen Abend erhebt, aus dem Grunde „Brickfielder", weil er hauptsächlich den Sand und Staub des im Süden Sydney's liegenden „Brickfield-Hügels" in ungeheuerer Masse mit sich in die Luft führt und die ganze Stadt in dichte Staubwolken hüllt. Der „Brickfielder" ist sehr charakteristisch für den Umschlag der Witterung; während dieser Windstöße aus Süden umzieht sich der Himmel rasch mit Wolken und den vorangegangenen heißen Tagen mit klarem Himmel folgt kühles Regenwetter.

reiche Blaufeuer abgebrannt, so daß das ganze stattliche Schiff und seine Umgebung wie in einer Lichtumhüllung schwebte; man wurde jetzt zahlreiche kleine, mit Menschen gefüllte Boote gewahr, welche trotz der Ungunst des Wetters die Neugierde verleitet hatte, dieser nächtlichen Feier nicht ohne Lebensgefahr beizuwohnen.

Ein Boot der Fregatte wurde bemannt und nach dem Dampfer abgesendet, um jene Mitglieder des Comité abzuholen und an Bord der Novara zu bringen, welche mit der Ueberreichung einer Adresse beauftragt waren.

Am Bord der Novara herrschte die fröhlichste Bewegung, fast das ganze Officierscorps so wie die dienstfreie Mannschaft befanden sich auf Deck; die Musikbande ließ ununterbrochen heitere deutsche Weisen ertönen. Nachdem die Deputation durch den preußischen Consul dem Befehlshaber der Expedition vorgestellt worden war, verlas eines der Mitglieder derselben eine Adresse, welche in biederen Worten die Freude der deutschen Bewohner Sydney's über die Ankunft der Novara-Expedition in Australien und deren innige Theilnahme an den schönen Zwecken des echt kaiserlichen Unternehmens ausdrückte. Gleichzeitig wurde ein Exemplar dieser Adresse, von 130 in Sydney ansässigen Deutschen unterzeichnet, in prachtvollem Einbande dem Befehlshaber überreicht, welcher auf diese Auszeichnung einige Worte tiefempfundenen Dankes erwiederte.

Der Festabend schloß, wie er begann, mit Klang und Sang. Diese echt deutsche Begrüßungsweise machte auf die Engländer, welche in Sydney Aehnliches nie früher erlebt hatten, einen großen Eindruck. Die hervorragendsten Journale Sydney's brachten umständliche Beschreibungen des Festes und begleiteten dieselben mit langen Betrachtungen über gewisse Sitten und Gebräuche der civilisirten Nationen. Engländer und Amerikaner, meinte einer der Berichterstatter, würden zur Feier gegenseitiger Bewillkommung ein „enormes Diner" veranstalten; die Franzosen eine möglichst große Quantität Pulver verschießen, militärische Paraden halten und vielleicht einen glänzenden Ball arrangiren; die Deutschen aber, die musikalischeste aller Nationen, begrüßen sich mit Gesang und nationaler Musik! Aber diesmal begrüßten sich auch die Deutschen nicht blos mit Sang und Klang. Schon am folgenden Tage gaben die Mitglieder des deutschen Clubs in Sydney der Novara-Expedition zu Ehren ein großartiges „Festessen".

Das Vereinslocale war reich geschmückt mit den Flaggen der verschiedenen deutschen Staaten, und dazwischen prangten, mit Lorbeerkränzen umgeben, die Bildnisse des Kaisers und der Kaiserin von Oesterreich. Gegen siebenzig Gäste nahmen an dem heiteren, durch zahlreiche Tischreden noch mehr belebten Mahle Theil. Man trennte sich erst in später Stunde in der fröhlichsten Stimmung, voll warmer Wünsche für das Vaterland und die deutsche Nation in der erregten Brust.

Während diese Feierlichkeiten zu Ehren der Expedition stattfanden, brachte die europäische Post die Nachricht von der Geburt eines Kronprinzen, eines männlichen Thronerben. Der Jubel Oesterreichs hallte wieder am andern Ende der Welt, im Port Jackson, und der Donner der Kanonen der „Novara" verkündete am 27. November dieses freudige Ereigniß an der Südküste Australiens! Einundzwanzig Kanonenschüsse des Morgens, eben so viele des Mittags und eine gleiche Anzahl bei Sonnenuntergang abgefeuert, gaben den Bewohnern Sydney's Nachricht von der freudigen Feier, welche am Bord der in schönster Flaggengala prangenden Fregatte durch ein solennes Tedeum, dem die ganze Mannschaft in Parade beiwohnte, begangen wurde. Die eben im Hafen anwesenden englischen Kriegsschiffe betheiligten sich an der patriotischen Kundgebung durch das Beflaggen ihrer Schiffe und das Abfeuern von einundzwanzig Kanonenschüssen. Der kirchlichen und militärischen Festlichkeit folgte am 30. November ein Ball am Bord, zu dem gegen 400 Personen Einladungen erhielten. Es gehörte nicht nur zum guten Ton, sondern es schien eine unabweisbare Nothwendigkeit für die feine Welt, vom österreichischen Commodore „zum Ball auf der Novara" eingeladen worden zu sein. Und es ist höchst bezeichnend für die Eigenthümlichkeit der socialen Verhältnisse in Sydney, daß eine sehr achtbare Dame, welche sich gleichfalls um eine Karte für ihren Sohn bewarb, allen Ernstes erklärte, es würde für dessen Zukunft nachtheilig sein und seinen Charakter in den Augen der Mitbürger verdächtigen, wenn er nicht gleichfalls eine Einladung zu diesem Ballfeste erhielte!

Ein eigener Dampfer verkehrte von 8 Uhr Abends an jede halbe Stunde bis zum nächsten Morgen mit der Fregatte und führte die geladenen Gäste nach dem schwimmenden Ballsaale hin und zurück. Das ganze Deck der Novara war mit Zelten überspannt und mit den Flaggen der verschiedenen Nationen ausgeschmückt worden. Die Masten hatten sich in Säulen

verwandelt, das Gangspiel erschien durch die Geschicklichkeit der Decorateurs als ein riesiges Blumen-Bouquet; an der Stelle des Steuerruders erhob sich ein reich mit Muscheln und Wasserpflanzen verzierter Springbrunnen, dem das Wasser aus Kübeln, im Mastkorbe angebracht, zufloß. An den mit Musselin drapirten Wänden glänzten die verschiedenen Wappen der österreichischen Kronländer. Die Bajonnette waren höchst sinnreich zu Candelabern gruppirt, eben so eine Anzahl gewöhnlicher Bordlampen, welche gerade durch ihre Einfachheit eine außerordentliche Wirkung hervorbrachten. Die Kanonen waren sämmtlich auf's Vorderdeck geschoben und die beiden Bordwände mit Bänken umgeben worden. Unsere Musikbande sowohl als eine gemiethete, die sogenante „German band“ (welche jedoch zum größten Theil aus böhmischen Musikanten besteht), fanden in der Nähe des Großmastes ihren Platz und spielten abwechselnd die verschiedensten Tänze auf. Die Kajüten des Commodores und Commandanten dienten als Conversationszimmer oder zur Erholung nach der Ermüdung vom Tanze. Im Zwischendeck waren Garderoben und Toilettezimmer, so wie Locale zum Rauchen und Kartenspiel hergerichtet worden. Im Kanonenzimmer waren reichlich besetzte Büffets aufgestellt; auf dem sogenannten Casarett oder Hintercastell stand auf einer zierlich geschmückten Tafel eine glänzende Auswahl von Delicatessen, welche um die Mitternachtsstunde den einer Magenstärkung Bedürftigen credenzt werden sollten, deren Anblick aber bis zu jener Zeit dem Auge der Gäste durch einen großen Musselin-Vorhang entzogen blieb. Mit der Novara war in allen ihren Theilen eine derartige Metamorphose vorgegangen, daß es selbst den am Bord Heimischen schwer fiel, das gute Schiff wieder zu erkennen, auf dem man sich erst noch vor kurzem auf den Wogen des chinesischen Meeres so ernsten Gefahren preisgegeben sah! Die Ueberraschung, der Frohsinn, die Zufriedenheit waren allgemein, man konnte sie im Antlitze eines Jeden lesen. Auch unsere wackeren Matrosen nahmen Theil an der Freude des Abends. Sie hatten sich am Hinterdeck aus dem erübrigten Reisig gleichfalls einen grünen Tanzsaal geschaffen, und vergaßen, von heimatlichen Klängen zum Tanze angeregt, in brüderlicher Umarmung die Mühen und Beschwerden ihres Berufes. Man trennte sich erst, als schon die Morgenröthe am östlichen Himmel glänzte.

Nach einer Reihe imposanter Festlichkeiten war es kein Wunder, wenn die Fregatte Novara das Tagesgespräch von Sydney bildete. Im Prince

of Wales-Theater wurden Galavorstellungen unter der „Patronage" des Befehlshabers und der Officiere der Fregatte Novara gegeben; mit riesigen Buchstaben stand auf den Anschlagzetteln an den Straßenecken das Wort: „Novara" gedruckt, und ein stürmischer Beifall brach jeden Abend unter der Zuschauermenge los, so oft einem Schauspieler eine witzige Anspielung auf die Novara-Expedition gelang. Bei einem Costümball (fancy dress Ball), welchen die Bürger von Sydney während unserer Anwesenheit ihrem Bürgermeister zu Ehren gaben, waren die „Oesterreicher" die Löwen des Abends. Wie im öffentlichen Leben, so wurden die Mitglieder der Expedition auch durch zahlreiche Einladungen in Privatcirkel geehrt, und die Aufmerksamkeiten, welche in dieser Beziehung den Officieren und Naturforschern vom Generalgouverneur Sir William Denison, vom Sprecher des Colonial-Parlamentes Sir Daniel Cooper, vom Staatssecretär Stuart Alexander Donaldson, von dem eifrigen Naturforscher und Arzte Dr. G. Bennett, vom französischen Consul W. Sentis, vom Chef-Ingenieur des Docks, Capitän Mann und zahlreichen anderen Gönnern und Freunden zu Theil wurden, bewahrt die dankbare Brust in dauernder Erinnerung.

Vom politischen Leben Sydney's hatten wir wenig Gelegenheit zu sehen. Unser Aufenthalt fiel in die Saison morte der Colonial-Politik. Wir kamen gerade noch zur rechten Zeit, um der Vertagung des Parlamentes beizuwohnen. Die Feierlichkeit geschah in dem Sitzungssaale des gesetzgebenden Rathes (Legislative Council) bei offenen Thüren durch den Generalgouverneur der Colonie. Die zweite Kammer oder gesetzgebende Versammlung (Legislative Assembly) war (wie dies auch in England bei ähnlichen Anlässen mit dem Unterhause der Fall ist) nur durch eine Deputation vertreten. Punkt 12 Uhr rief der „Usher of the black rod" mit gravitätischer Miene und lauter Stimme: „Se. Excellenz der Generalgouverneur von Neu-Süd-Wales!" Und Sir William Denison trat mit vieler Würde in den Saal und nahm unter einer Art Thronhimmel Platz. Zu seiner Seite standen die Minister, sein Adjutant und sein Privatsecretär. Vor ihm saßen der Präsident des gesetzgebenden Rathes und mehrere andere hohe Würdenträger. Der Sprecher der gesetzgebenden Versammlung, Sir Daniel Cooper, den wir in seinem höchst seltsamen officiellen Anzuge, einem schwarzen, reich mit Gold gestickten Seidenkleide und einer ungeheueren Alongeperrücke, kaum wieder zu erkennen vermochten, verlas eine kurze Adresse,

welche vom Generalgouverneur mit wenigen Worten erwiedert wurde; und damit war das Parlament prorogirt, die Sitzung zu Ende. Australien hat gegenwärtig eine so freisinnige, der englischen nachgebildete Verfassung, die Verwaltung der einzelnen Colonien ist eine dermaßen autonome, ihre Verpflichtungen gegen das Mutterland sind so unbedeutend, daß die Colonisten im Allgemeinen mit der politischen Administration ziemlich zufrieden zu sein scheinen, und die von einigen Malcontenten eine Zeit lang in öffentlichen Blättern



Domäne in Sydney.

und selbst im Parlamente ventilirte Idee einer Lostrennung vom Mutterlande [1]) nicht die erwartete Theilnahme erweckte. Jede der fünf Colonien Australiens hat ein eigenes Parlament und eine besondere Verwaltung; durch den „new Constitution Act" vom Jahre 1851 ist ihnen das freieste Recht der Selbstverwaltung zugestanden. Die britische Krone behält sich nur für den Fall eine Einsprache vor, wenn die vom australischen Parlamente gegebenen Gesetze den im britischen Reiche bestehenden zuwiderlaufen sollten. Man hört zwar im Lande selbst gegen die allzu zahlreiche Absonderung in getrennt

[1]) In neuester Zeit (November 1864) brachte die Deportationsfrage neuerdings große Aufregung und Erbitterung hervor und eine Lostrennung der australischen, gleich jener der ehemaligen nordamerikanischen Colonien, ist wahrscheinlicher denn je.

verwaltete Colonien und eben so viele Parlamente manche Bedenken äußern und namentlich auf den überwiegenden politischen Einfluß hinweisen, welcher bei einer über unermeßliche Länderstrecken zerstreuten Bevölkerung den Städtebewohnern zufallen muß. Auch scheinen Einzelne der Ansicht zu sein, es müßte manche dieser, nicht gerade aus besonders gebildeten Elementen zusammengesetzten Colonien des geistigen Stoffes zur Bildung einer entsprechenden, tüchtigen gesetzgebenden Versammlung entbehren. Allein wenn schon momentan gewisse Blößen und Lücken zu Tage treten mögen, so darf doch andererseits nicht übersehen werden, daß der australische Continent größer ist als Europa, und jede einzelne Colonie mehr Flächenraum besitzt als die meisten der europäischen Staaten. Da überdies Gesetze und Administration im Wesentlichen überall die nämlichen sind, so dürfte sich gerade durch diese scheinbare Zersplitterung der geistigen Kräfte in den verschiedenen einzelnen Theilen um so rascher ein reges politisches Leben entwickeln, und die Menge desto eher und sicherer zur gedeihlichen Uebung ihrer constitutionellen Rechte und Pflichten befähigt werden.

In den letzten Tagen unseres Aufenthaltes in Sydney verkehrten mehrere Expeditionsmitglieder noch zweimal mit der schwarzen australischen Race. Es handelte sich um eine wichtige Bereicherung unseres während der Reise gesammelten kraniologischen Materials zum vergleichenden Studium der verschiedenen Menschenracen unter einander, so wie zur Erforschung der Naturgeschichte unseres Geschlechtes überhaupt, und da man uns wiederholt sagte, daß in den Gunyah's oder Sandsteinhöhlen der Cook-River-Bai noch zahlreiche Skeletschädel von dort begrabenen Eingeborenen gefunden werden, so unternahmen wir mit dem stets dienstwilligen Mr. Hill eine Fahrt in dieser Richtung.

Das leichte Gespann rollte hurtig durch die, gleichsam eine Vorstadt Sydney's bildende Newtown und über den ungefähr 1000 Fuß breiten, 200 Fuß langen Cookfluß-Damm nach der Coggerah-Bucht, wo mehrere Eingeborne provisorisch ihr Lager aufgeschlagen hatten. Es waren zwei weibliche Mestizen mit ihren Kindern und Jonny, der letzte Sprosse des Sydney-Stammes, welcher ungefähr 40 Jahre zählen mochte und in Folge eines Sturzes, den er in der Kindheit erlitt, verkrüppelt war. Im Jahre 1836 befanden sich noch 58 Schwarze seines Stammes am Leben; jetzt ist Jonny allein mehr übrig geblieben!

In einem kleinen, aber sicheren wohlconstruirten Boote setzten wir, von Jonny und einigen weißen Ansiedlern gerudert, von Coggerah-Bai nach Cook-River-Bai über. Unsere Durchsuchung der Sandsteinhöhlen war leider ohne allen Erfolg. Jonny führte uns hierauf an eine Stelle, wo Tow-Weiry, ein Häuptling des Sydney-Stammes, welcher in der Nähe der Mündung des Cookflusses lebte und vor ungefähr 12 Jahren starb, begraben lag. Tow-Weiry (oder Tom Ugly (Thomas Häßlich), wie ihn die Engländer nannten), war ein athletisch gebauter Mann, dessen Skelet für die Zwecke der comparativen Anatomie eine höchst werthvolle Acquisition gewesen wäre. In der Nähe der Stelle, wo sich nach Jonny's Aussage das Grab des australischen Häuptlings befinden sollte, lagen große Massen leerer Austernschalen, was jedenfalls darauf hindeutete, daß dieser Ort einmal von Schwarzen bewohnt war, welche der Reichthum der Umgebung an Schalthieren, einer Lieblingsspeise der Eingeborenen, angezogen hatte. An vielen Punkten sah man noch Spuren von Feuerbränden. Wir ließen es uns nicht verdrießen, mit einem ziemlich großen Aufwand von Zeit und Anstrengung die sorgfältigsten Nachforschungen anzustellen. Die Eingeborenen der Küste hüllen ihre Todten in der Regel nur in die Wolldecke, die sie im Leben getragen, und begraben sie, den Kopf dem Meere zugekehrt, in der Nähe der Ufer nur wenige Fuß unter der Erde. Unser Bemühen blieb leider erfolglos, obgleich Jonny wiederholt versicherte, er habe noch vor wenigen Monaten einige Menschenknochen daselbst aus dem Sande hervorstehen sehen; eine Wahrnehmung, welche die abergläubisch-furchtsamen Schwarzen abhielt, in der Nähe weiter nach Schalthieren zu suchen. Ja, Jonny lies sich's nicht nehmen, es müsse erst kürzlich Jemand an der bezeichneten Stelle gewesen sein und den erhofften anthropologischen Fund weggetragen haben.

Wir kehrten unverrichteter Dinge wieder nach unserem Boote und der Coggerah-Bai zurück [1]), wo nun in dem berühmten „black-pot" (schwarzen Topf) der Waldbewohner Chocolade und Milch gekocht, und hierauf ein vortrefflich mundender Imbiß eingenommen wurde. Mit angeborener Herzensgüte theilte Mr. Hill das Mitgebrachte mit den Eingeborenen, die sich ihrerseits äußerst dienstfertig benahmen.

[1]) Es wurden indeß später in Sydney mehrere Skeletschädel australischer Urbewohner erworben, und unserer an 100 Racenschädel umfassenden kraniologischen Sammlung einverleibt.

Ein zweiter Ausflug zu anthropologischen Zwecken wurde gleichfalls in Begleitung des Mr. Hill nach der zwölf Meilen von Sydney entfernten Long-Bai unternommen, in deren Waldungen gerade einige nomadisirende Eingeborene für die nächsten Wochen ihr Lager aufgeschlagen hatten. Der Weg führte theils durch Eucalyptenwälder, theils über weite Grasflächen, welche abwechselnd vielblütige Metrosideros mit langstieligen, hochrothen Staubfäden, und glänzende Melaleuken bedeckten, deren Zweige gleichfalls mit weißen Blumen übersäet waren, und dazwischen ragten die kerzengeraden 10 bis 12 Fuß hohen, rohrkolbenähnlichen Blüthenschäfte der Xanthorrhoeen empor, von honigsaugenden Vögeln umschwärmt, welche von dem süßen, wohlriechenden Nektar schwebend nippten. Eine Menge kleiner Vögel schlüpften durch die niederen Büsche und Binsen und kamen zuweilen dreist und furchtlos dermaßen nahe, daß sie mit einem Schmetterlingsnetz gefangen werden konnten. Wir mochten etwa zwei Stunden geritten sein, als Mr. Hill plötzlich in der Weise der Eingeborenen zu rufen begann. Sogleich wurde diese nur Kundigen verständliche Anfrage durch ganz eigenthümliche Laute aus dem Dickicht erwiedert, gleichsam als erkenne man den nahenden Freund, und wenige Minuten später befanden wir uns mitten unter einer Anzahl von männlichen und weiblichen Eingeborenen, welche, zum größten Theil nackt und in grobe Wolldecken gehüllt, nachlässig und sorglos auf der Erde hingestreckt lagen. Dicht neben ihnen brannte ein Kochfeuer, über dem ein eiserner Wasserkessel hing. Ein paar abgezehrte, häßliche, mit Wunden bedeckte Hunde, welche sich sonnten, ließen sich durch den Hufschlag unserer Pferde aus ihrer behaglichen Ruhe nicht stören, sondern blieben wie ihre Herren gemächlich liegen, bis wir abgestiegen waren und die Thiere selbst versorgt hatten.

Es ist wahrhaft wunderbar zu sehen, welche geringen Bedürfnisse diese Leute haben, und wie wenig ihnen daran gelegen ist, sich in bessere Verhältnisse zu versetzen, sobald dies irgendwie ein Aufgeben ihrer vagabundirenden Unabhängigkeit erfordert. Und wohl keine Nation illustrirt augenfälliger das berühmte Wort des englischen Dichters: „Man wants but little here below!“ (der Mensch braucht nur wenig hiernieden), als die schwarzen Bewohner des fünften Erdtheiles!

Die Eingeborenen, deren Lager wir jetzt besuchten, kamen aus den Districten Shoalhaven, Port Stephens und Illawara, und gehörten diesen verschiedenen Stämmen an. Es waren drei Männer und drei Weiber, unter

den letzteren eine Mestize Namens Sarah mit zwei kleinen Halbblutkindern. Eines derselben, welches, obwohl schon über zwei Jahre alt, noch immer von der Mutter gesäugt wurde, hatte eine völlig weiße Hautfarbe, rothe Wangen und hellblaue Augen, und war kaum von einem Kinde weißer Eltern zu unterscheiden. Wir trafen unter diesen Aboriginern einige so charakteristische Racentypen, daß dem Versuche nicht widerstanden werden konnte, an denselben nach dem bereits erwähnten anthropometrischen Systeme eine Anzahl Körpermessungen vorzunehmen, während der Maler der Expedition die ruhige Stellung der gemessenen Individuen gleichzeitig zum Entwurf bildlicher Darstellungen benützte.

Der Schädel ist bei den australischen Eingeborenen ziemlich regelmäßig geformt, die Stirne hoch und breit, der Nasenrücken hoch, die Augen sind dunkel, glänzend, tiefliegend; die Augenhöhlenfortsetzungen sehr prominirend, Nasen- und Wangenfalten stark markirt. Der Mund ist in der Regel breit, die Oberlippe überhängt die Unterlippe, so wie die obere Zahnreihe die untere bedeckt. Das Gesicht so wie der ganze Körper sind gewöhnlich stark haarig; das Kopfhaar ist schwarz, dünn, oft sehr fein und leicht gekraust ohne wollicht zu sein. Die Farbe der Haut ist durchschnittlich eine schmutzigbraune oder braunschwarze. Die Sitte, die Außenseite des Armes von den Schultern an mit drei bis vier, etwas verdickten, 1⅓ Zoll langen, parallel laufenden Schnittnarben zu versehen, und eben so, den Rücken entlang, ähnliche Einschnitte mit Glasscherben zu machen, scheint noch immer ziemlich allgemein, und wird als eine Verschönerung des Körpers betrachtet. Aeltere Leute haben die Nasenscheidewand durchbohrt, und tragen Känguruhknochen und andere dünne Amulets aus Holz oder Bein quer durch dieselbe gesteckt. Unter den Gliedern der jüngeren Generation bemerkten wir indeß diesen häßlichen Brauch nicht mehr; sie scheinen denselben aus Bequemlichkeitsrücksichten aufgegeben zu haben.

Der Aufenthalt der Novara in Australien war, wie schon bemerkt, viel zu kurz, um den Mitgliedern der Expedition entferntere Reisen in's Innere des Landes nach den großen Farmen (Stationen) oder nach den Golddistricten zu gestatten. Gleichwohl scheint es uns wichtig, einige Mittheilungen über diese zwei Naturproducte zu machen, denen Australien hauptsächlich seinen gegenwärtigen Aufschwung verdankt, und von denen das erstere noch mehr wie das letztere dem Lande und seinen Bewohnern eine glänzende Zukunft sichert.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts hat England seinen ganzen Bedarf an Schafwolle aus Spanien und später theilweise aus Deutschland und Ungarn bezogen [1]). Seither hat sich die Wollproduction am Cap, in Ostindien und Australien in so ausgedehntem Maße vermehrt, daß Großbritannien im Stande ist, den ungeheueren jährlichen Verbrauch seiner Fabriken an Schafwolle, welcher 60 bis 70 Millionen Pfund beträgt, in den eigenen Colonien zu decken, und die landwirthschaftliche Thätigkeit seiner emigrirten Söhne mit großem Vortheil für das Mutterland und dessen Industrie zu verwerthen.

Neu-Süd-Wales liefert gegenwärtig allein über 17 Millionen Pfund Wolle, im Werthe von 1,275.000 Pfund Sterling, ganz Australien über 50 Millionen Pfund. Die Zahl der Schafe in Neu-Süd-Wales hat sich seit 1778, wo die ersten Colonisten 29 Stücke mitbrachten [2]), auf 8,139.160 Stück vermehrt [3]). Der geeignetste Theil der Colonie für Schafzucht ist Moreton-Bai, im Norden von Neu-Süd-Wales, und seit kurzem unter dem Namen Quensland zur selbstständigen Colonie erhoben. Schafe benöthigen daselbst nur geringe Pflege, und Krankheiten, wie sie zuweilen schon im Westen und Süden aufgetreten sind, kommen dort niemals vor. Wäre der sogenannte wilde Hund nicht, so würde der Unterhalt der Schafe mit fast gar keinen

[1]) Die Wolleinfuhr aus Deutschland war im Jahre 1836 bis auf 31,766.194 Pfund gestiegen. Sie hat aber seitdem wieder bedeutend abgenommen und zwar im Verhältniß, als die Production dieses werthvollen Artikels in den englischen Colonien zunahm.

[2]) Wir besitzen einen officiellen Ausweis über die Zahl der Hausthiere in der Ansiedlung im Port Jackson am 1. Mai 1788, welcher, verglichen mit dem gegenwärtigen Reichthum der Colonie, einen höchst interessanten Beleg für den seitherigen Aufschwung bildet:

| Wessen Eigenthum | Hengste | Stuten | Hengstfüllen | Stiere | Kühe | Schafe (Widder, Lämmer) | Ziegen | Zuchtschweine | Schweine | Kaninchen | Truthühner | Gänse | Enten | Federvieh | Junge Hühner |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Regierung | 1 | 2 | — | 2 | 2 | 16 | 1 | 20 | — | — | — | — | — | — | — |
| Gouverneur | — | 1 | 3 | — | 2 | 2 | — | 10 | — | 3 | 5 | 8 | 17 | 22 | — |
| Vice-Gouverneur | — | — | — | — | — | — | 1 | 1 | 7 | — | 5 | 6 | 4 | 9 | — |
| Officiere u. Mannsch- | — | — | — | — | — | — | 12 | 10 | 17 | 2 | 6 | 9 | 8 | 55 | 25 |
| Stab | — | — | — | — | — | 11 | 5 | 7 | 1 | — | 2 | 6 | 6 | 36 | 62 |
| Ansiedler | — | — | — | — | — | — | — | 1 | — | — | — | — | — | — | — |
| Zusammen. | 1 | 3 | 3 | 2 | 4 | 29 | 19 | 49 | 25 | 5 | 18 | 29 | 35 | 122 | 87 |

Im Jahre 1862 zählte die Colonie von Neu-Süd-Wales 251.500 Pferde, 2,408.580 Stück Hornvieh, 109.160 Schweine.

[3]) In ganz Australien giebt es (1862) gegen 20 Millionen Schafe und 3000 sogenannte Stationen (stations). Einzelne Eigenthümer besitzen über 100.000 Schafe, die sie in Heerden von 2000 bis 3000 Stück abtheilen und an einzelne berittene Schafhirten übergeben, von denen jeder seinen besonderen Bezirk angewiesen erhält.

Kosten verbunden sein. Dieselben werden auf Kronländereien geweidet, für deren Benützung die Eigenthümer oder Squatters 10 Pfund Sterling für je 4000 Schafe über 800 Stück Hornvieh zu bezahlen haben. Im Norden sind die „Darling Downs" der geeignetste District, ein offenes, wellenförmiges Hügelland, in dem nur hie und da eine kleine Baumgruppe zum Vorschein kommt, und das mit der Gegend westlich vom Mississippi, in den Staaten Iowa und Minnesota manche Aehnlichkeit besitzt. Auf diesen Downs können 3= bis 4000 Schafe bequem von einem einzigen Schäfer gehütet werden, während in dem bergigen Districte von Bathurst je 800 Thiere die Wachsamkeit eines Individuums in Anspruch nehmen. In Darling Downs beträgt die jährliche Vermehrung von 100 Mutterschafen an 96 Procent, in Bathurst wird dieselbe nur auf 80 Procent geschätzt. Der Werth eines Schafes ist ungefähr 15 bis 20 Schillinge, die Schur beginnt gewöhnlich im October und dauert bis December. Durchschnittlich rechnet man 2½ Pfund Wolle auf das Vließ. Zahlreiche Ochsengespanne führen die Wolle in Ballen von 250 bis 300 Pfund hunderte von Meilen weit aus dem Inneren nach den Hafenstädten, wo gemeiniglich auch Ochsen und Karren verkauft werden, indem bei dem billigen Viehpreise die Rückfahrt ohne Fracht sich nicht lohnend erweisen würde. Während unserer Anwesenheit war gerade mit einem großen Aufwande von Kosten, Zeit und Mühe eine Anzahl Lama's und Alpaca's aus ihrer Heimat in den Cordilleren an der Westküste Südamerika's nach Australien gebracht worden, in der Absicht, durch eine Kreuzung der peruanischen mit der einheimischen Race die australische Wolle zu veredeln. Ein angesehener englischer Kaufmann in Valparaiso, Namens Josue Waddington, welcher seit 40 Jahren in Chile angesiedelt ist, stand an der Spitze der Unternehmung. Es war der erste Versuch dieser Art, welcher glückte. Schon im Jahre 1852 hatte ein anderer Engländer unternommen, 500 Alpaca's nach England zu überführen, allein trotz der größten Sorgfalt während der Reise kamen von der ganzen Zahl blos drei lebend dort an. Waddington glaubte den Grund davon in dem Mangel an frischem Futter suchen zu müssen, und bemühte sich daher, die für Australien bestimmten Thiere eine geraume Zeit vor ihrer Einschiffung an trockenes Futter (Gerste, Kleie, Heu) zu gewöhnen. Erst als dies geschehen war, wurden die Thiere im Hafen von Caldera bei Copiapó in Chile eingeschifft und von mehreren mit ihrer Lebensweise vertrauten mexicanischen Indianern bis nach Australien

begleitet. Das Fahrzeug hatte 800 Tonnen Gehalt und wurde für den Transport um die Summe von 6000 Dollars gemiethet. Die Einrichtung von Ställen zur guten und zweckmäßigen Unterbringung der Thiere am Bord kostete überdies 300 Dollars. Jedes Thier erhielt nebst einer ausreichenden Quantität trockenen Futters 1 Quart Wasser täglich. Die Seereise von Caldera nach Sydney geschah in 70 Tagen. Von den eingeschifften und theils unterwegs geborenen 316 Llama's starben 36 während der Ueberfahrt. 280 kamen vollkommen gesund in Sydney an und wurden vorläufig auf einem der großen Weideplätze in der Regierungsdomäne untergebracht. Die Schafzüchter der Colonie Neu-Süd-Wales und Victoria stritten sich um die Ehre, die kostbaren Thiere anzukaufen. Wochenlang blieben die Unterhandlungen in der Schwebe, weil einer der Unternehmer, ein speculativer Yankee, Namens Ledger, welcher die Thiere im Innern Peru's angekauft und nach vierjährigen Mühen und Beschwerden der verschiedensten Art bis nach Sydney begleitet hatte, von diesem Wetteifer möglichst großen Nutzen ziehen wollte. Erst lange nachdem wir Sydney wieder verlassen hatten, wurden, wie wir nachträglich erfuhren, die 280 Llama's an eine Gesellschaft von Schafzüchtern in Neu-Süd-Wales für 7000 Pfund Sterling oder das Stück zu 25 Pfund Sterling verkauft. In Bolivia und Peru werthet ein Llama oder Alpaca 2 bis 3 Dollars.

Die große Wichtigkeit des Alpaca als Wollthier und die Aehnlichkeit der Temperaturverhältnisse in einigen Theilen des österreichischen Kaiserstaates mit jenen in den Bergen Peru's und Boliviens veranlaßte die Mitglieder der Expedition die schon wiederholt aufgeworfene Frage, ob sich nicht gewisse gebirgige Gegenden Oesterreichs zur Einführung des Alpaca eignen würden, im Interesse der vaterländischen Landwirthschaft neuerdings einer gründlichen Erörterung zu unterziehen. Die Resultate dieser Bemühungen, welche, in Australien begonnen, erst während unseres Aufenthaltes an der Westküste Südamerika's zum Abschluß kamen, findet der Leser im Capitel Valparaiso umständlich mitgetheilt.

Durch die jüngsten politischen Ereignisse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wurde die Aufmerksamkeit der Landwirthe Australiens ganz besonders auf die Cultur der Baumwolle gelenkt und große Länderstrecken sind bereits in den verschiedenen Colonien, namentlich in Queensland, mit der Baumwollstaude bepflanzt. Ja, es ist sogar Aussicht vorhanden, daß

England in nicht gar langer Zeit den größten Theil seines Bedarfes an Baumwolle aus seinen eigenen Colonien und Dependenzen werde beziehen können. Denn am Cap der guten Hoffnung, in Australien, in Neu-Seeland und in Ostindien giebt es Grundstücke von unermeßlicher Ausdehnung, auf welchen die Baumwollstaude mit Nutzen gebaut werden kann, und es ist vielleicht einer der wichtigsten Erfolge der gegenwärtigen Kämpfe in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, daß sie die landwirthschaftliche Thätigkeit auf Länderstrecken lenken[1]), wo zwei der wichtigsten Colonialproducte für den Haushalt des Culturmenschen: Baumwolle und Zucker, durch *freie* Arbeiter gewonnen werden können.

Der Ertrag der verschiedenen, im Westen, Süden und Norden der Colonie befindlichen Goldfelder[2]) ist zwar kein so großartiger und ausgiebiger, als in der Nachbarcolonie Victoria, aber er vermehrt jedenfalls in nicht unbedeutender Weise die jährlichen Staatseinnahmen und fördert wesentlich den Verkehr mit dem Auslande. Seit der ersten Entdeckung der westlichen Goldfelder im März 1851 bis Ende Juli 1860 waren nach officiellen Ausweisen 2,587.549 Unzen[3]) Goldes im Werthe von 9,600.000 Pfund Sterling aus den verschiedenen Golddistricten von Neu-Süd-Wales gebracht worden. Es scheint aber außerdem eine nicht unbeträchtliche Menge Goldstaub auf Privatwegen nach der Hauptstadt gekommen und dort eingeschmolzen worden zu sein, denn der Gesammtwerth der Goldproduction in Neu-Süd-Wales erreichte im Laufe von neun Jahren (1851 bis 1859) eine Summe von 12,696.231 Pfund Sterling, also 3,096.231 Pfund Sterling mehr, als nach officiellen Ausweisen an den Staatsschatz und das Münzamt abgeliefert worden waren.

[1]) Auch in den herrlichen fruchtbaren, von der europäischen Auswanderung noch so wenig berührten Hochthälern von Costa Rica, Nicaragua, Honduras und Guatemala könnte die Cultur von Baumwolle und Zuckerrohr für den europäischen Markt durch freie Arbeiter mit großem Vortheil getrieben werden, gleichwie dies schon jetzt mit der Kaffeestaude der Fall ist.

[2]) Die Entfernung der verschiedenen Goldfelder von Sydney und anderen Seehäfen der Colonie beträgt: *Westliche Goldfelder:* Bathurst, 110 Meilen; Sofala, 140; Orange, 141; Ophir, 146; Mudgee, 155; Tambaroora Creek, 157; Meroo, 160; Luisa Creek, 176; Tuena, 190 Meilen. *Südliche Goldfelder:* Goulburn, 125; Queanbeyan, 182; Braidwood, 184; Bell's Creek, 190; Araleun, 200; Sundagai, 244; Cooma, 254; Tumut, 264; Abelong, 273; Albury, 286; Oven's River, 410; Kiandra (Guowy River), über Twofold Bai und Pambula, 140 Meilen. *Nördliche Goldfelder:* Hanging rock, 304; Bingera Creek, 365; Rocky River, 357; Tamworth, 280; Timbarra, via Grafton, 67 Meilen zu Land vom Clarencefluß. Nach den anderen Goldfeldern im Clarence-Districte, nämlich Tubra, Toolam, Emu Creek, Pretty Gully, Sandy Creek, Table Land, Nelsons Creek u. s. w., vom Flußufer aus, 80 bis 100 Meilen.

[3]) Der Werth einer Unze Goldes wechselt von 64 bis 70 Schilling, und betrug in einzelnen Fällen sogar schon 78 Schilling 8 Pence.

Der Ruhm der ersten Entdeckung von Gold in Australien gebührt dem bekannten Geologen und protestantischen Pfarrer Rev. W. H. Clarke in Sydney, welcher bereits im Jahre 1841 in den Bergen westlich vom Vale de Clyde Gold fand und schon zu jenen Zeiten Proben von goldhaltigem Quarz mehreren einflußreichen Personen des Districtes mit der Bemerkung zeigte, daß in Australien, und namentlich in der Provinz Victoria, alle wissenschaftlichen Indicationen eines großen Goldreichthumes vorhanden seien[1]). Allein der gelehrte „Landprediger" fand damals wenig Gehör und Theilnahme, sowohl aus Bedenken in Bezug auf die zu jener Zeit noch bestandene Strafcolonie, als auch wegen der Unwissenheit, welche im Allgemeinen über den Werth solcher Indicationen herrschte[2]).

Erst zehn Jahre später faßte ein gewisser Mr. Hargraves die Sache rationeller auf, besuchte Californien, machte sich mit den verschiedenen Methoden der Goldgewinnung daselbst vertraut, und indem er hierauf am Summerhill-Creek in der damaligen Colonie Victoria Gold zu waschen begann, ward er gewissermaßen der praktische Entdecker der Goldfelder, der eigentliche Förderer des Reichthums der Colonie. Das Comité, welches vom gesetzgebenden Rathe mit der Untersuchung der Ansprüche verschiedener Individuen auf die Entdeckung der Goldfelder in der Colonie Victoria beauftragt war, stellte in dem, unterm 10. März 1841 an die Colonial-Regierung erstatteten Bericht den Antrag, daß Mr. Hargraves, welcher mit so edler Uneigennützigkeit den Weg zu scheinbar unerschöpflichen Schätzen bahnte, von der Colonial-Regierung eine Summe von 5000 Pfund Sterling und Rev. W. H. Clarke in Anerkennung seiner Verdienste um die Untersuchung des mineralischen Reichthumes der Colonie einen Betrag von 1000 Pfund Sterling als Geschenk überreicht werden mögen. Das erste australische Gold, 18 Unzen im Gewicht, wurde am 20. August 1851 auf dem Schiffe Honduras nach London gesandt. Von nun an steigerte sich mit jedem Monat die Menge des gewonnenen Goldes; noch vor Ende des Jahres betrug das in den verschiedenen Goldfeldern gefundene kostbare Metall

[1]) Man schätzt den Werth der Goldmenge, welche muthmaßlich in den bisher in Australien entdeckten Goldfeldern enthalten ist, nach einer oberflächlichen Berechnung auf 3000 Millionen Dollars; in eine Masse zusammengegossen, würde sie einen Raum von 23 Kubikfuß einnehmen. Der Werth des Quadratzoll Goldes ist hierbei auf 146 Dollars, der Quadratfuß auf 255.288 Dollars und die Quadratyard (3 Fuß) auf 6,000.876 Dollars angenommen.

[2]) Report from the select Committee of the legislative Council, on the Claims for the discovery of Gold in Australia. Ordered by the Council to be Printed. 10th of March, 1854.

240.044 Unzen, im Werthe von 871.652 Pfund Sterling. Im darauffolgenden Jahre (1852) stieg die Quantität des der Erde entrungenen Goldes auf 4,247.657 Unzen, im Werthe von 14,866.799 Pfund Sterling.

Die Masse von Goldsuchern und Abenteurern, welche von den entdeckten Schätzen angezogen wurden, war ungeheuer. Von Anfang September 1851, wo sich 29 Menschen in Anderson's Creek mit Goldwaschen beschäftigten, bis Ende December des nämlichen Jahres, also binnen kaum 4 Monaten, stieg die Bevölkerung der Goldfelder auf 20.300 Seelen! Im Jahre 1852 betrug sie 53.500, im Jahre 1853 bereits 75.626 Seelen.

Bald nach der Entdeckung der Goldfelder setzte die Colonial-Regierung eine eigene Behörde, die sogenannte „Gold-Commission", zur Ueberwachung der improvisirten Ansiedlungen ein, veröffentlichte Vorschriften für die goldwaschende und goldgrabende Menge[1]) und verkaufte, gegen Erlag von 20 bis 40 Schillinge, Erlaubnißscheine (licenses) für die Ausbeute gewisser abgegrenzter Localiäten[2]).

Das gewonnene Gold werthete im Jahre 1852 zwischen 58 und 60 Schilling per Unze. Die Banken des Landes machten darauf Vorschüsse im Verhältnisse von 40 bis 55 Schilling per Unze, oder tauschten den gewonnenen Goldsand gegen $8\frac{1}{2}$ bis 10 Procent Disconto für geprägte Münzen aus. Die Fracht betrug $4\frac{1}{2}$ Pence per Unze. Im Jahre 1860 stieg der Werth der Unze Goldes in den Goldfeldern auf 70 bis 80 Schillinge, der Disconto verminderte sich auf 1 Procent; die Assecuranzgesellschaften versicherten Goldtransporte gegen eine Prämie von $1\frac{3}{4}$ bis $2\frac{1}{2}$ Procent.

Seitdem ist namentlich in der Nachbarcolonie Victoria wiederholt in neuen Localitäten Gold entdeckt worden und die Menge des ausgebeuteten edlen Metalles sowohl, als auch die Zahl der Bevölkerung der Golddistricte ist fortwährend im Steigen begriffen. Viele Tausende verlassen noch gegenwärtig jährlich Neu-Süd-Wales, um auf einem anderen Felde als dem der Agricultur ihr Glück zu versuchen. Im Jahre 1857 wanderten über 26.000 Menschen von dieser Colonie nach den Golddistricten in Victoria. Die Arbeit ist dadurch in ganz Australien im Preise gestiegen[3]), und mit der

[1]) Regulations for the management of the Gold fields. Sydney 1858.

[2]) Die beliebtesten Localitäten sind: Ballarat, Mount Alexander, Castlemaine, Sandhurst, Beechworth, Heatcote.

[3]) Die folgenden Angaben der für die wichtigsten Verrichtungen und Beschäftigungen im Jahre 1848 und 1863 bezahlten Löhne liefern einen interessanten Beleg, wie sehr die Arbeitspreise im Allgemeinen

größeren Kostspieligkeit ward sie zugleich auch unsicher und unverläßlicher. Eine große Anzahl Bauten, namentlich auf dem Lande, mußte eingestellt werden, und die Lichtung und Cultur vieler Landesstrecken unterbleiben. Diese momentanen Uebelstände vermögen indeß die ungeheueren Vortheile nicht aufzuwiegen, welche die Entdeckung der Goldfelder in Australien mit sich brachte. Sie hat die allgemeine Aufmerksamkeit nach einer abgeschiedenen, bis dahin wenig beachteten britischen Colonie gelenkt, das Land mit zauberhafter Schnelligkeit bevölkert, den Werth des Grundeigenthumes staunenswerth gesteigert; sie hat ihren gewaltigen Einfluß in den entferntesten Theilen der Erde fühlbar gemacht, und die Colonie Victoria in Bezug auf nationalen Wohlstand, Wachsthum, Verkehr und Cultur binnen wenigen Jahren zu einer Bedeutung erhoben, welche unter gewöhnlichen Verhältnissen nur das Werk eines Jahrhunderts gewesen wäre.

Die Entdeckung der Goldfelder hatte zugleich umfassende wissenschaftliche, namentlich geologische Untersuchungen zur Folge und diese lieferten Aufschlüsse, nach welchen die weitverbreitete populäre Ansicht, der australische Continent gehöre den jüngsten Erdbildungen an und habe sich erst in verhältnißmäßig neuer Zeit aus dem Meeresgrunde erhoben, als völlig irrig erscheint. Die reichen paläontologischen Sammlungen, welche der Novara in Sydney zuflossen, bestärkten auch den Geologen der Expedition in der Ueberzeugung, daß Australien nicht der jüngste, sondern vielmehr der älteste Continent der Erde sei. Man hat in mehreren Theilen der Colonie fossile Knochen verschiedener ausgestorbener Thierkolosse gefunden, welche, wie nachgewiesen wurde, 10 bis 16 Fuß Höhe erreicht haben müssen und das paläontologische Aequivalent unserer diluvialen Dickhäuter in Europa sind. Dabei kennt man bis jetzt in Australien außer sehr unbedeutenden und beschränkten Tertiärablagerungen nur krystallinisches Gebirge und primäre Formationen

seit der Entdeckung der Goldfelder in Australien gestiegen sind. In der Colonie Neu-Süd-Wales bezahlte man durchschnittlich

| | 1848 | 1863 |
|---|---|---|
| Zimmermann, täglich ohne Kost und Wohnung | 5 Schilling 3 Pence | 12 Schilling |
| Schmiede, „ „ „ „ „ | 5 „ 3 „ | 12 „ |
| Wagner, „ „ „ „ „ | 5 „ 3 „ | 12 „ |
| Ziegelbecker, „ „ „ „ „ | 5 „ 3 „ | 13 „ |
| Maurer, „ „ „ „ „ | 5 „ 3 „ | 14 „ |
| Feldarbeiter, jährlich nebst Kost und Obdach | 21 Pfund Sterling | 30 bis 40 Pfund Sterling. |
| Schafhirt „ „ „ „ „ | 21 „ „ | 30 „ 35 „ „ |

Seit der Entdeckung der Goldfelder sind Handwerker nicht mehr geneigt in ein längeres Dienstverhältniß zu treten, sondern treffen blos von Woche zu Woche ein Uebereinkommen mit ihren Arbeitsgebern.

(vom Silurischen aufwärts), welche die Hauptmasse des Continents bilden. Die ganze Reihenfolge der secundären Formationen scheint gänzlich zu fehlen. Aus dieser Thatsache folgt nothwendiger Weise, daß Australien seit dem Ende der Primärzeit Festland, daß es nie wieder vom Meer bedeckt wurde, somit seit dem Anfange der secundären Epoche durch alle jene undenkbaren Zeiträume hindurch, während welchem Europa den gewaltigsten geologischen Revolutionen unterworfen war, ein ruhiger Boden geblieben ist, auf welchem Pflanzen und Thiere, durch keinerlei Elementar-Ereigniß in ihrer Entwicklung gestört, ununterbrochen bis heute gedeihen konnten. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, erscheint die Fauna und Flora Australiens als die primitivste und älteste der ganzen Welt.

Ein anderer österreichischer Forscher, der berühmte Botaniker Dr. F. Unger in Wien, hat fast gleichzeitig an den paläontologischen Resten australischer Pflanzen nicht nur das hohe Alter Australiens, sondern auch die merkwürdige Thatsache nachzuweisen gesucht, daß Europa mit diesem fernen Welttheil einmal in irgend einer näheren Beziehung gestanden haben muß. Viele Pflanzenformen, und darunter namentlich die Proteaceen, welche gegenwärtig in Australien einen Hauptantheil an dessen so eigenthümlichen Strauchvegetation nehmen, scheinen in der Vorwelt auch in Europa eine ähnliche Bestimmung gehabt zu haben. Nimmt man aber selbst an, daß sich in Europa zur Eocenzeit unter gleichen klimatischen Verhältnissen eine Flora von Coniferen, Proteaceen, Myrtaceen und Casuarinen, wie sie gegenwärtig Australien besitzt, angesiedelt hatte, so drängt sich immer noch die Frage auf, wie die Vegetation einer, geradezu antipodischen Localität in Europa Platz greifen konnte? Denn, selbst jenem bewunderungswerthen Einflusse gebührend Rechnung getragen, welchen Wellen, Winde und wandernde Thiere auf die Verbreitung vegetabilischer Geschöpfe üben, so hat doch der Transport durch Wellen und Wasserströmungen nur allzu enge Grenzen, und beschränkt sich im günstigsten Falle auf eine ganz kleine Menge von Pflanzen, welche die üblen Wirkungen des Meerwassers, unbeschadet der Keimfähigkeit, zu ertragen vermögen, und die andererseits auch bei ihrer Ankunft auf dem fernen Strande die Mittel finden, um dort fortkommen und sich zugleich vermehren zu können. Da nun die Beobachtungen, welche Professor Unger über die dermalige Verbreitung der Pflanzenarten und ihre bestimmt umschriebene Grenze gemacht hat, der Ansicht jener Forscher, die mehrere Schöpfungs-

mittelpunkte annehmen, geradezu entgegenlaufen, und Fälle, wo eine Pflanzenart zwei völlig getrennte Territorien einnimmt, mit Sicherheit bisher noch nicht nachgewiesen worden sind, so knüpft der gelehrte Forscher daran die Voraussetzung, es habe zur Eocenzeit eine Continentalverbindung Australiens über die Molukken mit Asien und Europa bestanden. Diesen Landweg haben einst Araucarien, Proteaceen, die Santeln und hundert andere baum- und krautartige Pflanzen, die wir bisher noch nicht zu enträthseln vermochten, eingeschlagen, um sich über das europäische Festland auszubreiten, wo sie noch jetzt, Myriaden von Jahren zum Trotz, als wohlconservirte Mumien angetroffen werden. Gleich dem Geologen der Expedition betrachtet daher auch Professor Unger Australien nicht als einen jungen, kaum geborenen Continent, sondern als ein alterndes Land, das seine Rolle in der physischen Weltgeschichte bereits ausgespielt hat und sich zu großen Umwälzungen vorbereitet. Nicht nur die zahlreichen, Australien und seine Inselwelt umgürtenden Korallenriffe deuten auf Veränderungen im Niveau hin und lassen auf eine ähnliche Auflösung in Inselgruppen, wie sie die kleinen oceanischen Eilande bereits erfahren haben, schließen; die ganze Beschaffenheit des Bodens, der wüste Charakter des Innern, die zahllosen Salzseen, die sich in Sümpfe auflösenden Flüsse u. s. w., sprechen einer kommenden geologischen Veränderung das Wort, wenn schon sich dieselbe — zum Troste geängstigter Ansiedler sei dies beigefügt, — noch auf Jahrtausende hinaus verzögern dürfte [1]).

Das in neuerer Zeit arg verschrieene System der Deportation hat gerade in Australien so wesentlich zur Entwicklung des Landes beigetragen, daß es kaum gerechtfertigt werden könnte, von Botany-Bai zu scheiden, ohne unseren Schilderungen einige Bemerkungen über die, bis zum Jahre 1840 daselbst bestandene Strafcolonie beizufügen. Denn es giebt wohl kaum einen Punkt der Erde, wo man die Vortheile und Uebelstände des englischen Deportationssystems, so wie dessen Einfluß auf eine entstehende Gesellschaft genauer zu studieren und zu prüfen im Stande wäre, als die britische Colonie Neu-Süd-Wales. Ja, wir beabsichtigen sogar dem System, wie es über ein halbes Jahrhundert hindurch in Australien in Anwendung kam, eine ausführliche Besprechung zu widmen, indem uns bei der Unnatür-

1) Vergleiche: Neuholland in Europa. Ein Vortrag, gehalten im Ständehaus im Winter des Jahres 1861, von Dr. F. Unger, Professor an der Hochschule in Wien.

lichkeit unserer socialen Zustände die Deportation, die plötzliche Versetzung des Verbrechers in völlig verschiedene Lebensverhältnisse, als diejenige Maßregel erscheint, von welcher noch am ersten eine dauernde sittliche Hebung des Individuums erwartet werden kann. Unsere Gefängnisse, namentlich jene, in welchen noch keine Zellenhaft eingeführt ist, sind nur Bewahrhäuser, keine Besserungsanstalten. Der eingesperrte Verbrecher ist sich selbst und der Gesellschaft zur Last, welcher er nur in den seltensten Fällen gebessert zurückgegeben wird; die Unterhaltungskosten mehren sich jährlich, ohne daß derlei Anstalten durch die Arbeit der Sträflinge dem Staate irgend eine erhebliche Einnahme lieferten. In Strafcolonien dagegen arbeitet der deportirte Verbrecher eben so zum Nutzen der Gesellschaft wie in seinem eigenen Interesse. Er öffnet der Cultur, dem Handel und der Industrie neue, unermeßliche Länderstrecken. Der schädliche Einfluß gewisser Klimate auf die Gesundheit des Deportirten kann durch verständige Anordnungen auf ein kaum berücksichtigungswerthes Minimum reducirt werden. Auch der freie Ansiedler ist in primitiven Ländern gefährlichen Krankheiten ausgesetzt, aber sie vermindern sich im Verhältnisse, als er die Natur zu beherrschen, die Wälder zu lichten, den Boden für den Anbau zu gewinnen, die Sümpfe trocken zu legen beginnt.

Wir glauben kaum, daß sich in den österreichischen Gefängnissen auch nur ein einziger zu zehn- und mehrjähriger Kerkerstrafe verurtheilter Verbrecher finden würde, der nicht geneigt wäre, seinen dermaligen Aufenthalt mit jenem auf einer, wenngleich ihres feindlichen Klima's wegen verrufenen Insel des indischen Oceans zu vertauschen, wenn ihm dabei die Aussicht eröffnet würde, nach einer Reihe von Jahren der Arbeit und redlichen Strebens, es daselbst wieder zu einer freien, selbstständigen Thätigkeit bringen zu können. Was aber aus einer unwirthbaren Wildniß durch Zwangsarbeit zu werden vermag und wie sittlich regenerirend die Deportation wirkt, das beweist der heutige Zustand der einstmaligen Verbrechercolonie Neu-Süd-Wales. Selbst die verwerfliche Art und Weise, wie dieses System länger als fünfzig Jahre hindurch in Australien und Van-Diemensland gehandhabt wurde, konnte dessen günstigen Einfluß auf die Verbrecher nicht ganz aufheben und wird einen vorurtheilslosen Beobachter die Vortheile und den Nutzen der Deportation als Strafmittel nicht übersehen lassen.

Im Jahre 1787 wurde die Ostküste Australiens und zwar in Folge übertriebener Gerüchte über die Vortrefflichkeit des Hafens und die Fruchtbarkeit des Bodens, Botany-Bai, von der britischen Regierung zum Sitz einer Strafcolonie gewählt, und bereits am 26. Jänner 1788 landete daselbst der erste Transport verbannter Verbrecher. Derselbe zählte sechshundert männliche und zweihundertundfünfzig weibliche Sträflinge und war von einem Truppenkörper von zweihundert Mann begleitet. Vierzig unter den Soldaten waren verheiratet und hatten ihre Frauen und Kinder mit sich. Die ganze Expedition stand unter der Leitung des Capitän Phillip, des Gouverneurs der neuen Ansiedlung[1]).

Die Colonisten übersiedelten bald nach ihrer Ankunft von der, wie sich rasch erwies, nichts weniger als wohlgesicherten und fruchtbaren Botany-Bai nach einem ungefähr sieben Meilen nördlich gelegenen schönen und großen Hafen, den sie Port Jackson nannten und welcher den beabsichtigten Zwecken weit besser zu entsprechen schien.

Nicht früher als im Jahre 1794 kamen die ersten freien Ansiedler in der Colonie an. Die Officiere der Garnison wurden zugleich Kaufleute und trieben Handel mit Allem, was sie an Waaren aufzufinden vermochten. Rum besonders war ein Hauptartikel. Ein Regierungserlaß verordnete, daß jeder Kauffahrer, welcher im Port Jackson einlief, eine gewisse Quantität von Spirituosen seines Cargo's an die Officiere im Verhältniß zu ihrem Range abliefern mußte. Zugleich empfingen dieselben die Liste der Waaren und Handelsartikel, welche jedes Schiff brachte, wählten daraus, was ihnen am vortheilhaftesten dünkte, und verkauften diese Waaren sodann später in Detail an Soldaten, Ansiedler und Sträflinge gegen sehr hohen Gewinn. Ferner genossen die Officiere das Monopol der Einfuhr geistiger Getränke, so wie das ausschließliche Recht, dieselben wieder den Detailhändlern verkaufen zu dürfen. Auf die Weise erwarben viele von ihnen namhafte Summen durch Handel, und waren die hauptsächliche Ursache, daß alle Bestrebungen der verschiedenen Gouverneurs, eine Reform in der Colonie herbeizuführen, fruchtlos blieben. Während der Verwaltung des durch sein tragisches Geschick am Bord des Meutererschiffes Bounty bekannt gewordenen

[1]) Die Colonie von Neu-Süd-Wales umfaßte zu jener Zeit „das gesammte Land vom Cap York (11° 37′) bis zum Süd-Cap (43° 30′ südl. Br.) und bis zum 135° östl. L. in das Innere, einschließlich aller benachbarten Inseln der Südsee innerhalb der nämlichen Breitengrade.“

Capitän Bligh war Rum der werthvollste Tauschartikel, und die Colonisten fanden für ihre Erzeugnisse keine anderen Abnehmer als die privilegirten Händler in diesem so verderblichen Getränke.

Die größte Anarchie und Verwirrung herrschte zu jener Zeit allenthalben in Neu-Süd-Wales; die Macht der Regierung war völlig gebrochen, Willkür und rohe Gewalt traten an die Stelle von Gesetz und Ordnung. Die Sträflinge befanden sich nicht unter hinreichender Controle und Aufsicht; ganze Banden von ihnen durchzogen als „bush-rangers" das Land, drangen selbst am hellen Tage in die friedliche Behausung des einsamen Ansiedlers und begingen daselbst die furchtbarsten Greuelthaten.

Im Jahre 1807 führten Mr. Mac Arthur und Capitän Abbot vom 102. Regiment die ersten Destillirapparate in die Colonie ein, um geistige Getränke desto billiger erzeugen zu können. Der Gouverneur confiscirte jedoch diese Apparate und verbot die Destillirung geistiger Getränke im ganzen Bereiche der Ansiedlung. Dieses Verbot verursachte unter den Betheiligten eine Mißstimmung, welche sich allmählig bis zu einem solchen Grade steigerte, daß sie ein Jahr darauf die Gefangennehmung des Gouverneurs Bligh durch seine eigenen Officiere zur Folge hatte. Die englische Regierung begann nun freilich einzusehen, daß ein solcher gesetzloser Geist unterdrückt werden müsse, und setzte Gouverneur Bligh nicht nur in seine frühere Würde wieder ein, sondern beförderte ihn sogar zum Range eines Admirals.

Bei der Ankunft in der Colonie wurden die Sträflinge gewöhnlich nach den Casernen in Sydney gesandt, wo die Regierung aus der Masse solche Handwerker auswählte, die sie für öffentliche Bauten benöthigte, während alle Uebrigen als Landwirthe, Arbeiter, Handwerker u. s. w. an jene Private abgegeben wurden, welche sich um selbe schon früher gesuchsweise an die Regierung gewendet hatten. Da freie Arbeitskräfte zu jener Zeit in der Colonie noch selten und sehr kostspielig waren, so stellte sich die Zahl solcher Bittgesuche um Ueberlassung von Sträflingen stets weit größer heraus, als abzugebende Arbeitskräfte vorhanden waren.

Die an Private überlassenen Sträflinge wurden durch einen Constabler oder Aufseher nach dem Innern gebracht, wo sie sich selbst ein Obdach bauen mußten, was bei der Milde des Klima's allerdings ziemlich rasch und ohne große Mühe geschehen konnte. Die Arbeitsstunden währten von sechs Uhr

Morgens bis sechs Uhr Abends. Der Hauptzwang bestand darin, daß die Sträflinge ihre Herren, ob wohlwollend und milde oder hart und grausam, nicht verlassen durften. Sie wurden, wenn diese keine Verwendung mehr für sie hatten, an die Regierung zurückgesandt und hierauf wieder an einen anderen Arbeitgeber überlassen.

Alle Grundbesitzer in der Colonie hatten ein Recht, auf ihr Ansuchen von der Regierung, nach Maßgabe der disponiblen Kräfte, Sträflinge als Arbeiter zugewiesen zu erhalten (assignment), und zwar im Verhältniß von 1 Arbeiter auf 320 Acres Land; jedoch konnte kein Landeigenthümer, so groß auch sein Besitzthum sein mochte, mehr als fünfundsiebenzig Sträflinge auf einmal bekommen. Jeder Arbeitgeber mußte sich verpflichten, den überlassenen Sträfling mindestens für die Dauer eines Monats in seine Dienste zu übernehmen und denselben nach bestimmten, von der Regierung festgesetzten Vorschriften mit Kost und Kleidung zu versehen.

Die wöchentlichen Rationen betrugen 9 Pfund Weizenmehl oder, nach Belieben des Arbeitgebers, 3 Pfund Mais- und 7 Pfund Weizenmehl; ferner 7 Pfund Rind- oder Schöpsenfleisch, 4 Pfund gesalzenes Schweinefleisch, 2 Unzen Salz und 2 Unzen Seife. Die Kleidung bestand jährlich in 2 Jacken, 3 Hemden von starker Leinwand oder Baumwolle, 2 Stück Hosen, 3 Paar Schuhen von starkem, dauerhaftem Leder, einem Hut oder einer Kappe. Ferner ward jedem Arbeiter der Gebrauch einer guten Wolldecke und einer Matratze bewilligt, welche jedoch Eigenthum des Arbeitgebers blieben. Diese gesetzlichen Ansprüche hatten jedoch Gewohnheit und Interesse des Arbeitsherrn durch gewisse Luxusartikel, wie Tabak, Zucker, Thee, Grog u. s. w. wesentlich vermehrt. Um sich nämlich während der Erntezeit die volle Thätigkeit des Sträflings zu sichern, war es unumgänglich nöthig, ihm zu jener Zeit derlei Vergünstigungen zu gewähren, welche indeß bald ein stehender Gebrauch wurden und die Unterhaltungskosten des Arbeiters nicht unbedeutend erhöhten.

Bei der Ankunft eines Verbrecherschiffes (convicts ship) harrte schon immer eine große Anzahl von Personen des Moments, wo die Ankömmlinge an die Applicanten vertheilt wurden. Da man es unterließ, besondere Aufzeichnungen über die Gemüthsbeschaffenheit jedes Deportirten und die Natur des von ihm begangenen Verbrechens am Bord des Schiffes zu halten oder aus England mitzusenden, so war auch die Administration nicht

in der Lage, eine gewisse Auswahl treffen und die Sträflinge je nach ihrem Charakter und der Art ihres Verbrechens den Händen eines wohlwollenden oder strengen Arbeitsherrn übergeben zu können. Dadurch entstanden die schauerlichsten Ungerechtigkeiten; der größte Bösewicht fiel zuweilen dem mildesten Herrn zu, während ein verhältnißmäßig minder Strafbarer, vielleicht „ein Verbrecher aus verlorener Ehre", gerade unter das Joch eines hartherzigen Zuchtherrn kam, und dadurch weit mehr zu leiden hatte, als er in der That verdiente.

Eine solche harte, nur zu oft ungerechte Behandlung trieb den Sträfling häufig zu weiteren Vergehen oder gar zu Verbrechen, und aus Unmuth über das ihm zugefügte Unrecht vernachlässigte derselbe nicht nur völlig das Interesse seines zeitweiligen Herrn, sondern steckte manchmal sogar, hingerissen von einer unwiderstehlichen Rachesucht, zur Zeit der Ernte dessen Haus und Habe in Brand [1]).

Der trostlose, grauenerregende Zustand, in welchem sich die Colonie eine geraume Zeit befand, lag aber durchaus nicht in der Verwerflichkeit des Systems selbst, sondern blos in der Art und Weise, wie dasselbe von habsüchtigen, egoistischen Naturen durchgeführt und ausgebeutet wurde. Kaum waren die schreiendsten Ungerechtigkeiten und Uebelstände abgestellt und durch eine kräftige Regierungsgewalt der Ordnung und dem Gesetze wieder die gebührende Achtung verschafft worden, als die junge Colonie einen bisher unerhörten Aufschwung nahm und durch die Entwicklung ihrer natürlichen Hülfsquellen, so wie durch ihren Handel und Verkehr bald die Aufmerksamkeit nicht blos von England und englischen Manufacturisten, sondern von ganz Europa auf sich zog.

Im Jahre 1840 hörte Neu-Süd-Wales auf, ein „convict-settlement" zu sein. Zu jener Zeit zählte die ganze Colonie 130.856 Seelen, darunter 26.967 Deportirte. Im Jahre 1857, wo der letzte Census genommen wurde, betrug die Gesammtbevölkerung 305.487 Seelen, und zwar

[1]) Dr. Lang, welcher über fünfundzwanzig Jahre als protestantischer Geistlicher in Australien lebt und eine gründliche Kenntniß des Landes und der Verhältnisse besitzt, erwähnt in seinem geistreichen, wennschon zuweilen etwas utopischen Werke: „Freiheit und Unabhängigkeit für die goldenen Lande von Australien", mehrere, ihm persönlich bekannt gewordene Fälle, wo Sträflinge dem Geistlichen, der sie in der Gefängnißzelle besuchte oder zur Richtstätte begleitete, das Geständniß ablegten: „daß es allein die harte, herzlose Behandlung ihrer Arbeitsherren war, die sie auf's Schaffot brachte". —

171.673 männlichen und 133.814 weiblichen Geschlechtes [1]), welche zusammen 41.479 Häuser, 1725 Zelte, 50 Wanderkarren (drays) und 75 Schiffe bewohnten und sich hauptsächlich durch Viehzucht und Ackerbau ernährten.

Der moralische Zustand der über 321.579 Quadratmeilen sich ausbreitenden Bevölkerung hat sich in Folge der unbegrenzten Freiheit der Entwicklung der individuellen Kräfte und der gegebenen Möglichkeit, sich durch Arbeit und Thätigkeit eine schöne selbstständige Existenz zu erwerben, wesentlich gebessert, und zur Steuer der Wahrheit müssen wir beifügen, daß man vielleicht in keinem Theile Europa's so ungestraft wagen dürfte, allein und unbewaffnet gewisse Gegenden zu durchwandern, und bei offenen Thüren und Fenstern Barschaft und Werthgegenstände unverwahrt liegen zu lassen, wie in der einstigen Verbrechercolonie Neu-Süd-Wales!

Die Gesammtzahl der Verurtheilungen für kleinere und größere Vergehen (criminal-cases) betrug in den letzten zehn Jahren, während welcher Periode die Bevölkerung von 189.600 auf 266.189 Seelen stieg:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 1848 . . . | 445 Verurtheilte, | 4 Hinrichtungen, | | |
| 1849 . . . | 534 „ | 4 | „ | |
| 1850 . . . | 555 „ | 4 | „ | |
| 1851 . . . | 574 „ | 2 | „ | |
| 1852 . . . | 527 „ | 5 | „ | |
| 1853 . . . | 604 „ | 2 | „ | |
| 1854 . . . | 637 „ | 6 | „ | |
| 1855 . . . | 526 „ | 5 | „ | darunter 1 weiblicher Delinquent. |
| 1856 . . . | 461 „ | — | „ | |
| 1857 . . . | 395 „ | 4 | „ | |

Man darf hierbei nicht die niedere Bildungsstufe aus den Augen verlieren, auf welcher sich noch der größte Theil der Bevölkerung der Colonie befindet. Im Ganzen kann man annehmen, daß (1857) von den 305.487 Seelen der Colonie ungefähr 30.500 männliche und 25.000 weibliche Bewohner *weder lesen noch schreiben* konnten.

In welchem engen und natürlichen Verhältniß aber Verbrechen zur Unwissenheit stehen, zeigen am deutlichsten die in dieser Beziehung in England gemachten Erhebungen, wo von sämmtlichen während drei Jahren (1842 bis 1844) in England und der Grafschaft Wallis verurtheilten 69.616

[1]) Davon waren verheiratet: 44.524 Individuen männlichen und 44.313 weiblichen Geschlechtes unverheiratet: 102.567 Individuen männlichen und 74.785 weiblichen Geschlechtes.

Verbrechern: 21.779 oder 31.3 Procent weder lesen noch schreiben konnten, 41.620 oder 59.8 Procent nur höchst unvollkommen zu lesen und zu schreiben vermochten, 5.909 oder 8.5 Procent gut lesen und schreiben konnten, und blos 308 oder 0.4 Procent eine bessere Erziehung genossen hatten.

Die heutige Bevölkerung von Neu-Süd-Wales liefert trotz all' ihrer Laster und Verirrungen den belehrenden und erfreulichen Beweis, was aus einer noch so verderbten Menschenmenge unter gewissen Umständen, durch eine verständige Leitung und Benützung ihrer Kräfte werden kann.

Zwischen hohen Gefängnißmauern in düstere Zellen eingesperrt, die Hände und Füße mit schweren Eisenketten gefesselt, auf hartem Lager zu einem lebenslänglichen Nichtsthun verdammt, würden die seit fünfzig Jahren nach Botany-Bai gesandten Verbrecher dem Staate und der Gesellschaft ohne irgend einen Ersatz ungeheuere Summen gekostet und ihre traurige Existenz wahrscheinlich in einem dumpfen Dahinbrüten über ihr Schicksal und die Möglichkeit, sich an ihren Mitmenschen zu rächen, geendet haben.

Nach einem fremden, gesunden, fruchtbaren Lande versetzt, mit der glücklichen Aussicht, durch Arbeit und Thätigkeit sich neuerdings eine ehrliche Existenz gründen und sogar zu Wohlhabenheit und Reichthum gelangen zu können, erwiesen sich die nämlichen Menschen ohne erhebliche Kosten von größtem Nutzen für den Staat und die Gesellschaft, indem sie ein bisher so viel wie unbekanntes Land urbar machten und bebauten, und so die Gründer einer Gemeinde wurden, welche gegenwärtig so viele herrliche Keime großartigster Entwicklungsfähigkeit zur Schau trägt, daß Zukunftspolitiker schon jetzt Australien als „das Großbritannien der südlichen Hemisphäre" bezeichnen!

Ein System, welches trotz seiner höchst fehlerhaften, von egoistischen Absichten geleiteten Durchführung solche Resultate zu erzielen vermochte, kann von einem unbefangenen Beurtheiler unmöglich als ganz verwerflich und unzweckmäßig bezeichnet werden; dasselbe verdient vielmehr bei der Gründung neuer, überseeischer Colonien in noch wenig besuchten Theilen der Erde, deren erste Besiedlung mit gewissen localen Schwierigkeiten verbunden ist, und sogar unter gewissen Umständen bei der Anlegung von Ackerbaucolonien in der Heimat die größte Beachtung. Nur müßte man sich die in Botany-Bai gemachten Erfahrungen zu Nutzen machen, die Krebs-

schäden, unter welchen das System bisher in britischen Colonien, vielleicht mit Ausnahme der musterhaften Deportationscolonie in Singapore, über welche wir bereits an einer andern Stelle berichtet haben, litt, beseitigen und solche Maßregeln treffen, damit die eigentlichen Zwecke der Deportation, nämlich Strafe durch Verbannung und Besserung des Individuums durch Arbeit, auch wirklich erreicht und nicht durch egoistische Nebenabsichten der jeweiligen Administratoren entweder nur halb erzielt, oder gar völlig vereitelt werden.

In dieser Beziehung erscheinen in der Durchführung des Deportationssystems, wie dasselbe bisher in britischen Colonien, besonders in Australien und Van-Diemensland (Hobarttown) zur Anwendung kam, die folgenden Modificationen empfehlenswerth:

1. Das Ueberlassen von Deportirten an Arbeitgeber oder Assignment muß völlig unterbleiben, indem der Sträfling dadurch ein Gegenstand der Speculation wird, welchen jeder Arbeitsherr so viel und so lange ausbeutet als er kann, um ihn dem Staate wieder zu überantworten, sobald dessen Arbeitskräfte nichts mehr taugen. Die Sträflinge, welche in Neu-Süd-Wales Arbeitsgebern assignirt waren, traten zu denselben in ein ähnliches Jochverhältniß, wie die schwarzen Negersclaven in den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union und auf der Insel Cuba zu den dortigen Pflanzern. Sie wurden ernährt gleich Zuchtthieren, ohne den geringsten Lohn für die geleistete Arbeit. Der Staat hat zwar das Recht, den Verbrecher zu bestrafen, aber er scheint uns nicht berechtigt, ihn zum Sclaven seines Nebenmenschen zu machen. Eben dieses Verfahren ward die Quelle unsäglichen Unheils und von den traurigsten Folgen für die sittliche Entwicklung der Colonie begleitet.

2. Ganz anders verhält es sich, wenn die Arbeitskräfte des Sträflings, statt zur Bereicherung einzelner Grundbesitzer, zur Förderung communaler oder nationaler Zwecke, zur Lichtung und Urbarmachung von Grundstücken, zur Vorbereitung derselben für spätere freie Colonisten, zur Herstellung von Straßen, zum Bau von Kirchen, Schulen, Spitälern und Casernen, zur Errichtung von Docks, Quais u. s. w. Verwendung finden. Sobald das Privatinteresse verschwindet, sobald die Arbeit des Sträflings nicht mehr direct der Börse des einzelnen Speculanten, sondern der großen Gesammtheit zu Nutzen

kommt, hören auch die meisten jener kleinlichen Bedrückungen auf, welche den Zwangsarbeiter um so härter treffen, je mehr er sich bewußt ist, daß er seinem habsüchtigen Arbeitsherrn nicht als Mensch, sondern als Sache gegenüber steht, welche dieser ausbeutet, so lange sie noch etwas werth ist, um sie sodann zu beseitigen, gleich den „dürren Aesten, die man in's Feuer wirft". Was in dieser Beziehung selbst in verhältnißmäßig jungen Colonien geleistet werden kann, beweisen die herrlichen Kunststraßen über die 6000 bis 8000 Fuß hohen Gebirgspässe in der Capcolonie, die zahlreichen öffentlichen Bauwerke in Singapore, Hongkong, Sydney, so wie in Neu-Süd-Wales überhaupt. Bauten, an deren Errichtung unter anderen Umständen, in Folge des hohen Preises der freien Arbeiter, vielleicht erst nach einigen Jahrzehnden hätte gedacht werden können, erheben sich jetzt schon in imposanten Formen als monumentale Zierden aus der Erde, bald frommen Christen zur Erbauung, bald Siechen und Kranken zur Aufnahme und Pflege, bald der jüngeren Generation zur Belehrung und zum Unterricht dienend.

3. Was die Verpflegung der Sträflinge betrifft, so halten wir es nicht dem beabsichtigten Zwecke der Arbeitsaneiferung entsprechend, denselben gleiche Verköstigung zu geben, ob sie viel oder wenig oder gar nicht arbeiten. Vielmehr schiene es uns geeignet, vom bestehenden System abzuweichen und einen Unterschied in der Verköstigung der fleißigen und nicht fleißigen Sträflinge eintreten zu lassen.

4. Von großer Wichtigkeit für Strafcolonien, soll die Besserung des Individuums eine nachhaltige, dauernde sein, ist ferner das Band der Familie. Was nützen einem Verbannten Eigenthum und selbst Wohlstand, wenn er für Niemand zu denken und zu sorgen hat, als für sich selbst? Das allmählig und mühsam Erworbene wird höchstens dazu dienen, sich wiederholten Ausschweifungen hinzugeben und rasch wieder in den früheren Zustand der Verworfenheit zurückzusinken.

Es scheint uns daher im Interesse des angestrebten Zweckes unumgänglich nöthig, in einer Strafcolonie auch für eine verhältnißmäßige weibliche Bevölkerung zu sorgen, die theils aus weiblichen Sträflingen und theils aus der Familie verheirateter männlicher Sträflinge gebildet werden könnte, welchen nach einer gewissen Probezeit gestattet sein sollte, ihre Frauen und Kinder auf Kosten der Regierung nach dem Orte ihrer Verban-

nung nachkommen zu lassen. Endlich könnte auch die erforderliche weibliche Bevölkerung durch entlassene weibliche Sträflinge vermehrt werden, welche ohnedies im Mutterlande nur mehr mit großer Schwierigkeit ein ehrliches Fortkommen zu finden vermögen. Es wäre ein edles Ziel der Thätigkeit christlicher und religiöser Vereine, für solche unglückliche Geschöpfe die Mittel zur Ueberfahrt nach der neu zu gründenden Heimat herbeizuschaffen.

5. Die Einführung von Spirituosen, jene Grundursache so vieler Verbrechen, müßte auf ein Minimum beschränkt werden. Man glaube ja nicht, daß selbst in ungesunden Gegenden, wo das Wasser oft viele schädliche vegetabile Stoffe mit sich führt, der Genuß von starken geistigen Getränken unumgänglich nothwendig ist. Thee oder Kaffee sind in solchen Fällen vortreffliche Surrogate.

6. Keinem Beamten der Colonie, weder Civil noch Militär, dürfte es gestattet sein, mit irgend einem Artikel, außer den auf seinem Boden gewonnenen Naturproducten, Handel zu treiben. Dagegen sollte jedem der Angestellten nach Maßgabe seines Ranges eine Anzahl Grundstücke zur Cultur von der Regierung überlassen werden.

Es unterliegt zwar keinem Zweifel und verdient bei der Beurtheilung des großartigen Fortschrittes der australischen Colonien und bei dem Einflusse des Deportationssystems auf denselben wohl in Betracht gezogen zu werden, daß vielleicht nirgends auf der Erde die äußeren Verhältnisse, die physischen Grundlagen, der Entwicklung und dem Aufblühen einer Ansiedlung günstiger zu Statten kommen, wie dies im jetzigen Neu-Süd-Wales der Fall war. Aber selbst die ungeschickte Ausführung der Strafart und die häufige Benützung derselben zu egoistischen Zwecken vermochten bei Männern, welche den Aufschwung der australischen Colonien in unmittelbarer Nähe zu betrachten Gelegenheit hatten, die Ueberzeugung nicht zu schwächen, daß die Deportationsstrafe bei zweckmäßiger Handhabung allen gerechten Ansprüchen, die man vernünftiger Weise an irgend ein Strafmittel stellen kann, vollkommen entspricht, und daß sie den Zweck der Besserung des Sträflings mehr wie irgend eine andere Strafart fördern hilft. Wir möchten in dieser Beziehung ganz besonders auf die werthvolle und erschöpfende Arbeit des Dr. F. v. Holtzendorff über die Deportation als Strafmittel hinweisen, welcher alles, was sich für und gegen diese Art der Bestrafung

sagen läßt, in eben so anziehender als gründlicher Weise zusammenfaßte [1]) und angesichts des großen weltgeschichtlichen Beispieles, welches die australische Strafcolonisation bietet, gleichfalls zu dem Schlusse gelangte, „daß die Arbeitskräfte des Verbrechers unter richtiger Führung Leistungen hervorbringen können, welche den Gesammtfortschritt eines Zeitalters zu beschleunigen vermögen, während sie gleichzeitig einen Hebel für die sittliche Umformung der verbrecherischen Neigungen in sich tragen". Holtzendorff sieht voraussichtlich die Zeit kommen, „wo die Colonisten von Neu-Süd-Wales und Van-Diemensland die historische Erinnerung an ihre ehemaligen verbrecherischen Traditionen nicht mehr scheuen und fürchten, wo sie vielmehr, im Hinblick auf ein blühendes Land und eine, im Großen und Ganzen geachtete Gesittung, den Verbrecher, der im Jahre 1788 ans Land stieg, als ihren Vorfahren anerkennen, und sich selbst das größere Verdienst zumessen werden, daß auf diesem Boden das Gute, was er zu thun gezwungen war, blieb, und das Schlechte, was er thun konnte, freiwillig unterlassen ward oder in einer fortschreitenden Bildung allmählig unterging!"

Die größte Schwierigkeit, welche sich der Ausführung des Deportationssystems entgegenstellt, liegt in der Auffindung geeigneter Oertlichkeiten. Berücksichtigt man die Anforderungen, welche theils aus allgemeinen Strafzwecken, theils aus Humanität und Nützlichkeitsgründen bei der Wahl einer Oertlichkeit für eine Verbrechercolonie in Bezug auf die klimatischen Verhältnisse, die Bodenbeschaffenheit, die Entfernung, die handelspolitische Bedeutung des Landes u. s. w. in Betracht gezogen zu werden verdienen, so dürfte sich die Zahl der herrenlosen oder unbeanspruchten Territorien auf der Erdoberfläche, wo eine zwangsweise Colonisation in größerem Maßstabe durchgeführt werden könnte, als eine sehr geringe herausstellen.

Für Deutschland besonders scheint, wenigstens bei seiner dermaligen politischen Gestaltung, eine Anlage überseeischer Strafcolonien beinahe unausführbar. Es müßte erst eine großartigere Entwicklung seiner maritimen Kräfte vorausgehen. Aber das Mittel einer vertragsmäßigen Deportation wäre schon jetzt geboten, um den gewöhnlichen Kreis der Freiheitsstrafen zu erweitern. Es ist in dieser Beziehung der Vertrag von Wichtigkeit,

[1]) Die Deportation als Strafmittel in alter und neuer Zeit, und die Verbrecher-Colonien der Engländer und Franzosen in ihrer geschichtlichen Entwicklung und kriminalpolitischen Bedeutung, dargestellt von Franz v. Holtzendorff 2c. Leipzig, A. Barth. 1859.

welcher zwischen dem General-Consul der freien Stadt Hamburg, James Colqhoun, und den Agenten der australischen Ackerbaugesellschaft bereits im Jahre 1836 vereinbart worden war, und, wenngleich derselbe nicht zur Ausführung gelangte, so zeigt er doch, in welcher Weise auch Staaten ohne colonialen Länderbesitz die Deportation in Anwendung bringen könnten. Es handelte sich in diesem Vertrage um die Fortschaffung von Sträflingen, welche sich freiwillig dazu entschließen würden, einen Lohncontract zu unterzeichnen, der sie für eine gewisse Zeit dem Arbeitszwange in Australien unter denselben Bedingungen unterwarf, wie solche gegen englische Sträflinge in Anwendung kamen[1]).

Erwacht nur einmal in Deutschland bei fortschreitender Machtentwicklung der Wunsch und das Bedürfniß nach überseeischem Besitzthum, sind seine maritimen Hülfsmittel ausreichend, denselben zu schützen und zu vertheidigen, so wird die Wahl der Oertlichkeiten zwar beschränkt, aber die Aufgabe keineswegs unausführbar sein. Es gibt im indischen und im großen Ocean noch verschiedene Inselgruppen, welche sich durch ihre hypsometrischen Verhältnisse, geographische Lage und Fruchtbarkeit des Bodens vollkommen zu Niederlassungen für weiße Arbeiter eignen würden. Das Bedenken gegen die klimatische Beschaffenheit der Mehrzahl jener Inseln fällt weg, wenn man wahrnimmt, welche merkwürdige Veränderungen in dieser Beziehung der Fleiß und die Rührigkeit der Ansiedler in Singapore und Pulo-Pinang im malayischen Archipel hervorgebracht haben, auf Eilanden, welche aus einsamen, wegen ihrer Gesundheitsfeindlichkeit verschrieenen und gemiedenen Waldwüsten zu beliebten Gesundheitsstationen für die reichen weißen Bewohner der Inselwelt Ostasiens wurden. Freilich dürften die Staatsmänner Deutschlands nicht gar zu lange mehr zögern, und über die brennenden Fragen der Gegenwart nicht die Zukunft allzu sehr aus dem politischen Auge verlieren; denn die Engländer nehmen geräuschlos aber systematisch eine um die andere herrenlose Insel in Besitz, wie sie dies noch in neuester Zeit mit der Andamanen-Gruppe im Meerbusen von Bengalen gethan, oder sie lassen sich, wie von den herrlichen Fidschi-Inseln[2]), durch einen einflußreichen Missionär

[1]) Der Transport von Hamburg nach Australien wurde damals für jeden Sträfling auf 18 Pfund Sterling festgesetzt.

[2]) Dieser ganze, durch die Größe und Höhenverhältnisse seiner Inseln ausgezeichnete Archipel erstreckt sich von Batoa oder Turtle-Insel im Südosten (19° 47′ südl. Br., 180° 8′ westl. L. von Greenwich) bis Thicombea im Norden (15° 47′ südl. Br.) und Biva im Westen (176° 50′ östl. L.) und umfaßt 225 Inseln

ein verdächtiges Protectorat antragen, während der Kaiser der Franzosen, mit seinem unwiderstehlichen Hang zu Annexionen, unaufhörlich bemüht ist, geographisch oder handelspolitisch wichtige Punkte, wie jüngst erst Neu-Caledonien und die Loyalitätsinseln, sich anzueignen. Ein allzu langes Harren und Warten dürfte somit für den sinnenden Germanen ähnliche Folgen haben, wie in Schiller's schöner Dichtung des Musensohnes Verspätung, dessen Geschick auch in Bezug auf die politische Stellung des Deutschen gar manchen betrübenden Vergleich aushält! —

Am 6. December wurde die Fregatte zur Weiterreise in Bereitschaft gesetzt. Noch am nämlichen Abend war alles „segelklar". Wir sollten am nächsten Morgen aus dem vielbuchtigen Hafen bis außerhalb der „heads" von einem Dampfer bugsirt werden. Derselbe hatte aber einen Unfall mit der Maschine gehabt und mußte seine remorquirende Thätigkeit auf einen halben Tag einstellen. Da in den Frühstunden des 7. December eine Brise aufsprang mit Böen und Regen aus Südwest und Süd, welche sich rasch in einen frischen Böenwind aus Süd verwandelte, so beschloß Commodore v. Wüllerstorf unverweilt unter Segel zu setzen. Noch im Hafen begann das Wetter stürmisch zu werden; wir nahmen einen Reef in die Marssegeln und befanden uns bereits um neun Uhr früh außerhalb des „North Head". Schon um Mittag war die flache australische Küste hinter dem Horizont verschwunden; der Südwind war zum völligen Sturme angewachsen. Es schien, als wollten Wind und Wellen die Arbeiten der Kalfaterer, Zimmerleute und Segelmacher in Sydney sofort einer Probe unterziehen. Aber obschon die Fregatte schauerlich rollte und der Böenwind die Wogen mit furchtbarer Gewalt an den Schiffskörper anschlug, so drang doch kein Tropfen Wasser in die unteren Räume. Die Ausbesserungen im Dock bewährten sich vollkommen. Nach zwei Tagen hatte sich die Luft und

und Inselchen, von denen etwa 80 bewohnt sind. Der Gesammtflächenraum beträgt circa 358 deutsche Quadratmeilen, auf dem nach einer oberflächlichen Schätzung 150.000 Seelen leben. Das Klima soll sich ganz besonders zur Baumwollencultur eignen. Auch dürften Zuckerrohr, Kaffee, Tabak, Pfeilwurz, vielleicht auch Reiß und Indigo mit Vortheil gezogen werden können. Der bekannte Botaniker Berthold Seemann, welcher einige der Fidschi-Inseln im Auftrage der englischen Regierung im Herbste 1860 wissenschaftlich durchforschte, entdeckte im Navuathale Wälder von der Sagopalme, deren mehlreiches Mark gleichfalls einen höchst werthvollen Ausfuhrartikel bieten würde. Die erste genauere Kenntniß vom Archipel verdankt die Wissenschaft dem amerikanischen Commodore Ch. Wilkes, welcher denselben im Jahre 1840 ausführlich untersuchte. Vergleiche Narrative of the United States Exploring Expedition 1838—1842. Philadelphia 1845. Vol. III. pag. 43—364. — Dr. Petermann veröffentlichte im zweiten Hefte 1861, Seite 67 seiner schätzbaren „Mittheilungen über wichtige neue Forschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie" eine interessante Zusammenstellung der jüngsten wissenschaftlichen Untersuchungen im Fidschi-Archipel.

das Meer wieder beruhigt, die Sonne schien frühlingsmilde, und wir schifften beim lieblichsten Wetter mit vollen Segeln rasch unserem nächsten Reiseziele, der Antipoden-Insel Neu-Seeland entgegen.

Am 9. December um fünf Uhr Abends begruben wir die Leiche eines Kanoniers, welcher am nämlichen Morgen an den Folgen der Dysenterie gestorben war. Unter den üblichen Ceremonien und Ehrenbezeugungen wurde der Leichnam in sein Wellengrab versenkt.

Am 19. December Morgens kam Barrier-Eiland bei Cap Brett in einer Entfernung von 35 Meilen in Sicht. Je mehr wir uns dem Lande näherten, desto belebter wurde die Luft. Unzählige Albatrosse und Procellarien umschwärmten uns, und eine Jagd in einem Boote auf diese kühnen fliegenden Schaaren angestellt, lieferte in kaum einer halben Stunde eine Beute von elf Individuen verschiedener Sturmvögelgattungen. Auch ein bei 50 Fuß langer Walfisch kam dicht unter Bord und entfernte sich erst wieder, nachdem eine Anzahl Kugeln auf ihn abgefeuert und in seinen Körper eingedrungen war.

Wir fuhren gegen die Südspitze von Barrier-Eiland, das ein schönes Profil mit zwei Kuppen zeigte, von denen die südlichere, gegen 2000 Fuß hohe, spitz zuläuft, während die nördlichere sanft aufsteigt und nur gegen Norden schroff abfällt. Die an der Nordspitze nahe der Insel aus dem Meere steigenden konischen zackigen Felsen verrathen deutlich ihren vulcanischen Ursprung. Barrier-Eiland soll reich an Kupfererz sein.

Unsere Ankunft in Neu-Seeland wurde durch ganz ungewöhnliche Windstillen, die gerade angesichts der Einfahrt in den Huraka-Golf eintraten, von dem der Hafen von Auckland eine Seitenbucht bildet, arg verzögert. Eine Barke, welche drei Tage vor uns von Sydney abgesegelt war, lag, wie der an Bord genommene Pilot erzählte, bereits seit einem Tage im Hafen. Wir mußten bei schwacher Brise mühsam gegen den Ankerplatz laviren, den wir erst nach halb sechs Uhr Abends am 22. December erreichten.

Die Umgebung von Auckland besitzt nichts von jener Großartigkeit, welche die Natur Neu-Seelands weiter gegen Süden auszeichnet. Die gewaltigen, bis 8000 Fuß hohen vulcanischen Kegelberge, wie Mount Egmont u. s. w., sind hier zusammengeschrumpft zu zwar zahlreichen, aber kleinen, erloschenen Eruptionskegeln, welche sich kaum über 800 Fuß erheben. Statt der, mit ewigem Schnee bedeckten Berge der mittleren Insel erblickt man hier nur

niedere, höchstens 2000 Fuß hohe Gebirgsketten und ein flachwelliges Hügelland, welches in steilen Sandsteinwänden am Meere endet. In den verschiedenen Buchten und Canälen des weiten Golfes waren zahlreiche Eingeborene in ihren zierlichen Canoes mit Fischfang beschäftigt. Wir trafen nur fünf Schiffe im Hafen und die Novara war auch hier das größte Kriegsschiff, das jemals eingelaufen. Die ganze Bevölkerung von Auckland schien am Ufer versammelt, als wir ankamen und mit dem kleinen Fort die üblichen Salutschüsse wechselten.



Hintertheil eines neuseeländischen Kriegs-Canoes.



# XIX. Auckland.

## Aufenthalt vom 22. December 1858 bis 8. Jänner 1859.

**Ansuchen der Colonial-Regierung an das Expeditions-Commando, die Kohlenfelder im Drury-District durch den Geologen der Novara gründlich untersuchen lassen zu wollen. — Geographische Notizen über Neu-Seeland. — Auckland. — Die Urbewohner oder Maori's. — Eine Massenversammlung. — Maorische Legende. — Sitten und Gebräuche der Urbewohner. — Der Meri-Meri. — Die wichtigsten Nahrungspflanzen der Eingeborenen vor der Ankunft der Europäer. — Dr. Thomson's anthropologische Untersuchungen. — Maorische Sprichwörter und Poesien. — Der gegenwärtige Krieg und seine erste Veranlassung. — Der Maori-König. — Abnahme der eingeborenen Bevölkerung und muthmaßliche Ursachen derselben. — Vortheile Neu-Seelands für die europäische Emigration. — Ausflug nach dem Waiatarua-Thale, dem Maori-Dorfe Oraki und den Kauri-Wäldern in den Manukau-Bergen. — Mr. Smith's Farm in Titarangi. — St. John's College. — Geistige Regsamkeit in Auckland. — Neuseeländischer Seidenwurm. — Ausflug nach den Kohlenfeldern im Drury- und Hunua-District. — Sylvesterabend bei den Antipoden. — Dr. Hochstetter bleibt auf Neu-Seeland zurück. — Die katholische Mission in Auckland. — Zwei Maori's schiffen sich als Matrosen am Bord der Fregatte ein. — Abreise. — Geologische Untersuchungen und Resultate des Geologen der Novara auf der Antipoden-Insel. — Durchschreiten des 180. Längegrades von Westen nach Osten. — Einen Tag scheinbar zweimal verlebt. — In Sicht der Inseln Tahiti und Eimeo. — Ankunft im Hafen von Papeete.**

Vielfach ist das Interesse, welches sich an den Aufenthalt der Fregatte Novara auf der Antipoden-Insel knüpft; denn nebst der hohen Wichtigkeit, welche ein klimatisch gesundes, fruchtbares und spärlich bevölkertes Land von dem Umfange Großbritanniens für die europäische Auswanderung besitzt, und nebst der Theilnahme, welche dessen geringe, aber begabte und energische Urbevölkerung erregt, mußte es den Mitgliedern der ersten österreichischen

Expedition zu ganz besonderer Befriedigung gereichen, durch Einen aus ihrer Mitte den Bewohnern der Insel neue Naturschätze erschließen zu sehen und auf diese Weise einer Nation dienlich zu werden, welche sich um die Förderung der Wissenschaft und die Entwicklung der natürlichen Reichthümer des Bodens in fast allen Theilen der Erde unvergängliche Verdienste erworben hat.

Gleich nach unserer Ankunft in Auckland wurde vom damaligen Gouverneur der Colonie, Oberst Thomas Gore Browne, das bereits von Sir William Denison in Sydney an den Befehlshaber der Novara gestellte Ansuchen erneuert, unserem Geologen die wissenschaftliche Untersuchung jener Theile des Drury-Districtes gestatten zu wollen, in welchen gewisse Indicationen auf das Vorhandensein von Kohlenfeldern schließen ließen. Von seinem Ausspruche sollte die Ausführung von umfangreicheren Arbeiten und eine systematische Ausbeute abhängen. Die von der Regierung von Auckland mit großer Munificenz veranstaltete kleine Expedition nach den Kohlenminen im Drury-Districte fiel über alle Erwartung günstig und erfolgreich aus und veranlaßte den Gouverneur, an Commodore v. Wüllerstorf das weitere Ansuchen zu stellen, Dr. Hochstetter behufs einer genauen Untersuchung der Provinz Auckland noch längere Zeit auf der Insel zurückzulassen. Die Verhandlungen, welche über diesen Gegenstand gepflogen wurden und für beide Theile ein so erfreuliches Resultat zur Folge hatten, findet der Leser im Anhange abgedruckt, während wir einen gedrängten Bericht über die wissenschaftliche Thätigkeit des Dr. Hochstetter auf Neu-Seeland am Ende dieses Capitels mittheilen. Eine ausführliche Schilderung seiner Untersuchungen, Beobachtungen und Erfahrungen während eines achtmonatlichen Aufenthaltes auf der Antipoden-Insel bleibt einem besonderen Werke vorbehalten.

Neu-Seeland besteht aus zwei großen, durch die Cook-Straße, einen schönen, 150 Meilen langen und 50 Meilen breiten Canal, getrennten Inseln, so wie aus dem kleinen, durch die 50 Meilen lange und 20 Meilen breite Foveau-Straße getrennten Stewarts-Eiland und den Chatham-Inseln, welch' letztere sich ungefähr 400 Meilen östlich von der Provinz Canterbury aus dem Meere erheben.

Die ganze Gruppe erstreckt sich vom 34. bis zum 48. Grad südl. Br. und vom 166. bis zum 179. Grad östl. L. Die größte Ausdehnung des Landes von Nordosten nach Nordwesten, das ist vom Cap Maria Van Diemen bis zum Süd-Cap, beträgt über 1000 Meilen. Die größte Breite



Auckland auf Neu-Seeland.

erreicht im Meridian von 38° ungefähr 200 Meilen, während die Küstenentwicklung mehrere tausend Meilen umfaßt. Durch die Constitution vom Jahre 1853 wurde Neu-Seeland in sechs große Provinzen getheilt: Auckland, Neu-Plymouth (Taranaki) und Wellington auf der nördlichen, und Nelson, Canterbury und Otago auf der südlichen Insel. Seitdem wurde die Zahl der Provinzen um zwei neue, Hawke's Bai (im Norden) und Marlborough (im Süden) vermehrt.

Keine der acht Provinzen bietet aber so große geographische Vortheile als die Provinz Auckland. Ihre Küstenentwicklung beträgt über 900 Seemeilen; ihre bedeutenderen Flüsse, wie z. B. der Waikato, Waipa, Waihó oder (Themse), Piako und Wairao, sind für kleine Fahrzeuge bis auf 450 Meilen landeinwärts schiffbar. Von ihren 28 Häfen bieten vier: Bay of Islands, Auckland, Wangaroa und Middle harbour, den größten Schiffen das ganze Jahr hindurch vorzügliche und sichere Ankerplätze; acht dagegen können blos von Schiffen bis zu 400 Tonnen Gehalt und die übrigen nur von kleinen Briggs und Schoners befahren werden.

Auckland, die Hauptstadt Neu-Seelands, liegt auf einem ungefähr 6 Meilen breiten Isthmus, welcher den Waitemata- vom Manukauhafen trennt; der erstere ist unzweifelhaft der günstigste Hafen an der Ostküste, der letztere der zugänglichste im Westen. Diese beiden Häfen verbinden zugleich Auckland durch zahlreiche Flüsse und Bäche, die sich in dieselben ergießen, auf die vortheilhafteste Weise mit dem Innern des Landes. Aus einer Entfernung von mehr als 100 Meilen werden die Producte des Bodens auf dem Waihó- und dem Piakoflusse nach dem Waitematahafen geschifft, während andrerseits der Waikato- und der Waipafluß den Manukauhafen mit Erzeugnissen versehen, welche über 120 Meilen aus dem Innern kommen. Mit verhältnißmäßig geringen Kosten könnte an einer Stelle, wo sich das Land bis auf eine englische Meile verengt, ein Durchstich bewerkstelligt und mit dem Manukauhafen eine den Verkehr wesentlich fördernde, directe Wasserverbindung hergestellt werden. Gegenwärtig legt der Postdampfer, welcher monatlich einmal aus Sydney die europäische Post bringt, der größeren Bequemlichkeit und Wegersparniß wegen im Manukauhafen in der Nähe von Onehunga an, von wo aus die Briefschaften mittelst Wagen über den Isthmus nach Auckland gebracht werden. Onehunga ist eine aufblühende Ansiedlung mit interessanten vulcanischen Formationen. Der Weg dahin führt über ein

wellenförmiges, fruchtbares Hügelland, das bereits zum größten Theil urbar gemacht und bebaut ist, und auf dem zahlreiche kräftige, schöne Rinderheerden weiden. Die drei Wahrzeichen der Gegend sind: Three Kings Hill, Mount Eden und One Tree Hill. Alle diese Hügel, von sehr mäßiger Höhe, waren früher mit Pah's oder einheimischen befestigten Dörfern gekrönt und einst stark bevölkert, wie noch dermalen einzelne, terrassenförmig aufsteigende, künstliche Erdbauten und die in den Lavahöhlen am Fuße der Hügel häufig vorgefundenen menschlichen Gebeine bezeugen. Die Häuschen der Ansiedler sind zierlich und nett, aber überraschend klein, woran wohl hauptsächlich die Theuerung des Baumaterials und der hohe Arbeitslohn in der Nähe von Auckland Schuld tragen mögen.

Nach dem Census vom Jahre 1857 betrug die Gesammtbevölkerung von Neu-Seeland 108.204 Seelen[1]). Die weiße, europäische Bevölkerung zählte 52.155 Seelen; davon kamen auf die Provinz Auckland 16.315 Individuen (9.038 männlichen und 7.277 weiblichen Geschlechtes).

Die Urbewohner oder Maori's [2]) sind in dem erwähnten officiellen Documente zu 56.049 Seelen angegeben, und zwar bewohnt der bei weitem größte Theil von ihnen, über 38.000 Seelen, die Provinz Auckland. Sie zeigten sich bisher unter allen Urvölkern, mit denen die Engländer auf ihren gewaltigen, im Interesse des Handels und der Bekehrung unternommenen Eroberungszügen in Berührung kamen, bei schönen natürlichen Anlagen für die europäische Civilisation am meisten empfänglich. Mehr als fünf Sechstel der ganzen Bevölkerung sind bereits getauft und ernähren sich, auf festen Wohnsitzen angesiedelt, durch Ackerbau und Schifffahrt. Ueber hundert, im Lande selbst gebaute Schiffe sind das Eigenthum von Urbewohnern, welche nicht nur einen großen Theil des Küstenhandels besorgen, sondern auch mit den Nachbarinseln und der Colonie Neu-Süd-Wales in Australien geschäftlich verkehren. Während Buschmänner, Hottentotten, Kaffern und Australneger gleich den Indianerstämmen in Britisch-Canada und den nordamerikanischen Freistaaten das trostlose Bild der Verkümmerung und des Unterganges bieten, schienen hier bisher alle Anzeichen vorhanden zu sein, daß die hehre Auf-

[1]) Der Güte und freundlichen Theilnahme des Unter-Staatssecretärs der Colonial-Regierung, Herrn E. W. Stafford, verdanken wir seither die Zusendung der neuesten statistischen Documente, aus welchen unter anderem hervorgeht, daß sich zu Anfang des Jahres 1860 die Gesammtbevölkerung auf 129.392, und zwar die einheimische auf 56.049, die fremde auf 73.343 Seelen belief.

[2]) Sprich: Mauri, in der Sprache der Neuseeländer gleichbedeutend mit „eingeboren".

gabe gelingen werde, eines der wildesten aber auch begabtesten Urvölker der Erde durch Unterricht und Bildung zu veredeln und in den Kreis der Civilisation dauernd einzuführen. Wer der großartigen Entwicklung der Colonie in den letzten zwanzig Jahren mit prüfendem Auge folgte, gab sich dieser erfreulichen Hoffnung nicht weniger zuversichtlich hin, als der Reisende, welcher ungestört die Insel durchzog, in jeder Hütte die gastlichste Aufnahme fand, allenthalben Schulen und christlichen Missionen begegnete und die Eingeborenen nur friedlichen Beschäftigungen sich hingeben sah. Einheimische Häuptlinge, welche im Contact mit der Civilisation bereits Tracht und Lebensweise europäischer Ansiedler angenommen hatten, ließen keine Gelegenheit vorübergehen, um in feuriger Rede das Bekenntniß ihrer früheren sittlichen Versunkenheit abzulegen und die Europäer als die Gründer einer neuen Aera der Humanität und Moral in ihrem Lande zu bezeichnen; ja ein Maori, welcher gegenwärtig im Innern der Insel als Missionär wirkt, erzählte einmal sogar seinen Zuhörern, daß er selbst noch als Knabe Menschenfleisch gegessen und erst durch den Segen christlicher Cultur das Verabscheuungswürdige und Thierische seines früheren Zustandes einsehen gelernt und einen menschenwürdigeren Wandel zu führen begonnen habe.

Auch die Mitglieder der Novara-Expedition genossen das Schauspiel einer Massenversammlung der Maori's im Takapuna-District, am nördlichen Ufer des Waitematahafens, und hatten dabei Gelegenheit aus dem Munde der einflußreichsten Häuptlinge und Redner die lebhaftesten Versicherungen der Treue und Anhänglichkeit an die Königin von England und ihre Regierung zu vernehmen.

Wir lassen hier eine ausführliche Schilderung dieses merkwürdigen Meetings, so wie eine kurze Skizze der interessantesten Sitten und Gebräuche der Urbewohner Neu-Seelands folgen, damit sich der Leser um so eher die Berechtigung des allgemeinen Vertrauens in die Civilisationsfähigkeit der Maori's erklären und die peinliche Ueberraschung der englischen Regierung ermessen könne, welche dieselbe bei der Nachricht, daß ganz Neu-Seeland in Aufruhr gegen die angesiedelten Europäer sei, empfunden haben mag!

Ein reicher und hoch in Ehren stehender Maori-Häuptling, Namens Patuóni, pflegte seit einer Reihe von Jahren am Weihnachtstage alle in seiner Nachbarschaft wohnenden befreundeten Stämme, so wie die angesehensten weißen Ansiedler von Auckland zu einem großen Volksfeste einzuladen. Die

Nachricht, daß demselben diesmal der „Kavana" (Gouverneur) eines Alliirten der Königin Victoria mit zahlreichem Gefolge beiwohnen werde, hatte unter den Maori's eine große und freudige Aufregung hervorgebracht und sie boten sich an, mit einigen Kriegs-Canoes und zwei Walfischbooten an das gegenüberliegende Ufer zu kommen, um die Gäste daselbst abzuholen. Die Mitglieder der Expedition waren jedoch bereits auf dem Versammlungsplatz im Takapuna-District angelangt, als die neuseeländischen Kriegs-Canoes am gewöhnlichen Einschiffungsplatze in Auckland eintrafen. Auf einer Anhöhe sah man große, mit englischen und anderen Flaggen geschmückte Zelte aufgeschlagen und unter denselben standen schmale, aber ungemein lange, ungefähr zwei Fuß hohe Tische mit kleinen, aus dem Blatte des neuseeländischen Flachses zierlich geflochtenen Körbchen bedeckt, in welchen sich gekochte Kartoffel, Schweinsbraten und Fische befanden. Die Gäste, wohl 3 — 400 an Zahl, saßen auf dem, mit frischen Farrenkräutern bestreuten Boden, theils mit unterschlagenen Beinen, theils auf den Fersen hockend, und langten mit den Fingern eifrig zu, denn zum Gebrauch von Eßbestecken hat es der Maori noch nicht gebracht. Das Hauptgetränk bestand in Thee und daher sah man auch allenthalben auf der Wiese in der Nähe der Zelte riesige Theekessel mit kochendem Wasser auf improvisirten Feuerplätzen stehen. Gleichwohl verriethen Gang und Ausgelassenheit mancher Individuen, daß nebenbei auch minder harmlose Getränke genossen wurden. Wer sein Mahl beendet hatte, zündete ein Pfeifchen an, und mischte sich unter die schwatzende Menge. Tabakrauchen ist bei beiden Geschlechtern zur Leidenschaft geworden und selbst auf dem Arme getragene Kinder sieht man zuweilen das Pfeifchen aus dem Munde der Mutter nehmen und schmauchen. Die irdene Pfeife, so kurz abgebrochen, daß gerade noch genug vom Stiele bleibt, um sie zwischen den Zähnen halten zu können, ist am beliebtesten.

Kaum verlautete es, daß der Befehlshaber der österreichischen Fregatte mit seiner Begleitung im Anzuge sei, als die ganze, eben noch in friedlichem Behagen gelagerte Menge plötzlich wild durcheinander stiebte. Die bunten Fahnen wurden von den Spitzen der Zelte entfernt und dem tobenden Zuge vorangetragen. Ein rascher, aber monotoner Gesang, abwechselnd von tactmäßigem Stampfen mit den Füßen begleitet, durchdröhnte die Luft; die Häuptlinge hoben ihre kostbaren, aus Grünstein angefertigten Streitkolben oder Meri-Meri (wörtlich: Feuer der Götter) hoch empor; wer von den Maori's einen Stock bei sich führte,

schwang diesen mit wilder Begeisterung, während die Uebrigen die Enden ihrer Wolldecken in die Höhe hielten. Um uns ein noch deutlicheres Bild von ihren alten Sitten zu geben, wurde hierauf ein Kriegstanz aufgeführt, an dem Männer, Weiber und Kinder Theil nahmen. Obschon derselbe in nichts anderem als in einem wirren Gegeneinanderrasen zweier künstlich aufgeregter Volkshaufen bestand, welche sich jeder an einem andern Ende aufgestellt hatten, und plötzlich mit wüthender Hast und grauenhaftem Lärm auf einander losstürzten, brachte doch das wilde Geschrei, das Zucken der Gliedmaßen, das Verdrehen der Augen, das Herausstrecken der Zungen eine schauervolle Wirkung hervor, und man konnte sich leicht einen Begriff von dem furchtbaren Schauspiele machen, wenn die kämpfenden Theile nicht, wie hier, nur als simulirte, sondern als wirkliche Feinde und Gegner aneinander gerathen! Nachdem unter den Kriegstänzern bereits eine gewisse Abspannung und Ermattung sichtbar geworden war, bildeten sie auf das Commandowort des alten Häuptlings Patuóni auf beiden Seiten ein drei Mann hohes Spalier und ließen die fremden Gäste bis ans obere Ende des Lagers schreiten. Hier wurden letztere von den verschiedenen Häuptlingen neuerdings auf echt neuseeländische Weise bewillkommt, indem sich jeder einzelne von ihnen anschickte, eine Ansprache zu halten. Der Regierungs-Dolmetsch und Secretär in der Abtheilung für die Eingeborenen (Native department), Mr. W. Backer, welcher die Novara-Reisenden im Auftrage des Gouverneurs zum Volksfeste begleitet hatte, war so freundlich, diese eigenthümlichen Reden ins Englische zu übersetzen.

Zuerst trat Paora Tuhaera von Oraki aus der Reihe und sprach: „Willkommen, du Häuptling aus einem fernen Lande, Bote eines Königs und einer Nation, von welcher wir erst in jüngster Zeit Kunde erhalten haben! Unsere englischen Freunde erzählten uns, daß deine Landsleute seit langer Zeit Freunde und Bundesgenossen des britischen Volkes sind, dessen Königin unsere Beschützerin ist und unter dessen Gesetzen wir in ungestörtem friedlichen Besitze unsere Ländereien bewohnen. Du bist hier ein Fremdling. Du siehst zum ersten Male ein Volksgeschlecht vor dir, dessen Väter in Unwissenheit, in Krieg und allen nur möglichen schlechten Gewohnheiten ihr Leben verbrachten. Du hast bei deinem Erscheinen auf diesem Platze wahrgenommen, in welcher Weise wir unsere Leidenschaften zu erregen und

unsere Feinde einzuschüchtern versuchten. Ruhig sahst du diesem Schauspiele zu und Niemand wagte es oder dachte auch nur daran, seine Hand gegen dich zu erheben! Doch wärest du zu jener Zeit, von welcher ich sprach, zu uns gekommen, unser Arm würde zum tödtlichen Schlage sich erhoben haben, oder deine Hand, die ich eben erst drückte, würde gegen mich geschwungen worden sein, um mich zu vernichten! Du hast viele andere Länder gesehen und vielleicht manche, welche schöner als dieses Eiland sind; aber hier ist nichts Schlimmes, welches uns stört oder wünschen läßt, in einem anderen Lande zu leben. Die Gesetze Englands beschützen uns vor der Hand der Angreifer, wir leben glücklich und friedlich und freuen uns, diejenigen zu empfangen, welche, gleich dir, mit einer Friedensmission hierher kommen."

Diese Rede, so wie die beiden folgenden wurden vom Commodore v. Wüllerstorf in englischer Sprache mit warmen Worten des Dankes und der Freude über das materielle und geistige Gedeihen der Eingeborenen erwiedert, und von Herrn Backer in die Maorisprache übertragen.

Hierauf wurde Eruera Patuóni von Awataha, der ältere Bruder Tamati Waka Néni's, vorgestellt, welcher folgende Worte sprach: „Willkommen, willkommen! Die jungen Männer haben dich begrüßt, und ich, der alte Mann, der Freund der Europäer von dem ersten Tage an, wo sie ihren Fuß auf die Küste Neu-Seelands setzten, auch ich heiße dich willkommen! Was kann ich noch mehr sagen? Du hast gehört, was wir gewesen, und du siehst nun selbst, was wir jetzt sind! Es ist nicht nöthig, daß ich zu den Worten des Vorredners noch etwas beifüge. Willkommen daher in dem Lande der Maori's, der Freunde der Weißen!"

Nachdem noch mehrere jüngere Häuptlinge den Befehlshaber und die Mitglieder der Expedition in ähnlicher herzlicher Weise begrüßt hatten, bahnte sich Hori Haupapa, ein Mann von kolossaler Gestalt und offenem Wesen, mit seinen gewaltigen Armen einen Weg durch die compacte Menge, stellte sich in eine etwas theatralische Position, und begann, indem er den Meri-Meri in der rechten Hand schwang, in sichtbarer Aufregung mit lauter Stimme:

„Die Häuptlinge der Nachbarschaft haben dich begrüßt! Mein Stamm lebt weit weg von hier, aber ich bin hier und bewillkomme dich! Du hast gesagt, daß wir glücklich sind und in Frieden leben. Es ist wahr, die Gesetze unserer Königin haben diesen Zustand herbeigeführt. Früher war Krieg,

Mord und Blutvergießen unsere Hauptbeschäftigung. Selbst jetzt kommen noch Zänkereien vor, welche oft schwer beizulegen sind. Gerade als du landetest, waren wir beschäftigt, einen Brief zu lesen, welcher uns mittheilt, daß ein schon lange währender Streit zwischen dem Ngatiwhatua- und dem Uriohare-Stamme zu einem Kriege Veranlassung zu geben droht. Lebten wir noch in unserem früheren Maori-Zustande, so würden wir sicherlich bald die Nachricht von Gefechten und Blutvergießen erhalten, aber die beiden Stämme werden sich erinnern, daß die Gesetze nicht erlauben, daß eine Familie der Königin Kinder einer andern mit Krieg überzieht, und sie werden daher ihrem Zorne Einhalt thun, in der Hoffnung, daß ihre Streitigkeiten auf friedlichem Wege geordnet werden. Doch, welches Interesse haben diese Dinge für dich? Du kommst zu uns in Frieden und Freundschaft, nimm mit dir die Liebe der ganzen Versammlung, welche stolz darauf ist, daß sie von einem Officier eines großen Königs, welcher ein Freund der Königin Victoria und ihrer Kinder ist, besucht wurde."

Die Eingeborenen, welche dicht aneinander gedrängt zu beiden Seiten standen, und lautlos zugehört hatten, gaben nach Beendigung einer jeden Rede mit Kopf und Händen ihre Zustimmung zu erkennen. Die Art und Weise, wie die Maori's bei solchen feierlichen Anlässen zu sprechen pflegen, ist höchst eigenthümlich. Der Redner steht ungefähr zehn Schritte von dem Angeredeten entfernt und geht sprechend bis auf drei Schritte auf denselben zu; hierauf kehrt er schweigend um, bis er, auf seinem früheren Standpunkt angelangt, wieder von neuem zu reden beginnt. Diese Sitte hat mehrfache Vortheile; sie gewährt dem Sprecher Muße sich zu sammeln, und läßt zugleich dem Zuhörer Zeit, in das eben Vernommene tiefer einzudringen. Ueberraschend würdevoll und ruhig theilt jeder Redner seine Ansichten und Empfindungen mit. Nur an einzelnen, ihm besonders wichtig erscheinenden Stellen hebt er die rechte Hand empor, während in der gesenkten linken die steinerne Keule ruht, ohne welche kein Häuptling eine Ansprache zu halten pflegt.

Während dieser Reden hatten wir die uns umgebenden Figuren näher betrachtet. Die Mehrzahl derselben war nach europäischer Sitte gekleidet, die Häuptlinge meistens schwarz, mit einer goldbordirten Mütze auf dem Kopf, die anderen trugen alle die verschiedensten Costüme zur Schau, wie sie gerade Laune oder Zufall hatte wählen lassen. Alte Männer waren, je nach ihren

Range, mehr oder weniger tättowirt, was mit ihrem europäischen Anzuge gewaltig contrastirte. Aeltere Frauen, meist nach europäischer Sitte und zuweilen sogar sehr elegant in Seide oder Mousseline gekleidet, aber barfuß, hatten die Lippen und das Kinn tättowirt, während jüngere Leute beiderlei Geschlechtes diese Sitte nicht mehr üben, und daher ihre oftmals sehr schönen Gesichtszüge ohne diese künstliche Verunstaltung zeigen. Nur eine kleine Zahl Eingeborener schien sich besser in ihrer urthümlichen Tracht zu gefallen und hüllte sich entweder in eine gewöhnliche Wolldecke oder trug die Kakahu, eine besonders zierliche, von den Maori-Frauen aus den Fasern des neuseeländischen Flachses kunstreich verfertigte, mantelartige Bekleidung. Alle hatten sich die durchstochenen Ohrläppchen mit einem Stück ovalgeschliffenen Grünstein oder mit einem Haifischzahn geschmückt, welche gewöhnlich an einem schwarzseidenen Bändchen befestigt werden. Als wir an den einzelnen Gruppen vorübergingen und besonders schöne Gestalten bewunderten, fielen uns zwei Individuen auf, die ihre Köpfe unter eine Decke verborgen hatten und bitterlich weinten. Auf die Frage nach der Ursache dieser trübseligen Stimmung in so heiterer Gesellschaft erfuhren wir, daß es zwei Verwandte seien, welche lange von einander getrennt waren und auf diese Weise ihre Begegnung feierten. Freunde und Verwandte drücken ihre Freude beim Wiedersehen dadurch aus, daß sie sich, je nach dem Grade der Freundschaft oder Hochachtung, oft Stunden lang zusammen setzen, ihre Nasen reibend aneinander legen und dazu bitterlich schluchzen und weinen. Sind sie unbeobachtet, so geschieht dies, ohne den Kopf zu bedecken, während sie im entgegengesetzten Falle eine Decke über sich werfen. Kuß und Handdruck sind den Maori's erst durch ihren vertraulicheren Verkehr mit den Weißen bekannt geworden.

Als wir uns von dieser unvergeßlichen Volksscene trennten und nach den Booten zurückkehrten, versammelte sich die fröhliche Menge neuerdings auf der Anhöhe vor den Zelten, und, um zu zeigen, daß ihr auch die Gebräuche civilisirter Nationen nicht fremd seien, rief sie den Scheidenden in echt englischer Weise dreimal drei lärmende Hurrah's nach.

Das Studium der Sprache und Geschichte, der Traditionen, Sitten und Gebräuche der Urbewohner Neu-Seelands wird durch die muthmaßliche Nachweisbarkeit ihrer Abstammung und die wichtigen Schlüsse ganz besonders anziehend gemacht, welche sich daraus auf die Besiedlung Polynesiens im Allgemeinen ziehen lassen.

Eine Legende der Maori's erzählt, daß ihre Stammväter in sieben Canoes von der Insel Hawaiki (d. i. Wiege der Race, eine der Sandwich-Inseln, ungefähr 4000 Seemeilen nördlich von Neu-Seeland) kamen [1]). Diese Canoes hatten Ausleger, um das Umstürzen zu verhindern, und wurden Amatiatia genannt, während die gegenwärtig in Gebrauch befindlichen, weit einfacher construirten, Wakka heißen und ihre Form angeblich von der getrockneten Samenkapsel des neuseeländischen Geisblattes (Rewarewa) entlehnt haben. Der erste Canoe, welcher von Hawaiki kam, hieß Arawa. Derselbe brachte Houmaitawiti, Tamatekapua, Toi, Maka, Hei, Ihenga, Tauninihi, Rongokako und andere; und diese waren die ersten Ansiedler, von welchen die Neuseeländer abstammen.

Einer der neueren Schriftsteller über die Antipoden-Insel, der Missionär Richard Taylor, berichtet, daß im Jahre 1840 in dem Dorfe Parapara auf dem Wege von Kaitaia nach Doubtleß-Bai ein alter neuseeländischer Häuptling Namens Hahakai lebte, welcher mit der Geschichte seiner Heimat gründlich vertraut war und sechsundzwanzig Generationen seit der Zeit der ersten Ankunft seiner Stammväter auf der Insel aufzuzählen wußte. Taylor glaubt jedoch, daß eine Anzahl dieser Generationen als Gottheiten angesehen werden müsse und daß schwerlich mehr als fünfhundert Jahre verflossen und mehr als fünfzehn Generationen dahin gegangen seien, seitdem die ersten Einwanderer aus dem Norden sich auf Neu-Seeland niederließen [2]). Sie sollen zu jener Zeit weder die Sitte des Tapú (die Heiligkeit und Unantastbarkeit irgend eines Dinges), noch Cannibalismus gekannt, sondern beide Gebräuche erst in ihrer Adoptivheimat zu üben angefangen haben. Da die Urbewohner vor ihrem Verkehr mit den Europäern keine geschriebene Sprache besaßen, so wurden diese Traditionen in der Regel vom Großvater dem Urenkel erzählt, während einflußreichere Familien eines Stammes einen oder mehrere Verwandte eigens für das Studium dieser Sagen so wie ihrer Gesetze (tikanga)

[1]) Nach der vom Häuptling Te Heuheu bewahrten Sage emigrirten ihre Vorfahren zuerst von Hawaiki-Tawiti-nui nach Hawaiki-Patata, wo sie einige Zeit verweilten, und darauf Hawaiki-Ki-te-Moutere erreichten, von wo aus sie erst nach Neu-Seeland kamen.

[2]) Nach der Ansicht des Dr. Thomson (The Story of New Zealand, past and present, savage and civilised. London, J. Murray 1859) welcher elf Jahre als Militärarzt in Auckland lebte, kamen die Maori's um das Jahr 1419 von Sawaii, der größten der Schifferinseln, über Narotonga nach Neu-Seeland. Diese Annahme, welche viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, widerspricht indeß nicht, daß die Hawaiischen oder Sandwich-Inseln die Urheimat der dermaligen Neuseeländer waren und Sawaii blos als eine Art Zwischenstation zu betrachten ist. Vergl. United States Exploring Expedition 1838—42. Vol. VII. Ethnography and Philology by Horatio Hale. Philadelphia, Lea and Blanchard. 1846. — Die Wandersagen der Neuseeländer und der Máui-Mythos. Von E. Schirren. Riga, N. Kymmel. 1856.

und religiösen Ceremonien bestimmten. Die auf solche Weise erzogenen Personen waren ihre Annalen, ihre Nachschlagebücher und ihre Rechtsgelehrten.

Sowohl Taylor als Dieffenbach neigen sich zur Ansicht älterer Schriftsteller über diese Doppelinsel hin, daß nämlich dieselbe schon zur Zeit der Ankunft der Einwanderer aus dem Norden von einer andern dunklen Race von verschiedener Abstammung bevölkert gewesen sei. Gegen diese Annahme spricht aber sowohl der Umstand, daß nicht die geringste Spur von einer solchen Race mehr vorhanden ist, als auch jener, daß im ganzen Bereich der Insel nur eine einzige Sprache mit sehr geringem Dialektunterschied gesprochen wird. Keine der zahlreichen Maori-Legenden erwähnt ferner in irgend welcher Weise einer derartigen Thatsache, welche man gewiß nicht stillschweigend übergangen hätte, wenn wirklich bei der ersten Landung der Emigranten aus Hawaiki die Insel schon von einer andern Race bevölkert gewesen wäre. Die große Verschiedenheit im physischen Charakter der einzelnen Individuen, welcher bald an den malayischen und chinesischen, bald wieder an den afrikanischen und zuweilen sogar an den mosaischen Typus erinnert, dürfte weit eher in einer Vermischung der Neuseeländer mit den Bewohnern der verschiedenen Inselgruppen, nach welchen sie während ihrer Wanderzeit kamen, eine Erklärung finden.

Die Maori's sind im Allgemeinen ein schöner Menschenschlag, wohlgebaut und kräftig, jedenfalls nicht kleiner als die Europäer, denen sie auch durch ihre, dem Ansehen nach mehr gebräunte als braune Hautfarbe, durch ihr schlichtes, weiches, theils schwarzes, theils kastanienbraunes Kopfhaar und ihre Gesichtszüge sehr nahe kommen. Sogar Vollblut-Maori's haben zuweilen ein derartig europäisches Aussehen, daß selbst ihre zahlreichen Gesichtstättowirungen diesen Eindruck nicht zu stören im Stande sind, sondern weit mehr jenen zeitweiligen Gesichtsbemalungen gleichen, die wir an Schauspielern zu sehen gewohnt sind, wenn sie ihrem Antlitz auf der Bühne einen effectvolleren Ausdruck zu geben beabsichtigen.

Das Tättowiren oder „Moko" der Neuseeländer ist eine der am meisten charakteristischen Sitten dieses merkwürdigen Volkes und verdient schon aus dem Grunde ausführlicher beschrieben zu werden, indem dasselbe seit der Verbreitung der christlichen Civilisation fast gänzlich aus dem Gebrauch gekommen ist; denn nach dem Ausspruche der Missionäre entsagt jeder Eingeborene, welcher sich in Zukunft dieser Operation unterzieht, offen dem Christenthume und stempelt sich gewissermaßen selbst zu einem Heiden.

Die Meinung, daß der „Moko“ dem Feinde gegenüber dem Gesichte einen entschiedeneren Ausdruck verleihe, und die weiblichen Maori's den Zärtlichkeiten eines Tättowirten mehr Aufmerksamkeit schenken als Sterblichen mit einem unentstellten Gesichte, wird als die wesentlichste Veranlassung zur raschen Ausbreitung dieser peinlichen Sitte angegeben. Zugleich war das Tättowiren ein Zeichen der Mannbarkeit für beide Geschlechter und ein Beweis ihrer Heiratsfähigkeit.

Anfänglich begnügte man sich damit, das Gesicht mit geraden Linien zu markiren, was die Eingeborenen Moko-Kuri nannten, und noch zur Zeit übten, als Cook die Insel besuchte. Die gegenwärtige complicirtere Mode des Tättowirens kam zuerst bei einem der Stämme der Ostküste durch einen gewissen Mataora in Gebrauch, und der erste Mann, dessen Gesicht auf diese Weise gezeichnet wurde, hieß Onetunga.

Gewöhnlich wurde diese schmerzvolle Operation durch einen Priester (tohunga) vorgenommen, welcher eine der zahlreichen Schablonen, gleichsam probeweise, mit schwarzer Farbe auf das Gesicht des zu Tättowirenden malte und vorerst dessen Urtheil einholte, indem er denselben, in Ermanglung eines Spiegels, in einen mit Wasser gefüllten Kübel schauen ließ. Erst wenn letzterer seine Zustimmung zu dem gewählten Muster gegeben hatte, wurde mit der eigentlichen Ausführung begonnen.

Die Instrumente, welche dabei in Anwendung kamen, waren:

1. Der „Uhi“, ein schmales Stück Holz, an dessen einem Ende in verticaler Richtung ein kleines, scharf geschliffenes Bein befestigt war. Dieses nadelartige Instrument, zu dessen Verfertigung in früheren Zeiten Menschen- oder Albatroßknochen dienten, wurde seit der Einführung des Stahles durch diesen ersetzt.

2. Der Ta oder Tuki, ein Farrenstengel, mit welchem auf den Uhi geklopft wurde, damit dieser in die Haut eindringe und die beabsichtigte Zeichnung hervorbringe.

Den dazu benöthigten Färbestoff (Ngarahu) lieferte der Ruß des carbonisirten Holzes der Kauri-Tanne (Dammara Australis), welcher auf den Blättern des Ti-Strauches (Cordyline Australis) gesammelt und mit einer Infusion der Rinde des Hináu (Elaeocarpus Hinau) in Form kleiner Kugeln aufbewahrt wurde.

Kurz vor dem Tättowiren befeuchtete man den auf diese Weise gewonnenen Färbestoff mit dem Safte der Frucht des Tupa-kihi (Coriaria sarmentosa). Das vollkommene Moko umfaßt das Gesicht, die Hinterbacken und die Oberschenkel bis zu den Knieen. Jede einzelne Tättowirung hat ihre besondere Benennung und ihren bestimmten Platz. Dieffenbach führt in seinem Werke 17, Richmond Taylor gar 19 verschiedene Moko's nebst ihren Bezeichnungen an.

Die Operation ist so schmerzhafter Natur, daß sie ohne Gefahr für das Leben des Individuums nicht auf Einmal vollendet werden kann. Nur ein einziger Fall ist bekannt, wo ein Eingeborener den ganzen langen peinlichen Proceß in Einer Sitzung durchmachte; allein er starb, als eben die letzten Linien vollendet waren. In der Regel geschieht die erste Tättowirung mit dem 18. Jahre und wird in verschiedenen Zeitabschnitten fortgesetzt. Während der Operation liegt der zu Tättowirende auf der Erde mit seinem Kopfe im Schooße des Tohunga, welcher in der linken Hand den „Uhi", in der rechten den „Ta" oder „Tuki" hält, womit er in raschem Tempo auf den ersten schlägt. Sobald eine Incision gemacht ist, wird das Blut mit etwas feinem Flachs von der Haut entfernt und der Färbestoff eingerieben. Dabei singen die anwesenden Freunde und der Tohunga fortwährend Lieder, um den Tättowirten aufzuheitern und ihm Muth einzuflößen.

Nach der Operation schwillt das Gesicht und bekommt für einige Zeit ein höchst widerwärtiges Aussehen, ja es sind sogar einzelne Fälle vorgekommen, wo dasselbe für immer mißgestaltet blieb. Aber im Allgemeinen heilen die Wunden nach zehn bis zwölf Tagen und die mit dem Uhi eingeschnittenen Linien erscheinen in einer bläulich-schwarzen Färbung.

Bei den Frauen ist die Operation viel einfacher, sie beschränkt sich auf zwei bis drei horizontale oder verticale Linien auf den Lippen und am Kinn. Diese Tättowirung geschieht aber zuweilen zweimal, um eine schwärzere Färbung hervorzubringen, indem die Neuseeländer eine schwarze Lippe als das Hauptmerkmal weiblicher Schönheit betrachten. Es geht dies auch aus den Gesängen hervor, welche bei einem solchen Anlasse vom Tohunga gesungen werden und denen wir folgende Zeilen auszugsweise entlehnen:

„Neige dich, meine Tochter, dich zu zeichnen,
Zu tättowiren dein Kinn!
Damit nicht, wenn du die Schwelle eines fremden Hauses betrittst,
Sie sagen: Woher kommt dieses häßliche Weib?

## GESICHTSTÄTTOWI

1.





4.



1. Te Rauparaha, Häu
Mr. Sutherland R. N
2. Te Rangihaeata, Hä
Mr. Sutherland R. N
3. Wiremu Toetoe Tum
4. Tättowirungen eines
5. Tättowirungen einer
beschränkt; *a* Mund,

Neige dich, meine Tochter, dich zu zeichnen,
Zu tätowiren dein Kinn!
Auf daß du ein geziemend Aussehen erhältst,
Damit nicht, wenn du ein Fest besuchest,
Sie fragen: Woher kommt dieses rothlippige Weib? —
Um dich schön zu machen,
Komm und sei tättowirt!
Damit nicht, wenn du in einen Kreis von Tänzern trittst,
Sie fragen: Woher kommt das Weib mit den häßlichen Lippen?
Um dich schön zu machen,
Komme und lasse deine Lippen tättowiren!
Damit nicht, selbst wenn du unter Sclaven gehst,
Diese dich fragen: Woher das Weib mit dem rothen Kinn?"

Der Tohunga wird gewöhnlich sehr gut bezahlt und pflegt in seinen Gesängen sogar oft Anspielung auf die erwartete Belohnung zu machen, was indeß nicht gerade beitragen mag, den in der Operation Begriffenen aufzumuntern; namentlich, wenn ersterer unter anderm singt:

„Der Mann, den man gut bezahlet,
Tättowiret zierlich —
Der Mann ohne Bezahlung
Zeichnet nicht gut!"

Die angebrachten Zeichnungen sind so mannigfaltig und verschieden, daß kaum zwei Neuseeländer zu finden sein dürften, welche vollkommen gleich tättowirt sind. Indeß dient diese Hauptbemalung weder zur Bezeichnung der einzelnen Stämme, noch eines Rangunterschiedes. Ein Sclave, wenn er nur die Mittel besaß, mochte sich mit den nämlichen Figuren wie sein Gebieter das Gesicht verzieren lassen. Doch ereignete es sich auch, wie uns der Gouverneur erzählte, daß Häuptlinge bei Gelegenheit der Eingehung von Verträgen mit den Engländern die künstlichen Linien ihres Gesichtes statt ihrer Namensunterschrift, gleichsam als heraldische Zeichen, auf die betreffenden Documente malten.

Ein anderer merkwürdiger Gebrauch der Maori's besteht in dem Rechte ihrer Priester, gewisse Personen und Dinge für geheiligt und unantastbar (tapú) zu erklären. Dieser Gebrauch, welcher eigentlich nichts anderes ist, als eine zur Erreichung politischer Zwecke eingeführte religiöse Institution, hatte oft die wohlthätigsten Folgen. So groß und allgemein war die Achtung vor dem Gesetze des Tapú, daß selbst feindliche Stämme alle damit

belegte Personen und Dinge im Kampfe unberührt ließen. Ein mit Nahrungspflanzen bebautes Stück Feld, ein Fruchtbaum, ein Kranker, eine Wöchnerin u. s. w. waren eben so viele geheiligte als verbotene Gegenstände.

In früheren Zeiten war Polygamie unter den Maori's ziemlich allgemein, obschon Fälle, wo ein Mann nur eine Ehefrau besaß, nicht selten vorkamen. Gegenwärtig beschränkt sich diese, mit der christlichen Vorstellung eines Familienherdes unverträgliche Sitte, blos auf jene wenigen Häuptlinge, welche noch Heiden sind.

In der Regel heiraten Jünglinge und Mädchen sehr frühzeitig. Englische Reisende erzählen, Mütter von elf Jahren gesehen zu haben. Gewöhnlich war die erste Frau eines jungen Häuptlings viel älter als er selbst, dagegen sah man alte Häuptlinge sehr junge Mädchen freien. Die Töchter eines Mannes von sehr hohem Range durften zuweilen gar nicht heiraten.

Die Sterblichkeit unter den Kindern ist in den ersten Jahren sehr groß. Man rechnet gegenwärtig nicht mehr als drei Kinder auf eine Familie, und die Zahl der kinderlosen Ehen soll bei weitem größer sein als jene der fruchtbaren.

Kindermord kommt dermalen unter den Neuseeländern nicht häufiger vor als unter Europäern. In früheren Zeiten, besonders während der inneren Kriege, war es nichts Ungewöhnliches, wenn eine Mutter ihre Kinder, besonders weiblichen Geschlechtes, tödtete, um sich die Mühe des Pflegens und Säugens zu ersparen. Männliche Nachkommen wurden dagegen mit mehr Sorgfalt behandelt, weil sie die Streitkräfte des Stammes vermehrten und als die Rächer einer erlittenen und noch nicht gesühnten Unbill angesehen wurden. Uneheliche Kinder tödtete man fast immer und zwar entweder durch Erwürgen oder durch Zuhalten der Nasenflügel. Die Ursache des häufigen Kindermordes von weiblichen Nachkommen lag hauptsächlich in dem Sclavenleben, zu dem das weibliche Geschlecht der Maori's in seinem heidnischen Zustande verurtheilt war. So äußerte einmal eine Kindesmörderin: „Wozu soll mein Kind leben? Um den Weibern meines Mannes als Sclavin zu dienen, um von ihnen geschlagen und mit den Füßen getreten zu werden?“ —

Was einige Schriftsteller von einer auf Neu-Seeland herrschenden Sitte erzählen, nach welcher beim Tode eines Maori gemeiniglich auch dessen nächste Verwandte getödtet wurden, so beruht diese Angabe auf einem Irrthum. Nur wenn ein großer Häuptling starb, wurden gleichzeitig einige

Sclaven getödtet, damit ihre Geister dem Dahingeschiedenen in das Reich der Schatten folgten, um ihm dort, wie bisher auf Erden, dienstbar zu sein und seine Befehle auszuführen.

Eben so geschah es zuweilen, daß beim Tode eines geliebten Häuptlings eine Anzahl Krieger einen feindlichen Ausfall machte, um von einem andern Stamme ein Opfer zu holen, und dadurch auch fremden Kreisen einen ähnlichen Schmerz wie den fühlen zu lassen, welchen sie eben über den Verlust ihres dahingegangenen Häuptlings empfanden. Indeß ist Selbstmord beim Tode eines geliebten Anverwandten aus Seelenschmerz noch gegenwärtig nichts weniger als ungewöhnlich. Geringschätzung des Lebens erscheint überhaupt als hervorstechender Charakterzug des Neuseeländers; es bedarf nur eines geringen Anlasses, daß er sich ermorde oder in einen Abgrund stürze.

Sclaverei in jener Ausdehnung, wie sie in Neu-Seeland unter den Aboriginern in älteren Zeiten bestand, wird gegenwärtig nicht mehr angetroffen, doch werden noch viele Kriegsgefangene als Sclaven durch ihre Herren zurückgehalten. In zahlreichen Fällen ziehen die Sclaven es vor, bei ihren dermaligen Gebietern, wenn diese sie gut behandeln, zu bleiben, als zu ihrem eigenen Stamm wieder zurückzukehren, von dem sie sich völlig entfrembet haben, und der sie selbst vielleicht schon längst vergessen hat.

Die Einführung des Christenthums hatte die sofortige Emancipation der Sclaven in ganz Neu-Seeland zur Folge. Unter dem alten Gesetze war der Besitzer eines Sclaven unbeschränkter Herr über dessen Person und Eigenthum, er konnte denselben tödten, verkaufen, oder sonst mit ihm nach seinem Gefallen handeln. Alles, was der Sclave besaß, gehörte seinem Herrn. Sclaven wurden gewöhnlich im Kriege gemacht, entweder während der Erstürmung eines befestigten Dorfes (páh), oder im Momente, wo sie vor dem siegenden Feinde flohen. Jeder Krieger mochte so viele Gefangene nehmen als er konnte, welche sodann sein unbestrittenes Eigenthum blieben. Häuptlinge jedoch, so wie Jünglinge von höherem Rang, wurden gemeiniglich sofort getödtet.

Die Nachkommen solcher Kriegsgefangenen waren gleichfalls Sclaven und das Eigenthum ihrer Herrn; indeß ereignete es sich häufig, daß ein junger Sclave ein Mädchen aus dem Stamme seines Gebieters heiratete, in welchem Falle dessen Nachkommen nicht mehr Sclaven waren, jedoch als

von geringerem Range betrachtet wurden. Es gab nach dem alten Gesetze der Maori's keine andern Sclaven als solche, welche im Kriege zu Gefangenen gemacht wurden, und deren Nachkommen.

Unter den freien Maori's besteht eine Anzahl von Rangunterschieden; allein die Grundsätze, nach welchen diese bestimmt werden, scheinen europäischen Forschern bisher noch nicht genau bekannt geworden zu sein. Irgend ein Individuum, welches seine Abstammung von einem angesehenen Vor-



Neuseeländer.

fahren, entweder von männlicher oder weiblicher Seite, nachzuweisen im Stande ist, besitzt das Recht, den Titel eines Häuptlings anzusprechen und mag jede beliebige Stellung einnehmen, die ihm seine sonstigen Mittel gestatten. Als eine Regel gilt, daß die ältere Linie einer Familie stets den Vorrang vor der jüngeren hat. Der männliche Abkömmling wird immer als das Haupt der Familie betrachtet und war in älteren Zeiten zugleich ihr Priester oder Tohunga.

Die Kriegführung der Maori's geschah größtentheils mittelst Speeren und Keulen von den verschiedensten Formen und Größen. Seit der Ankunft

der Europäer ist jedoch der Gebrauch der Feuerwaffe ziemlich allgemein geworden. Hóngi, einer der berüchtigtesten und grausamsten Häuptlinge Neu-Seelands, welcher im Jahre 1826 eine Reise nach England machte, benützte bei seiner Rückkehr alle die großartigen und reichen Geschenke, die er vom Könige Georg IV. erhalten hatte, zum Ankauf von europäischen Feuergewehren nebst Munition, um durch diese neue und furchtbare Waffe alle Stämme der Insel desto sicherer zu unterjochen und sich unterwürfig zu machen. Aeltere Kriegswerkzeuge (taiaha, paki, éhi) werden dermalen nur mehr als Zierde von Häuptlingen zur Schau getragen.

Die merkwürdigste Waffe der Neu-Seeländer aber, welche zugleich als Emblem des Ranges, als Scepter von einheimischen Häuptlingen hoch in Ehren gehalten wird und sich von Generation auf Generation vererbt, ist ein 10 bis 20 Zoll langes, 4 bis 5 Zoll breites, in der Mitte ungefähr ½ Zoll dickes, schön geschliffenes Stück Grünstein (Nephrite), von den Eingeborenen Meri-Meri oder Meri-Punamú genannt, welches am unteren Ende durchbohrt, meistentheils an einer Schnur in der Hand getragen wird. In heidnischen Zeiten diente der Meri-Meri sowohl als Vertheidigungswaffe, als auch um die Schädel der Kriegsgefangenen zu scalpiren.

Die verschiedenen Grünsteinwaffen, die wir sahen, waren von blaßgrüner Farbe, an dem scharf zulaufenden Rande durchsichtig, und hatten ein eigenthümlich geflammtes Aussehen.

Der Stein, aus dem man diese kostbare Waffe verfertigt, wird in losen Stücken in verschiedenen Bergströmen an der Westküste der mittleren Insel gefunden. Die am meisten berühmten Fundorte sind: Arahura und Ohonu an der Nordwestküste; ferner Wakatipu, ein Binnensee, eine der Quellen des Mataauflusses, und Piopiotáhi, ein Bergstrom an der Südwestküste. Am letztgenannten Orte, welcher, obwohl noch keine genaue Aufnahme davon besteht, den Seehundsjägern längst bekannt ist, befand sich in der Mitte des Stromes ein riesiges Stück Grünstein von vielen Tonnen Gewicht, welches wegen seiner Größe für die Eingeborenen werthlos und unbrauchbar war. Ein Seehundsjäger, der diese Küste besuchte, hörte einmal, während seines Aufenthaltes in Sydney, daß diese Gattung von Grünstein in China großen Werth habe, und in Kenntniß von dem kolossalen Block in Piopiotáhi, wähnte er sich bereits im Besitze eines großen Reichthums. Rasch bildete sich eine Gesellschaft, an deren Spitze ein Kaufmann in Ma-

nila stand, und eine Anzahl Bergleute begab sich an Ort und Stelle, um diesen unförmigen Felsblock in transportfähigere Stücke zu zersprengen. Nach unsäglicher Mühe und gewaltigem Kraftaufwand gelang es den Arbeitern, einige Tonnen des zersprengten Grünsteins in einem Schiffe zur Probe nach Manila zu senden. Die Arbeiter blieben mehrere Monate in Piopiotáhi, neugierig und sehnsuchtsvoll dem Resultate ihrer schweren Mühen entgegensehend. Als sie endlich alle ihre Provisionen erschöpft hatten und noch immer keine Nachrichten eintrafen, vergruben sie die Früchte ihrer Arbeit und zerstreuten sich in den kleinen Maori-Ansiedlungen in der Nähe von Foveau's Straße.

Die Grünsteinproben, welche von Manila aus nach China gesendet wurden, zeigten sich von einer daselbst wenig geschätzten Qualität, indem dieselben durch kleine schwarze Flecken, ähnlich den Glimmerblättchen im Granit, entstellt waren. Im darauffolgenden Jahre wurde eine kleine Quantität des Grünsteins von Piopiotáhi nach Wellington auf Neu-Seeland zum Verkaufe gebracht, wo sie unter den dortigen Eingeborenen um den Preis von 1 Schilling per Pfund zahlreiche Käufer fand.

In früheren Zeiten unternahmen die Maori's lange und beschwerliche Reisen von der Ostküste nach der Westküste der Insel, um diesen so sehr geschätzten Stein aufzusuchen. Derselbe wurde in der Regel geformt und polirt, indem sie ihn auf einem flachen Sandsteinblock rieben; diese Arbeit war eine so mühevolle und langwierige, daß die Vollendung einer solchen Waffe oft die Anstrengung von zwei Generationen erforderte; und dies ist wohl die Hauptursache ihres großen Werthes. Die außerordentliche Härte des Steines, wodurch derselbe einen sehr scharfen Schliff vertrug, ließ denselben gleichzeitig bei der Verfertigung von Hacken und Meißeln als einen sehr vortheilhaften Ersatz für Eisen erscheinen, dessen Gebrauch die Neuseeländer erst durch den Verkehr mit den Europäern kennen lernten.

Die vollendete Form, welche die Maori's bei der Mangelhaftigkeit ihrer Hülfsmittel dem Grünstein trotz seiner Härte, die selbst dem Eisen Widerstand leistet, zu geben verstanden, war die Ursache, daß sogar die Ansicht auftauchte, der Stein werde von den Eingeborenen in einem weichen Zustand gefunden. Allein Sandstein hat dieselbe Wirkung auf ihn wie auf Eisen, und die zum Umhängen dieses steinernen Emblems nöthigen Löcher werden durch einen höchst einfachen Proceß, nämlich mittelst eines scharf gespitzten Stück

Holzes, und mit Hülfe von etwas feinkörnigem Sand und von Wasser durch den Stein gebohrt.

Anthropophagie mag gegenwärtig auf Neu-Seeland als vollständig erloschen betrachtet werden. Jede Anspielung auf diese einstmalige Sitte ist dem heutigen Neuseeländer peinlich, weil sie ihn an seinen früheren niederen Standpunkt als Race erinnert. So oft wir davon gegen die Eingeborenen eine Erwähnung machten, wendeten sie sich mit einem Gefühl der Beschämung von uns ab.

Auch der Genuß von Hundefleisch hat seit der Einführung des Schweines durch den edlen, utilitarischen Cook vollkommen aufgehört. In älteren Zeiten wurde der einheimische oder Maorihund, welcher gegenwärtig bereits sehr selten geworden ist, bei gewissen Anlässen gegessen, so wie dessen Blut in der maorischen Pharmakologie eine nicht unbedeutende Rolle spielte.

Die wichtigsten Nahrungspflanzen der Eingeborenen vor der Ankunft der Europäer waren:

1. Raorao (Pteris esculenta), ein 3 bis 4 Fuß hoher Farn, welcher auf Neu-Seeland ungeheuere Flächen bedeckt, und dessen Wurzelstock vor der Einführung der peruanischen Kartoffel hauptsächlich die vegetabile Nahrung der Maori's ausmachte.

2. Die Kumara (Convolvulus Batata) oder süße Kartoffel, die unschätzbarste Frucht des Neuseeländers. Verschiedene abenteuerliche Sagen leben über ihre erste Einführung im Munde der Eingeborenen. Die Ernte derselben ist stets von einem großen Feste (hakari) begleitet und die mit Kumara bepflanzten Grundstücke sowohl, als die Arbeiter, welche den Anbau und die Ernte besorgen, wurden stets vom Priester als tapú oder heilig erklärt. Von den zahlreichen Varietäten der Kumara wird eine, von der Größe der Yamswurzel, kai pakeha, oder des „weißen Mannes Nahrung" genannt. Dieselbe soll ungemein wohlschmeckend sein. Die eigentliche Kartoffel (Solanum tuberosum) wurde zuerst durch Cook vom Cap der guten Hoffnung nach Neu-Seeland gebracht und dort gepflanzt.

3. Mamaku (Cyathea medularis), einer der schönsten Baumfarn des Landes, dessen ganzer, oft 20 Fuß hoher Stamm gegessen werden kann und für eine beträchtliche Anzahl Personen hinreichend ist. Das Mark des gekochten Mamaku (pitáu) ist, wenn in der Sonne getrocknet, ein vortreffliches Substitut für Sago.

Gegohrene Getränke, gleichwie die Kawa der Südsee-Insulaner oder die Chicha der Indianer Süd- und Mittelamerika's, scheinen die Maori's niemals gekannt zu haben[1]). Die einzigen Früchte, aus denen zuweilen Getränke bereitet worden, sind: die Beeren der Tawa (Laurus Tawa) und jene des Tupa-kihi-Strauches (Coriaria sarmentosa), welch' letztere jedoch, wenn viele Pflanzenstengel beigemischt sind, häufig eine sehr schädliche, vergiftende Wirkung haben, heftige Convulsionen erzeugen und sogar den Tod herbeiführen soll.

Obschon der kurze Aufenthalt in Auckland, verbunden mit anderweitigen unabweisbaren Geschäften, dem Verfasser dieser Blätter nicht gestattete, eine große Anzahl von Körpermessungen an Maori's beiderlei Geschlechtes anzustellen, so gelang es ihm doch im Verein mit seinem Reisekollegen, Dr. Schwarz, Individuen verschiedener Stämme Neu-Seelands, deren Körperverhältnisse eine ziemlich richtige Durchschnittsgröße geben, zu messen.

Wir können nicht unterlassen hier zu bemerken, daß schon vor längerer Zeit einer der Aerzte des 58. Regiments, Herr Dr. A. Thomson, wahrscheinlich eingedenk der hohen Bedeutung eines solchen Verfahrens für die Diagnostik der Menschenracen, während seines vieljährigen Aufenthaltes in Neu-Seeland bereits verschiedene Messungsversuche an Eingeborenen angestellt hatte. Dieselben beschränkten sich allerdings blos auf Höhe, Gewicht, Umfang des Brustkorbes und Muskelstärke der untersuchten Individuen, allein sie sind schon aus dem Grunde von großem Werthe, weil dieselben gleichzeitig auch an einer Anzahl britischer Soldaten vorgenommen wurden, was zu mehrfachen interessanten Vergleichen der beiden Racen Anlaß gibt. So z. B. maß Dr. Thomson die Höhe von 147 Eingeborenen und fand, daß die Durchschnittshöhe ihres Körpers 5 Fuß $6^3/_4$ Zoll englisch betrug. Außerdem waren 37 gemessene Maori's 5 Fuß 6 Zoll bis 5 Fuß 7 Zoll hoch; 20 von 5 Fuß 5 Zoll bis 5 Fuß 6 Zoll; 2 von 5 Fuß 11 Zoll bis 6 Fuß; 1 Mann 6 Fuß 1 Zoll, ein anderer 6 Fuß $5^1/_2$ Zoll hoch. Von 617 Mann des 58. Regiments erreichte dagegen die durchschnittliche Höhe des Körpers 5 Fuß $7^3/_4$ Zoll.

Die Maori's erlangen gleich den Engländern ihre vollkommene Größe erst nach zurückgelegtem 20. Jahre, denn die mittlere Höhe von 46 Indi-

[1]) Kranken wurde in früheren Zeiten die in Süß- und Salzwasser-Konchylien enthaltene Flüssigkeit als Getränk verabreicht.

viduen von 16 bis 20 Jahren war 5 Fuß 6 Zoll, während dieselbe bei Individuen zwischen 21 bis 25 Jahren 5 Fuß 6¾ Zoll betrug[1]).

In Bezug auf das Körpergewicht der Neu-Seeländer, verglichen mit jenem englischer Soldaten, ergaben die mit 150 Individuen von beiden Racen in Auckland angestellten Versuche folgendes bemerkenswerthe Resultat:

| | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 8 | Maori's | wogen | mehr | als | 112 | Pfund, | aber | unter | 126 | Pfund | englisch, |
| 25 | " | " | " | " | 126 | " | " | " | 140 | " | " |
| 54 | " | " | " | " | 140 | " | " | " | 154 | " | " |
| 41 | " | " | " | " | 154 | " | " | " | 168 | " | " |
| 19 | " | " | " | " | 168 | " | " | " | 182 | " | " |
| 3 | " | " | " | " | 182 | " | " | " | 196 | " | " |

Das Durchschnittsgewicht eines Maori betrug nach Abzug seiner Kleidung 141 Pfund. Bei 617 gewogenen Europäern (Engländern und Irländern) war das durchschnittliche Gewicht 143 Pfund. Unter 21 Jahren fand Dr. Thomson die Neu-Seeländer weniger entwickelt als die Soldaten, dagegen zeigte nach 20 Jahren das Körpergewicht der Maori's eine höhere Ziffer als das der Europäer.

Der Umfang des Brustkorbes (oberhalb der Brustwarzen gemessen) betrug bei 151 Neuseeländern im Mittel 35.36 Zoll, bei 628 Soldaten des 58. Regiments 35.71 Zoll. Von 16 bis 20 Jahren ist die Brust des Neu-Seeländers um mehr als einen halben Zoll schmäler als bei Europäern; später tritt ein ziemlich gleiches Verhältniß ein.

Um die physische Stärke und die Muskelkraft der Maori's zu erproben, ließ sie Dr. Thomson das größt möglichste Gewicht vom Boden aufheben, und es ergab sich, daß von 31 Individuen, mit welchen dieses Experiment vorgenommen wurde,

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 6 | Neuseeländer | 410 | bis | 420 | Pfund |
| 2 | " | 400 | " | 410 | " |
| 5 | " | 390 | " | 400 | " |
| 3 | " | 380 | " | 390 | " |
| 6 | " | 360 | " | 380 | " |
| 5 | " | 340 | " | 360 | " |
| 2 | " | 336 | | | " |
| 2 | " | 250 | " | 266 | " |

von der Erde aufhoben.

[1]) Haller berechnet die Durchschnittshöhe der Menschen in den gemäßigten Ländern Europa's von 5 Fuß 5 Zoll bis 5 Fuß 6 Zoll.

Die von ihnen durchschnittlich aufgehobene Last betrug 367, die größte 420, die kleinste 250 Pfund. Ein ähnlicher, mit 31 Soldaten des 58. Regiments (welche durchschnittlich ohne Kleidung 144 Pfund wogen) angestellter Versuch stellte folgende Ziffern heraus:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 2 | Soldaten | hoben....... | 504 Pfund auf, |
| 8 | „ | „ | 460 bis 480 „ „ |
| 14 | „ | „ | 400 „ 460 „ „ |
| 9 | „ | „ | 350 „ 400 „ „ |

Das Durchschnittsgewicht, welches die britischen Soldaten von der Erde aufzuheben im Stande waren, betrug 422 Pfund oder 55 Pfund mehr als bei den Maori's.

Perron in seinen „Voyages des Decouvertes aux Terres Australes“ bemerkt auf Grund der von ihm angestellten Versuche, daß der schwächste Franzose so viel Muskelstärke besitzt, wie der stärkste Eingeborene von Van-Diemensland, und der schwächste Engländer stärker sei, als der stärkste Aboriginer Neu-Hollands. Nach diesen Wahrnehmungen besitzen die Maori's ein weit größeres Maß physischer Stärke als die Urbewohner Australiens.

Was uns bei den von Dr. Thomson gewonnenen Resultaten am meisten von Interesse scheint, ist der bedeutende Unterschied der Muskelkraft der Maori's verglichen mit jener der angloſächſiſchen Race, während erstere in Bezug auf Statur, Körpergewicht und Umfang des Brustkorbes ein ziemlich gleiches Verhältniß ergibt. Die Hauptursache dieser auffallenden Erscheinung dürfte größtentheils in der vegetabilischen Nahrung der Neu-Seeländer zu suchen sein, welche bekanntlich die Fettansammlung im Körpersystem begünstigt, ohne gleichzeitig zur Vermehrung der Muskelsubstanz beizutragen. Anderseits ist die träge, einförmige Lebensweise der Maori's zur Entwicklung der Muskelkraft nur wenig geignet.

Treffend bemerkt Dr. Thomson, wie die vorliegende Thatsache namentlich gegen diejenigen beweisführend auftritt, welche daran Gefallen finden, die Welt in einem degenerirten Zustande darzustellen und die Menschen gegenwärtig für weniger stark und kräftig zu halten, als in früheren Jahrhunderten, bevor Handel und Cultur ihren Einfluß auf die Sitten und Gebräuche der Völker ausgeübt haben. Denn wir gewahren hier, wie die Neu-Seeländer, eine Race, welche sich eben erst aus dem completesten Urzustande erhob, gleichwohl in Bezug auf physische Stärke weit hinter den

Bewohnern eines Landes zurückstehen, wo Maschinen und Civilisation sociale Veränderungen von einer Ausdehnung hervorgebracht haben, wie sie kein anderes Culturvolk der Erde aufzuweisen im Stande sein dürfte.

Von wenigen Völkern der südlichen Erdhälfte sind Sprache, Poesie, Lieder und Traditionen einem so eifrigen Studium unterzogen worden, wie von den Maori's. Kein Forscher aber hat sich in dieser Beziehung größere Verdienste erworben, als der frühere (und neuerdings ernannte) Gouverneur von Neu-Seeland, Sir George Grey, welcher über die ältere Geschichte der Maori's die gründlichsten Untersuchungen anstellte und dieselben in einer Anzahl werthvoller Arbeiten der Oeffentlichkeit übergab [1]), wennschon auch Missionäre und andere gebildete Ansiedler, welche sich seit einer Reihe von Jahren auf der Antipoden-Insel niedergelassen, mit anerkennungswerthem Eifer unsere Kenntniß über die neuseeländische Race durch die Herausgabe einer Grammatik und eines Dictionärs der Maori-Sprache, so wie durch mehrere höchst nützliche Werke über die Naturgeschichte Neu-Seelands vermehrt haben [2]).

Dieser gemeinsamen edlen Thätigkeit verdankt es die Wissenschaft, wenn eine Literatur der Vergessenheit entrissen wurde, welche ein so schönes Zeugniß von der hohen Begabung der einheimischen Race gibt, und uns mit Sittensprüchen und Poesien bekannt macht, welche selbst einem Dichter des germanischen Stammes zur Ehre gereichen würden.

Wir wollen hier aus einer großen Anzahl von maorischen Sentenzen und Gedichten einige mittheilen, welche den biederen Charakter und die originelle Vorstellungsweise dieses Kernvolkes besonders anschaulich machen,

[1]) Die wichtigsten dieser Werke sind: „Polynesian Mythology, and ancient traditional history of the New-Zealand race, as furnished by their priests and Chiefs. London, 1855". „Proverbial and popular Sayings of the Ancestors of the New-Zealand Race. Capetown, 1857".

[2]) New-Zealand: being a narrative of travels and adventures during a residence in that country, between the years 1831 und 1837. By J. S. Polack Esq. member of the Colonial Society of London. In two volumes. London, Rich. Bentley, 1838. — Travels in New-Zealand with contributions to the Geograhpy, Geology and Natural-History of that country. By Ernest Dieffenbach, M. D., Late Naturalist to the New-Zealand Company. 2 vol. London, J. Murray, 1843. — The Southern districts of New-Zealand; a Journal with passing notices of the customs of the Aborigines. By Edward Shortland. London, Longman et Co. 1851. — A dictionary of the New-Zealand language and a concise grammar, to which is added a collection of colloquial sentences. By W. Williams. D. C. L. Archdeacon of Waiapú. London 1852. — The Ika-a-Maui, or New-Zealand and its inhabitants. By R. Taylor. London, 1855. — A leaf from the Natural history of New-Zealand. By R. Taylor. Wellington, New-Zealand, 1848. — New-Zealand, the „Britain of the South." By Charles Hursthouse. London, E. Stanford, 1861. In streng wissenschaftlicher und speciell botanischer Beziehung darf wohl Dr. J. D. Hooker's „Flora of New-Zealand" als das bedeutendste Werk über die Antipoden-Insel bezeichnet werden.

und der erwähnten, von Sir George Grey veröffentlichen Sprichwörtersammlung entlehnt sind.

Könnt Ihr die Brandung beschwichtigen, welche am Felsriff von Rongo-ma-ta-kupe anschlägt? — (Mit Bezug auf die Schwierigkeit der Unterdrückung eines Aufruhrs.)

Ein Kindlein wächst, eine kleine Art bleibt immer klein (d. h. ein menschliches Wesen ist mehr werth, als irgend ein anderes Gut).

Launenhaft wie ein Lachs im Flusse ist ein Mädchen auf dem Lande. (Wer kann sagen, an welcher Art von Fliegen der Lachs anbeißt und für welches Burschengesicht ein Mädchen die meisten Sympathien fühlt?)

Zur Saatzeit sind Freunde, welche dir helfen, selten; aber wenn die Ernte eingesammelt wird, ziehen sie in Schwärmen herbei.

Ein alter zerbrochener Canoe kann wieder ausgebessert werden, aber Jugend und Schönheit kannst du nicht zurückgeben.

Ein fetter Mensch ist oft beleibt geworden durch gute Nahrung, nicht durch die Thätigkeit des Gedankens.

Weiber und Land sind die zwei Ursachen, welche Menschen entzweien und zerstören.

Ein Weib hört vielleicht die Feinde singen, wie diese die Leiber ihrer erschlagenen Verwandten den Göttern opfern! (d. h., es ist von geringem Nutzen eine Tochter zu haben, sie wird vielleicht deinen Feinden Erben gebären).

Weiber und Krieg sind die zwei Hauptgefahren der Menschen.

Der Moavogel (Dinornis giganteus) zertrat den Ratabaum (Metrosideros robusta), wie ist es da möglich, daß er gerade wachse? (Es ist schwer frühe Einflüsse zu bewältigen.)

Aus Nahrung wird des Menschen Blut gebildet, und die Erde ist's, die ihm Nahrung gewährt und ihn erhält. (Verkaufe niemals deine Grundstücke, überlasse niemals ein fruchtbares Land.)

Ihr häufst Nahrung auf, Rangikiata? — Habt Ihr eine Speisekammer in Eurem Schlund? (Von einem Gefräßigen.)

Sei fest wie der brandungumbrauste Fels im Ocean! —

Einen nicht minder bewunderungswerthen Schwung bekunden die poetischen Schöpfungen der Maori's. Es drückt sich in ihnen eine Tiefe der Empfindung, eine Gewalt der Darstellung aus, welche uns fast an dem wahren Ursprung derselben zweifeln ließen, stünde uns nicht das Original zur Vergleichung zu Gebote.

Wie herrlich schildern z. B. die folgenden, einer Todtenklage für den Häuptling Te Huhu entlehnten Zeilen den wilden Schmerz eines kriegerischen Volkes über den Tod ihres geliebten Anführers:

Todtenklage an Te Huhu.

Seht das Funkeln des Blitzes!
Fast scheint es, als schnitt' er Tuwhares schroffe Berge entzwei.
Deiner Hand entfiel die Waffe,
Und der Geist verschwand
Hinter den Höhen von Raukawa!
Die Sonne verdüstert sich und eilt davon
Wie ein Weib vom Schauplatze der Schlacht!
Die Fluthen des Oceans weinen, wie sie sich heben und senken,
Und die Berge des Südens schmelzen dahin!
Denn der Geist des Häuptlings
Nimmt seinen Flug nach den Wohnungen Rona's[1]).
Oeffnet euch, Thore des Himmels!
Betritt den ersten Himmel, betritt den zweiten!
Und wenn du das Land der Geister durchschreitest
Und sie dich fragen: Was soll dies bedeuten?
Sage, daß die Welt ihre Flügel
Verloren, durch den Tod des tapfern Einen,
Des Führers uns'rer Schlachten!
Atutahi und die Sterne des Morgens
Blicken herab vom Himmel,
Die Erde schwankt in ihrem Laufe,
Denn die größte Stütze der Stämme liegt tief im Grunde.
Ach! mein Freund, der Thau Hokianga's
Wird deinen Leib durchdringen,
Die Gewässer der Flüsse werden versiegen
Und das Land wird wüste sein.
Ich sehe von weitem eine Wolke aufsteigen
Ueber das Haupt des berühmten Heki,
Möge er vernichtet sein, für immer
Vernichtet! und laß das Herz,
Jetzt tiefbetrübt, nimmer auf Böses mehr sinnen! —

Zweiter Klaggesang um Tukino te Heuheu.

(Von seinem Bruder Iwikau te Heuheu gedichtet)[2]).

Der Sonne letzter Strahl spielt an dem Abendhimmel
Und rosig glänzt und glüht Tauhara's[3]) luft'ger Gipfel.

[1]) Rona ist ein Maori-Mädchen, von welchem die Legende erzählt, daß sie der Mond, aufgebracht über ihr muthwilliges Benehmen gegen ihn, nach höheren Regionen mit sich fortgeführt hat.

[2]) Aus Sir G. Grey „Poetry of the New-Zealanders" und Davis „Maori Mementos", übersetzt von Julius Haast.

[3]) Tauhara, ein vulkanischer Bergvogel a. d. Nordseite des Taupo-Sees.

O, sage, ist mein Freund zurück jetzt zu den Seinen?
Oder ist Weinen unser Loos um den Dahingeschiedenen?
Entrissen bist du uns!
Du stolzer Held, du Häuptling und du Führer,
Du mächt'ger Schutz vor Sturm und Ungewitter!
Wie furchtbar war die Macht, die dich zu tödten wagte
Und ewig dich begrub im Schooße kalter Erde.
Vor meinem Auge stehen deine hehren Züge,
Dein Moko[1]) eingeprägt von Matarau's[2]) Meisel.
Verlassen ist das Volk, erbangend und in Trauer,
Des kühnen Führers bar, verwirrt und ohne Rath.
Des Himmels Sterne sind erbleichend und zerstreut,
Es scheinen nimmermehr Tutahi und Rehua[3]).
Der Stern der über dich, o Mangaroa, wachte,
Fiel auf das bange Land und löschte aus für uns[4]).
Traurig und einsam steht im Süden Tongariro[5])
Und mit dem Federbusch Arawa's spielt die Welle[6]).
Erwach' aus deinem Schlaf, du Erstgeborner Rangi's,
Steh' auf, als wie zuvor und schwinge deine Waffen;
Und hören soll die Welt von deiner Kraft und Weisheit,
Von dir, dem Fels in wilder Meeresbrandung.
Obgleich hinabgestürzt von deines Ruhmes Höhe,
Ist deiner Größe Ruhm doch, wie des Donners Stimme,
Und eingegraben steht am Firmament dein Name! —

Eben so tief poetisch ist folgende Todenklage einer Mutter, der warme Erguß mütterlichen Schmerzes über das Dahinscheiden ihrer einzigen Tochter:

### Todtenklage für Ngaro.

Der Abendstern[7]) ist im Verlöschen. Er verschwindet,
Um in glänzenderen Himmeln aufzugehen,
Wo tausende schon harren ihn zu grüßen.
Alles Große und Schöne hat keinen Werth mehr für mich,

[1]) Tättowirung.
[2]) Ein berühmter Künstler in der Kunst zu tättowiren.
[3]) Zwei Hauptsterne am südlichen Himmel.
[4]) Ein Stern ist von dem Himmel gefallen, heißt so viel, als: ein Häuptling ist gestorben.
[5]) Te Heuheu war der Wächter des heilig gehaltenen Berges.
[6]) Arawa, eines der Canoe's, auf denen nach der Tradition die Vorväter der Maoris auf Neu-Seeland einwanderten.
[7]) Die Todte wird hier als Abendstern angesprochen, welcher der Sage nach in einer anderen Welt aufgeht und bei seiner Ankunft daselbst von verstorbenen Freunden mit großem Jubel begrüßt wird.

Du warst mein einziger Schatz, meine Tochter!
Wenn die Sonnenstrahlen auf den Fluthen spielten,
Oder durch die wogenden Palmen glänzten,
Belauschten wir gerne dein lustiges Treiben
An den sandigen Ufern des Awapoka.
Oft, im Zwielicht des Tages
Sah ich dich umgürten dein Gewand
Und mit den Töchtern deines Volkes
Forteilen, die Früchte des Máui [1]) einsammeln zu sehen,
Während die Jungfrauen von Tikoro [2])
Im Suchen nach der im Fels schlummernden Muschel
Der Brandung Trotz boten und ihrerseits
Jene sorglose Brut des befloßten Geschlechtes fingen,
Die, nah' dem Ufer, lungernd schmarotzte,
Und wenn des Abends sich die Stämme
Versammelten zum Mahle,
Stellten theure Gefährten sich dir zur Seite,
Eifernd das Beste dir zu credenzen
Für ein Lächeln von deinen Lippen.
Aber wo bist du jetzt? Wo jetzt? —
Ihr Gewässer, die ihr fluthet und ebbt,
Fluthet und ebbt nicht länger,
Denn Euer Hort ist dahin!
Wohl versammelt das Volk sich wie eh'
Zum vergnüglichen Feste,
Der Canoe durchschneidet wie sonst den Wind
Und zerstiebt den Schaum der wogenden See.
Wie sonst verdunkeln, über Felsklippen schwebend,
Die Seemöven gleich einer Wolke den Himmel;
Aber die Geliebte kommt nicht,
Noch ward uns eine Locke deines wogenden Haares
Gelassen, um über sie dich zu beweinen! —

### Willkommgesang.

(Bei der Ankunft von Fremden und von Gästen.)

Willkommen, du Fremdling, von über dem Himmel,
Mein liebliches Kind hat von dort dich gebracht,
Vom obersten Himmelstheil her dich gezaubert,
Willkommen daher, willkommen — ja! ja!

[1]) Máui ist die Kumara oder süße Kartoffel.
[2]) Tikoro, Name eines Stammes im Hotianga-District.

Liebeslied. (Haka.)

Am Waitemata weilest du,
Dein Geist aber kam hieher
Und weckte mich auf vom Schlaf.
Chor: Ha=ah, ha=ah, ha=ah, ha!

Geht, Thränen meiner Augen,
Und verkündet es ihr,
Der Huia [1]), die an meinem Herzen zehrt.
Chor: Ha=ah, 2c. 2c.

Tawera ist der schöne Stern,
Der Morgens glänzt.
Nicht weniger schön bist du,
Huia, die an meinem Herzen zehrt.
Chor: Ha=ah, 2c. 2c.

Gesang einer Eingeborenen (He Waiata na te wahine i [2]).
Die aus verzweifelnder Liebe sich von einer Klippe herabstürzt.

Noch einen Augenblick, o Strahl der Sonne,
Zum Abschied von der Erde leuchte mir!
Warum hat nicht ein gnädiger Gott durch Krankheit
Erbarmend mich zum frühen Tod geführt?
Mein Inn'res ist empört und haßt die Menge,
Die frevelnd das Geheimniß meiner Brust entweiht.
Sagt mir, bin ich nicht schöner als Parihi
Im fernen Süden, die man preisend rühmt?
Von Tahetahe's blüh'nder Schönheit spricht man
Und von Pokai's jugendlichem Reiz,
Ihr Ruhm verbreitet sich wie Brand des Schwefels,
Den Nichts auslöscht, Nichts unterdrücken kann.
Auch Moetara dort im Süden lauert —
Verzweiflung faßt mich und mein Auge trübt sich;
Beschlossen ist's — ich sinke in den Tod.

Imikan's Klage um seinen Bruder Tukino te Heuheu.

Unter meinen Brüdern wach' ich allein
Und gräme mich Tag und Nacht!
Tiefer Kummer drückt mich, mein Herz

[1]) Huia, ein Vogel, dessen glänzende Federn als Kopfschmuck benützt wurden. Das Wort ist bildlich gebraucht, wie wir etwa das Wort „Edelstein" gebrauchen würden.

[2]) Von den beiden Eingeborenen Toetoe und Rerehau, welche mit der Novara nach Oesterreich kamen, während ihres Aufenthaltes in Wien in neuseeländischer Sprache niedergeschrieben.

Zuckt, als läge es auf dem Tiepa [1]) den Göttern zum Opfer;
Es zuckt, wie der Fisch, der seinem Elemente entnommen.
Die Macht meiner Gebete ist gebrochen,
Und nimmer hören mich all' die Götter,
Denn er ist fort!
Morgenthau netzt seinen Leib.
Es gehen die Jahre, sie kommen wieder;
Die alte Hütte werden sie neu bauen, zum Obdach für Andere.
Der Kahn ist zersplittert; aber von Kriegern bemannt
Und mit Speeren und Aexten beladen wird er wieder
Ueber die Tiefe fahren, nur der Vater
Verließ sein weinendes Volk
Und kommt nicht wieder für immer. —
Als du zur Schlacht dich gerüstet, sah ich
Die älteren Brüder um deine Fahne sich schaaren,
Selbst den mächtigen Stamm Titu führtest du,
In's dichteste Schlachtgewühl sie ziehend.
Mein Blick schweift über das Meer, das wogende Meer,
Wie ist es so stille, so öd!
Väter, o seht mich jetzt an, wie allein.
Wie verlassen ich bin, er ist fort,
Der mild wie ein Lichtstrahl war,
Durchdringend aber und stark, wie die Kälte des Winters,
Galt es dem Feinde zu nah'n.
Er ist uns genommen; sie sind vertrocknet
Die Quellen der Tiefe! Der Seegott ist todt;
Hoch am Himmel, wo sonst der Stern Rehua erglänzte,
Ist es leer und selbst der Mond vergißt seinen Aufgang.
Der Sturm des Unglücks brach herein,
Er hat dich erfaßt, o Herr,
Und du gingst unter für immer und ewig.

## Aus der neuseeländischen Mythologie.

### Die Trennung des Himmels von der Erde.

(Eine kosmogonische Mythe.)

Rangi und Papa, Himmel und Erde[2]), liegen am Anfang der Dinge flach auf einander und ihre Kinder sind in Finsterniß gehüllt. Diese berathschlagen daher, was

[1]) Tiepa, ein Gerüste von Stäben, auf welches die Opfer für die Götter gelegt wurden. Als besonders wirksam und sühnend betrachten die Eingeborenen Neu-Seelands namentlich das noch blutende Herz dessen, der in der Schlacht zuerst fiel.

[2]) Nach der Anschauung der Neu-Seeländer ist Rangi, der Himmel über uns, der Vater der Menschen; Papa, die Erde unter uns, ihre Mutter.

zu thun sei, um Licht um sich zu sehen und die weite Erde zum Tummelplatz zu besitzen. Tumatauenga, der wildeste unter den Brüdern, will die Eltern erschlagen; Tane-mahuta dagegen, der Vater der Wälder, räth, sie nur zu trennen. „Rangi", sagt er, „mag uns ein Fremder werden; aber Papa muß als nährende Mutter bei uns bleiben." Damit waren alle Brüder einverstanden; nur Tawhiri-matea, der Gott der Winde und der Stürme, will die beiden Gatten nicht getrennt sehen. Zuerst versucht es Rongo-matana, der Gott der Feldfrüchte, den Vater von der Mutter zu trennen, aber vergebens; nach ihm versucht es Tangaroa, der Gott und Vater der Fische und Reptilien, dann Haumiatikitiki, der Gott der menschlichen Nahrungsmittel, welche wild wachsen, und Tumatauenga, der Gott und Vater der starken Menschen; aber es wollte Keinem gelingen. Endlich versucht es auch Tane-mahuta, der Vater der Wälder. Er stützt den Kopf gegen die Mutter, stemmt die Füße gegen den Vater und trennt so trotz ihrer Klagerufe Himmel und Erde; er bringt sie immer weiter auseinander, bis sie auf ewig geschieden sind.

Jetzt wird es Licht und im Lichte beginnt Leben und Bewegung; aber auch eine nimmer endende Fehde bricht unter den Kindern aus, als Tane-mahuta den Vater von der Mutter reißt. Tawhiri-matea, der Gott der Winde, will seinen Vater nicht verlassen; er zieht mit ihm aufwärts und fällt über Tane-mahuta's Wälder her mit Wirbelwinden und Wolken, mit Donner und Blitz und wirft die Bäume nieder; er peitscht den entsetzten Tangoroa, den Gott des Meeres, durch sein aufgeregtes Reich, jagt die Fische des süßen Wassers und das kriechende Gewürm aus dem Meere, um Schutz zu suchen am Lande und in dessen Wasserbecken. Das Meer fordert die Flüchtlinge zurück und die Fehde bricht aus zwischen Meer und Land. Der Gott des Waldes gibt dem Menschen Kähne und Netze, um das Meer und des Meeres Kinder zu zwingen und zu vernichten. Das Meer stürzt die Kähne um, verschlingt Küsten und Dörfer, entwurzelt Bäume und reißt sie mit Vögeln und Allem, was auf ihnen lebt, in seine Wellen.

Aber die gegenseitige Liebe der Eltern bleibt trotz der Trennung ewig und immer dieselbe. Der Vater schaut mit blauen Augen herab nach der Mutter. Die sanften warmen Seufzer ihres Busens steigen empor zu ihm, von den waldigen Bergeshöhen und den tiefen Thälern erheben sie sich zum Himmel; die Menschen nennen dies — Nebel. Und der Himmel, wenn er während der langen Nächte über die Trennung von der Geliebten klagt, vergießt tausend glänzende Thränen, die auf ihren Busen fallen, und die Menschen, wenn sie dieselben sehen, nennen sie — Thautropfen.

## Fabel [1]).

### Maorische Fabel.

#### Heuschrecke und Ameise.

**Heuschrecke.**

Komm, Freundin, komm hieher zu mir,
Mit drängendem Rufe ruf' ich dir;
Gar herrlich ist dein Schaffen und Thun,
Und deine Ammen wollen nicht ruh'n!

[1]) Aus Davis, Maori-Mementos.

**Ameise.**

Komm lieber du selbst und grabe hier
Einen geräumigen Wall mit mir,
Dahinter still und sicher sich's ruht
Vor des Regens Guß, vor der Stürme Wuth,
Und wo wir bergen die Körnerfrucht
Bis zu des traurigen Winters Flucht.

**Heuschrecke.**

Und weißt du nicht, meine Lust allein
Ist heiter zu gaukeln im Sonnenschein.
Mit Flügeln zu rauschen und singend Rast
Zu halten, hängend am Baumesast!

## Fabel[1]).

### Die Ratte und die Eidechse.

Eidechse. Ratte, höre mich!
Ratte. Was?
Eidechse. Komm herauf zu mir!
Ratte. Was soll ich dort thun?
Eidechse. Die Früchte von den Bäumen sammeln.
Ratte. Von welchen Bäumen?
Eidechse. Vom Mizo und Kahikatea.
Ratte. O, Tochter, unser Platz ist hier unten, wir sind dazu geboren in der Erde zu graben, o Tochter.

## Ein Märchen.

### Kohuki und seine zwei Frauen.

„Es kommt, von der Beute angezogen,
Plötzlich der Vogel Kawau geflogen."
Taka horea.

Vor langer Zeit da lebte ein Mann Namens Kohuki, der hatte zwei Frauen, die eine hieß Korire, die andere Tuhoropunga. Der Mann ging in den Sommermonaten hinaus, um Vögel zu fangen und zu fischen; seine Frauen aber blieben daheim, flochten künstliche Körbe und verfertigten Gewänder. Sie sammelten auch Holz und bereiteten das Mahl, während ihr Gebieter seiner Arbeit nachging. Auch auf dem Felde gab es zu thun, wo süße Kartoffeln und Kürbisse gepflanzt wurden — zu jener Zeit die Hauptnahrung der Maoris — und im Walde wurden wilde Beeren gesammelt, wenn sie reif waren.

Eines Tages ging Kohuki auch wieder fort. Seine Frauen halfen ihm den Kahn flott machen, er brachte sein Fischzeug an Bord und ruderte weg. Abends kam er zurück

[1]) Aus Davis, Maori-Mementos.

mit einer großen Menge Fische. Er rief seine Frauen. Korire kam und trug die Fische in's Dorf; ein Theil davon wurde gekocht und gegessen, die übrigen zum Trocknen aufgehängt.

Am folgenden Tag zog Kohuki wieder aus auf den Fischfang und kam Abends mit einer Ladung von „Schnappern" zurück. Diesmal rief er seine Frau Tuhoropunga, sie solle die Fische holen, ging in's Dorf und setzte sich vor seine Hütte, um auszuruhen.

Tuhoropunga ging nach dem Strand; aber am Ufer auf einer Felsklippe rief sie nach den Vögeln der Luft und beschwor dieselben, ihr Federn zu leihen und einen Schnabel zu geben. Die Vögel hörten die Stimme und flogen herbei. Sie rupfte ihnen die Federn aus und steckte sie an den Leib; dann machte sie sich Flügel und nahm einen langen Schnabel für ihren Mund. Als sie mit Allem fertig war, flatterte sie mit ihren Flügeln und sah mit Stolz auf ihre Schönheit. Sie streckte ihren langen kranichartigen Hals aus und konnte mit dem Schnabel, den sie sich gemacht hatte, von der Höhe, auf der sie stand, bis hinab in den Kahn reichen. So aß sie, wie ein Seevogel, alle Fische auf. Darauf schüttelte sie die Federn und den Schnabel wieder ab, kehrte in's Dorf zurück und sagte zu ihrem Manne:

„Gewiß, du wolltest nur Scherz mit mir treiben. Wo sind die Fische, welche du heute gefangen?"

„Im Kahn sind sie", war die Antwort.

„Da sind keine Fische, ich machte den Weg umsonst."

„Hast du sie dort nicht gesehen?"

„Nein, es muß sie Jemand gestohlen haben."

„Das ist unmöglich", sagte der Mann, „wer wollte so etwas thun?"

„Aber sie müssen gestohlen sein", rief Tuhoropunga, „im Kahn sind keine Fische, geh' hinunter und sieh selbst nach."

Der Mann ging hinunter zum Ufer und siehe da, es waren keine Fische in dem Kahn, und er wunderte sich nicht wenig, was hier geschehen sein möge.

Kohuki ging abermals auf den Fischfang. Als er am Abend in sein Dorf zurückkam, schickte er sein Weib Tuhoropunga, damit sie die Fische aus dem Kahne hole. Tuhoropunga that, als ob sie ihrem Manne gehorchte; aber als sie zu jener Felsklippe am Strande kam, verwandelte sie sich wieder in einen Vogel, wie früher, aß alle Fische auf, 300 an der Zahl, und kam in ihrer menschlichen Gestalt nach Hause zurück.

„Wo sind die Fische?" fragte ihr Mann.

„Vielleicht liegen sie noch im Kahn", sagte Tuhoropunga im spöttischen Tone.

„Warum hast du sie dort gelassen?" —

„Das hat seine guten Gründe", sagte die Frau, „es war ja kein einziger Fisch im ganzen Kahn."

Als der Mann dies hörte, schwieg er still; denn es kam ihm der Verdacht, daß Tuhoropunga die Fische gegessen habe.

Es dauerte nicht lange, so zog Kohuki wieder aus, um zu fischen, und wie gewöhnlich machte er einen guten Fang; denn der Fische gab es im Ueberfluß an diesem

Orte. Als er mit seinem Kahn an's Ufer zurückkam, rief er: „Korire, komm und trage die Fische weg.“ Tuhoropunga aber ahmte die Stimme Korire's nach und sagte: „Ja, ich komme gleich, Kohuki.“ Tuhoropunga hatte nämlich Korire nach Feuerholz in den Wald geschickt, damit sie bei der Rückkehr ihres Mannes in Korire's Abwesenheit die Fische aufessen könne, wie früher.

Als nun Korire nicht gleich erschien, rief ihr Mann noch einmal: „Korire, wo bist du?“ – „Ich bin zuerst da,“ sagte Tuhoropunga und eilte hinab zum Strand. Aber als Kohuki ihrer ansichtig wurde, sagte er zu sich: „Da kommt der schlaue Fischdieb wieder!“ und ging in's Dorf. Als Tuhoropunga die schönen Fische sah, bekam sie abermals Lust, sich in einen Vogel zu verwandeln und dieselben aufzuessen. Sie verwandelte sich also, wie früher, aß die Fische und kehrte dann mit der unschuldigsten Miene von der Welt nach Hause zurück.

„Weib, wo sind die Fische?“ fragte Kohuki.

„Im Kahn“, erwiederte sie.

Kohuki schickte nun sein Weib Korire, die unterdessen nach Hause gekommen war, fort, um nach den Fischen zu sehen, aber sie fand nicht einen einzigen Fisch mehr im Kahn.

Nun war Kohuki's Geduld aus, er wollte nichts mehr mit seinem Weibe Tuhoropunga zu thun haben und überlegte bei sich, wie er ihrer los werden könnte. Aber da er noch nicht recht wußte, auf welche Art die Fische verschwunden waren, wollte er Tuhoropunga noch einmal auf die Probe stellen und beschloß, sie strenge zu beobachten, um endlich einmal Gewißheit zu erlangen, ob es wirklich Tuhoropunga war, welche die Fische aufaß, oder ob dieselben vielleicht durch Zauberei unsichtbar wurden. Er dachte die ganze Nacht über einen Plan nach, und kaum graute der Morgen, so ruderte er noch einmal fort, um zu fischen. Er kam zurück mit dem ganzen Kahn voll Fischen, es waren gegen 400. Er ging stracks in's Dorf und befahl seinem Weibe Tuhoropunga, dieselben heraufzuholen. Sie ging nach dem Strand, ihr Mann aber schlich ihr diesmal leise nach und versteckte sich in dem Schilf in der Nähe des Kahnes an einem Platz, von wo er Alles beobachten konnte.

Tuhoropunga hatte keine Ahnung davon, daß ihr Mann ihr aufpasse; sie kam leichten Sinnes daher und begann an ihrem Lieblingsplatze ihre gewöhnlichen Beschwörungsformeln. Die Vögel kamen auf ihren Ruf. Dann hüllte sie sich in Federn und nahm den Schnabel des Kawau. Als solches geschehen, breitete sie ihre Flügel aus, streckte den Hals nach dem Kahn, bis der Schnabel hinabreichte und begann ihr Mahl. Sie hatte schon 300 Fische verzehrt, und ihr Mann betrachtete mit großem Erstaunen sein wunderbar verzaubertes Weib; aber als sie am vierten Hundert war, kam er aus seinem Versteck hervor, und rief: „Aha, jetzt habe ich dich, du bist es, die mich immer um die Fische gebracht hat?“ Tuhoropunga aber nahm in einem Augenblick ihre menschliche Gestalt wieder an und erwiederte: „Nein, mein Mann, siehe, ich bin ein gewöhnliches Menschenkind.“

„Und doch bist du's, die immer unsere Fische verzehrt hat."

„Nein, Kohuki", sprach Tuhoropunga mit unschuldiger Miene, „dies ist das erstemal, daß ich die Fische versucht habe."

Nicht lange nach diesen von dem Vogelweib Tuhoropunga mittelst ihrer Zauberkünste ausgeführten Streichen, sagte Kohuki eines Tages zu ihr: „Komm, laß uns beide in den Wald gehen, um Feuerholz zu sammeln." Tuhoropunga folgte und ging mit; denn sie heuchelte immer große Unterwürfigkeit gegen ihren Mann.

Ihr Weg führte sie weiter und immer weiter, sie stiegen von einer Schlucht in die andere, erklommen eine Höhe nach der anderen, und Tuhoropunga konnte sich nicht genug wundern über das viele Holz, das gesammelt wurde, und daß sie so weit wanderten, um es zu holen. „Wie weit gehen wir noch", fragte sie immer wieder ihren Mann, als sie so über Thal und Berg dahinschritten. Aber Kohuki achtete nicht auf die Frage und ruhte nicht, bis sie ein paar Dutzend Hügel hinter sich hatten. Sie hatten dürre Zweige genug für den Haushalt, und Tuhoropunga, als sie sah, daß ihr Mann noch immer im Walde herumsuche, fragte endlich: „Werden wir jetzt nicht nach Hause zurückkehren?"

„Warte noch ein wenig", war die Antwort.

„Aber der Weg ist lang und beschwerlich."

„Wir brauchen uns nicht zu beeilen, es geht ja heimwärts."

Als Kohuki so sein Weib beruhigt hatte, ging er schnell seitwärts in's Dickicht und mit Hilfe einiger Zauberformeln befahl er den Bäumen des Waldes und den Gräsern auf dem Felde, Tuhoropunga's Rufe zu antworten, damit sie getäuscht werde und er indessen Zeit finde, sich davon zu machen und Tuhoropunga ihrem Schicksale zu überlassen. So geschah es, und Kohuki eilte davon zu seinem geliebten Weibe Korire. Mit dieser hatte er ausgemacht, gleich nach seiner Rückkehr den jetzigen Wohnsitz zu verlassen und nach einer anderen Gegend zu segeln, wo Korire's Verwandte wohnten. Korire hatte die Weisung, während seiner Abwesenheit alle Sachen und auch das Fischzeug nach dem Kahn zu bringen, damit alles zur Abfahrt bereit sei. Als nun Kohuki die Wohnung erreichte, war alles fertig, und er und Korire bestiegen den Kahn und segelten nach der Gegend, wo Korire's Verwandte lebten. Unterdessen irrte Tuhoropunga im Walde umher und suchte ihren Mann. Sie rief laut seinen Namen und jeder Baum antwortete, sogar das Gras sprach: „Hier bin ich!" Sie hörte die Stimme, sah aber Niemand und wurde fort und fort getäuscht. Endlich beschloß sie, nach Hause zu gehen und hoffte den Verlorenen dort zu finden. Sie kam müde und matt zu der Hütte und rief mit lauter Stimme: „Kohuki, Kohuki, wo bist du!" Da antworteten die Pfosten der Hütte und die Dachsparren: „Hier bin ich", aber kein Fußtritt ließ sich hören und kein menschliches Wesen war zu erblicken, alles war still und öde. Da kam Tuhoropunga plötzlich ein Gedanke. Sie ging an den Strand, und als sie sah, daß Kohuki's Kahn nicht an seinem gewöhnlichen Platz war, ahnte sie, was geschehen. Um den Flüchtigen vielleicht noch ansichtig zu werden, bestieg sie einen Hügel und sah hinaus über's Meer nach Norden und Süden; sie sah aber nichts als den Schaum der Wellen, wie

diese übereinander rollten. Noch einmal schaute sie hinaus und richtete ihre Blicke nach Westen, da erschien in weiter Ferne ein schwarzer Punkt auf dem Wasser; das war, sie wußte es, Kohuki's Kahn, und sie war voll Freude, denn mit Hilfe ihrer vielen Zauberkünste hoffte sie, den Kahn noch einzuholen.

Tuhoropunga begann sogleich ihre Beschwörungen und rief den Seevögeln; aber es kam keiner, um zu helfen, als der Kawau; dem raubte sie sein schönes Gefieder und ließ ihn blutend und sterbend liegen; denn sie war ein herzloses Weib. Bald hatte Tuhoropunga wieder ihre Vogelgestalt, breitete die Flügel aus und flog seitwärts in der Richtung jenes schwarzen Punktes, den sie als den Kahn Kohuki's erkannt hatte. Wenn sie müde war, senkte sie ihre Flügel und ließ sich von den Wellen tragen, so daß ihre Federn in den weißen Schaum des Meeres tauchten. Dann erhob sie ihre Schwingen wieder und flog hoch durch die Lüfte über der wogenden Tiefe. Jetzt war sie in der Nähe des Kahns. Sie sah Kohuki und Korire, und diese sahen den Vogel, der lustig zur Seite des Kahns hin und her flog und spielte.

Kohuki hatte keine Ahnung, daß sein fischessendes Weib in der Nähe war; er glaubte, sie werde zu Hause elendiglich umkommen und keine Spur von ihm haben.

Der Kahn war eben nicht fern vom Land, und da Kohuki Lust hatte zu fischen, ließ er den Anker [1]) fallen und warf die Angel aus. Korire fischte nicht mit, denn es ging ihr nach Art der Frauen. Sie saß auf's Schönste geschmückt im Kahn und trug ihre besten Gewänder, den Kopf schmückte eine weiße Feder, welche sich zierlich in ihren Haaren wiegte, und der Flaum des Albatroß hing ihr in schneeigen Flocken an den Wangen herab.

Korire war schön und eine wahre Häuptlingsfrau. Ihr Mann betrachtete sie mit Wohlgefallen. Er liebte sie von ganzer Seele; denn sie war nicht nur schön, sondern auch gut und voll Würde, wie es ihrem Stande geziemte.

Kohuki hatte schon eine Weile gefischt und Korire bat ihn, jetzt den Anker herauf zu holen; denn Tuhoropunga in ihrer Verlegenheit war untergetaucht und hielt den Anker fest.

Kohuki strengte seine ganze Kraft an, aber umsonst. Der Anker ließ sich nicht bewegen.

„Vielleicht sitzt er in einer Felsspalte fest," sagte Kohuki, „ich will untertauchen."

Er tauchte unter, aber er sah nichts und in der Meinung, daß alles in Ordnung sei, kam er wieder an die Oberfläche und ergriff das Tau; jedoch zu seiner großen Verwunderung war es unbeweglich, wie bisher. Dreimal tauchte er ins Wasser, aber er konnte nichts bemerken, was den Anker festhielt; denn Tuhoropunga ließ jedesmal los, wenn Kohuki im Wasser war; kaum hatte er wieder die Oberfläche erreicht, so ergriff sie von neuem das Ankertau und hielt es fest.

Korire sah die Unruhe ihres Mannes und die Erfolglosigkeit seiner Anstrengungen und sagte: „Laß mich einmal untertauchen und es versuchen."

„Aber warum, Korire?"

„Weil du dich umsonst geplagt hast."

[1]) Der Anker eines Maori-Canoes besteht aus einem Stein in einem Korb.

„Und glaubst du glücklicher zu sein?"

„Vielleicht; vielleicht auch nicht, ich will's versuchen."

Kohuki wurde ganz traurig als er sein Weib in's Meer tauchen sah, zu seiner Freude kam sie aber schnell wieder zum Vorschein, — wenigstens glaubte er, sie sei es — stieg in den Kahn, setzte sich nieder und warf den Mantel um, der zur Seite lag. Aber ach, es war nicht Korire, sondern Tuhoropunga, welche jetzt im Kahn saß und durch ihre Zauberkräfte den armen Kohuki täuschte. Sie hatte die Gestalt Korire's angenommen, ahmte ihre Stimme nach und hatte Korire im Wasser noch dazu ihres Kopfputzes und der Ohrgehänge beraubt und sich damit aufgeputzt. Als sie sich zurecht gesetzt hatte, forderte sie ihren Mann auf, den Anker aufzuholen und Segel zu setzen; er that so, da nun kein Hinderniß mehr war, und sie fuhren weiter.

Der Kahn hatte sich kaum in Bewegung gesetzt, als in der Tiefe des Wassers eine menschliche Gestalt sichtbar wurde und eine Stimme flehendlich ausrief: „Kohuki, Kohuki, komm her mit dem Kahn und rette mich!"

„Was ist das, was für eine Stimme höre ich!" rief Kohuki voll Bangen.

„Du bildest dir nur etwas ein, ich höre nichts," sagte Tuhoropunga. „Nein, ganz gewiß, ich hörte eine Stimme und dort im Wasser sehe ich, wie wenn Jemand mit den Wellen kämpfte; es war mir ganz, als ob es Korire's Stimme wäre."

„Aber ich, Korire, bin ja da," erwiederte das Weib im Kahn, „und die Gestalt, welche du dort siehst, ist ohne Zweifel die Zauberin Tuhoropunga, und du wirst gut thun, nicht auf ihr Geschrei zu achten."

„Bist du auch gewiß mein Weib, Korire?" sagte der Mann und blickte sie forschend an.

„Freilich," sagte Tuhoropunga, „schau, sind das nicht die Gewänder deines Weibes und sieh, geht es mir nicht nach Art der Weiber?" Tuhoropunga aber hatte eine große Menge Seewasser getrunken, um Korire auch in dieser Beziehung ähnlich zu sein.

Kohuki gab sich mit diesen Versicherungen zufrieden und segelte weiter, Tuhoropunga, wie er glaubte, dem Tod in den Wellen überlassend, wiewohl es ihm ein Räthsel war, wie sie hierher gekommen. Schweigend saß Tuhoropunga im Kahn und übte in aller Stille ihre Zauberei aus, welche bewirkte, daß sich der Kahn von Kopuaroa weg nach einer Gegend wandte, wo sie hinzukommen wünschte. Der Kahn glitt sanft über das Wasser, bald hatten sie das Land erreicht und wurden von den Leuten daselbst freundlich aufgenommen. Sie wohnten auch lange dort, denn es war schön in der Gegend und alles so, wie Tuhoropunga es gewünscht hatte [1]).

[1]) Man wird an diesem Märchen einen versöhnenden Schluß vermissen. Allein bei den Erzählungen eines Naturvolkes, das in seiner Sprache nicht einmal ein Wort für Dank oder Dankbarkeit besitzt, darf man keine moral-philosophischen Reflexionen erwarten. Es ist ganz und gar der Denkweise und dem Gefühl der Maoris entsprechend, daß die Hinterlist und die Schlauheit den Sieg über die Tugend davon tragen. (Vergl. E. v. Hochstetter's vortreffliches Werk: Neuseeland. Stuttgart, J. G. Cotta. 1863.)

### Lied an Irikáu, während er in der Ferne verweilte.
(Gedicht von seiner Gattin Rangitarake.)

Hin über das Land, entgegen der See
Ein Hauch aus Süden weht:
Hier sitz' ich weinend in bitterem Weh,
Mein Blick in die Ferne späht.
Meine Thränen sind ein springender Quell,
Der meinen Augen enteilt,
Weil der Freund, dess' Hand ich drückte, so schnell
Mir entschwand und so ferne jetzt weilt.
Ja, Irikáu trennen Gebirge noch
Von mir und rauben mir ihn,
Doch ich klimme hinan der Berge Joch
Und blick' in die Ferne hin.
Aufsteigen seh' ich die Nebel dort
Ueber Hinemutus See;
Waiatua herrscht an jenem Ort
In seines Freundes Näh'. —
Und blick' ich gen Pohtu, das ihn
Verbirgt vor meinem Blick,
Da schwindet rasch mein Kummer dahin,
Mein Herz ist voll von Glück.

### Klage um Pi.

Ob Maiki's Höhen hält in stiller Nacht
Der Sterne Schaar am Himmel ihre Wacht;
Du aber liegst im Schlummer tief, o Herr,
Tumoctai fesselt dich so sehr!
Es segelten die Tapfern, sturmumbrüllt,
Haunui vorüber, das die Flut bespült,
Dann sah der Ruder blitzend Schaumgewog'
Die Wanderschaar, die am Panui zog,
Und als das Heer der Krieger stieg ans Land,
Gab's viel der Todten an Opua's Strand,
Es hob mit altem Stolz Waikares Fluth,
Des dunklen Busens, sich in grimmer Wuth:
Der Tuakaurinui seufzt voll Pein,
Und Furt und Düne trocknen schaudernd ein.
Verwandte brachten seltne Federzier
Zum Schmuck des wallend reichen Haares dir,
Daß prangend, in der Hand die tapfre Wehr,

Du schrittest vor der Männer Reihen her,
Mit raschem Fuß die Bergeshöh' entlang
Die Schaar zu leiten in des Kampfes Drang.
— — — — — — — — — — —
Gleichwie der Kawan, der nach Beute strebt,
Mit ungestümen Schwingen aufwärts schwebt,
So stürzte Pi — hoch klopfte seine Brust —
Sich auf den Feind und starb voll Kampfeslust.

### Die Sage von Rona.

In einer hellen Mondnacht wurde Rona um Wasser zu einem Flusse gesendet; in der Hand trug sie einen Korb, der einen Kürbiß enthielt. Auf ihrem Wege zu dem Wasser verschwand der Mond plötzlich hinter einer Wolke, und da die Straße demnach finster war, stieß sie mit den Füßen ans Gesträuch. Dies ärgerte sie und in ihrem Zorne verwünschte sie den Mond, indem sie sagte: „Böser Mond der du nicht hervorkommst und leuchtest!" Dies Benehmen Rona's mißfiel dem Monde gar sehr, so daß er herunter kam auf die Erde und das Mädchen ergriff. Rona dagegen faßte einen Baum, der am Ufer des Stromes wuchs; aber der Mond riß den Baum sammt den Wurzeln aus, und entführte Rona mit dem Korbe und dem Baume. Die Freunde Rona's glaubten, sie säume so lang, und suchten nach ihr. Nachdem sie einige Zeit gesucht, riefen sie aus: „Rona, Rona, wo bist du?" — „Hier bin ich", sagte sie, hoch oben schwebend mit Mond und Sternen.

### Alte maorische Sage.

Die Männer waren geboren; der ältere und der jüngere Bruder, aber sie hatten weder Vater noch Mutter, weder Familie noch Zunft.

Der Name des Jüngeren war Waihuka, und der Name des älteren Bruders war Tuteamoamo. — Der jüngere Bruder nahm ein Weib, Namens Hincitekakara, ein sehr schönes Weib, sehr schön in der That. Der ältere Bruder empfand Neid und sagte: „Mein jüngerer Bruder hat dies schöne Weib für sich genommen; was soll ich thun, um sie in meinen Besitz zu bringen?"

Der ältere Bruder dachte nach über diese Sache und ersann ein Mittel, seinen jüngeren Bruder aus dem Wege zu räumen, wenn er sich zum Fischfange auf die See begäbe.

Er sagte also zu seinem Bruder: „Laß uns zusammen auf den Fischfang gehen!" und der jüngere Bruder war damit einverstanden. — Sie ruderten in die See hinaus, so weit, bis sie das Ufer aus dem Gesichte verloren und nirgends mehr Land zu sehen war. Der jüngere Bruder saß auf dem Bug des Kahnes und der ältere auf dem Stern.

Der Anker war ausgeworfen, der Köder an die Haken befestigt und die Leinen wurden hinabgelassen.

Sie fischten lange Zeit und jeder fing Ein hundert Fische. Es waren Fische von der Gattung der Whapuka. Da ihr Canoe schon schwer geladen war, so dachten sie an die Rückkehr.

Der ältere Bruder dachte an die Ausführung seines Planes, den er in seinem Herzen gefaßt hatte, nämlich seinen Bruder zu tödten und sein Weib sich selber zuzueignen.

Der ältere Bruder sagte also: „Zieh' den Anker unseres Canoe empor!"

„Ich kann nicht," sagte der jüngere Bruder, „der Anker ist zu groß."

Der ältere Bruder sagte: „Keineswegs, zieh' ihn nur empor."

„Ich bin es nicht im Stande", sagte der Bruder.

Der jüngere Bruder ergriff das Tau und machte einen Versuch den Anker emporzuziehen, aber er konnte ihn nicht von seiner Stelle auf dem Meeresgrunde bewegen und rief aus: „Ich kann ihn nicht emporbringen; komm du selbst und ziehe ihn heraus!"

Der ältere Bruder sagte: „Besser ist's, du tauchst hinunter und holst ihn herauf."

„Tauche du selbst hinab!" war die Antwort des Bruders.

„Nein, du!" rief der ältere Bruder und es entstand ein Streit, wer um den Anker hinabtauchen sollte.

Endlich sah der ältere Bruder seinen Wunsch erfüllt, der jüngere Bruder stürzte sich in die See, um den Anker heraufzuholen. Als er untergetaucht und dem Auge des Bruders nicht mehr sichtbar war, schnitt der ältere Bruder das Tau ab und spannte die Segel aus.

Als das Boot schon in einiger Entfernung vom Ankerplatze war, erschien der jüngere Bruder auf der Oberfläche des Wassers und rief: „Komm doch her mit dem Boote zu mir!"

Der ältere Bruder nahm die Kleider desselben, und warf sie in die See, indem er sagte: „Deine Kleider hier werden dir als Canoe dienen!"

Der jüngere Bruder rief wieder: „Lenke hieher das Canoe um meinetwillen!"

„Nimm dies für ein Canoe!" sagte der Aeltere, indem er die Strohdecke desselben in die See warf.

„Ach, nimm mich doch in das Canoe auf!" sagte der jüngere Bruder.

Aber der ältere Bruder warf das Geräthe desselben in die See, ein Stück nach dem andern; „das wird dir als Canoe dienen!"

Die Gegenstände, welche er so ins Meer warf, waren die Fischleine, die Ausleger, das Ruder und die Wasserschwinge.

Der jüngere Bruder trieb nun auf den Wellen und dachte, wie er sich noch retten könnte. Er betete zu den Göttern und rief darauf die Vögel an, indem er sagte: „O Torao, bring' mich ans Land!"

Aber der Vogel antwortete nicht. Er sagte dann: „O Karoro, bring' mich ans Land! O Kawau, bring' mich ans Land!" Aber sie hörten nicht auf ihn.

Dann rief er die Fische des Meeres an; doch keiner der Fische hörte auf seinen Ruf, mit Ausnahme des Wallfisches, denn der Wallfisch war ein Ahne von ihm, ein Liebling Tinirau's, des großen Herrn dieser Welt.

Kaum hatte er die Worte gesprochen: „O Wallfisch, bring' mich ans Land!“ so schoß der Wallfisch heran, nahm ihn auf seinen Rücken und trug ihn ans Land.

Der ältere Bruder segelte weiter, bis er das Ufer erreicht hatte, und nachdem er gelandet, kam das Weib aus dem Hause, und da sie ihren Gatten nicht erblickte, fragte sie: „Wo ist euer jüngerer Bruder?“

„Er ist in einem andern Canoe“, war die Antwort. Das Weib dachte, daß ihr Gatte todt sei; deswegen wurde sie von großem Herzeleid erfüllt und ging weinend in das Haus zurück.

Am Abend kam der ältere Bruder zum Thore des Weibes und rief: „Hinciteka-kara! Ziehe zurück den Riegel der Thür!“

Aber das Weib antwortete:

„O laß mich weinen!
Laß meines Schmerzes Klage mich verkünden
Um deinen jüngern Bruder, Waihuka.
Lang ist das Jahr, o Tuteamoamo!
Und dieses lange Jahr ist dein.“ —

Das Weib grub ein Loch in die Erde, während sie diese Worte aussprach, um sich zu retten, und sie hatte zu dieser Zeit schon so tief gegraben, als ihr Leib war.

Nach einer Weile wiederholte der ältere Bruder seinen Ruf, und das Weib antwortete mit denselben Worten.

Die Grube reichte ihr nun schon an den Hals.

Eine Weile nachher rief er wieder, aber keine Antwort ward ihm mehr von dem Weibe, und als er das Thor erbrach, siehe: da war sie verschwunden.

Nachdem das Weib aus dem Hause entronnen war, wandelte sie die Seeküste entlang, um ihres Gatten Leib oder Gebeine zu finden; denn sie dachte, er wäre todt. Da erblickte sie ein Albatroß und sagte zu ihm: „Hast du nicht hier herum einen modernden Körper gesehen?“

Der Vogel antwortete: „Nein!“

Sie sah hierauf den Kawau, den Karoro und mehrere andere Vögel und sagte zu ihnen, wie zu den Fischen des Meeres: „Habt ihr einen modernden Körper hier herum gesehen?“

„Wir haben keinen gesehen,“ gaben sie zur Antwort.

Das Weib sah nun einen Wallfisch und fragte ihn, und der Wallfisch sagte: „Er ist dort drüben am Lande.“ Das Weib ging weiter zu dem Platze, den ihr der Wallfisch gewiesen hatte und fand daselbst ihren Gatten sitzend; sie fiel ihm um den Hals, und sie weinten zusammen.

Nachdem sie zu weinen aufgehört, sagte der Gatte: „Laß uns nach unserem Hause gehen!“

Sie wandelten dann zu ihrem Hause, und nachdem sie eingetreten waren, weinten sie wieder insgeheim zusammen, so daß der ältere Bruder ihre Wehklage nicht hören konnte.

Waihuka nahm hierauf seinen Kamm, und nachdem er sein Haar geordnet, schmückte er es mit Federn. Er zog auch seine auserlesensten Gewande an und ergriff seinen zierlichen Spieß und sagte zu seinem Weibe: „Mache ich es so recht?"

„Allerdings", sagte das Weib.

Er legte den Spieß ab und ergriff einen Meri-Meri (Grünsteinwaffe), denselben ringsum schwenkend. Er sagte: „Wie nun? Steht mir dies wohl an?"

„Lege diese Waffe ab!" war die Antwort.

Er ergriff dann einen Koliata, indem er sagte: „Sieh mich an, sehe ich stattlich aus mit diesem?"

„Nein, er steht dir übel an!" sagte das Weib.

Er ergriff wieder seinen zierlichen Spieß, und da derselbe zufällig den Boden berührte, zitterte die Spitze, und Hincitekakara sagte: „Nun führst du deine Waffe wohl. Wenn du so thust, so wird dein älterer Bruder fallen von deiner Hand."

Am Abend, als es kühl wurde, näherte sich Tuteamoamo dem Hausthore und sagte: „Hincetekakara! zieh zurück den Riegel der Thür!"

„Tritt ein, o Tuteamoamo!" sagte Hincetekakara.

Tuteamoamo trat ein, als sein jüngerer Bruder sich auf ihn stürzte und ihn todt zu Boden streckte. —

---

Die wahrhaft väterliche Theilnahme und Sorgfalt, welche die englische Regierung dem Schicksale der Urbevölkerung von Neu-Seeland, der sittlichen und materiellen Hebung ihres Zustandes schenkt, so wie die Betheuerungen der Anhänglichkeit, Treue und Dankbarkeit gegen die britische Nation, welche die Maori's (die Gascogner des Südens, wie sie ein englischer Schriftsteller nennt) beständig im Munde führen, ließen nicht vermuthen, daß Neu-Seeland so bald der Schauplatz von Kämpfen werden würde, welche kaum anders als mit der Vernichtung des kleinen Stammes der Eingebornen enden dürften; denn, obschon die englischen Truppen bisher bei ihren Angriffen auf ernsten, hartnäckigen Widerstand stießen, und die in ihre Pah's verschanzten Maori's erst durch Armstrongkanonen, durch Bomben und schwere Geschütze zum Weichen gebracht wurden, so kann doch für den unparteiischen Beobachter der endliche Ausgang des Krieges nicht zweifelhaft sein[1]). Die erste Veranlassung zu diesem unseligen Conflict gab ein Landverkauf in der Provinz

[1]) Einer der verdienstvollsten Colonisten Neu-Seelands, Mr. Charles Hursthouse, widmet in seinem neuesten Werke: „New-Zealand, the Britain of the South" (London, Edward Stanford, 1861) den neuesten Vorgängen auf der Antipoden-Insel einen besonderen Abschnitt: „The Native war and our future policy", in welchem in eben so ausführlicher als (wie es den Eindruck macht) unparteiischer Weise die Hauptursachen des dermaligen Kampfes erörtert werden.

Taranaki oder Neu-Plymouth an der Südwestküste der Nordinsel. Ein Eingeborener, Namens Te Teira (John Taylor), hatte der Colonial-Regierung auf Grund des Vertrages von Waitangi ein kleines Stück Land in der Nähe von Neu-Plymouth verkauft. Rangitaké oder, mit seinem christianisirten Namen, Wiremu Kingi [1]), ein entschlossener und muthiger Häuptling des Ngatiawa-Stammes, widersetzte sich diesem Verkaufe unter dem Vorwande, daß Te Teira angeblich kein Recht habe, ohne dessen Einwilligung Land zu verkaufen, und verhinderte die von der Colonial-Regierung ausgesandten Feldmesser an der Vermessung der angekauften Grundstücke. Als diese später dennoch ausgeführt werden sollte, widersetzte sich Kingi mit bewaffneter Hand, und verschanzte sich auf dem bestrittenen Eigenthum. Wie wenig die Colonial-Regierung daran dachte, das Interesse der Maori's zu beeinträchtigen, dürfte am besten aus dem Umstande hervorgehen, daß der Ngatiawa- mit dem engbefreundeten Taranaki-Stamm zusammen nur 3000 Individuen (Männer, Frauen und Kinder) zählt, welche Ländereien von einem Flächenraum von 2 Millionen Acres als ihr Eigenthum beanspruchen und gleichwohl in den letzten zwanzig Jahren nur ganz unbedeutende Strecken längs der Küste bebaut haben. Die weißen Ansiedler betragen gleichfalls an 3000 Seelen und haben seither 40.000 Acres durch die Vermittlung der Regierung käuflich an sich gebracht, von welchen sich übrigens kaum der vierte Theil zu Culturzwecken eignet. Am 17. März 1860 wurde endlich Kingi von englischen Truppen unter Oberst Gold angegriffen. Dies war der Anfang einer Reihe zerfleischender, mit furchtbarer Erbitterung und Hartnäckigkeit geführter Kämpfe, denen der Umstand ein ganz eigenthümliches Relief verleiht, daß die mächtige Partei der Missionäre, der hochkirchliche Bischof Selwyn und der Archidiakonus Hadfield an der Spitze, es mit den Maori's hält und der gelehrte Oberrichter Dr. Martin vom Rechtsstandpunkte aus zu beweisen sucht, daß der Krieg nur in Folge einer Verletzung des Eigenthumsrechtes von Seite der Colonial-Regierung entstanden ist, und daher das Auftreten des widerspenstigen Taranaki-Häuptlings durchaus keine Rebellion wäre, sondern blos als einfache Nothwehr zu betrachten sei! Ja es verdient besonders hervorgehoben zu werden, und wirft einen interessanten Schlagschatten auf gewisse euro-

[1]) William King, zu deutsch: Wilhelm König.

päische Zustände, daß dem allgemeinen Urtheile nach protestantische Missionäre[1]) und mehrere ehemalige Günstlinge der Colonial-Regierung, darunter der frühere Uebersetzer und Dolmetscher Charles Olivier B. Davis, hauptsächlich an jenen Verwicklungen Schuld tragen, in welchen sich gegenwärtig die Engländer mit den Eingeborenen befinden. Davis, ein hochbegabter aber eben dadurch doppelt gefährlicher Mann, welcher einst den Gouverneur Sir George Grey besungen und nebst anderen Arbeiten die in culturhistorischer Beziehung so interessanten Maori Mementos herausgegeben hat[2]), faßte im Verein mit einem Maori, Namens William Thompson, den sogenannten „King maker" (Königmacher), den Entschluß, die eingeborene Race gegen die Engländer aufzuwiegeln. Sie veranstalteten zu diesem Zwecke im Innern des Landes unter den, von der Civilisation noch weniger berührten Stämmen großartige Volksversammlungen, bei welchen sie in stundenlangen Reden immer wieder darauf zurückzukommen sich bemühten, daß die Maori's und nicht die Engländer die eigentlichen Herren des Bodens seien, und daß sie daher ein Recht hätten, von Einem aus ihrer Mitte, von einem Maori-König regiert zu werden. Thompson, ein gründlicher Kenner der Schwächen und Eitelkeiten seiner Race, unterstützt durch ehrgeizige und intriguensüchtige Fremdlinge, war bald vollständig Herr der Situation und es mußte weit weniger überraschen, daß es bereits im Jahre 1858 gelang, die Wahl eines Maori-Königs in der Person eines der angesehensten Häuptlinge des Waikato-Stammes, des alten Potatáu te Whero-Whero[3]), durchzusetzen, als daß die Colonial-Regierung diesen

[1]) Das Ränke- und Intriguenwesen der Missionäre auf Neu-Seeland wird von mehreren englischen und fremden Schriftstellern als die Entwickelung der Colonie beeinträchtigend geschildert. So bemerkt z. B. Schmarda: „Die Missionäre haben allerdings beigetragen, den Zustand der Bildung zu heben, doch hätten sie ungleich mehr leisten können, wenn sie nicht vom Anfang an darnach gestrebt hätten, nicht nur das Seelenheil, sondern auch alle irdischen Verhältnisse der Eingeborenen zu regeln, und selbst die Freunde und Bewunderer des Missionswesens in Neu-Seeland mußten bekennen, daß ein Streben nach einer oligarchischen Theokratie der Hauptzug war. Die Missionäre waren wirklich nahe daran, einen protestantischen Jesuitenstaat, ein Gegenstück znm katholischen Paraguay, an der Südsee zu gründen, der aber durch die Colonisationsgesellschaft und durch die vielen europäischen Eingewanderten, welche diese mitbrachte, vereitelt wurde. Der Vorwurf, daß die Missionäre stets bedacht waren, Land in großer Ausdehnung nicht nur für die Missionen, sondern auch als Privateigenthum an sich zu bringen und Handel zu treiben, kann von ihnen um so weniger geläugnet werden, da dieser Mißbrauch durch die Verordnung des gegenwärtigen Bischofs als bestehend gerügt und nachdrücklich verboten wurde." (Reise um die Erde. Band II. Seite 199.)

[2]) Maori Mementos, being a Series of Adresses, presented by the Native people to H. E. Sir George Grey, Governor and High Commissioner of the Cape of Good Hope and late Governor of New-Zealand, with introductory remarks and explanatory notes, to which is added a small collection of laments etc. by Charles Olivier B. Davis, translator and interpreter to the General-Government. Auckland 1855. — Ferner: The New-Zealand Chief Kawiti, and other New-Zealand Warriors. Auckland 1855

[3]) Potatáu (d. h. Schrei in die Nacht) war schon im Jahre 1833 während der blutigen Kämpfe der Waikato's gegen die Taranaki-Stämme ein gefürchteter Krieger und Cannibal, welcher zu jener Zeit

Unfug seit dem Jahre 1854 ungeahndet duldete und der wachsenden Aufregung ohne die geringste Vorsichtsmaßregel ruhig und gelassen zusah.

Nur dadurch ward es möglich, daß die Ligue der Eingeborenen gegen den Landverkauf und das sogenannte „King-Movement" die Bedeutung erlangte, welche sie dermalen besitzt, daß die Zahl ihrer Anhänger auf 15.000 kampffähige Männer anschwellen konnte. Seit den in neuerer Zeit aufgehobenen Beschränkungen der Einfuhr von Waffen und Munition sollen innerhalb der letzten drei Jahre für einen Werth von 50.000 Pfund Sterling Feuergewehre, Pulver, Blei und Kapseln eingeführt worden sein, so daß man ihren dermaligen Vorrath an Schießpulver auf mindestens 100.000 Pfund und die Zahl ihrer Schießwaffen, einschließlich der zu Hongi's Zeiten eingeführten, auf beinahe 20.000 Stück annehmen kann.

Schon zu Weihnachten 1858, als wir in Auckland verweilten, herrschte in verschiedenen Theilen des Innern eine bedenkliche politische Stimmung, und wir waren selbst Augenzeugen, wie fünf, der Regierung freundliche Häuptlinge, welche zu einem großen Maori-Meeting in der Nähe von Drury reisten, sich vom Gouverneur seine Befehle über ihr etwa dabei zu befolgendes Benehmen erbaten. Die maorischen Chefs, welche Oberst Browne in seinem Arbeitszimmer empfing, unterschieden sich blos durch ihre wundervoll ausgeführten Gesichtstätowirungen von weißen Ansiedlern und waren im Uebrigen vollkommen nach europäischer Sitte gekleidet. Sie trugen theils schwarze Röcke, theils Blousen und hatten Mützen als Kopfbedeckungen. Nur im durchlöcherten Ohrläppchen hing ein Stückchen grünen Nierensteins, und um den Hals war an einer großen Schnur der unvermeidliche, keulenförmige Meri-Meri befestigt, jene berühmte steinerne Waffe, die sich von Familie auf Familie erbt und so hoch in Ehren gehalten wird, daß ein Maori zuweilen für eine solche Waffe über 100 Pfund Sterling bezahlt. Die Häuptlinge bemerkten unverhohlen, daß bei dieser Zusammenkunft auch die Wahl eines Maori-Häuptlings zur Sprache kommen dürfte, und wünschten, als loyale und treue Unterthanen der Königin von England, die sie, wie sie sagten, immer waren und bleiben wollten, aus dem Munde ihres Stellvertreters zu erfahren, wie sie sich in einem solchen

nach authentischen Berichten mit seiner eigenen Hand an 200 Feinde getödtet haben, und vom Schlachtfelde zu Pukerangiora übersättigt mit Menschenfleisch und reich an Sclaven heimgekehrt sein soll. Am Abend seines Lebens war er ein Mann des Friedens und ein Freund der Weißen. Als er im Jahre 1860 starb, wurde sein Sohn als König Potatau II. zu seinem Nachfolger ernannt.

Falle zu benehmen hätten. Oberst Browne, welcher gleich den meisten britischen Ansiedlern auf Neu-Seeland der ganzen maorischen Bewegung nur geringe Bedeutung beilegte, dankte den Häuptlingen einfach für diese erneuerte Kundgebung ihrer loyalen Gesinnungen und fügte im Geiste der maorischen Redeweise hinzu, „er habe sie stets für seine und der Regierung gute Freunde gehalten und lasse sie daher ohne irgend einen Auftrag ihre Wege ziehen; denn er sei vollkommen überzeugt, wenn der Häuptling (der ihn angesprochen hatte) zur Versammlung gehe, so geht seine rechte Hand hin, es werde daher alles nach seinem Wunsche ausfallen". Diese Erwartungen gingen leider nicht in Erfüllung, es entbrannte vielmehr aus einer wenig beachteten Bewegung ein Krieg von solcher Ausdehnung und solch wüthendem Grimm, daß alle seit zwanzig Jahren auf der Antipoden-Insel errungenen civilisatorischen Erfolge wieder in Frage gestellt erscheinen, und der alte Maori, den heilsamen Einfluß christlicher Cultur gleich einer Tünche von sich streifend, plötzlich wieder in seiner ganzen nach Blut lechzenden Wildheit zum Vorschein kommt. Wir glauben zwar nicht, daß die ganze Race von diesem tief beklagenswerthen Rückfall in den Zustand der Barbarei ergriffen werden wird, noch daß die Anwendung des Wortes „grattez le Maori et vous trouvez le Sauvage" hier seine volle Berechtigung hat, aber wir können uns andererseits auch nicht der Besorgniß entschlagen, daß bei einer längeren Dauer der Feindseligkeiten alte Gewohnheiten wieder erwachen werden und der mit immer steigender Erbitterung geführte Kampf die Ausrottung und Vertilgung der neuseeländischen Race zur letzten Folge haben dürfte.

Ohnedies war selbst unter den bisherigen friedlichen Verhältnissen eine so bedeutende Abnahme der maorischen Bevölkerung bemerkbar, daß die Colonial-Regierung es für ihre Pflicht hielt, eingehendere Untersuchungen über die muthmaßlichen Ursachen dieser bedauerlichen Erscheinungen anstellen zu lassen. Aus einer überaus lehrreichen Arbeit über diesen Gegenstand, welche Herrn F. D. Fenton zum Verfasser hat [1]), ersehen wir z. B., daß das

[1]) Observations on the State of the aboriginal inhabitants of New-Zealand. By F. D. Fenton, the Compiler of the Statistical tables of the Native population. Auckland 1859. Dem Titel ist die, für das Benehmen der Colonial-Regierung gegen die Urbevölkerung bezeichnende Bemerkung beigefügt: „The object of the publication by the government of this paper is to draw attention to the state of the Native population, especially to the decrease in members, — *with a view to invite enquiry as to the cause, and suggestions of a remedy.*"

Verhältniß der Sterbefälle und Geburten zur Gesammtbevölkerung, welches sich in England, ersteres wie 1 : 59, letzteres wie 1 : 34 herausstellt und unter den weißen Ansiedlern in Neu-Seeland sogar ersteres 1 : 136, letzteres 1 : 25 beträgt, auf die aborigine Bevölkerung angewendet, in Bezug auf Sterblichkeit ein Verhältniß wie 1 : 33.04 und auf Geburten wie 1 : 67.13 ergiebt. Der Grund dieser grauenerregenden Abnahme der Maori-Race, welche sich bis zum Jahre 1830 verfolgen läßt, liegt nicht blos in dem Contacte der Urbewohner mit der Civilisation, sondern muß vor allem in den blutigen Kriegen der einzelnen Stämme, von welchen Neu-Seeland eine Reihe von Jahren hindurch der Schauplatz war, so wie in deren Folgen gesucht werden. Nicht nur, daß in den zahlreichen Schlachten die Blüthe der Stämme ihr Leben verlor[1]), auch Mütter suchten, um ihre Fortbewegung zu erleichtern, sich namentlich ihrer weiblichen Säuglinge durch Ermordung zu entledigen. Dazu kam noch, wahrscheinlich durch die großen Mühseligkeiten ihres beständigen Wanderlebens, durch schwere Arbeit und Mangel an Nahrung herbeigeführt, eine auffallende Unfruchtbarkeit des weiblichen Geschlechtes. Während nach Muret in Europa durchschittlich von 487 nur 20 Frauen (1 : 24.25) unfruchtbar sind, stellte sich bei den Maori-Frauen in Neu-Seeland das Verhältniß wie 155 : 444 oder wie 1 : 2.86 heraus.

Mangel an kräftiger und gesunder, häufig nur in gesalzenen Fischen, Wurzeln und Früchten bestehender Nahrung, geringe Sorgfalt in Bezug auf den Körper, auf Bekleidung, Wohnung und Wetter, dürften gleichfalls als Ursachen anzuführen sein, welche eben so nachtheilig auf die Vermehrung der Race, als auf die Gesundheitsverhältnisse der lebenden Generation wirkten und jene Krankheitserscheinungen, wie Scropheln, Pulmonien, Phthysis u. s. w. hervorriefen, mit welchen wir gegenwärtig die Maori's und ihre Abkömmlinge behaftet sehen. Dr. Fenton führt auch die engen Heiraten der Neuseeländer unter einander als einen erheblichen Grund der Abnahme der physischen Verkümmerung der Race an. Allein diese Heiraten zwischen nahen Verwandten scheinen, in den unteren Classen wenigstens, doch nicht so häufig zu sein, als Dr. Fenton vermuthet, wofür schon die überraschend große Verschiedenheit der Physiognomien und der Hautfarbe der einzelnen

[1]) Wie groß der Verlust an Menschenleben während der frühern innern Kämpfe war, mag aus der einen Thatsache erhellen, daß bei der Bestürmung und Einnahme von Matakitaki am Waipaflusse allein an 2000 Krieger den Tod fanden.

Individuen den Beweis liefert. Die Häuptlinge der vor beiläufig einem halben Jahrtausend aus dem Norden eingewanderten Stämme mögen sich allerdings seither durch Heiraten derart vermischt haben, daß sie in Bezug auf verwandtschaftliche Bande gleichsam nur eine große Familie bilden, aber die Volksclassen sind unzweifelhaft vielfach mit den Bewohnern der benachbarten Inselgruppen eheliche Verbindungen eingegangen, wie sie dies heut zu Tage mit den weißen Ansiedlern zu thun pflegen, aus welch letzterer Vermischung jene unglückliche Bastard-Race der sogenannten Pakeha-Maori's entsteht, welche, gleich den Creolen in der Luisiana und auf Haiti oder den Mestizen unter den Indianerstämmen Südamerika's, die Farbigen mißachtend und die Weißen beneidend, die geschworenen Feinde beider sind.

Es scheint uns ein gar zu gewagtes Unternehmen, sich über die Abnahme der Maori-Race und die geeignetsten Mittel, dieser Erscheinung zu begegnen, in einem Momente in weitere Erörterungen einzulassen, wo die fremden Eroberer, um ihre Macht zu behaupten, einen fast vernichtenden Schlag gegen die Urbewohner der Insel zu führen im Begriff stehen[1]). Viel wichtiger und lohnender ist es, die Vortheile zu untersuchen und hervorzuheben, die ein Land europäischen Emigranten im Allgemeinen und deutschen insbesonders zu bieten vermag, in welchem die eingeborene Race ihre Rolle nun einmal ausgespielt hat. Das gegenwärtige politische Schicksal Neu-Seelands wirkt allerdings hemmend und zurückschreckend in Bezug auf fremde Einwanderung, aber auch gegen Westen begegnet der Strom europäischer Emigration ernsten, bedenklichen Hindernissen, und jedenfalls werden sich die Verhältnisse auf der Antipoden-Insel rascher entwirren und wieder ordnen, als dies bei einem so furchtbaren Bürgerkriege, wie der in den nordamerikanischen Freistaaten entbrannte, der Fall sein dürfte.

Es giebt, wie wir schon bemerkt haben, wenige außereuropäische Länder, welche durch die Gunst der klimatischen Verhältnisse, die Fruchtbarkeit des

[1]) Welche erbitterte Stimmung der Aufstand der Maori's gegen diese unglückliche Race in Australien hervorrief, geht aus dem Umstande hervor, daß Dr. Mackay, eine in politischen Kreisen Melbourne's geachtete Persönlichkeit, der Regierung von Victoria allen Ernstes den Vorschlag machte, eine Expedition von Freiwilligen zur Bewältigung der Aufständischen nach der Nachbarinsel zu senden. Die Kosten, welche Dr. Mackay auf 15—20.000 Pfund Sterling schätzt, sollten durch den Verkauf der Grundstücke in den eroberten Theilen des Landes wieder hereingebracht werden. Ja, der Proponent, ein „Rechtsgelehrter", geht so weit, die Unterjochung der „Wilden" als vollkommen nothwendig darzustellen. Die Männer sollen nach Melbourne geschafft werden, um daselbst sieben Jahre lang als „Sclaven" zu arbeiten; die Weiber dagegen in Victoria theils an Chinesen, theils an weiße Sträflinge verheiratet werden. Zugleich mögen, fügt Dr. Mackay hinzu, der Bischof von Melbourne und andere Prediger des Evangeliums alle billigen Mittel (fair means) anwenden, um die Wilden zum Christenthum zu bekehren!

Bodens, den Reichthum an Naturproducten und die vortheilhafte geographische Lage [1]) dem arbeitsamen Ansiedler mehr Aussicht auf Erfolg und eine glückliche Zukunft bieten, als Neu-Seeland. Die mittlere Jahrestemperatur auf der Insel beträgt 56° Fahr. (13·3 Celf.) und ist im Süden um 5° niederer, im Norden um ungefähr 4° höher, so daß z. B. Auckland ein Klima von ähnlichen Temperaturverhältnissen wie Florenz, Rom, Marseille oder Toulon besitzt [2]). Winde sind an den Küsten sehr häufig und namentlich die feuchten, südlichen „bursters" unangenehm und lästig, aber sie üben im Ganzen keinen schädlichen Einfluß auf die Gesundheit der Bewohner. Nach den von Dr. Thomson gemachten Beobachtungen stellt sich heraus, daß jährlich durchschnittlich von einer Anzahl von 1000 Soldaten in den verschiedenen britischen Militärstationen in Neu-Seeland 8¼, in Großbritannien 14, in Malta 18, in Canada 20 sterben [3]).

Von dem Flächenraume Neu-Seelands, welcher (einschließlich der Stewarts-Insel und der Chatham-Inseln) an 75,000.000 Acres umfaßt, besteht ⅓ in culturfähigem Wald und Buschland, ⅓ in culturfähigem Wiesenland, Grasflächen und Thälern und ⅓ endlich in unfruchtbarem Hügelland, sandigen Küstenstrichen, Seen und Flüssen.

[1]) Die wichtigsten amerikanischen, indischen und australischen Märkte können von Neu-Seeland (Wellington) mittelst Schraubendampfer in folgender Zeit erreicht werden:

| | Meilen | Tage | | Meilen | Tage |
|---|---|---|---|---|---|
| Neu-Caledonien . . . . . . | 1250 | 5 | Singapore . . . . . . . . | 5050 | 16 |
| Tahiti . . . . . . . . . | 2380 | 9 | Calcutta . . . . . . . . | 6820 | 26 |
| Sandwich-Inseln . . . . . | 4060 | 14 | Sydney . . . . . . . . . | 1260 | 5 |
| Valparaiso . . . . . . . | 5420 | 20 | Melbourne . . . . . . . . | 1420 | 6 |
| San Francisco . . . . . . | 5950 | 22 | Adelaide . . . . . . . . | 1780 | 7 |
| Batavia . . . . . . . . . | 4750 | 17 | Hobarttown . . . . . . . . | 1250 | 5 |
| Manila . . . . . . . . . | 4650 | 17 | Panama . . . . . . . . . | 5320 | 20 |

Die Beförderung der Briefpackete aus Europa nach Neu-Seeland geschieht gegenwärtig von Southampton über Suez und Melbourne, eine Entfernung von 13.300 Meilen, welche zurückzulegen einen Zeitaufwand von 65 bis 70 Tage erfordert. Kommt indeß, wie kaum mehr zu zweifeln, die vorgeschlagene Route über Panama (mit einer Kohlenstation auf den Gambier-Inseln) zu Stande, so werden dadurch 3500 Meilen oder 20 Tage erspart und Neu-Seeland dann von England aus in 40 Tagen erreicht werden.

[2]) Nach Dr. Thomsons meteorologischen Beobachtungen ergeben sich für die Stadt Auckland (36° 50′ südl. Br.) folgende jährliche Durchschnittszahlen: Temperatur 15·3 Celf.; Regenmenge 45½ Zoll; die Regentage 160; der Barometerstand 29″ 95‴.

[3]) Nicht minder interessant ist das Resultat der Untersuchungen über die Zahl der Soldaten, welche in den verschiedenen Stationen jährlich von Schwindsucht befallen werden und daran sterben:

| Von 1000 Soldaten werden . . | befallen | sterben |
|---|---|---|
| Neu-Seeland . . . . | 60 | $2._7$ |
| Cap der guten Hoffnung . | 98 | $3._0$ |
| Australien . . . . . . | 133 | $5._9$ |
| Malta . . . . . . . | 120 | $6._0$ |
| Canada . . . . . . . | 148 | $6._7$ |
| Großbritannien . . . . | 148 | $8._0$ |

Die Zahl der im Jahre 1857 in ganz Neu-Seeland eingezäunten und urbar gemachten Grundstücke betrug 190.000 Acres, von welchen 121.648 Acres mit Nahrungspflanzen (hauptsächlich Weizen, Hafer, Kartoffeln, Futtergras) und Früchten bebaut waren. In den letzten Jahren hat die Cultur des Bodens um 40 Procent jährlich zugenommen. Man berechnet, daß auf jeden europäischen Colonisten 4 urbar gemachte Acres Landes und 30 Stück Vieh kommen. Die Kosten der Lichtung werden in Neu-Seeland auf 2 bis 5 Pfund Sterling per Acre veranschlagt [1]).

Dazu kommt noch, daß die Colonial-Regierung sich alle Mühe giebt, durch gewisse materielle Vortheile und Zugeständnisse namentlich Landwirthe und Handwerker [2]) in ein Land zu ziehen, welches, gegenwärtig von nicht viel mehr als 130.000 Menschen bewohnt, unter dem Schutze humaner und freisinniger Institutionen leicht 30 Millionen fleißiger Menschen zu ernähren im Stande ist. Der sogenannte Auckland Waste Land Act enthält nebst allgemeinen Bestimmungen über die noch unbenützten Ländereien (von denen der Acre zu 10 Schilling verkauft werden soll), zugleich gewisse Verfügungen, nach welchen wenig bemittelte, der Arbeiterclasse angehörende Emigranten, die auf eigene Kosten nach Neu-Seeland kommen, um sich daselbst niederzulassen, gleichsam als Vergütung für ihre Reiseauslagen eine Anzahl Grundstücke von der Landesregierung zum Geschenke erhalten, und zwar Personen von 40 Jahren und darüber, 40 Acres, von 5 bis einschließig 17 Jahren, 20 Acres [3]). Die einzige Bedingung, welche die Regierung an diese Landschenkung knüpft, ist, daß der Emigrant fünf Jahre in der Provinz bleiben muß; nach dieser Zeit mag derselbe über die geschenkten Grundstücke nach Belieben verfügen. Um den Lehrstand zur Niederlassung in Auckland anzueifern, sollen ferner solche Personen, welche die Fähigkeit besitzen, Kinder in den Elementargegenständen und in der englischen Gram-

[1]) Der auf Neu-Seeland durchschnittlich bezahlte Arbeitslohn betrug (1860): für einen Ackerbauer oder gewöhnlichen Arbeiter (sogenannten unskilled labourer) per Tag von 8 bis 9 Arbeitsstunden 6 bis 8 Schillinge; für Zimmerleute, Wagner, Schmiede, Maurer u. s. w. per Tag 10 bis 15 Schillinge; für Hausdiener nebst Kost jährlich 50 bis 60 Pfund Sterling, Hausmägde ꝛc. nebst Kost 20 bis 25 Pfund Sterling.

[2]) Aber nicht blos der Landwirth und Handwerker, auch der Capitalist findet hier für sein Vermögen vortheilhafte und sichere Verwendung. 12 bis 15 Procent sind der gewöhnliche Disconto für Wechseln und 10 Procent für Darlehen auf Hypotheken.

[3]) Diese Landschenkungen sollen aber stets nur jenen Personen verliehen werden, welche die Kosten der Ueberfahrt bezahlen; z. B. nicht den unmündigen Kindern, sondern ihren Eltern; nicht dem Diener, sondern dem Herrn, welcher dessen Passage bezahlte.

matik zu unterrichten, wenn dieselben fünf Jahre hindurch diese Aufgabe zur Zufriedenheit der Regierung erfüllt haben, zu einer Schenkung von 80 Acres Land berechtigt sein [1]).

Die wichtigsten Producte und Ausfuhrartikel der Insel sind: alle Arten von Cerealien, Schiffbauholz und Schafwolle. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenken die Ansiedler der Cultur der Kartoffeln, von welchen im Jahre 1857 an 4430 Tonnen im Werthe von 23.328 Pfund Sterling und im Jahre 1857 sogar 6116 Tonnen im Werthe von 33.056 Pfund Sterling ausgeführt wurden [2]). Bauholz aller Art wurde im Jahre 1857 für 12.205 Pfund Sterling, im Jahre 1859 für 34.376 Pfund Sterling ausgeführt.

Einer der werthvollsten Bäume des neuseeländischen Urwaldes ist die Kauri-Fichte (Dammara Australis). Dieser prächtige, 80 bis 120 Fuß hohe Baum liefert dem englischen Schiffbau jährlich eine große Anzahl von Rundhölzern von 74 bis 84 Fuß Länge, welche von besserer Qualität und größerer Dauerhaftigkeit sein sollen als jene, die aus der baltischen und nordamerikanischen Fichte verfertigt werden [3]). Die Kauri- oder gelbe Fichte liefert zugleich das berühmte, unter dem Namen Dammara bekannte Harz, an welchem dieser nützliche Waldbaum so überaus reich ist, daß dasselbe sogar an Orten, wo die Kauri-Bäume längst der Axt der Civilisation weichen mußten, in ungeheueren Massen in der Erde in völlig trockenem, gleichsam petrificirtem Zustande vorgefunden wird. Das Kauri-Harz, wie es im Handel

[1]) Das Handlungshaus Willis, Gann und Comp. in London unterhält eine ziemlich regelmäßige Verbindung mit Neu-Seeland, um Emigranten mittelst Segelschiffen zu folgenden Ueberfahrtspreisen dahin zu befördern: für 1 Cabine erster Classe mit 2 Bettstellen nebst Verköstigung 42 Pfund Sterling; zweite Classe 26 Pfund Sterling; Deckpassagiere 22 Pfund Sterling; Kinder werden bis zu einem Jahre frei, unter zwölf Jahren für die Hälfte des Fahrpreises befördert.

[2]) Zur Zeit unserer Anwesenheit in Auckland (December 1858) betrugen die Durchschnittspreise der wichtigsten Lebensbedürfnisse: Weizenbrot 2½ Pence; frische Butter 1 Schilling 2 Pence; gesalzene Butter 10 Pence; Käse (einheimischer) 9 Pence pr. Pfund; Mehl pr. 196 Pfund 40 Schillinge; Getreide pr. Bushel 7 Schilling 6 Pence; Salz pr. Pfund 1 Penny; Milch pr. Quart 6 Pence; Eier pr. Dutzend 1½ bis 2 Schilling; Kartoffeln pr. Centner 6 bis 8 Schilling; Kohl pr. Stück 1 bis 2 Pence; Reiß 3 Pence; Zucker 5½ Pence; Kaffee 1 Schilling 2 Pence; Thee 2 Schilling; Seife 4 bis 6 Pence; Kerzen 1 Schilling; Rindfleisch 5 bis 6 Pence; Schweinfleisch 6 bis 8 Pence; Schöpsenfleisch 6 bis 8 Pence pr. Pfund; Hühner pr. Paar 3 bis 5 Schilling; Hornvieh pr. Stück 6 bis 12 Pfund Sterling; Ziegen pr. Stück 12 Schilling; ein Schaf 1 Pfund Sterling 5 Schilling; ein Schwein 2 bis 4 Pfund Sterling; ein Pferd 20 bis 80 Pfund Sterling; Tabak pr. Pfund 3 Schilling; Wein pr. Gallone nebst Zoll 16 Schilling; Brandy pr. Gallone 1 Pfund Sterling 4 Schilling; Bier pr. Faß (hogshead) 8 Pfund Sterling.

[3]) Außer der Kauri-Fichte sind es noch die Rimu- oder rothe Fichte, die Kahikateá- oder weiße Fichte, die Tanekaha oder Pechtanne, die Matao oder schwarze Fichte, so wie der Puriri oder neuseeländische Eichenholzbaum (Inak), welche in großer Menge vorkommen und als Nutzhölzer die verschiedenste Verwendung finden.

vorkommt, wird daher nicht, wie das unserer Nadelhölzer, vom Baume selbst durch Einschnitte gewonnen, sondern muß förmlich aus der Erde gegraben werden, in welcher es sich zur Verzweiflung des Landwirthes oft mehrere Fuß tief eingesickert hat. Wir wanderten während unserer Ausflüge wiederholt über weite Strecken solcher Harzfelder, welche mit dieser resinösen Substanz mehrere Fuß dick überzogen waren. Indeß kommt die Dammara-Fichte nur auf der nördlichen Insel und zwar blos im nördlichen Theile derselben vor.

In Auckland sahen wir einzelne Stücke Kauri-Harzes, welche bis zu 100 Pfund wogen. Im Jahre 1857 wurden 2.521 Tonnen dieses für die Lackbereitung und die Kattunfabrication zur Fixirung gewisser Färbestoffe besonders werthvollen Harzes [1]) im Betrage von 35.250 Pfund Sterling ausgeführt. Der Preis einer Tonne Kauri- oder Dammara-Harzes beträgt durchschnittlich 20 Pfund Sterling.

Die Cultur des Harakeke oder sogenannten einheimischen Flachses (Phormium tenax) könnte für das Land von großer Bedeutung werden, wenn man es dahin brächte, die Fasern der Pflanze durch einen mechanischen Proceß ohne allzu große Kosten von der ihr eigenthümlichen harzigen Substanz zu befreien, welche das einzige Hinderniß bildet, daß dieselbe mit dem russischen Flachs nicht zu concurirren vermag. Ueberzeugt von der Wichtigkeit der Ausbreitung der Cultur des Phormium tenax, hat die Colonial-Regierung einen Preis von 1500 Pfund Sterling auf die Erfindung einer Maschine gesetzt, welche den einheimischen Flachs zu entharzen und so für den europäischen Markt zu bereiten und verkaufgerecht zu machen im Stande ist. Dermalen werden kaum mehr als 50 bis 60 Zentner dieser Pflanze im Werthe von 7- bis 800 Pfund Sterling von Auckland ausgeführt. Der neuseeländische Flachs übertrifft fast alle anderen Pflanzenfasern an Stärke und Zähigkeit und soll sich in dieser Hinsicht zu den europäischen Flachssorten wie 23 zu 7 verhalten. Für Großbritannien hätte die Ausbreitung der Cultur dieses Flachses nicht blos eine große national-ökonomische, sondern auch eine politische Bedeutung, indem die Menge des von der englischen Industrie durchschnittlich im Laufe eines Jahres aus Rußland bezogenen Flachses einen Werth von mehr als 3 Millionen Pfund Sterling darstellt.

[1]) Auch bei der Kerzenfabrication soll das Kauri-Harz in neuester Zeit eine gewisse Verwendung finden.

Die Schafzucht hat in neuester Zeit in Neu-Seeland außerordentlich an Ausdehnung zugenommen, so daß im Jahre 1857 an 2,648.716 Pfund Schafwolle im Werthe von 176.581 Pfund Sterling und im Jahre 1859 bereits 5,096.751 Pfund Wolle im Werthe von 339.779 Pfund Sterling ausgeführt wurden. Der Durchschnittspreis der Wolle beträgt 1 Schilling 4 Pence per Pfund. Die Zahl dieser Ausfuhrartikel wird sich in dem Maße vermehren, als die Einwanderung zunimmt und das Innere des Landes an Bevölkerung und Anbau gewinnt.

Der Gesammtverkehr Neu-Seelands an Ein- und Ausfuhr beträgt ungefähr 2 Millionen Pfund Sterling; und zwar ist der Werth der eingeführten Waaren von 597.827 im Jahre 1853, auf 1,551.030 Pfund Sterling im Jahre 1859 gestiegen, während sich der Werth der ausgeführten Naturproducte von 331.282 im Jahre 1853, auf 551.484 Pfund Sterling im Jahre 1859 gehoben hat. Dieser Verkehr wurde im letztgenannten Jahre durch 836 Schiffe vermittelt, von welchen sich 438 mit 136.580 Tonnen Gehalt und 7.594 Mann Schiffsvolk an der Einfuhr und 398 mit 120.392 Tonnen Gehalt und 6.483 Mann Schiffsvolk an der Ausfuhr betheiligten. Die Gesammteinnahmen der Colonial-Regierung betrugen im nämlichen Zeitraum 459.648 Pfund Sterling.

Die Mehrzahl der Colonisten sind Auswanderer aus Großbritannien, indeß nur ein kleiner Bruchtheil dem europäischen Continente angehört [1]). In der Umgebung von Auckland lebt eine große Anzahl Irländer, dagegen haben sich die Schotten mehr in Taranaki und den südlicheren Theilen der Insel angesiedelt. Die europäische Bevölkerung war von 52.155 Seelen im Jahre 1857, auf 73.343 Seelen [2]) im Jahre 1859 gestiegen.

Während sich die Mehrzahl der Naturforscher als Gäste der Colonial-Regierung nach dem Drury-District zur näheren Untersuchung der dort angeblich aufgefundenen Kohlenfelder begab, unternahmen andere Mitglieder der Expedition zahlreiche Ausflüge in die, in mehrfacher Beziehung interessanten Umgebungen von Auckland.

[1]) Zur Zeit der Anwesenheit der Novara-Expedition in Auckland stellte sich das Verhältniß der Einwanderer in Bezug auf Nationalität und Religion wie folgt heraus:

| Nationen: | | | Religionen: | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Irländer | 11.881 | Seelen. | Katholiken | 7.500 | Seelen. |
| Schottländer | 11.881 | „ | Presbyterianer | 7.500 | „ |
| Engländer | 35.644 | „ | Wesleyaner und Dissenters | 15.000 | „ |
| Deutsche und andere Nationen | 594 | „ | Anglicankirche | 30.000 | „ |

[2]) Und zwar: 42.452 männlichen und 30.891 weiblichen Geschlechtes.

Der erste Ausflug geschah nach der pittoresken Judge = Bai und der Oraki=Bai, welch letztere, durch den Einsturz eines Kraters gebildet, noch gegenwärtig theilweise ein Kratersee ist. Hier sahen wir zum ersten Male den sogenannten neuseeländischen Weihnachtsbaum (Metrosideros tomentosa), welcher zu der freudenreichen Zeit gerade im vollsten Schmucke prangt, und daher zur Ausschmückung von Kirchen nnd Wohnzimmern reichliche Verwendung findet. Seine großen, dunkelrothen, doldenartigen Blüthen glänzen schon von weitem aus dem Grün der Ufervegetation. Die Eingeborenen nennen diesen Baum Pohútu-káwua; wir sahen ihn hauptsächlich auf den Abhängen längs der Küste gedeihen. Der wilde Pfeffer oder Kawa=kawa (Piper excelsum) kommt in der Umgebung von Auckland häufig vor, wird aber nicht, wie eine andere Pfefferart in der Südsee (Piper methisticum), zur Bereitung eines berauschenden Getränkes verwendet. Ueberhaupt sind die Eingeborenen sehr mäßig und geben sich viel seltener als andere halbcivilisirte Völker dem Trunke hin; daß dies so ist, dazu mag allerdings die Regierungsmaßregel wesentlich beitragen, welche den Wirthen der Provinz Auckland bei hoher Geldstrafe verbietet, an die Maori's irgend ein geistiges Getränk mit Ausnahme von Bier zu verkaufen. Zwei für das Land höchst charakteristische Grasarten, welche oft unübersehbare Strecken einnehmen und von den Eingeborenen als Material für Bedeckung ihrer Hütten benützt und verwendet werden, sind der Toitoi (Lepidosperma elatior) und der Kakaho (Arundo Australis). Eben so giebt der Puka=puka oder Papierstrauch (Brachyglotis repanda) der Gegend, wo er vorkommt, einen ähnlichen eigenthümlichen Charakter, wie die Silberpappel dem Tafelberg in der Cap = Colonie. Der Name des Strauches rührt von dem Umstande her, daß die Kehrseite der Blätter weiß wie Papier ist.

Auch die Raorao oder Aruhe (Pteris esculenta) sahen wir in großer Menge auf diesem Ausfluge und erfuhren, daß die Wurzel (rói) dieses Farn, am Feuer geröstet und zerrieben, von den Maori's als ein Specificum gegen Seekrankheit geschätzt wird. Kein Eingeborener unternimmt eine Seereise in große Entfernung, ohne ein Stück dieser Wurzel mit sich zu führen und im gerösteten Zustande als Antidot gegen jenes unleidige Uebel zu gebrauchen, von welchem auch Urvölker nicht ganz verschont bleiben. Indeß soll die Wirkung dieser Wurzel mehr eine eingebildete als thatsächliche sein, und dieselbe nach der Versicherung von Europäern, welche die Eigen=

schaften dieses beliebten Farn zu erproben unternahmen, bei Seekranken nicht die geringste heilsame Reaction hervorbringen[1]).

Von der Oraki-Bai aus besuchten wir das Maori-Dorf Oraki. Hier trafen wir einige 80 Eingeborene, Männer, Weiber und Kinder, welche sich auf einen Hügel außerhalb des Dorfes gelagert hatten. Sie waren theils nach europäischer Sitte gekleidet, theils in Decken aus einheimischem Flachs gehüllt und zeigten eine höchst merkwürdige Verschiedenheit in den Gesichtszügen und in der Form und Farbe ihrer Kopfhaare. Einige hatten schlichte schwarze, andere gekräuselte, manche dunkelbraune, andere ins Fuchsrothe spielende Haare. Die älteren Männer waren im Gesicht und auf den Armen zierlich tättowirt; die Weiber blos auf den Lippen, die jüngere Generation gar nicht. Außer dem gewöhnlichen Gruß „Tenákoe, tenákoe" (was eigentlich wörtlich nichts anderes heißt, als „hier seid Ihr," oder, „ich erkenne Euch!"), waren sie wenig mittheilsam und zeigten nur geringe Lust, mit den fremden Besuchern in näheren Verkehr zu treten, obschon einige unserer Begleiter geläufig ihr Idiom sprachen. Nachdem das Expeditions-Commando die Genehmigung ertheilt hatte, einige schön tättowirte Maori's, welche sich freiwillig zu Matrosendiensten entschließen würden, am Bord der Novara einzuschiffen, so versäumten wir keine Gelegenheit, und bemühten uns auch jetzt einige Eingeborene zur Mitreise zu veranlassen. Es fehlte den Maori's keineswegs an Lust die Fahrt mitzumachen und fremde Länder und Völker zu sehen, noch schien es, als würden ihnen die verschiedenen Gefahren Sorge machen; aber sie konnten sich den Beweggrund nicht erklären, welcher die österreichischen Reisenden bestimmen mochte, Eingeborene aus diesem fernen Erdtheil unter ziemlich vortheilhaften Bedingungen zur Mitreise einzuladen. Denn die Maori's sollten, trotz ihrer Unkenntniß vom Borddienst, gleich Matrosen erster Classe bezahlt werden, und das Recht haben, nach Beendigung der Campagne der Novara die kostenfreie Rückfahrt in ihre Heimat ansprechen zu können. Ihr Hauptbedenken bestand darin, und wir hörten es

[1]) Der englische Marine-Chirurg Morland Hocken hat es sich neuerlichst auf zwei großen, fast einer Weltumseglung gleichkommenden Seereisen zur Aufgabe gemacht, von der Schiffsmannschaft alle bisher gegen die Seekrankheit empfohlenen wichtigeren Mittel von Neuem erproben zu lassen und fand nachfolgende Mixtur (zwei Eßlöffel davon alle 3—4 Stunden genommen) am wirksamsten und erfolgreichsten: Rp: Acidi hydrochlor. dil. 8 Gramm.
„ nitrici dil. . . 4 „
„ hydrocyanic . . 16 gutt.
Magnesiae sulfuric. . 24 Gramm.
Aquae . . . . . 250 „



Waldgruppe auf Neu-Seeland.

wiederholt äußern, daß sie, die Abkömmlinge von Anthropophagen, allen Ernstes glaubten, wir nähmen einige ihrer Genossen blos anstatt frischer Provisionen mit, in der Absicht, wenn Mangel an Nahrungsmitteln eintreten sollte, uns durch Maorifleisch zu entschädigen und sie aufzuessen. Umsonst wiesen wir auf einige Kaffern hin, welche sich schon 15 Monate lang am Bord als Matrosen befanden und die freundlichste Behandlung erfuhren. „Wer weiß" erwiederte einer der Besorgtesten unter den Maori's, „vielleicht hat man auch die Kaffern blos aufgespart, weil der eigentliche Nothmoment noch nicht gekommen war!" Wir kehrten auch von Oraki zurück, ohne daß unsere Bemühungen, Maori-Volontärs zur Mitreise am Bord der Fregatte zu gewinnen, von Erfolg begleitet gewesen wären.

Eine nicht minder lohnende Excursion wurde nach einem Kauriwalde in Titarangi in den Manukau-Bergen unternommen. Wir fuhren in zwei leichten Wagen, sogenannten Dog-carts, dahin. Es war ein wundervoller, sonniger Morgen. Die Natur ergoß mit voller Hand ihren Segen über die grünende und duftende Landschaft. Die Luft war so erquickend und lieblich milde, daß man sich fast hingerissen fühlte, die bekannte Aeußerung Sir Humphry Davis' über Nizza: „Mere existence is here luxury" auch auf Auckland anzuwenden. Nach kaum dreistündiger Fahrt über prächtige Felder und Wiesen kamen wir am Beginn des Waldes an eine Stelle, wo ein Irländer Namens Smith ein Blockhaus erbaut und eine Sägemühle errichtet hatte, die ihren Mann reichlich zu ernähren schien. Das ganze Gehöft und seine Bewohner machten einen äußerst günstigen, freundlichen Eindruck. Der alte Smith begleitete selbst die fremden Gäste nach dem Walde, in welchem die hohen, schlanken, breitblätterigen Kaurifichten vorherrschten. Dieselben haben weit eher das Ansehen von Kastanienbäumen als das einer Nadelholzart. Der ganze Wald enthüllte eine Pracht und eine Ueppigkeit der Vegetation, wie wir sie in Neu-Seeland unter so hohem Breitegrade niemals vermuthet hätten. Schlingpflanzen, Parasiten und Baumfarne gaben ihm einen völlig tropischen Charakter. Es lag ein Zauber und ein Reichthum in diesem grünen Naturschmuck Neu-Seelands, wie sie herrlicher und majestätischer die Urwälder der Nikobaren und Java's kaum aufzuweisen vermögen.

Die schlanken Stämme der Kaurifichte, des Rimu (Dacrydium cupressinum) und des Kahikatea (Podocarpus excelsus) werden hier zu Planken

und Brettern zersägt und dann nach dem Hafen geführt. 100 Kubikfuß des letztern werthen 15 Schillinge, während 100 Kubikfuß des schönen Rimuholzes, welches hauptsächlich zur Verfertigung von Möbeln seine Verwendung findet, mit 30 Schill. bezahlt werden. Ein Arbeiter in der Sägemühle kann sich monatlich nebst Wohnung und Kost 7 bis 8 Pfund Sterling verdienen. Ueberall in der Nähe des Waldes lag das Kauri-Harz im Boden eingebettet und zog sich meilenweit gleich einer Metallader in der Erde hin, wo es sich wahrscheinlich seit jener Zeit angesammelt hat, in welcher ganze Wälder von Kaurifichten niedergebrannt wurden, um den Boden zu lichten und urbar zu machen. Der Umstand, daß dasselbe an vielen Stellen gefunden wird, wo weit und breit keine Dammarafichte mehr steht, ließ bei einigen Reisenden die Vermuthung auftauchen, diese merkwürdige bernsteinähnliche Substanz rühre nicht von der Kaurifichte, sondern von einer ausgestorbenen Vegetation her. Allein man kann sich leicht überzeugen, daß der aus den Stamm der Kaurifichte so reichlich triefende, resinöse Saft und das gleich einem Mineral aus der Erde gegrabene Harz ein und dieselbe Substanz sind.

Als wir nach dreistündigem Steigen und Klettern schwer ermüdet und erhitzt wieder in die anheimelnde Wohnung des alten Smith zurückkehrten, war im Speisezimmer ein prächtiger Teppich gelegt, alles war rein und sauber gemacht und zum Empfange der seltenen Gäste hergerichtet worden. Die ganze Familie des wackern Irländers befand sich auf den Beinen, um uns gastlich zu bewirthen. Wir schieden in doppelt gehobener Stimmung, entzückt von den Schönheiten des neuseeländischen Urwaldes und freudig überrascht, in unmittelbarer Nähe einer noch völlig jungfräulichen Natur ein so behaglich zufriedenes Familienleben und so schöne Erfolge menschlicher Thätigkeit angetroffen zu haben.

Gleichwie sich unserem Auge in den Bergen von Manukau alle Herrlichkeiten des neuseeländischen Urwaldes erschlossen, so gestattete uns ein Besuch von St. John's College einen wohlthuenden Einblick in den edlen Eifer menschenfreundlicher Männer, um die farbigen Bewohner der benachbarten Inselgruppen zur christlichen Cultur zu gewinnen und zu Missionären auszubilden. Das Collegium zu St. John wird nämlich von einer englischen Missionsgesellschaft (Church of England Missionary Society) zu diesem löblichen Zwecke unterhalten. Von den vierzig Knaben, die sich zur Zeit unseres Besuches in der Anstalt befanden, kam die Mehrzahl von

den Loyalitäts-Inseln, der Salomons-Gruppe und von Neu-Caledonien. Manche halten sich blos während der warmen Sommermonate in der Anstalt auf und kehren vor Einbruch des Winters aus Gesundheitsrücksichten wieder nach ihrer milderen Heimat zurück. Einzelne waren auf diese Weise bereits das vierte Mal in die Schule zurückgekehrt. Die Leitung dieses humanen Unternehmens ist Mr. Patterson anvertraut, einem Manne von bewunderungswerther Entschlossenheit und Ausdauer, welcher die meisten Sprachen der Südsee-Insulaner geläufig spricht und jährlich unter großen Beschwerden und Gefahren es unternimmt, in einem, ihm von der Missionsgesellschaft zur Verfügung gestellten Schooner die verschiedenen Inseln der Südsee zu besuchen, daselbst mit den Eingeborenen zu verkehren und diese zu bestimmen, ihm ihre Kinder auf eine gewisse Zeit zur Erziehung zu überlassen. Diese erhalten sodann in der Anstalt Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, so wie in der Religion. Schade, daß man ihnen nicht auch einige Anleitung zur Erlernung von mechanischen Beschäftigungen und Gewerben giebt, deren Kenntniß sie um so mehr befähigen würde, ihren heidnischen Genossen die Vorzüge der Civilisation recht anschaulich zu machen. Die Zöglinge scheinen Mr. Patterson warm zugethan zu sein; sie hängen mit kindlicher Neigung an ihm wie an einem Vater. Die Erfolge sind überraschend und zeigen, welch schöne Keime der Bildungsfähigkeit selbst in den rohesten Naturvölkern schlummern, wenn man sie nur frühzeitig zu wecken und geistig zu nähren sich bemüht.

Wie in allen englischen Ansiedlungen herrscht in Auckland eine große intellectuelle Regsamkeit. Mehrere, darunter sehr gediegene Journale in englischer Sprache [1], z. B. das südliche Kreuz (Southern Cross), der Neuseeländer (New Zealander), berichten nicht nur über die wichtigsten politischen Geschehnisse, sondern bestreben sich auch den Gesichtskreis ihrer

[1]) Auch in der Maori-Sprache erscheint auf Kosten der Regierung ein Wochenblatt: Te karere Maori (der Maori-Bote), welches jährlich an Abonnement nur 5 Schilling 6 Pence kostet und die braunen Eingeborenen über ihre Beziehungen zur Civilisation und die wichtigsten politischen und socialen Verhältnisse aufzuklären sucht. Wir geben hier den Inhalt von einigen Nummern, welche uns eben vorliegen: Die Gesetze Englands. — Bemerkungen für Schiffseigenthümer. — Officielle Ernennungen. — Briefe von Häuptlingen der Chatham-Inseln. — Brief von Pehimaua Támaiparei. — Landwirthschaftlicher, commercieller und maritimer Bericht. — Markt-Preise. — Reden einiger brauner Häuptlinge bei einem Meeting zu Mongonui. — Brief aus der Bai of Islands. — Todesanzeigen. — Das Spital in Auckland. — Regierungsverordnungen, u. s. w. — Ein besonderes Verdienst hat sich Gouverneur Browne durch die, unter seiner Aegide geschehene Uebertragung der Gesetze Englands in die Maori-Sprache, mit beigedrucktem Originaltexte erworben, wennschon die Früchte dieser mühevollen aber wichtigen Arbeit erst allmählig geerntet zu werden vermögen.

Leser in national-ökonomischen, commerciellen und industriellen Fragen zu erweitern [1]).

Auch ein Club mit einer reichen Auswahl gediegener Werke besteht bereits in Auckland, und zu einem naturhistorischen Museum ist der Anfang gemacht. Unter der warmen Pflege von so eifrigen Forschern wie Dr. Sinclair, welcher als Botaniker einen bedeutenden Ruf genießt [2]), Dr. Knight, Charles Heaphy, Dr. Haast, G. A. Purchas, Dr. Fischer u. A. steht den Naturwissenschaften auf Neu-Seeland die freudigste Entfaltung bevor.

Wenige Monate vor unserer Ankunft auf der Insel war in englischen und deutschen Zeitungsblättern, welche uns zufällig in Schanghai in die Hände kamen, die Nachricht mitgetheilt worden, „daß in England so eben (April 1858) ein Seidengespinnst großes Aufsehen errege, welches von einer eigenen Gattung Seidenwurm herrühre, die in Neu-Seeland auf wilden Büschen in großer Menge vorkommt". Der Londoner Correspondent fügte noch hinzu, daß dieser Seidenwurm in einem Cocon sitzt, dessen Außenseite braun und zähe ist, unter dem aber ein äußerst feines Gespinnst steckt, welches Glasgower Häuser nach den damit angestellten Versuchen angeblich für werthvoller hielten, als alle bisher in Europa erzeugten Seidengespinnste. Bei der großen Veränderung, welche der europäischen Seidenzucht durch den für den Welthandel so wichtigen Umschlag der Dinge in China bevorsteht, hielten wir es besonders für Oesterreich von Interesse, genauere Erkundigung über einen Wurm einzuziehen, der, wie verlautete, nicht nur unter klimatischen Verhältnissen vorkommt, welche jenen gewisser Ländertheile des Kaiserstaates ziemlich ähnlich sind, sondern auch, auf wilden Büschen lebend, nur einer geringen Pflege bedarf. Es stellte sich aber nach langen Nachforschungen heraus, daß die auf Neu-Seeland gewonnene Seide von dem gewöhnlichen, mit Maulbeerblättern gefütterten Seidenwurme herrührt, und daß die in Glasgow so bewunderte Vorzüglichkeit nur der Sorgfalt

[1]) Es ist überhaupt höchst bemerkenswerth, daß in allen, von der anglosächsischen Race bevölkerten Ländern ein Redactionsbureau und ein Postamt den ersten Ansiedlern auf dem Fuße folgen. Nach ihnen kommt die Kirche und das Schulhaus. Zeitungslecture und Briefverkehr zählt einmal der Engländer zu den ersten Lebensbedürfnissen. In ganz Neu-Seeland wurden im Jahre 1858 zusammen 684.357 Exemplare Zeitungen und 482.856 Stück Briefe empfangen und abgeschickt. Die Provinz Auckland allein erhielt und beförderte 239.367 Exemplare Zeitungen und 133.121 Briefe.

[2]) Dr. Sinclair befand sich leider während unserer Anwesenheit in Auckland gerade auf Reisen; dieser wissenschaftsfördernde Mann hatte aber Auftrag gegeben, aus seinem Herbarium dem Botaniker der Novara-Expedition sämmtliche Doubletten zur Verfügung zu stellen.

zugeschrieben werden muß, welche der Seidenzüchter auf dessen Gewinnung verwendete[1]).

Die kleine Expedition, welche sich unter der Aegide der Colonial-Regierung nach Drury zur Untersuchung der dortigen Kohlenlager begeben hatte, war mit so vortheilhaften Resultaten zurückgekehrt, daß unter den Ansiedlern des Districtes große Aufregung entstand, und sofort nicht unerhebliche Summen zur Ausbeute des im Erdinnern begrabenen Mineralreichthums gezeichnet wurden. Der Ausflug blieb indeß nicht auf die Kohlenlager beschränkt; um den Naturforschern der Novara auch ein Stück des Innern Neu-Seelands zu zeigen, wurde beschlossen, den zwischen Auckland und dem Waikatoflusse sich hinziehenden, 9 bis 15 Meilen breiten Urwald zu durchschneiden und zugleich die Ufer dieses prachtvollen Flusses so wie die rings an demselben gelegenen Dörfer der Eingeborenen zu besuchen.

[1]) In Folge der in dieser Beziehung angestellten Nachfragen, welche sich sogar auf eine Notiz in einem der gelesensten Journale Aucklands ausdehnten, erhielt ein Mitglied der Expedition noch am Tage vor unserer Abreise nachfolgenden Brief, welcher uns in mehrfacher Beziehung interessant genug scheint, um ihn seinem ganzen Inhalte nach hier mitzutheilen:

Three Kings Native College, nächst Auckland, 1. Jänner 1859.

Mein Herr!

Erlauben Sie mir Ihnen in Bezug auf Ihr, in der gestrigen Nummer des „Südlichen Kreuzes" enthaltenes Schreiben wegen des neuseeländischen Wurmes anzuzeigen, daß ich niemals früher von der Existenz eines derartigen einheimischen Wurmes gehört habe, obschon ich seit fast 20 Jahren als Missionär in diesem Lande lebe und dasselbe nach allen Richtungen hin bereiste.

Die deutschen Journale befanden sich im Irrthum, wenn sie das in Glasgow ausgestellte Seidengespinnst einem in Neu-Seeland einheimischen Seidenwurm zuschrieben, welcher daselbst „auf wilden Büschen und Sträuchern lebt". Ich glaube jedoch im Stande zu sein Ihnen einige Mittheilungen zu machen, welche in hohem Grade zur Erklärung der Veranlassung beitragen dürften, wodurch ein solcher Irrthum in europäische Journale sich einschleichen konnte.

Vor ungefähr 8 Jahren hatte eine Dame in Taranaki, die Frau des dortigen Regierungsarztes Herrn P. Wilson, eine Anzahl von Raupeneier, wir wissen nicht, ob aus Schottland oder Spanien erhalten. Als die Würmer sich entpuppten, pflegte sie dieselben mit vieler Sorgfalt und Sachkenntniß, da sie den größten Theil ihres Lebens in seideproducirenden Ländern zugebracht hatte, und fütterte sie mit Maulbeer- und Lattichblättern. Ich habe Frau Wilson oft die Seide von den Cocons abwinden sehen und sie sagen hören, daß es nach ihrem Urtheil eine ganz vorzügliche Qualität sei, was dieselbe hauptsächlich der Gunst der klimatischen Verhältnisse Neu-Seelands zuschrieb. Indem diese Dame den Seidenwurm pflegte, hatte sie jedoch einen edleren Zweck vor Augen, als den eines bloßen Experimentes oder Geschäftes; sie beabsichtigte nämlich durch ihr Beispiel eine Anzahl junger Leute in Taranaki zu veranlassen, etwas von ihrer Zeit und Aufmerksamkeit der Seidenzucht zu widmen. Ich bedaure sagen zu müssen, daß diese großherzigen Bemühungen nicht den gewünschten Erfolg hatten. Die jungen Mädchen zogen wie früher vor, die benöthigte Seide zu kaufen, statt sie selbst zu fabriciren. — Gleichwohl ist die Zahl der gegenwärtig zur Zucht verwendeten Seidenwürmer im Verhältniß zum ersten Import ziemlich groß, und sowohl Qualität als Quantität der erzeugten Seide gewähren jedes Jahr mehr Befriedigung. Ich glaube, es war im Jahre 1851, wo Frau Wilson zuerst Proben der erzeugten Seide an ihren Bruder in Glasgow sandte, wo dieselben später bei einer in dieser Manufacturstadt abgehaltenen Ausstellung gezeigt wurden. Nach Taranaki aber schrieb man, daß nach dem Urtheile competenter Richter die Neuseeländer Seide alle übrigen, von anderen Ländern ausgestellten Seidenmuster an Güte übertraf. Nun, mein Herr, dünkt es mich, daß in dem erzählten Vorgang der Schlüssel zu jenem Irrthum zu suchen ist, der Ihnen auf andere Weise ganz unerklärbar erscheinen dürfte.

Ich habe die Ehre zu sein 2c. 2c.

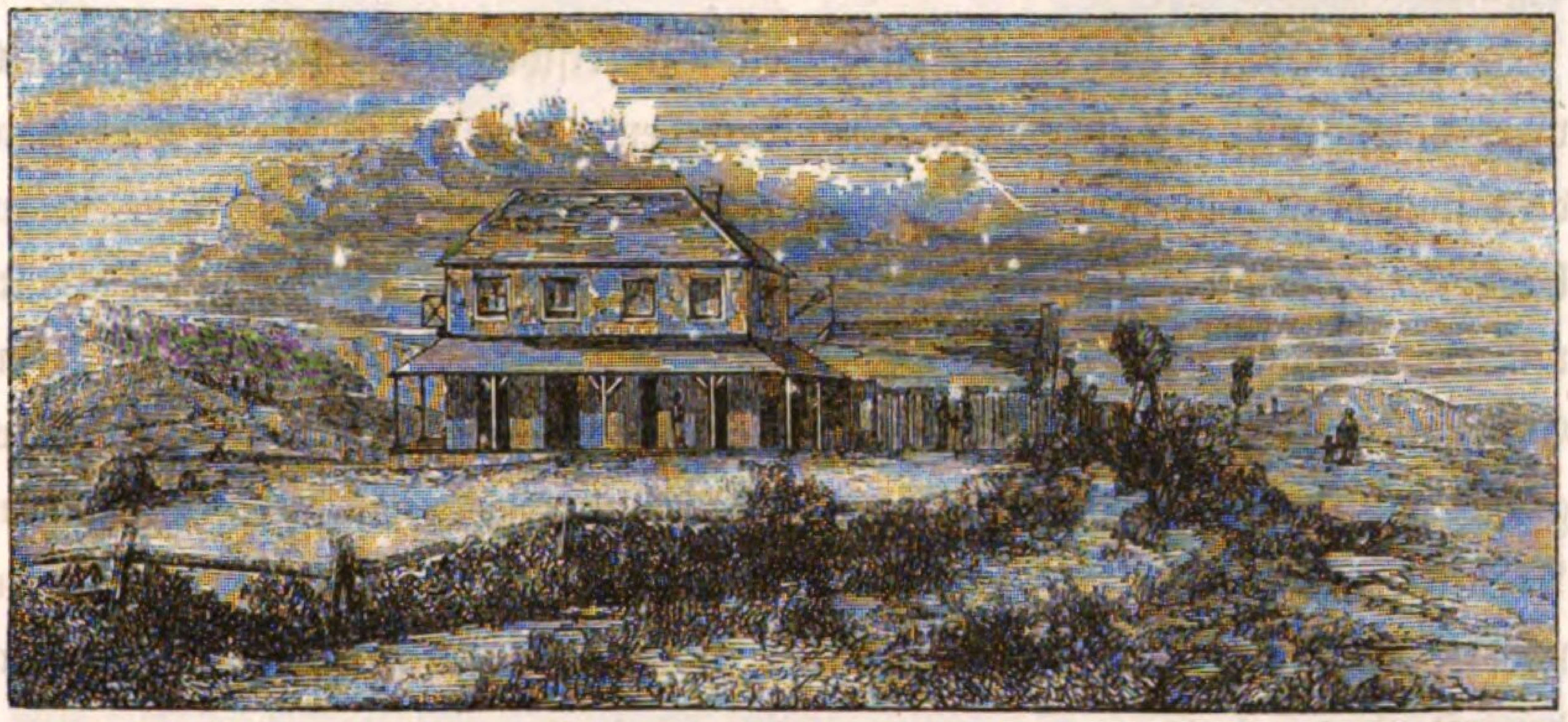
H. Hanson Turton m. p.
Governor and Chaplain.

Die Expedition wurde vom Adjutanten des Gouverneurs, dem landeskundigen Capitän Drummond Hay, und von Herrn Heaphy, Chef-Ingenieur der Provinz Auckland, geführt; Herr Smallfield, der Hauptredacteur des „New Zealander", begleitete als Berichterstatter die Unternehmung, welcher sich außerdem auf Einladung der Colonial-Regierung mehrere wissenschaftliche Bewohner Aucklands, darunter Rev. Mr. Purchas und ein Deutscher Namens Haast (welcher sich seither große Verdienste um die Geologie von Neuseeland erworben), angeschlossen hatten. Die folgenden Mittheilungen sind ein Auszug aus dem Berichte, welchen Dr. Hochstetter über die wichtigsten Erlebnisse während dieser interessanten Excursion erstattete:

„Am 28. December reisten wir in fünf Wagen von Auckland ab, und fuhren zwischen ausgebrannten Kratern und Vulkankegeln, auf welchen in früheren Zeiten die Eingeborenen ihre Verschanzungen oder befestigten Dörfer (Pah's) errichtet hatten, wie dies noch jetzt die regelmäßig übereinander liegenden, in dem Berge eingeschnittenen, 4 bis 8 Fuß hohen Terrassen zeigen. Die zu beiden Seiten auf dem Wege oder am Fuße der Hügel sich erhebenden, von üppigen Blumengärten eingeschlossenen Villen und Gehöfte bildeten einen gar wohlthuenden Contrast zu den, sich nach den verschiedenen Richtungen ausdehnenden, mit Farnen und sonstigen Gesträuchen überwachsenen alten Lavaströmen. Hier und da tummelten sich Pferde auf saftiggrünen Wiesen oder es weideten auf denselben kräftige Rindvieh- und Schafheerden und gaben ein erfreuliches Zeugniß von dem rasch sich entwickelnden Wohlstande dieser jüngsten aller englischen Colonien.

Bereits in Otahuha, einem kleinen Dorfe in der Nähe eines höchst interessanten, ausgebrannten Kraterkegels, wo ein kurzer Aufenthalt eintrat, flatterten Fahnen aus den Häusern der Ansiedler und wohlgekleidete Bewohner kamen von allen Seiten herbei, die deutschen Gäste zu begrüßen, welche sie mit den natürlichen Reichthümern des Bodens bekannt machen sollten. Von Otahuha ging die Reise über die Ebene von Papakura (rothe Fläche) nach Tamaki. Die Chaussée ist breit und gut angelegt, die Brücken sind solid gebaut, Alles deutet darauf hin, daß eine aufgeklärte Regierung große Sorgfalt verwendet, um die Verbindung des Innern mit der Hauptstadt so rasch und so gut als möglich herzustellen. Die Gehöfte und Landhäuser werden hier seltener, obgleich der wellige Boden von vorzüglicher Güte sein soll.

Gegen ein Uhr nach Mittag langten wir endlich in Drury an, einer 29 Meilen von Auckland entfernten größeren Niederlassung, wo wir die glänzendste Aufnahme fanden. Das zur Unterkunft der Expeditionsmitglieder bestimmte Haus (Young's Hôtel) war mit Blumen, seltenen Waldpflanzen und Farnkräutern geschmückt; vom Giebel wehte neben der britischen auch die österreichische Flagge.



Young's Hôtel in Drury.

Drury liegt in einer hügeligen, fruchtbaren Ebene, nach allen Seiten hin ist das Land eingezäunt, Felder und Wiesen wechseln bunt ab, und das behäbige, frische Aussehen der Ansiedler, die vielen rothbackigen Kinder, so wie der kräftige, schöne Viehstand liefern den deutlichen Beweis, daß die Gegend nicht allein fruchtbar, sondern auch sehr gesund ist. Die Gesellschaft trennte sich nun in zwei Abtheilungen. Ein Theil der Forscher begab sich, um die beabsichtigten geologischen Untersuchungen zu beginnen, nach einer ungefähr 1½ Meilen von Drury im Walde gelegenen Stelle, wo ein Kohlenflötz in einer Dicke von 12 Fuß aufgeschlossen liegt; der Rest der Gefährten durchwanderte zu botanischen und zoologischen Zwecken den durch seine grünenden und blühenden Herrlichkeiten fast sinnbetäubenden Urwald.

Zwei Tage wurden auf diese Weise in den Umgebungen von Drury zugebracht und während dieser Zeit auch in einem Wakka oder neuseeländischen Canoe eine Fahrt auf dem Taheke-Flüßchen nach einem benachbarten Maori-Dorfe unternommen. Unser Canoe bestand aus dem ausgehöhlten Stamme des Kahikabaumes (Podocarpus excelsum), und war gegen 25 Fuß lang und 2½ Fuß breit. Ein solches Fahrzeug wird von den Einge-

borenen mit 5 Pfund Sterling bezahlt und dauert zwanzig bis dreißig Jahre, während eine Canoe aus dem rothen Holze des Totara (Podocarpus totara) ausgehöhlt, gegen 30 Pfund Sterling werth und zuweilen noch nach hundert Jahren brauchbar ist. Es gibt aus diesen Waldriesen angefertigte Canoes, welche, 70 Fuß lang und 5 bis 6 Fuß breit, in früheren Zeiten als Kriegsfahrzeuge (wakka-wakka) benützt wurden und bequem 100 Mann aufnehmen konnten.

Unser Canoe war an beiden Enden mit frischen Farnen bedeckt und mit vier, unten spitz zulaufenden Rudern versehen, von welchen das eine von dem uns begleitenden Maori benützt wurde, während wir die übrigen zu handhaben versuchten und, gleich diesem, bald auf den Fersen sitzend, bald mit dem ausgestreckten Körper halb am Boden liegend, uns rasch mit dem Gebrauch derselben vertraut machten. Das Dorf konnte leider wegen allzu großer Entfernung nicht erreicht werden; wir waren nach einigen heiteren Abenteuern mit den Eingeborenen um so mehr genöthigt auf halbem Wege wieder umzukehren, als uns für den nächsten Tag große Anstrengungen bevorstanden.

Schon beim Grauen des Tages ließ uns der Lärm im Hofraume nicht mehr schlafen; von allen Seiten wurden die, theils zum Reiten theils zum Fortschaffen unseres Gepäckes bestimmten Pferde herbeigebracht. Es war ein zauberhafter Morgen, ein rosiger Duft lag über der ganzen Landschaft; ihre wunderbaren Farbentöne brachten Claude Lorrain's unsterbliche Werke in Erinnerung. Der sich über die Anhöhe schlängelnde Weg fängt hier an für Wagen unbenützbar zu werden, obschon er mit Karren noch viele Meilen weit befahren werden kann. Wohl eine Stunde lang ritten wir durch wiesenreiche, wellige Gelände, meistens zierlich eingeheckt und mit weidenden Thieren belebt; dann und wann kam ein stattliches Wohnhaus mit blumigen Anlagen zum Vorschein und verrieth, daß dessen Bewohner die ersten harten Zeiten hinter sich hatten, wo sie in einer improvisirten Hütte (whari) wohnen, den fast undurchdringlichen Urwald mit großer Mühe lichten und den Boden erst für die Saat empfänglich machen mußten.

Endlich erreichten wir den, uns vom Waikato trennenden Wald. Je tiefer wir in denselben eindrangen, desto gewaltiger und majestätischer wurden die Baumformen, desto dichter und undurchdringlicher wurde das Unterholz. Riesenstämme von 150 Fuß Höhe waren bis zu ihren höchsten Spitzen mit

saftigen Lianen und Schmarotzerpflanzen bedeckt. Und dazwischen flogen die seltsamsten Vögel, aufgeschreckt durch den Hufschlag unserer Pferde, der weit



Urwald in der Umgebung von Drury.

in die grüne Wildniß hinein tönte. Der zahlreichste der gefiederten Waldbewohner ist der Tui (Prostemadera Novae Zelandiae), von Cook der Pastor genannt, weil er zwei auffallend weiße Federn am untern Theil des

Halses hat. Er gleicht an Farbe und Gestalt unserem Eisvogel und besitzt eine große Mannigfaltigkeit in seinen melodischen Tönen. Außer dem Tui wurden die Wälder durch den Kakariki (Platycercus N. Z.), einem kleinen, grünen Papagei, belebt, welcher, sich im schattigen Laubgewinde wiegend, einen eigenthümlichen schrillenden Laut ausstößt. Auch ein neuseeländischer Kuckuk (Endynamys taitensis), von den Eingeborenen Koekoea genannt, wurde erlegt und vom Zoologen als ein seltenes Exemplar mit großer Freude begrüßt.

Nach einem Ritt von einer halben Stunde kamen wir nach Rama-Rama, einer vor drei Monaten von einem reichen englischen Colonisten begonnenen Niederlassung. Gegen 70 englische Acres waren bereits urbar gemacht und auf einigen Morgen dieser eben erst der Wildniß entrissenen Culturfläche sproßen schon Erbsen, Rüben, Bohnen, Kartoffeln und andere Gewächse für den Küchenbedarf aus der Erde. Zwei kleine Hütten, aus den Stämmen der Baumfarren erbaut und mit Schilfflachs bedeckt, dienten dem Besitzer des Bodens, einem hochgebildeten und unterrichteten Manne, Namens Martin, und dessen Arbeitern zur provisorischen Küche und Schlafstätten, während man auf einer erhöhten Stelle mit der Errichtung eines stattlichen hölzernen Hauses beschäftigt war, von welchem dieser künftige Heerdenfürst sein Eigenthum übersehen und sich am Anblick seines rasch zunehmenden Viehstandes erfreuen mag.

Der Weg begann nun immer enger und schlechter, der Tritt der Pferde unsicherer zu werden, und nur mit größter Vorsicht vermochten wir auf sumpfigem, von dicken Wurzelstöcken durchwuchertem Boden weiter zu reiten. Riesige über den Pfad gefallene Baumstämme mußten überklettert, die Gepäcksstücke von den Thieren abgeladen und durch Menschen fortgeschafft werden. Einige der Pferde, an ähnliche Reisen gewöhnt, kletterten behende hinüber, während für andere störrige Thiere Brücken gebaut werden mußten, um sie über diese Hindernisse zu bringen; diese Brücken bestanden aus zwei größeren, quer über den Bach oder Fluß gelegten Baumstämmen, welche mit Farnen oder Palmenstämmen bedeckt und theilweise mit Lianen zusammengebunden waren, um den Thieren einen sicheren Tritt zu gestatten. Gleichwohl brach die Unterlage einige Male durch, und die armen Pferde konnten nur mit großer Mühe wieder aus dieser künstlichen Verstrickung herausgezogen werden.

Gegen Abend lichtete sich der Wald und wir betraten eine mit Farnen bewachsene, wellenförmige Ebene. Die am Fuße eines gegenüberliegenden



Rama-Rama.

Berges aufsteigenden Rauchsäulen verkündeten, daß wir uns in der Nähe eines maorischen Dorfes befanden. Vor uns lag das Flußthal, durch welches der Mangatawhiri fließt, der in einiger Entfernung in den Waikato

mündet, dessen Lauf uns die schönen, den Horizont abschließenden Gebirgslinien verriethen. Wir wurden von den Eingeborenen des Dorfes auf das freundlichste empfangen, und in der neuesten Whari oder neuseeländischen Hütte untergebracht. Dieselbe bildet ein ovales Viereck von 20 Fuß Länge und 14 Fuß Breite, und ist aus dicht an einander gereihten Palmenstämmen zusammengefügt. Das in der Mitte beinahe 15 Fuß hohe Dach, welches gegen die nur 8 Fuß hohen Seitenwände schräg abfällt, ist aus dünnen, meist gespaltenen Stämmen angefertigt und auf eine so geschickte Weise mit einem dichten Geflechte des einheimischen Flachses bedeckt, daß das Wasser nicht eindringen kann, sondern ablaufen muß. Das Dach wird manchmal blos durch einen, in der Mitte aufrecht stehenden Stamm getragen; häufig sind aber mehrere solcher Stützen zur größeren Befestigung im Innern der Hütte angebracht. Die Seitenwände sind meistentheils mit großen, gleichfalls aus dem Schilfflachse geflochtenen Matten belegt. In der Mitte der beiden breiteren Seiten befinden sich zwei gegenüberstehende Thüren, durch welche zugleich eine Art Gang gebildet wird, der die Hütte gleichsam in zwei Gemächer theilt. Für die Küche dient bei schlechtem Wetter eine eigene in der Nähe errichtete kleine Whari, während die Maori's bei heiterem Himmel vor ihrer Wohnhütte im Freien kochen.

Das Dorf besteht aus 15 zerstreut liegenden Hütten, zwischen welchen ein Theil der Einwohnerschaft beiderlei Geschlechtes in europäischer Tracht oder in Decken gehüllt auf der Erde saß, lag oder kniend auf den Fersen hockte. In gemüthlichster Vertraulichkeit trieben sich daneben halb und ganz nackte Kinder, schwarze Schweine und Hunde aller Racen herum. Die meisten Eingeborenen reichten uns freundlich die Hände. Auch hier bemerkten wir eine große physische Verschiedenheit der einzelnen Individuen, indem sich kaum zwei Maori's in Farbe, Haaren oder Gestalt glichen. Vor einer der Wohnhütten wurde ein maorischer Kochofen, in dem man so eben das Mittagsmahl gekocht hatte, geöffnet; nachdem Erde und Decken entfernt worden waren, erschienen, auf reinen Kohlblättern liegend, duftige Kartoffeln und Fluß-Aale. Der Hangi-Maori oder maorische Kochofen besteht aus einer in die Erde gegrabenen, 3 Fuß langen, 1½ Fuß tiefen Grube. In derselben wird ein starkes Feuer mit dürrem Holze angefacht und mit Steinen bedeckt, welche dadurch in kurzer Zeit zum Glühen gebracht werden. Ist das Holz zur Asche verbrannt, so wird die letzere sorgfältig entfernt,



Dorf Mangatawhiri auf Neu-Seeland.

über die heißen Steine ein etwas befeuchtete Flachsdecke und auf diese eine Schichte frischer Kohlblätter gelegt. Diese bilden gewissermaßen die Unterlage für die zu bereitende Speise, gleichviel ob sie in Fleisch, Gemüse, Früchten oder Fischen besteht. Nach oben folgen wieder eine Schichte von Kohlblättern und zwei aus dem Schilfflachse geflochtene Decken. Ueber das ganze aber wird die ausgegrabene Erde geschaufelt und fest gedrückt, damit sie das Ausströmen des sich entwickelnden Dampfes verhindere. Sind gerade keine Kohlblätter vorhanden, so benützt man die Blätter des Tuakura (Dicksonia squamosa), eines an feuchten Stellen in großer Menge und Ueppigkeit wachsenden Farns. Diese Blätter theilen zugleich dem Fleische einen angenehmen Geschmack mit, während andere Pflanzen gerade die umgekehrte Wirkung hervorbringen.

Frauen und Mädchen war emsig bemüht, aus dem Schilfflachse binnen wenigen Minuten niedliche Körbchen zu flechten, in welche hierauf die Kartoffeln gelegt und mit Aalen garnirt wurden. Auch uns brachte man ein volles Körbchen und lud uns mit freundlicher Geberde ein, vom Dargebrachten zu genießen. In einem maorischen Haushalte wird stets so viel gekocht, daß jeder zufällig anwesende Nachbar oder Reisende mitessen könne; denn der Maori ist ungemein gastfrei, wie wir uns zu wiederholten Malen zu überzeugen Gelegenheit hatten.

Der Besitzer der Wohnhütte, in welcher wir unser Nachtlager aufschlugen, hatte sich plötzlich davongeschlichen und war, wie wir durch die offen stehende Thür wahrnehmen konnten, in einem Nebengemach damit beschäftigt, seine Haare sorgfältig zu kämmen und sich dann Gesicht, Hals, Arme und Haare mit Aalfett zu beschmieren. Nach Beendigung dieser seltsamen Toilette warf er eine reine Flachsdecke um, und erschien nun in seiner ganzen nationalen Herrlichkeit, um uns geziemend zu bewillkommen. Die Art zu grüßen ist bei den Neuseeländern ganz eigenthümlich. Der Grüßende schnellt den Kopf nach rückwärts und blinzet ein paar Mal dazu mit halb geschlossenen Augen und lächelnder Miene.

Unser Bivouac wurde plötzlich ganz unerwartet durch einige Neuankömmlinge vermehrt. Ueber dem Bergkamm herab, den wir eben erst passirt hatten, kamen sechs Reiter in vollem Galop auf das Dorf zugesprengt; junge Maori's auf prächtigen Pferden, welche von einem Stammgenossen, dem wir im Walde begegneten, die Ankunft von „pakeha's“, d. h. weißen

Männern, erfahren hatten und nun theils aus Neugierde, theils aus gastlichem Eifer herbeigeeilt waren. Sie trugen sämmtlich europäische Kleider und saßen in guten englischen Sätteln auf ihren kräftigen Pferden, die sie vortrefflich zu leiten verstanden. Es soll Maori's geben, welche 50 bis 60 Stück Pferde und ganze Heerden von Rindvieh besitzen und dabei mehrere tausend Pfund Sterling in der Bank liegen haben.

Während eines Spazierganges in der Nähe des Dorfes sahen wir nicht nur die dasselbe umgebenden Felder mit Weizen, Hafer, Mais, Kartoffeln, Kohl u. s. w. reich bepflanzt, sondern wir erblickten auch am Flußufer eine ganz neue, nach englischem Muster construirte Mühle, welche beinahe fertig war und von einem Engländer für Rechnung des ganzen Stammes mit einem Kostenaufwande von 500 Pfund Sterling hergestellt worden war. Die Errichtung dieses Mahlwerkes ist um so bezeichnender für den Speculationsgeist der Maori's, als dieselben für ihren eigenen primitiven Haushalt kein Mehl bedürfen, sondern dasselbe blos in der Absicht bereiten, um es auf den Markt in Auckland vortheilhaft zu verkaufen.

Gegen Mittag brachen wir in drei Canoes wieder auf und fuhren den Mangatawhiri hinab, dessen Fahrwasser an den meisten Stellen so eng war, daß selbst unsere schmalen Kähne nur mit Mühe fortbewegt werden konnten. Allmälig traten die Berge mehr zurück, der Fluß erweiterte sich und bildete an beiden Seiten eine morastige, mit Schilfflachs und anderen schönen und hohen Wasserpflanzen dicht bedeckte Ebene, während bereits in geringer Entfernung prächtige Bäume, den höher gelegenen, fruchtbaren Boden verkündeten. Es war ein anmuthsvoller Tag. Während der ganzen Fahrt zeigte das Thermometer nur 22 bis 25° Celsius und wir konnten uns daher, weder erschöpft durch drückende Hitze, noch geplagt durch das Summen und Stechen von Insecten, mit ganzer Seele jenen wechselnden Gefühlen hingeben, welche die Mannigfaltigkeit und Erhabenheit der Landschaft auf die Wanderer hervorbrachte. Der Fluß verengte sich bald von neuem, die Hügelreihen traten wieder näher heran, dicht bedeckt mit üppigem Wald, der bis an den Uferrand reichte und zuweilen ein Laubdach von unbeschreiblicher Schönheit über den sanft dahingleitenden Kahn bildete. Endlich machte der Mangatawhiri, der bisher westwärts geflossen war, eine Wendung nach Süden und wir fuhren in den Waikato ein. Der Eindruck, welchen jetzt die Schönheit der Scenerie auf jeden Einzelnen machte, war ein so überwäl-

tigender, daß Alle wie aus Einer Brust in laute Bewunderung ausbrachen. Zwischen schön geformten, dichtbewaldeten Bergen dahinfließend, gestattet der majestätische Strom manchen Vergleich mit dem Rhein und der Donau, welchen deutschen Flüssen er an Breite wenig nachgiebt. Eine heilige Stille ergoß sich über die braunen Fluthen, nur zeitweilig vom Auffliegen eines Vogels unterbrochen, welcher hier in selten gestörter Einsamkeit und sicher vor der mörderischen Waffe des Menschen, froh und unbesorgt sein Leben verbringen mag. Damit wir die Pracht des Waldes und die Fülle der



Waikato-Fluss.

Vegetation in vollen Zügen genießen konnten, fuhren wir dicht am Ufer bald auf der einen, bald auf der andern Seite und vermochten uns gleichwohl nicht satt zu schauen an den Reizen und Herrlichkeiten einer zauberhaften Landschaft. Um die Großartigkeit des Naturschauspieles noch zu erhöhen, brach in den Nachmittagsstunden ein heftiges Gewitter los; gleich feurigen Raketen fuhren die Blitze über unsere Häupter hin und die gewaltigen Donnerschläge grollten aus den benachbarten Bergen wie ein hundertfaches Echo zurück.

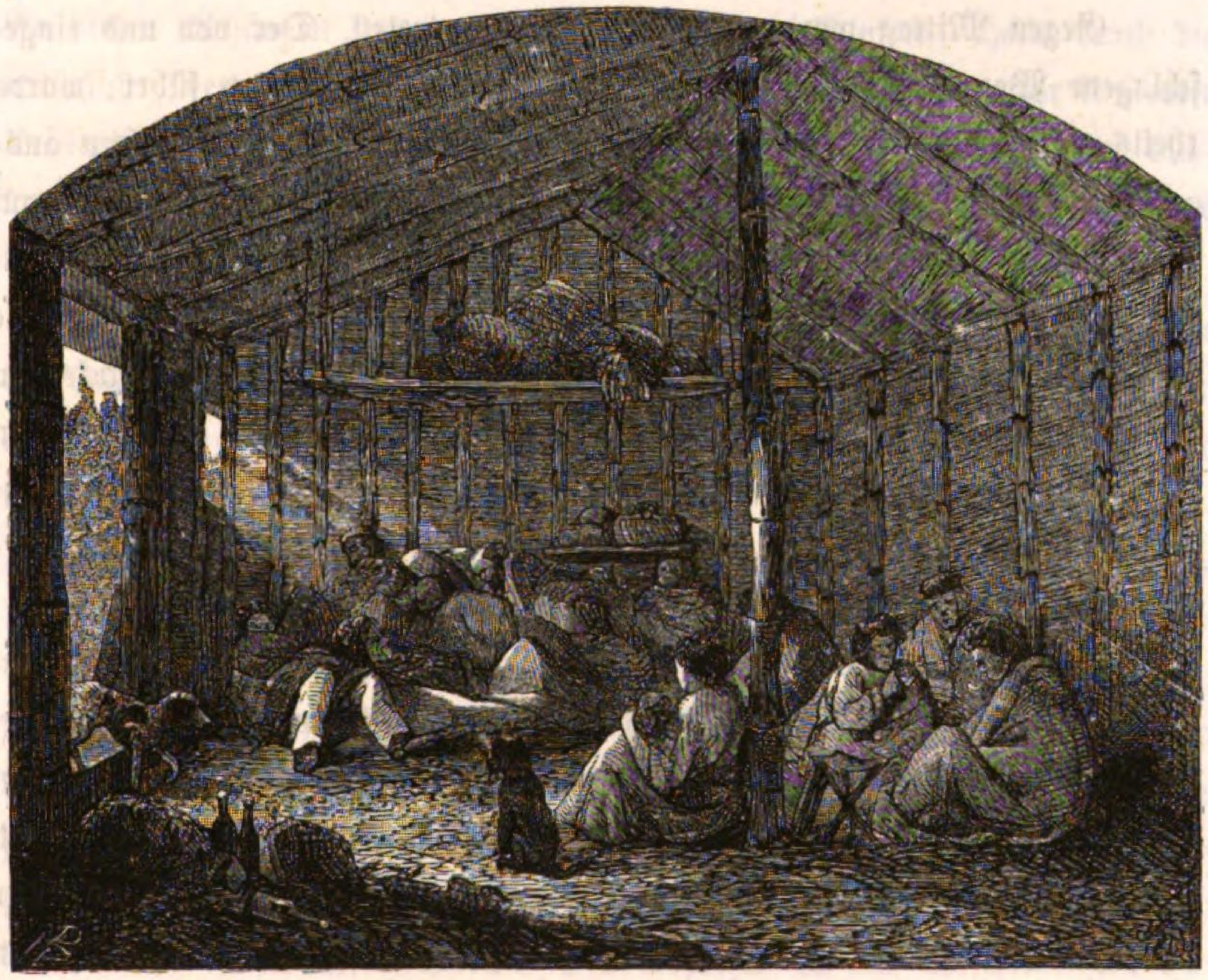
Gegen Abend heiterte sich der Himmel wieder auf und wir erreichten noch das Maori-Dorf Tuakau, in dem uns gleichfalls die freundlichste Aufnahme und die beste Hütte zur Unterkunft erwartete. Der Abend sollte ganz besonders gefeiert werden. Es war der 31. December 1858, Sylvesterabend, den Oesterreicher wohl schwerlich so bald wieder bei den Antipoden zubringen dürften. Die ganze Gesellschaft hatte sich auf den Boden im Innern der Hütte gelagert; zwei, auf leere Flaschen gesteckte Kerzen bildeten die ganze Beleuchtung, ein eiserner Kessel diente als Punschbowle, in welcher aus den mitgebrachten Spirituosen, mit Benützung deutscher und englischer Erfahrungen ein dem Punsche ähnliches Getränk bereitet wurde. Im Rundgesange ertönten deutsche Volkslieder, englische und irische Weisen, ja sogar, von den anwesenden Maori's gesungen, melancholische neuseeländische Liebeslieder.

Als der Abend und mit ihm das Jahr sich neigte, gerieth man durch den Umstand in einige Verlegenheit, wie man dessen Ausgang genau feiern sollte, weil die meisten Anwesenden ihre Uhren, als unbequeme, bei einer Urwaldwanderung überflüssige Toilettestücke zurückgelassen hatten und die wenigen vorhandenen so verschieden zeigten, daß man sich nicht präcis des richtigen Momentes versichern zu können glaubte, an dem das alte Jahr zur Ruhe ging und ein neues mit seinen Freuden und Qualen, seinen Hoffnungen und Täuschungen den Lauf begann.

Da erhob sich plötzlich Capitän Drummond Hay, öffnete die nach Süden gelegene Thür der maorischen Hütte und sagte: „Es ist wahr, wir haben hier keine Thurmuhr und keinen Nachtwächter, welche uns genau den richtigen Augenblick des Jahreswechsels verkünden würden, dafür hat uns aber die gnadenreiche Vorsehung eine andere Uhr an dieses flimmernde Firmament hingestellt — das Sternbild des südlichen Kreuzes! In wie vielen schlaflosen Nächten, in den Wäldern und Farn-Ebenen Neu-Seelands, habe ich hinaufgeschaut nach dieser nie trüglichen Himmelsuhr! Seht, das Kreuz neigt sich nach Westen. Jetzt ist es zwölf Uhr. Einem Jeden ein glückliches neues Jahr!" — Die Gläser klirrten noch einmal, die Hände wurden gereicht und hierauf umhüllte die schlafbedürftigen Genossen die Dunkelheit der Nacht, in welche wohl gar manches beseligende Traumbild hineingefunkelt haben mag.

Am nächsten Morgen — es war der 1. Jänner 1859 — befand sich wieder Alles frühzeitig geschäftig auf den Beinen, die ganze Bevölkerung

des Dorfes war um unser Bivouac versammelt. Auch zwei englische Zimmerleute hatten sich eingefunden, um uns zu begrüßen; sie standen eben im Begriffe mit Hilfe der Eingeborenen für einen Betrag von 400 Pfund Sterling eine hölzerne Capelle aufzurichten, indem die Maori's großen Werth darauf zu legen scheinen, eine Stätte zu besitzen, in welcher ihre in der Nähe wohnenden oder zufällig anwesenden europäischen Mitbrüder den Sonntag in gewohnter Weise zu feiern vermögen. Der Mehrzahl nach sind die Neuseeländer Christen, und zwar bekennen sie sich zum größten Theil



Inneres einer Hütte.

zur englischen Hochkirche. Der Gottesdienst wird theils von den im Lande zerstreut lebenden Missionären, theils von eigens dazu bestimmten reisenden Geistlichen abgehalten, welch' letztere oft im Innern mit den größten Anstrengungen und Entbehrungen zu kämpfen haben. Viele von Missionären erzogene Eingeborene, welche als Prediger oder Vorbeter die Insel bereisen, sollen durch ihren musterhaften Lebenswandel einen großen Einfluß auf ihre Stammgenossen üben.

Fast in jeder Hütte im Dorfe fanden wir eine Bibel oder ein in maorischer Sprache geschriebenes Gesang- und Gebetbuch. Trotz ihrer entschiedenen Befähigung wollen sich die Eingeborenen doch mit keinerlei Handwerk befassen, welches sie im Allgemeinen dermaßen gering schätzen, daß sie z. B. den Schuster und Schneider sogar als einen tiefer stehenden Menschen betrachten. Dagegen ist der Kaufmann und Seefahrer bei ihnen hoch in Ansehen, wennschon der Krieger in ihrer Vorstellung jeden anderen Stand an Glanz überragt und sie sich selbst, was Tapferkeit und Kampflust betrifft, dem Europäer völlig gleichstellen.

Gegen Mittag wurde die Rückreise angetreten. Der von uns eingeschlagene Weg, der einzige, welcher von Tuakau nach Drury führt, wurde theils von den hier angesiedelten Landwirthen, theils von Feldmessern ausgehauen, um ihn wenigstens mit Vieh passiren und Vermessungen darauf vornehmen zu können; er befand sich noch in einem solchen primitiven Zustande, daß wir unsere Pferde nur mit den größten Anstrengungen über die umherliegenden Bäume und die aus losen Stämmen bestehenden Brücken zu bringen vermochten. Nach allen Richtungen war der Pfad mit Wurzeln überwuchert und dazwischen öffneten sich tiefe Pfützen, in welche man zuweilen bis über die Knöchel einsank, während gleichzeitig von oben die überhängenden Bäume das Weiterkommen erschwerten.

Wir konnten uns nun eine ziemlich richtige Vorstellung von dem Leben im Innern Neu-Seelands und von den Schwierigkeiten machen, welche eine, mit tropischer Ueppigkeit sich entfaltende Vegetation dem Ansiedler entgegenstellt; da aber die Colonial-Regierung große Sorgfalt darauf verwendet, um mit bedeutenden Geldopfern nach allen Richtungen hin gute Landstraßen anzulegen, so dürften viele der dermaligen Weghindernisse schon in den nächsten Jahren beseitigt sein. Um neun Uhr Abends trafen wir in Drury ein, und am nächstfolgenden Morgen, den 2. Jänner 1859, kehrte die kleine Karawane wieder nach Auckland zurück, wo nun der Regierung von Neu-Seeland ein umfassender Bericht über die Kohlenlager im Drury-Districte erstattet wurde, auf welche zuerst aufmerksam gemacht zu haben dem Pastor Purchas von Onehunga, der sich in seinen Mußestunden mit Geologie beschäftigt, das Verdienst gebührt."

Aus den genaueren geologischen Untersuchungen des Dr. Hochstetter geht hervor, daß die Provinz Auckland reich ist an guten, abbauwürdigen

Kohlen, und zwar an Braunkohlen von tertiärem Alter, welche mit jenen in Böhmen und Steiermark viele Aehnlichkeit haben. Die Ebenen von Papakura und Drury am östlichen Ufer des Manuka-Hafens haben einen wellenförmigen Charakter und liegen nur in geringer Erhebung über dem Meeresspiegel. Sie sind im Südosten und Süden durch eine dichtbewaldete Bergkette von 1000 bis 1500 Fuß Höhe begrenzt, welche sich im Allgemeinen von Südwest nach Nordost, d. h. vom Waikato nach dem Wairoa hinzieht; nur in der Nähe von Drury nimmt ein Theil dieser Kette eine beinahe nordsüdliche Richtung an und erhebt sich mit sanftem Abfall aus der Ebene. An diesen Abhängen finden sich an verschiedenen Punkten, theils durch die natürliche Gewalt des Wassers, theils durch die Bemühungen der Ansiedler Kohlenflötze aufgeschlossen, deren Flächenausdehnung sich jedoch bei der dichten Waldbedeckung und dem Mangel an natürlichen Aufschlüssen nur durch Bohrungen bestimmen läßt.

Die Kohle gehört zu der besten, gewöhnlich als Glanzkohle bezeichneten Varietät der Braunkohle, und kommt in theilweise sehr mächtigen Lagern vor. Die durchschnittliche Mächtigkeit dürfte ungefähr 6 Fuß betragen. Das Drury- und Hunua-Kohlenfeld scheint in der That nur ein Theil weit ausgedehnter Tertiärablagerungen zu sein, welche in mehreren Gegenden der Provinz von Auckland vorkommen. Der praktische Werth und die commercielle Wichtigkeit der Braunkohle von Neu-Seeland wird sich aber erst dann mit Sicherheit feststellen lassen, wenn einmal in den verschiedenen Zweigen der Industrie umfassende Versuche damit angestellt worden sind. Es wäre jedenfalls sehr empfehlenswerth, in der Nähe der ausgebeuteten Kohlengruben Fabriken zur Erzeugung von Thonwaaren zu errichten, indem sich der bei den mehrfach angestellten Bohrversuchen in den verschiedensten Varietäten vorgefundene Thon zu diesem Zwecke ganz besonders eignen würde.

Ebenso dürfte sich die in der Provinz Auckland gefundene Braunkohle zur Gaserzeugung und als Feuerungsmaterial bei zahlreichen Industriezweigen mit großem Nutzen verwenden lassen. Dagegen eignet sich dieselbe nicht zum Gebrauche auf Dampfern, welche lange Seereisen zu machen haben, indem schon das Volumen der Braunkohle solche Fahrzeuge verhindern dürfte, dieselbe an Bord zu nehmen, so lange sie sich Schwarzkohle, wenn auch zu weit höheren Preisen, zu verschaffen vermögen.

Die Vorschläge, welche der Geolog der Expedition machte, um den Kohlenreichthum des Drury-Districtes am vortheilhaftesten aufzuschließen und zu bearbeiten, wurden von der Regierung sowohl, als auch von den Besitzern der verschiedenen Grundstücke so günstig aufgenommen, die Erfolge, welche man sich vom Gelingen dieses Unternehmens für den Aufschwung der Colonie versprach, schienen so wichtig, daß man nicht nur unverweilt an die Ausbeute der Kohlenfelder in Drury Hand anlegte, sondern auch den Befehlshaber der Expedition förmlich bestürmte, den Geologen der Novara behufs weiterer Untersuchungen noch einige Zeit auf der bisher so wenig durchforschten Insel zurück zu lassen. Dieses Ansuchen, von angesehenen und einflußreichen Persönlichkeiten gestellt, fand endlich sogar in einem officiellen Schreiben seinen Ausdruck, welches der Gouverneur von Neu-Seeland im Namen der Colonial-Regierung an den Befehlshaber der österreichischen Expedition richtete, und in welchem er die Genehmigung der geologischen Untersuchung der Provinz Auckland durch Dr. Hochstetter als eine besondere Gunst bezeichnete.

Da der Antrag ein höchst ehrenvoller war und die wissenschaftlichen Zwecke der Expedition gewiß nicht würdiger gefördert werden konnten, als durch die gründliche Durchforschung eines geologisch noch niemals untersuchten Landes, so genehmigte Commodore v. Wüllerstorf das Ansuchen der Colonial-Regierung unter der Bedingung, daß sämmtliche von Dr. Hochstetter während der Dauer seines Aufenthaltes auf Neu-Seeland gemachten Beobachtungen, literarischen Arbeiten und Sammlungen der Novara-Expedition zu gute kommen, und daß alle durch den Aufenthalt und die Reisen desselben auf der Insel sowohl als auch durch die Rückreise nach Europa verursachten Kosten ausschließlich von der Regierung von Neu-Seeland getragen werden sollen.

Alle diese Vorschläge fanden die bereitwilligste Aufnahme und Genehmigung, und Dr. Hochstetter wurde außerdem mit den großartigsten Mitteln ausgestattet und unterstützt, um seine schwierige Aufgabe zur Ehre der Wissenschaft und zum Nutzen des Landes möglichst vollständig lösen zu können. Am 8. Jänner 1859 schiffte sich unser wackerer Reisecollege aus, um vorläufig in Auckland zurückzubleiben und sich zu seinen wichtigen Arbeiten vorzubereiten. Es sollte mit der geologischen Aufnahme des Districtes Auck-

land der Anfang gemacht und die Reise ins Innere erst in einigen Wochen angetreten werden. Mehrere Regierungsbeamte, so wie ein Photograph, ein Zeichner und fünfzehn Maori's wurden bestimmt, Herrn Dr. Hochstetter auf diesen Wanderungen durch das Innere der Insel zu begleiten, von denen Jeder in seiner Sphäre zum Gelingen des großen und folgereichen Unternehmens beitrug.

Während unseres Aufenthaltes in Auckland hatten wir noch den plötzlichen Tod unseres wackeren Hochbootsmannes Ceregoya zu beklagen, welcher an einem serösen Herzschlag starb und auf dem katholischen Friedhofe feierlich bestattet wurde. Der Verstorbene war allgemein so beliebt, daß man am Bord eine Sammlung veranstaltete, um den braven Mann noch im Tode durch einen besonderen Denkstein zu ehren.

An keinem von uns besuchten Orte wurde die kaiserliche Expedition von der katholischen Geistlichkeit mit so großer Auszeichnung und Aufmerksamkeit behandelt, wie in Auckland. Am Neujahrstage wurde in der schönen katholischen Kirche in Gegenwart der dienstfreien Mannschaft der Fregatte ein Hochamt celebrirt, während dessen der Bischof der Provinz, der ehrwürdige Dr. Pompallier, eine Predigt hielt und den anwesenden Officieren und Matrosen den apostolischen Segen ertheilte. Auch begab sich der greise Kirchenfürst in Begleitung seines Generalvicars und gefolgt von sechs Maori-Häuptlingen an Bord der Novara und stattete den Befehlshaber der Expedition einen Besuch ab. Da die katholische Mission auf Auckland nichts weniger als reich dotirt ist, so überreichte unser Capellan im Auftrage des Commodore und im Namen Sr. Maj. des Kaisers verschiedene Kirchengeräthe und Meßgewänder als Geschenke, welche mit großer Freude und Befriedigung empfangen wurden.

Heftige Nordostwinde verhinderten die Abfahrt der Fregatte durch mehrere Tage, was unseren neugewonnenen Freunden in Auckland erwünschte Gelegenheit bot, ihre warme Gastfreundschaft wiederholt zu bewähren. Durch diese Verzögerung gelang es uns auch, zwei Maori's als Matrosen an Bord der Fregatte zu nehmen, die sich erst in den letzten Tagen zur Mitreise bereit erklärt hatten. Die officiellen Noten, welche über diesen Gegenstand zwischen der Colonial-Regierung und dem Expeditions-Commando gewechselt wurde, sind höchst bezeichnend für die Sorgfalt und Theilnahme, mit welcher die Regierung von Neu-Seeland das Interesse der Maori's zu

vertreten bemüht ist. Man suchte für sie die vortheilhaftesten Bedingungen zu erlangen und nahm auch auf den Fall bedacht, als dieselben, nach Beendigung der Campagne an Bord der Novara, wieder in ihre Heimat zurückkehren wollten. Es hatten sich anfänglich vier Maori's und ein Halbblut-Maori zur Mitreise gemeldet, als es aber endlich zur Einschiffung kam, blieben nur zwei bei ihrem ersten Entschlusse: Wiremu Toetoe Tumohe und Te Hemara Rerehau Paraone, beide aus Ngatiapakura und dem mächtigen Waikato-Stamme angehörend. Toetoe, selbst Häuptling zweier kleinen Tribus der Ngatiapakura's und der Ngatiwakohike's und zur Zeit seiner Einschiffung ungefähr 32 Jahre alt, wurde mit dem 15. Jahre von einem englischen Missionär getauft und von diesem im Schreiben und Rechnen unterrichtet. Zugleich lernte er das Land pflügen und Weizen anbauen. Mit seinem 20. Jahre heiratete Toetoe eine Mestize, Tochter eines Engländers und einer Maori, welche ihm einen Knaben gebar. In seinem 26. Jahre trat er als Postbote in die Dienste der Colonial-Regierung und war in dieser Stelle so verwendbar, daß er bereits nach zwei Jahren zum Postexpeditor des Districtes vorrückte, in welcher Eigenschaft er fungirte, als die Novara in Auckland ankam. Toetoe war der erste Häuptling, welcher sich bereit zeigte, der Colonial-Regierung zum Bau von Straßen behülflich zu sein und durch sein Benehmen und seinen Einfluß nicht nur viele Häuptlinge abhielt, dem Baue Hindernisse in den Weg zu legen, sondern sogar einige seiner Genossen bewog, sich bei diesem wichtigen Werke zu betheiligen. Seinem Entschlusse, die Novara auf der Erdfahrt zu begleiten, lag keine andere Absicht zu Grunde, als die Erfüllung eines längst genährten Verlangens, fremde Länder und Völker zu sehen. Von einem gleichen Wunsche war Hemara Rerehau Paraone erfüllt, der Sohn eines wohlhabenden Verwandten Toetoe's, der schon frühzeitig getauft worden war und vom 12. bis zum 18. Jahre eine von englischen Missionären in Ngatiapakura gegründete Schule besuchte, in welcher er seine Muttersprache schreiben, etwas Englisch, Arithmetik, Geographie und Geschichte, dann pflügen, Weizen bauen, Mehl mahlen und Brot backen lernte[1]).

[1]) Die beiden Maori's, welche in den ersten Tagen der Fahrt sehr trübsinnig gestimmt waren, fanden sich rasch in die neuen Verhältnisse und wurden bald durch ihr würdevolles Benehmen und ihren verträglichen Sinn die Lieblinge der ganzen Mannschaft. Nur während der rauhen Fahrt um das Cap Horn machten ihnen die Seestürme und die ungewohnte große Kälte sehr bange; sie fürchteten, wie sie sagten, „sterben zu müssen“, und die Sehnsucht nach dem Vaterlande wurde wieder mächtig in ihrer Brust. Als sie endlich vollkommen gesund in Triest angekommen waren, reisten sie in meiner Begleitung

Am 8. Jänner verließ endlich die Novara den Hafen von Auckland. Als wir bereits unter Segel waren, erschienen noch einige Boote mit aufmerksamen Freunden gefüllt, welche uns noch einen Blumenstrauß auf den Weg mitzugeben wünschten. Auch ein Boot mit einigen Eingeborenen und dem Generalvicar, welcher uns rasch noch mit einigen wundervoll tättowirten katholischen Maori's beladen wollte, die gleichfalls die Fregatte als Matrosen zu begleiten wünschten, kam eilig herangesegelt. Der eifrige Priester überbrachte zugleich ein Schreiben des Bischofs Pompallier, und war von seiner Mission so begeistert, daß er trotz der ziemlich schnellen Fahrt unserer Fregatte und der Schwierigkeit, welche sein langer, schwarzer Faltenrock der Ausführung seines Vorhabens entgegenstellte, sich nicht abhalten ließ, auf der Jakobsleiter an Bord zu klettern und mit dem Commodore persönlich zu verhandeln. Allein es war thatsächlich unmöglich dem Verlangen zu entsprechen, ohne die Abfahrt der Fregatte neuerdings zu verzögern, und so mußte der arme Generalvicar, ein warmblütiger Irländer, auf der schwanken Leiter den Weg wieder zurück nach dem kleinen tanzenden Boote machen

nach Wien und erhielten auf meine Verwendung bei dem damaligen Finanzminister Freiherrn von Bruck die Erlaubniß, in die k. k. Staatsdruckerei eintreten und sich daselbst mit den wichtigsten und interessantesten Einrichtungen europäischer Civilisation bekannt machen zu dürfen. Sie wurden von einem Mitgliede dieses Institutes, Herrn Zimmerl, welcher das Maori-Idiom zu einem besondern Studium machte, in der deutschen und englischen Sprache unterrichtet, erlernten die Manipulation des Buchdruckes und der Lithographie, so wie jene des Kupferdruckes und des Naturselbstdruckes. Ja dieselben zeigten sich bei diesen verschiedenen Anleitungen so intelligent, lernbegierig und geschickt, daß sich die kaiserliche Regierung auf Antrag des Directors der Staatsdruckerei veranlaßt fand, den beiden Maori's später bei ihrer Rückkehr alle zur Ausübung dieser verschiedenen Künste nöthigen Geräthe nach Neu-Seeland als Geschenk mitzugeben, um das hier mit so vielem Eifer Erlernte auch in ihrer Heimat üben und daraus Nutzen ziehen zu können. Während ihres neunmonatlichen Aufenthaltes in Wien wurden ihnen außerdem die zahlreichen Sehenswürdigkeiten der Kaiserstadt gezeigt, um ihnen einen möglichst richtigen Begriff vom europäischen Culturleben zu geben. Von allen, ihren Augen bisher fremden Erscheinungen hat nichts einen so gewaltigen Eindruck auf sie hervorgebracht, als die Eisenbahn, „die schönste Einrichtung der Fremden, neben welcher alle anderen unansehnlich sind, und die sie sich bemühen wollen in Neu-Seeland auch bald zu bekommen.“ Den Glanzpunkt ihres Aufenthaltes in Wien bildete eine Vorstellung der Maori's durch den Verfasser dieses Werkes bei Ihren Majestäten dem Kaiser und der Kaiserin, welche die beiden Antipoden außerordentlich huldvoll aufnahmen und Befehl ertheilten, daß die Kosten ihrer Rückreise bis in ihre Heimat aus dem Staatsschatze bestritten und einem Jeden außerdem ein Geldgeschenk eingehändigt werde. Am 26. Mai 1860 verließen die beiden Neuseeländer Wien und reisten durch Deutschland nach London, wo sie sich mehrere Wochen aufhielten, der Königin von England vorgestellt wurden, und sich sodann in Southampton direct nach Auckland einschifften. Sie sind glücklich in ihrer Heimat angekommen und haben wiederholt an einige Freunde und Gönner in Wien geschrieben. Ihre Briefe sind in einem, die neuseeländische Sprache charakterisirenden, bilderreichen Style geschrieben. Sie wiederholen sich häufig, und sind nicht erfinderisch an Wendungen und Ausdrücken, aber sie überraschen gleichwohl zuweilen durch die Zartheit und den poetischen Anflug ihrer Gedanken. So schrieb z. B. Toetoe einmal von Wien aus an ein Expeditionsmitglied in Triest: „Du bist abwesend in Triest am Meeresufer! Wir besteigen die Spitze des Leopolds-Berges, um weithin die Wolken zu sehen, die in Steiermark aufsteigen. Wir können Triest nicht sehen, denn unsere Augen sind umflort durch die Thränen, die ihnen entströmen!“ Den neuesten Nachrichten (Jänner 1864) aus Neuseeland zu Folge, sind die beiden Maori's seit ihrer Rückkehr die entschiedensten Gegner der Engländer und benützen die, ihnen zur Gründung eines friedlichen Erwerbes zum Geschenk gemachten typographischen Utensilien, um fulminante Proklamationen zu drucken und zur Rache und Vernichtung ihrer Feinde, der Engländer, aufzufordern!

und mit seinen katholischen Pflegbefohlenen nach Auckland umkehren, ohne seinen sehnlichen Wunsch erfüllt zu sehen.

Während wir mit günstiger Brise rasch unserem nächsten Reiseziel, der Insel Tahiti im Gesellschafts-Archipel, zueilten, waren unsere Gedanken und Wünsche noch fortwährend auf Neu-Seeland gerichtet, wo ein Mitglied der wissenschaftlichen Commission zurückgeblieben war, um sich der Lösung einer eben so schwierigen als beneidenswerthen Aufgabe zu unterziehen. Die ausführlichen Berichte über die achtmonatlichen Untersuchungen des Dr. Hochstetter auf der Antipoden-Insel kamen uns erst nach unserer Rückkehr zu Gesicht, als die kaiserliche Fregatte längst wieder glücklich in den Hafen von Triest eingelaufen war. Wir erlauben uns jedoch, um die Thätigkeit der Expedition auf dieser noch so wenig durchforschten Insel übersichtlicher zu machen, schon an dieser Stelle eine gedrängte Uebersicht der, von dem Novara-Geologen daselbst ausgeführten Arbeiten einzuschalten:

„Das erste Feld meiner Thätigkeit", berichtet Dr. Hochstetter, „war die Provinz Auckland. Die reichen Mittel, welche mir der hochverdiente Superintendent der Provinz, Herr J. Williamson, zu Gebote stellte, machten es mir möglich, in der kurzen Zeit von fünf Monaten den größten Theil dieser ausgedehnten, fast die ganze nördliche Hälfte der Nordinsel umfassenden Provinz zu bereisen und meine Arbeiten nach einem bestimmten Plane in größerem Maßstabe auszuführen.

Für die ersten zwei Monate, Jänner und Februar, blieb Auckland der Mittelpunkt meiner Ausflüge, da die Jahreszeit für größere Fußreisen in das Innere des Landes noch nicht geeignet schien. Einestheils ist die Hitze in den Sommermonaten zu groß, und anderntheils sind Mosquitos, welche gerade in dieser Zeit zu Milliarden die feuchten Urwälder bevölkern, eine so entsetzliche Plage, daß sie das Reisen fast unmöglich machen. Von beiden Plagen ist man aber in der Umgegend von Auckland ziemlich frei. Frische Seewinde, welche fortwährend den schmalen Isthmus bestreichen, mildern die Hitze des Sommers und die waldlose Gegend ist auch von jenen blutdürstigen Insecten wenig heimgesucht.

Ich bemühte mich daher zunächst jene Arbeiten, welche ich schon während des Aufenthaltes der Novara über die Braunkohlenfelder in der Nähe der Hauptstadt und über die merkwürdigen Auckland-Vulkane begonnen hatte, dadurch zu einem Abschluß zu bringen, daß ich mich an eine detaillirte

geologische Aufnahme des Vulkan-Districtes machte, indem selbst die nächste Umgegend der Hauptstadt, trotz einzelner Vorarbeiten meines Freundes Heaphy, doch in geologischer Beziehung noch eben so eine terra incognita war, als die fernen Gegenden des Innern.

Als Grundlage für die geologische Karte des Auckland-Districtes dienten topographische Kartenskizzen in einem großen Maßstabe (1 Zoll englisch = 1 Seemeile), mit welchen mich die General Surveyors Office versah. Leider fehlte diesen Skizzen meist alle Terrainzeichnung, sie enthielten nur die Küstenumrisse und das Flußnetz, und ich mußte neben der geologischen Aufnahme auch die Terrainzeichnung ausführen.

Die Gegend bot bei näherer Untersuchung eine weit größere Mannigfaltigkeit der geologischen Zusammensetzung dar, als ich vermuthet hatte. Am meisten beschäftigten mich die merkwürdigen erloschenen Vulcankegel auf dem Auckland-Isthmus, welche, was ihre große Anzahl auf einem kleinen Raume, die Eigenthümlichkeiten ihrer Kegel- und Kraterbildungen, so wie ihre Lavaströme betrifft, als einzig in ihrer Art angesehen werden müssen. Ich hatte nicht weniger als 51 erloschene Eruptionspunkte in einem Umkreise von nur 10 englischen Meilen von Auckland zu verzeichnen. Ein Ausflug in südlicher Richtung nach dem Manukau-Hafen und nach der Mündung des Waikato-Flusses an der Westküste führte zur Auffindung wichtiger Petrefactenfundorte am South-head des Waikato und längs der Westküste, zur Entdeckung von Belemniten und prachtvoll erhaltenen fossilen Farnkräutern. Damit war zum erstenmal das Auftreten von secundären Schichtenreihen auf Neu-Seeland nachgewiesen. Weitere Ausflüge nach dem Drury- und Papakura-District, so wie nach dem Wairoa-Flusse galten der Feststellung des Verbreitungsgebietes der Braunkohlenformation, während ich meine Forschungen in nördlicher Richtung bis zum Waitakere-Flusse und zur Halbinsel Wangaparoa ausdehnte.

Meine Karte, so weit ich dieselbe bis Ende Februar fertig hatte und der Regierung zur Benützung und Copirung übergab, umfaßte die ganze Umgebung von Auckland in einem Umkreise von etwa 20 englischen Meilen. Sie brachte ein geologisch höchst merkwürdiges Terrain zur Anschauung, mit einer Reihe von Sedimentformationen aus allen geologischen Perioden (primär, secundär, tertiär und quartär), nebst zahlreichen vulcanischen Bil-

dungen[1]). Meine Sammlungen aber enthielten eine hübsche Anzahl neuer Petrefacten und zahlreiche interessante Gebirgsarten, während auch die botanischen und zoologischen Sammlungen durch freundliche Beisteuer von allen Seiten reichlich angewachsen waren.

Nun entstand die Frage, sollte ich den Norden oder den Süden der Provinz zum Gegenstand und Ziel meiner ferneren Forschungen machen? Beides zugleich konnte ich in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes nicht ausführen. Ich zögerte nicht, mich für den Süden zu entscheiden und zwar aus verschiedenen Gründen. Die südlichen Theile der Provinz Auckland sind fast ausschließlich von Eingeborenen bevölkert. Nur Missionäre, einige Regierungsbeamte und Touristen hatten bisher diese merkwürdigen Gegenden durchwandert. Der Norden der Insel dagegen ist weit besser bekannt. Zahlreiche europäische Ansiedler bewohnen die Ufer der verschiedenen Hafenbuchten der nördlichen Halbinsel. Ich konnte aus mündlichen und schriftlichen Berichten der Colonisten, so wie aus den gesammelten naturhistorischen Gegenständen, welche sie mir schickten, über die Natur jener Gegenden vielfache Belehrung gewinnen.

Dieffenbach hatte alle wichtigen Punkte des Nordens besucht, und wenn auch nicht geologisch, so doch in anderer Beziehung gut beschrieben. Der berühmte amerikanische Geologe Dana hatte auf der großen, von den Vereinigten Staaten in die Südsee entsendeten Expedition die Inselbai, den wichtigsten Hafen des Nordens, berührt und ihre Umgegend geologisch durchforscht. Ueberdies besuchten meine Freunde Rev. A. G. Purchas und C. Heaphy, während meines Aufenthaltes in Auckland einzelne Districte des Nordens und brachten mir Sammlungen und Aufzeichnungen aller Art mit, so daß mir der Norden keineswegs fremd blieb. Dagegen erschien das weite Innere, der südliche Theil der Provinz Auckland, noch fast unerforscht. Seit Dieffenbach's denkwürdigen Reisen im Jahre 1840 hatte kein Naturforscher die gewaltigen Vulcankegel im Innern der Insel, die schönen Binnenseen, die kochenden Quellen, die Solfataren und Fumarolen gesehen. Die geologischen Aufschlüsse, welche Diffenbach's Reisebeschreibung über diese Gegenden gibt, erschienen mir sehr sparsam, topographisch aber war das Innere so gut wie unbekannt. Eine Reise dahin versprach daher die reichsten Erfolge.

[1]) Vergleiche „Bericht über geologische Untersuchungen in der Provinz Auckland“ in den Sitzungsberichten der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien, XXXVII. Band, Seite 123.

Gegen Ende Februar traf ich die nöthigen Vorbereitungen dazu. Capitän Drummond Hay, bekannt als einer der besten Kenner der Maori-Sprache, wurde im Auftrage des Gouverneurs mein Reisemarschall und Dolmetsch. Die Provinzial-Regierung aber erfüllte auf das Zuvorkommendste meinen Wunsch, einen Photographen und für meteorologische Beobachtungen, so wie zu anderweitiger Aushülfe beim Sammeln und Zeichnen einen Assistenten auf der Reise mitzugeben. Letzterer fand sich in einem jungen, sehr bereitwilligen und brauchbaren Deutschen, Herrn Koch, ersterer in dem Photographen Herrn Hamel. Außerdem wurden ein Diener, ein Koch und fünfzehn Eingeborene zum Tragen des Gepäckes aufgenommen.

So brach ich in Begleitung meines Freundes Haast, aufs Beste mit allem ausgerüstet, was für eine lange Fußreise in wenig bevölkerte Gegenden und für nächtliches Campiren im Freien nothwendig war, mit Empfehlungsschreiben von Seite des Gouverneurs an die einflußreichsten Häuptlinge versehen, am 6. März mit meiner zahlreichen Gesellschaft von Auckland auf, zunächst nach Mangatawhiri am Waikato, dem, aus dem Herzen der Insel strömenden Hauptflusse Neu-Seeland's. Ich fuhr in den Canoes der Eingeborenen den Waikato, dann dessen Nebenfluß, den Waipa aufwärts und wandte mich von der Missionsstation am Waipa-Flusse westlich, um die Häfen Whaingaroa, Aotea und Kawhia an der Westküste zu besuchen. Von Kawhia aus ging ich wieder landeinwärts durch die obere Waipagegend nach dem Mokau-Districte. Von da kam ich, zahlreiche Urwaldketten übersteigend, nach dem Quellengebiete des Wanganui-Flusses im Tuhua-District und erreichte am 14. April den majestätischen, von den großartigsten Vulcankegeln umgebenen Taupo-See. Hier war ich im Herzen des Landes, am Fuße des dampfenden Tongariro-Vulcanes und seines erloschenen, mit ewigem Schnee bedeckten Nachbarn, des 9200 Fuß hohen Ruapahu. Am südlichen Ende des Sees liegt ein Missionshaus, wo ich die gastfreundlichste Aufnahme fand, während meine Maori's in dem benachbarten Dorfe Pukawa von dem großen Maorihäuptling Te Heuheu nach üblicher Landessitte gastlich bewirthet wurden. Nachdem ich die Karte des Sees entworfen und die vielen heißen Quellen an seinem Ufer untersucht hatte, folgte ich beim Ausflusse des Waikato aus dem See dem höchst merkwürdigen Zuge kochender Quellen, Solfataren, Salsen und Fumarolen, welche in nordöstlicher Richtung zwischen dem thätigen Krater des Tongariro und dem noch

thätigen Inselvulcan Whakari oder White Island an der Ostküste liegen. Zu längerem Aufenthalte gab die, auf dieser Linie liegende „Seegegend" Veranlassung, wo am Rotorua-See, am Rotoiti und am Rotomahana oder warmen See die "ngawhas" und „puias" von Neu-Seeland, d. h. kochende Sprudel und Geyser mit Kieselsinter-Absätzen, wie auf Island, ihre großartigste Entwicklung zeigen. Ich halte diese Gegend für das merkwürdigste und ausgedehnteste heiße Quellengebiet der Erde, welches man kennt, selbst Island nicht ausgenommen.

Anfangs Mai erreichte ich die Ostküste bei Maketu, folgte der Küste bis zum Tauranga-Hafen, ging von da landeinwärts nach dem Waiho-Thale oder dem Thale der neuseeländischen Themse und kam beim Maungatautari wieder zum Waikato-Flusse. Ich durchwanderte noch die fruchtbaren Gefilde des mittleren Waikato-Beckens bei Rangiawhia, dem Mittelpunkt der Maori-Niederlassungen, stattete dem Maorikönig Potatau te Wherowhero in seiner Residenz Ngaruawahia beim Zusammenflusse des Waikato und Waipa einen Besuch ab und kehrte auf dem Waikato über Mangatawhiri gegen Ende Mai wieder nach Auckland zurück.

Die Resultate dieser fast dreimonatlichen Expedition waren für mich in jeder Beziehung befriedigende. Das Wetter hatte mich glücklicher Weise sehr begünstigt, so daß ich keine allzugroßen Schwierigkeiten fand, obwohl uns der Weg durch gar manche sumpf-, fluß- und urwaldreiche, schwer zugängliche Gegend führte. Da meine Reise gerade in die neuseeländische Herbstzeit fiel, nach der Kartoffel- und Weizenernte, so war auch kein Mangel an Lebensmitteln. Wir waren auf den, im Innern des Landes zerstreut liegenden Missionsstationen auf das herzlichste aufgenommen und selbst die eingeborenen Häuptlinge ließen es sich nicht nehmen, den Te Rata Hokiteta, wie ich in der Maorisprache genannt wurde, und dessen Begleiter in ihren Pah's mit allen Ehren zu empfangen und auf das gastfreundlichste zu bewirthen. Meine Maori's hatten sich vortrefflich benommen, sich jederzeit willig und bereit und stets voll guten Humors gezeigt, und da ich auch von meinen Freunden Haast, Hay, Koch und Hamel aufs eifrigste unterstützt wurde, so waren die Erfolge in jeder Richtung so günstig als ich sie nur erwarten konnte. Ein ansehnliches geographisches, geologisches, botanisches und zoologisches Material befand sich in meinen Händen; eben so hatte sich für ethnographische Studien reichlich Gelegenheit geboten.

Mein Hauptaugenmerk war jedoch stets auf die Geographie und Geologie des Landes gerichtet gewesen. Um geologische Aufzeichnungen machen zu können, war ich genöthigt, gleichzeitig topographisch zu arbeiten, denn, was auf einzelnen Karten vom Innern des Landes dargestellt war, beruhte nicht auf wirklichen kartographischen Aufnahmen, sondern es waren Einzeichnungen, die nach Berichten von reisenden Missionären und Beamten, oder höchstens nach flüchtigen Skizzen, welche der eine oder andere Reisende mitgebracht hatte, gemacht worden waren. Die Kartenskizze, welche ich von der Colonial-Regierung zu meiner Orientirung erhielt, gab nur Anhaltspunkte für die Küste und war schon wenige Meilen von Auckland nicht viel mehr, als ein weißes Stück Papier. Ich hatte deßhalb schon vom Beginne der Reise an ein Triangulationssystem mittelst Azimuthcompasses, basirt auf die nautische Küstenaufnahme von Capitän Drury, adoptirt, und führte dasselbe unter thatkräftiger Mitwirkung meines Reisegenossen Drummond Hay von der Westküste nach der Ostküste durch. Die Eingeborenen, welche sonst englischen Provincial-Ingenieuren, sobald diese auf einem, von der Regierung nicht gekauften Terrain mit Meß- und Beobachtungsinstrumenten erscheinen, in ihrem gründlichen Mißtrauen gegen die Landspeculationen der Regierung die größten Schwierigkeiten in den Weg legten, ließen mich ungestört gewähren. Sie wußten, daß ich ein Fremder sei, der nur kurze Zeit im Lande bleibe, und halfen sogar auf jegliche Weise, damit ich in meiner Heimat recht viel Schönes über ihr Land erzählen könne. Die Häuptlinge machten nach allen merkwürdigen Punkten selbst die Führer, erstiegen mit mir die Berggipfel, von wo ich meine Beobachtungen machte, nannten mit größter Bereitwilligkeit die Namen der gesehenen Berge, Flüsse, Thäler und Seen und erklärten nach ihrer Art die Geographie der Gegend. Ich sammelte meinerseits mit Sorgfalt alle Bezeichnungen der Eingeborenen, und glaube auf diese Weise manchen schönen und charakteristischen Maorinamen ewiger Vergessenheit entrissen zu haben. Die Terrainverhältnisse skizzirte ich immer gleich an Ort und Stelle und so brachte ich ein Material von der Reise zurück, nach welchem ich noch in Auckland selbst eine toporaphische Karte der südlichen Theile der Provinz im großen Maßstabe entwarf, es der besseren Muße späterer Tage überlassend, diesen provisorischen Entwurf einer sorgfältigen Revision zu unterziehen.

Für die während der Reise gemachten Barometermessungen dienten als correspondirende Angaben die Beobachtungen auf dem Royal Engineer's Observatory in Auckland, deren Tabellen mir Herr Oberst Mould freundlichst überließ.

Außerdem muß noch eine große Anzahl von Zeichnungen und Photographien erwähnt werden, welche von den Expeditionsmitgliedern ausgeführt wurden, so wie sehr werthvolle Landschaftsskizzen, welche Herr Heaphy für mich entwarf.

Nun blieb aber noch ein sehr interessantes Gebiet in der Nähe von Auckland zur Untersuchung übrig, nämlich die Cap Colville-Halbinsel an den östlichen Ufern des Hauraki-Golfes. Die Entdeckung von Gold in der Nähe des, an dieser Halbinsel gelegenen Coromandel-Hafens hatte vor mehreren Jahren großes Aufsehen gemacht. Ich benützte deßhalb noch einige schöne Tage im Monat Juni zum Besuche dieser Goldfelder. Ein weiterer Besuch der Kupferminen auf Great Barrier Island und auf der Insel Kawau, den ich beabsichtigt hatte, wurde leider durch schlechtes Wetter vereitelt.

Damit war mein Aufenthalt in der Provinz Auckland seinem Ende nahe gekommen. Auf den Wunsch der Mitglieder des Mechanic institute hielt ich noch vor meiner Abreise im Saale der Gesellschaft am 24. Juni 1859 einen Vortrag über die geologischen Verhältnisse der Provinz, in welchem ich die Hauptresultate meiner Untersuchungen zusammenfaßte und durch die bis dahin fertig gewordenen Karten, Pläne, Zeichnungen und Photographien, welche bei dieser Gelegenheit ausgestellt waren, erläuterte. Da mir Zeit und Umstände umfassendere Ausarbeitungen nicht erlaubten, so war es dieser Vortrag, welchen ich zugleich als Bericht über meine Arbeiten der Colonial- und Provinzial-Regierung übergab. Das Ordnen und Verpacken der Sammlungen, das Zeichnen der Karten verzögerte meine Abreise noch um einige Wochen, und nach den Tagen der Arbeit folgten für mich noch nicht minder unvergeßliche Tage geselliger Freude und festlicher Weihe, ehe ich von den Bewohnern von Auckland ganz Abschied nahm. Tausende von Andenken an Neu-Seeland waren in meinen Händen. Meine Sammlungen enthielten Schätze aller Art, die mir die Berge und Wälder Neu-Seelands unvergeßlich machen. Aber ich sollte den liebenswürdigen Bewohnern Aucklands auch noch für ein besonderes Erinnerungs-

zeichen an ihre Freundlichkeit und Großmuth zu danken haben. Am 24. Juli wurde mir bei festlicher Gelegenheit im Namen der Bevölkerung der Provinz eine, in nur allzuschmeichelhaften Worten abgefaßte Adresse überreicht, begleitet von einem kostbaren Ehrengeschenke (testimonial). Mögen meine Freunde auf der andern Seite der Erde mir vergönnen, ihnen nochmals herzlich zu danken für die schöne Gabe und für die Ehren, mit welchen sie mich so unverdientermaßen überhäuften, und mögen sie in dem Versuche, ihnen die Resultate meiner Forschungen, welche sie so großartig unterstützten, in einem besonderen Werke vollständiger und ausführlicher zu geben, zugleich mein Bemühen erkennen, eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen.

Leider konnte ich aus Mangel an Zeit die freundlichen Einladungen nach Wellington, New-Plymouth (Provinz Taranaki) und Ahuriri (Provinz Hawkesbai) zu einem längeren Aufenthalte daselbst und zur Durchforschung dieser Provinzen nicht mehr annehmen. Eben so mußte ich die liebenswürdige Aufforderung des Gouverneurs, ihn auf einer Reise nach den südlichen Häfen an Bord der englischen Kriegsfregatte Iris zu begleiten, dankend ablehnen; dagegen folgte ich einer früheren Einladung des Superintendenten der Provinz Nelson, indem mir ein, wenn auch nur kurzer Besuch der Mittelinsel von besonderer Wichtigkeit schien. Es lockte mich nicht allein der schöne Name eines Gartens von Neu-Seeland, mit welchem Nelson bezeichnet wird, sondern noch mehr die Mannigfaltigkeit der Mineralschätze, wie Kupfer, Gold, Kohlen, welche dieser Provinz den Ruf der Haupt-Mineral- und Metallgegend Neu-Seelands verschafft hatten. Und wie konnte ich nach Europa heimkehren, ohne die gewaltigen Ketten der südlichen Alpen und ihre mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel gesehen zu haben?

Am 28. Juli schiffte ich mich daher an Bord des Dampfers „Lord Ashley“ nach der Cookstraße ein. Die Fahrt gab mir, da der Dampfer bei New-Plymouth anlegte, und, bevor er in die Blind-Bai einfuhr, noch vor Wellington ankerte, Gelegenheit, diese Punkte, wenn auch nur flüchtig, zu besuchen. So hatte ich am 30. Juli den herrlichen Anblick des 8.270 Fuß hohen Tarnaki-Berges (Mount Egmont) und konnte an den Zuckerhutfelsen der Taranaki-Küste die Trachytlaven dieses regelmäßigsten aller Vulkankegel Neu-Seelands studiren. Nach stürmischer Fahrt durch die Cookstraße landeten wir am 1. August in Wellington und kamen am 3. August in Nelson an.

Ich wurde von den Bewohnern von Nelson, welche schon, als die Novara noch im Hafen von Auckland lag, die Mitglieder der Expedition in so gastlicher Weise eingeladen hatten, auf das theilnehmendste empfangen.

Die Provincial-Regierung, unter der Leitung des vortrefflichen Superintendenten Herrn J. P. Robinson, hatte bereits alle nöthigen Anordnungen getroffen, um mir die vollste Benützung meiner Zeit für geologische Untersuchungen möglich zu machen und stellte mir den Dampfer „Tasmanian Maid" zur Verfügung, um rasch nach einander die wichtigsten Formationen an den Ufern der Blind- und Golden-Bai untersuchen zu können.

Das geologische Feld, welches ich hier auf der Mittelinsel betrat, war im Vergleich zur Nordinsel ein völlig neues. In 5000 bis 6000 Fuß hohen, während des Winters tief herab mit Schnee bedeckten Gebirgsketten senden die südlichen Alpen in der Gegend von Nelson ihre Ausläufer bis an die Cookstraße. Alte krystallinische Gesteine, Granit und Gneiß, Glimmer- und Hornblendeschiefer, Quarzite und Urthonschiefer setzen die westlichen Gebirgsketten zusammen, während sedimentäre Sandsteine, Kalke und Schiefer in steil aufgerichteten Schichten die östlichen Bergketten bilden. Zwischen diesen älteren Formationen aber liegen beckenförmig in den Niederungen und Thälern jüngere, Braunkohlen führende Schichtensysteme.

Das herrlichste Wetter bewährte vollkommen den Ruf des gepriesenen Nelson-Klimas und meine ersten Ausflüge eröffneten mir ein so interessantes und wichtiges Gebiet der Forschung, daß ich mich gerne entschloß, meinen ursprünglich nur für einen Monat festgesetzten Aufenthalt bis Ende September zu verlängern. So war es mir möglich, die verschiedenen Gold- und Kohlenfelder in der Nähe von Nelson, so wie die Kupferminen der Dun Mountains einer näheren Untersuchung zu unterwerfen und wenigstens die nördlichen Theile der Provinz geologisch in eine Karte zu bringen.

Das Resultat der Untersuchungen in Betreff des gerühmten Mineralreichthums dieser Provinz war im Ganzen ein sehr günstiges. Zwar konnte ich den sanguinischen Glauben einiger Bergbauunternehmer, an die unerschöpflichen aber noch verborgenen Kupferschätze der Dun Mountains nicht bestätigen, dagegen zeigte sich neben den sparsamen Kupfererzen ein Reichthum an Chromerz, der eine Ausbeute im großen Maßstabe möglich macht.

Vor allem aber waren es die Goldfelder des Aorere- und Tetakaka-Thales an der Golden-Bai, deren bisherige Ausbeute und deren Natur mich überzeugten, daß hier bei größerer, planmäßiger Arbeit mit mehr Capital, reichlicher Gewinn zu erwarten stehe, und daß die Entdeckung dieser ersten neuseeländischen Goldfelder nur als Anfang von weiteren Goldentdeckungen längs der ganzen, die Mittelinsel durchziehenden Gebirgskette zu betrachten sei; Entdeckungen, welche, wenn sie auch nicht gerade californischen oder australischen Goldreichthum nachweisen, doch Neu-Seeland mehr und mehr einen wichtigen Platz in der Reihe der Goldländer der Erde verschaffen werden. Endlich zeigte sich, daß in der Provinz Nelson, neben ähnlichen Braunkohlenablagerungen, wie auf der Nordinsel, auch ältere Kohlen von besserer Qualität vorkommen. Die vortrefflichen, aber wenig mächtigen Kohlenflötze von Pakawau ließen hoffen, daß man an anderen Localitäten vielleicht mächtigere, leichter abbauwürdige Kohlenflötze auffinden werde, und mein Freund Haast hat solche seither auch wirklich am Buller- und Grey-Fluß an der Westküste der Provinz Nelson entdeckt.

Meine Sammlungen bereicherten sich während des Aufenthaltes in der Provinz Nelson in ganz unerwarteter Weise. Vergeblich hatte ich auf der Nordinsel nach Resten der ausgestorbenen Riesenvögel Neu-Seelands, nach Dinornis- und Palapteryx-Knochen, den Moa's der Eingeborenen, gespäht. Um so reicher wurden diese Nachforschungen auf der Mittelinsel belohnt. Die Kalksteinhöhlen des Aorere-Thales öffneten uns reiche Fundstätten dieser merkwürdigen und seltenen Vogelreste. Nicht blos einzelne Knochen wurden durch die Anstrengungen meines Reisebegleiters Haast zu Tage gefördert, sondern sogar mehr oder weniger vollkommen erhaltene Skelete. Dazu kam noch ein äußerst werthvolles Skelet von Palapteryx ingens (Owen), vom Nelson-Museum zum Geschenk gemacht, so daß die Sammlung von Moa-Resten, welche ich nach Wien mitbrachte [1]), kaum den Schätzen des britischen Museums in London an diesen seltenen Reliquien einer untergegangenen Vogelwelt nachsteht.

Dankend muß ich auch erwähnen, wie meine Freunde Dr. Monro, Capt. Rough Travers, Adams, Curtis und viele andere durch Mineralien, Pflanzen und zoologische Gegenstände zur Vervollständigung meiner natur-

[1]) Dieselben befinden sich gegenwärtig in der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien zur freien Besichtigung aufgestellt.

historischen Ausbeute beigetragen haben. Den Herren Campbell und Burnett verdanke ich hübsche landschaftliche und andere Skizzen und der Provincial-Regierung eine Anzahl interessanter photographischer Aufnahmen aus der Umgegend von Nelson.

Nur ungern verließ ich ein Land, wo noch so viel Neues zu entdecken, so viel Unbekanntes zu erforschen übrig blieb. In die höheren und entfernteren, noch nie von einem menschlichen Fuß betretenen Regionen der Neu-Seeland-Alpen war mir nicht mehr vergönnt einzudringen. Aus weiter Ferne sah ich vom Rotoiti-See aus [1]), dem südlichsten Punkte, welchen ich auf der Mittelinsel erreichte, die gewaltigen, mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Hochgipfel der südlicheren Gebirgsketten mir entgegenleuchten. Ich durfte die Großartigkeit und Majestät jener Gebirge nur ahnen, welche mein Freund und Reisebegleiter J. Haast in den Jahren 1860 und 1861 unter unsäglichen Schwierigkeiten und Entbehrungen, aber zum Ruhme deutscher Ausdauer und deutschen Muthes, so wie zur Ehre deutscher Wissenschaft so erfolgreich durchforscht hat.

Meine Zeit war bis zum äußersten Termin abgelaufen, ich mußte an die Rückreise nach Europa denken. In meiner Vorlesung über die Geologie der Provinz, welche ich am 29. September in Nelson hielt, faßte ich die Resultate meiner Beobachtungen kurz zusammen. Eine Abschrift dieses Vortrages nebst einer Copie meiner geologischen Karte übergab ich als vorläufigen Bericht an die Provincial-Regierung von Nelson und an die Colonial-Regierung von Auckland.

Auch den Bewohnern von Nelson habe ich für zahlreiche Aufmerksamkeiten und zarte Ueberraschungen, namentlich aber für die ehrenden und freundlichen Worte meinen gefühltesten Dank zu sagen, welche den Inhalt einer Adresse bilden, die mir am Schlusse jener Vorlesung überreicht wurde und die von einem sinnigen, schönen Geschenk von kostbaren Proben aus den Goldfeldern Nelsons in einem, aus verschiedenen Holzarten Neu-Seelands kunstvoll gearbeiteten Kästchen begleitet war.

Am 2. October 1859 schiffte ich mich an Bord des Dampfers „Prince Alfred" nach Sydney ein. Nach kurzem Aufenthalte in der Hauptstadt der Colonie Neu-Süd-Wales begab ich mich nach Melbourne, besuchte von dort die bedeutendsten Goldfelder der Colonie Victoria und trat endlich Mitte

[1]) Lake Arthur.

November die Rückreise über Mauritius und durch das rothe Meer nach Europa an." —

---

So weit der Bericht des Geologen der Expedition über seine Untersuchungen auf der Antipoden-Insel [1]), während die Novara der Heimat zusteuerte. Die Fahrt nach dem Gesellschafts-Archipel, welche anfänglich einen raschen Verlauf zu nehmen schien, wurde bald durch anhaltende, ungünstige Winde bedeutend verzögert, und während wir einerseits nur sehr geringe Strecken zurücklegten, genossen wir andrerseits nicht einmal das Behagen eines heiteren sonnigen Himmels, sondern hatten fortwährend nur den traurigen Anblick von Böen und trübem, neblichtem Wetter. Auch die naturhistorische Ausbeute war während dieser Reise sehr gering, und selbst der wichtigste Fang, ein 6 Fuß 3 Zoll langer, 174 Pfund schwerer Hai, war weit mehr eine Belustigung für die Matrosen, als ein wissenschaftlicher Gewinn.

Das einzige interessante Ereigniß während der ganzen Fahrt, welches auf die Meisten einen nachhaltigen Eindruck machte, war das Durchschreiten des 180. Längengrades vom Meridian von Greenwich am 10. Jänner gegen 11 Uhr Nachts, so daß wir uns nun wieder in westlicher Länge befanden. Es rief unter den Matrosen kein geringes Erstaunen hervor, als plötzlich ein Tagesbefehl erschien, nach welchem angeordnet wurde: „Montag, der 10. Jänner, sei in allen Journalen und Berechnungen zweimal, d. h. an zwei aufeinander folgenden Tagen zu zählen, um zu verhindern, daß wir bei unserer Rückkehr nach Europa ein Datum führen, welches nicht mit dem dortigen übereinstimmt, sondern um einen Tag im Kalender voraus ist" [2]).

[1]) Seitdem hat Herr Dr. Hochstetter über die Resultate seiner Forschungsreise auf der Antipoden-Insel in einem prachtvoll ausgestatteten Werke: Neuseeland. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung 1863, so wie in den Novara-Publicationen (Geologischer Theil, I. Band, Wien, 1864) umfassenden Bericht erstattet.

[2]) Die erste Reise um die Erde wurde durch Magelhaens unternommen, welcher mit seinem Geschwader San Lucar de Barrameda am 20. September 1519 verließ und von Osten nach Westen segelte. Als beinahe drei Jahre später eines der Schiffe, die Victoria, auf ihrer Rückkehr an der Cap Verdischen Insel Santiago anlegte, entdeckten die spanischen Seefahrer, daß die Portugiesen bereits Donnerstag den 10. Juli 1522 zählten, während es nach ihrer Rechnung erst Mitwoch der 9. Juli sein konnte. Die Kunde, daß ihnen ein Tag fehle, versetzte die frommen Seeleute in große Bestürzung, weil sie die Marientage falsch gefeiert und an Fasttagen Fleisch genossen hatten! Bei ihrer Rückkunft nach Spanien wollte man an den verlorenen Tag nicht glauben, sondern beschuldigte sie eines Versehens in der Zeitrechnung. (Man meinte nämlich, sie hätten den Schalttag des Jahres 1520 übergangen.) Peter Martyr sprach darüber mit dem berühmtesten der damaligen venetianischen Gesandten. Contarini errieth sogleich den Zusammenhang, daß die Victoria, mit der Sonne um die Erde sich bewegend, nothwendig einen Tagesabschnitt hätte versäumen und umgekehrt einen hätte gewinnen müssen, wenn sie in der Richtung von West nach Ost, der Sonne entgegen, um die Welt gesegelt wäre. Peter Martyr blieb noch zweifel-

Da diese, bei einer Umsegelung der Erde von Westen nach Osten ganz natürliche Erscheinung gleichwohl manchem Leser seltsam und bedenklich vorkommen dürfte, so wollen wir auf dieselbe etwas umständlicher eingehen.

Fährt man nämlich mit einem Schiffe von West nach Ost um die Erde, so geht man der von Ost nach West sich bewegenden Sonne entgegen. Steuert also das Schiff in einer gewissen Zeit um 5 Grad in der Länge von West nach Ost, so hat es einen Weg zurückgelegt, welcher dem 72. Theil des Umkreises der Erde gleichkommt, oder, nachdem die ganze Umdrehung in 24 Stunden vor sich geht, 20 Minuten Zeit beträgt. Haben wir also um Mittag einen Ort verlassen, um gegen Ost einen anderen zu erreichen, dessen Meridian 5 Grade vom ersteren abweicht, so werden wir am letzteren Orte um 20 Minuten früher Mittag zählen als am ersteren, wohin die Sonne erst nach dieser Zeit gelangt. Beträgt der Unterschied der beiden Meridiane 15 Grade, so werden wir am zweiten Orte um Eine Stunde früher Mittag haben, als am ersteren. Und zählt man endlich einen Meridianunterschied von 180 Graden und hat die halbe Erdkugel umschifft, so haben wir gerade um 12 Stunden früher Mittag als am ersten, westlich gelegenen Orte, an dem es nun eben Mitternacht ist und wo sich die Sonne erst nach 12 Stunden im Mittag befinden wird. Diese Verschiedenheit der Tageszeiten im nämlichen Augenblicke an verschiedenen Orten tritt am frappantesten bei der Benützung des Telegraphendrahtes hervor, wo es, je nach der geographischen Position des Ortes, wohin man eine Nachricht zu senden wünscht, geschehen kann, daß eine telegraphische Depesche scheinbar um 6 und mehr Stunden früher ankommt als sie abgeschickt wurde.

Indem wir von West nach Ost segelten, zählten wir, am 180. Grade der Länge vom Greenwich-Meridian angelangt, das nämliche Datum, den 10 Jänner, wie in Greenwich, während es auf der dortigen Sternwarte gerade Mitternacht war und eben erst dieses Datum zu gelten begann. Wir überschritten aber jetzt den Meridian von 180 Graden, und hätten wir an dem folgenden Mittag den 11. Jänner gerechnet, so wäre im Augenblicke dieses Mittages (wegen der gegen Ost fortgesetzten Bewegung) in

haft, während andere über diese Erklärung sich belustigten, obgleich schon längst die Begebenheit im voraus angekündigt worden war. Lag nun hier der erste sinnliche Beweis von einer kugelförmigen Gestalt der Erde vor, so führte das Bedürfniß, die Welttheilungslinie zwischen Spanien und Portugal zu bestimmen, zum Nachsinnen nach neuen Methoden zur Auffindung der irdischen Längen. Siehe des geistvollen Dr. Oskar Peschel eben so anziehendes als gelehrtes Werk: Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Stuttgart, J. G. Cotta. 1858. S. 614 bis 674.

Greenwich noch nicht Mitternacht, d. h. noch nicht der 11. gewesen. Wir bequemten uns daher mit Europa, oder vielmehr mit der genannten Sternwarte gleiches Datum zur Mittagszeit anzunehmen. Später näherten wir uns wieder mehr und mehr dem Meridian von Greenwich, stimmten daher allmählig auch während der übrigen Stunden des Tages mit dem Datum überein, bis wir endlich wieder mit Greenwich gleiche Zeitrechnung führen konnten. Im Allgemeinen zählt man also, von West nach Ost steuernd, einen Tag mehr, und umgekehrt von Ost nach West fahrend, einen Tag weniger. Man könnte zwar diesen Tag erst nach vollbrachter Erdumseglung einbringen oder ausgleichen, dann würde man aber ungleiches Datum mit allen jenen Orten zählen, welche mit Europa in dieser Beziehung gleich bleiben[1]).

Durch diese Zählung des Datums nach einem und demselben Meridian kommen namentlich diejenigen Menschen in Verlegenheit, welche auf Inseln wohnen, die unterm 180. Grade der Länge von Greenwich, d. h. unterm Antipoden-Meridian liegen. Wollten diese genau vorgehen, so müßten zwei Nachbarn, deren Hütten Ost und West vom ersten Antipoden-Meridian liegen, verschiedene Datum rechnen. So müßte man auf einer Insel östlich vom ersten Antipoden-Meridian den 10., und im selben Augenblicke auf der westlich gelegenen Insel den 11. Jänner zählen, obgleich beide Eilande vielleicht nur wenige Meilen von einander entfernt sind[2]).

Indeß hält man sich, so lange der Unterschied nicht gar zu groß ist, an eine conventionelle Zählung und nimmt für zusammengehörige Inselgruppen ein und dasselbe Datum an. Ohnedies dürfte es den braunen Bewohnern der Inselgruppen des großen Oceans ziemlich gleichgültig sein, ob sie mit Greenwich im Datum zu einer gegebenen Stunde des Tages übereinstimmen oder nicht.

[1]) Man mag sich diese Erscheinung auch dadurch erklären, daß die Tageslänge durch die Umdrehung der Erde bedingt wird, wodurch der gestirnte Himmel in 24 Stunden von Ost nach West sich zu bewegen scheint. Fährt man nun in der Richtung dieser Rotation, also von West nach Ost um die Erde, so hat man gleichsam für sich eine dieser Rotationen gemacht, daher einen Tag von 24 Stunden mehr gehabt, wenngleich die verlebten Tage im Verhältnisse des Fortschreitens von West nach Ost kürzer waren. Umgekehrt werden die Tage bei einer Reise von Ost nach West im selben Verhältnisse länger, so daß man einen Tag weniger zählen muß, als wenn man an einem und demselben Orte geblieben wäre.

[2]) Steen Bille erzählt, daß er, als er von Tahiti absegelte, Freitag den 18. December schrieb; auf der benachbarten Insel Borra-Borra rechnete man dagegen bereits den 19. December. Auf Tahiti hatte die Zeitrechnung mit der seinigen noch gestimmt, aber angeblich nur zufolge einer Veränderung, welche man erst wenige Wochen zuvor getroffen hatte. Die Zeitrechnung auf den verschiedenen Inseln der Südsee hängt ausschließlich davon ab, ob die ersten Seefahrer, welche den christlichen Kalender daselbst einführten, von Ost oder von West gekommen sind.

Am 4. Februar meldeten die Ausluger von der Höhe der Masten „Land in Lee". Es war die kleine Insel Tubuai vom Rorutu-Archipel, dessen Bewohner dermalen angeblich gleichfalls unter französischem Protectorate stehen.

Am 11. Februar kamen wir endlich in Sicht von Tahiti und dem gegenüberliegenden Eimeo oder Morea und lavirten an der letzteren Insel so nahe vorüber, daß ihre merkwürdigen zackigen Formen, ihre senkrecht abfallenden Felswände, ihre kraterähnlichen Einsenkungen und die dichten, dunklen Wälder ihrer Thäler ganz deutlich hervortraten. Viele der hoch emporragenden Bergspitzen und Felsabhänge hatten das Ansehen kolossaler, mit Thürmen, Zinnen und Schießscharten versehener Burgruinen. Gegen vier Uhr Nachmittag lagen wir vor Papeete. Die Einfahrt in den, von einem Korallenriffe umgebenen und durch diesen gebildeten Hafen ist ungemein schmal und bietet für eine Fregatte ein sehr beschränktes Fahrwasser von kaum einer halben Kabellänge. Da sich kein Pilotenboot zeigte, so wurde ein blinder Schuß gemacht und die Pilotenflagge gehißt, worauf ein kleines Fahrzeug aus dem Hafen kam und den verlangten Piloten an Bord absetzte. Um sechs Uhr Abends ankerten wir in 11 Faden schlammigem Grund. Im Hafen lagen drei Wallfischfänger, ein französisches Transportschiff und der Aviso-Dampfer Milan, welcher Sydney 12 Tage vor uns verlassen hatte, drei Tage in Neu-Caledonien verweilte und von da (von seiner Dampfmaschine nur im dringendsten Falle Gebrauch machend) nicht weniger als 54 Tage zur Fahrt nach Papeete benöthigte. Wir hißten die französische Protectoratsflagge am Großmast (welche uns der Adjutant des Gouverneurs zu diesem Behufe an Bord gebracht hatte), und salutirten die Stadt mit den üblichen 21 Kanonenschüssen, welche von einer Feldbatterie, die erst am Strande aufgeführt werden mußte, erwiedert wurden. Man wunderte sich, daß wir es gewagt hatten, mit der Fregatte durch den engen verrufenen Canal zwischen Eimeo und Tahiti einzulaufen, welcher fast niemals von größeren Schiffen befahren wird, der aber, wie wir uns eben selbst überzeugten, mit verläßlicher Brise vollkommen praktikabel ist und den Weg nach dem Hafen bedeutend abkürzt.

Mit Genehmigung des Gouverneurs, welcher uns ziemlich freundlich aufnahm (da man in diesen Gewässern noch nichts von der diplomatischen Spannung wußte, welche bei unseren damaligen Antipoden als Prolog

zum späteren Kriege bereits eingetreten war), benützten wir das kleine im Hafen gelegene Inselchen Motu-Uta, um daselbst unsere astronomischen, meteorologischen und magnetischen Beobachtungen ungestört anzustellen. Eine einsame, auf dem Eilande befindliche Holzhütte diente als Observatorium, und zahlreiche schlanke Kokospalmen luden unter ihren luftigen, Erquickung zufächelnden Kronen nach ermüdender Arbeit zur wohligen Ruhe ein. Auf diese reizende, wie ein riesiger Blumenkorb in der Mitte der Bai sich erhebende Insel zog sich einst König Pomare der Zweite zurück, um die heilige Schrift ins Tahitische zu übersetzen. Hier auch war es, — vielleicht in der nämlichen Hütte, welche uns jetzt als Beobachtungsort diente, — wo derselbe König im hohen Alter ganze Tage zubrachte und sich dort zuweilen, der Sage nach, dem Cognactrinken so übermäßig hingab, daß er im berauschten Zustande selbst oft ausgerufen haben soll: „Pomare, dein Puaa (Schwein) würde jetzt eher im Stande sein zu regieren, als du!" —



Rudernde Neuseeländer.



# Tahiti.

## Aufenthalt vom 11. bis 28. Jänner 1859.

Zustand der Insel zu Ende des vorigen Jahrhunderts. — Die Londoner Missionary Society und deren Sendlinge. — Große Sterblichkeit unter der eingeborenen Bevölkerung. — Erstes Erscheinen katholischer Priester in Oceanien. — Französisches Protectorat und dessen Folgen. — Tahitisches Parlament und tahitische Redner. — William Howe. — Adam Kulczycki. — Wissenschaftliche Bestrebungen und Arbeiten. — Katholische Mission. — Der Pré Catalan und die Tänze der Tahitier. — Kriegsgefangene aus Neu-Caledonien. — Pointe Venus. — Guavafelder. — Besuch einer Zuckerpflanzung. — Das Bergfort Fautáua. — See Waiiria. — Volksfest in Faáa. — Ballfest beim Gouverneur. — Königin Pomáre und ihre Beziehungen zu den französischen Behörden. — Gesammtflächenraum der Insel. — Klima. — Vegetation. — Die Kawawurzel und der aus derselben bereitete Trank. — Abnahme des Handels. — Kostspieligkeit der französischen Stationen in Oceanien. — Reform-Projecte. — Englische und französische Colonisations-Resultate. — Zwei Deportirte. — Einer derselben erhält die Erlaubniß zur Mitreise. — Abfahrt. — Der Walfänger Emil Morgan. — Versuch, den Nullpunkt der Declination oder Mißweisung der Magnetnadel aufzusuchen. — Colique vegetale oder endemische Kolik. — Ein Opfer derselben. — Insel Pitcairn. — Eine Dorfgeschichte aus der Tropenwelt. — Ein Fall ohne Unfall. — Die Großraae bricht entzwei. — Humboldt's Strömung. — Ankunft in Valparaiso.

Wohl keine der zahlreichen Inseln des großen Oceans hat in verschiedenen Zeitabschnitten die Aufmerksamkeit und Theilnahme der civilisirten Welt in höherem Grade auf sich gezogen, als das Eiland, in dessen Hafen wir eben Anker warfen. Erst ließen die anmuthsvollen Schilderungen, welche

der unübertroffene Cook von seinem Aufenthalte auf Otaheiti [1]) und dem reinen und beständigen Glücke der dortigen Bewohner entwarf, einen tiefen Eindruck in der Brust des verfeinerten Lesers zurück; später waren es Vorgänge politischer Natur, welche das Interesse der europäischen Gesellschaft auf die ferne Insel und deren Königin lenkten.

Bevor wir eine Beschreibung der dermaligen Verhältnisse Tahiti's versuchen, möge es uns gestattet sein, ein flüchtiges Bild von dem Zustande der Insel zur Zeit des ersten Auftretens englischer Missionäre im Gesellschafts-Archipel zu entwerfen.

Es war im Jahre 1797, ungefähr 18 Monate nach der Gründung der Missionary Society in London [2]), als anfangs März achtzehn Verkünder der evangelischen Glaubenslehre mit ihren Frauen und Kindern am Bord des Schiffes Duff auf Tahiti landeten. Die kleine Gemeinde vertheilte sich über die verschiedenen Inseln und hatte eine Reihe schwerer Prüfungsjahre durchzumachen. Erst um das Jahr 1803 nach dem Tode Pomare's I., der sich von einem Häuptling zum König der Insel erhoben hatte [3]), begann das Christenthum daselbst Wurzel zu fassen und sich auszubreiten. Im Jahre 1812 erklärte sich Pomare des Ersten Sohn und Nachfolger Otu, welcher als Pomare II. den tahitischen Herrscherthron bestiegen hatte, zu Gunsten der christlichen Lehre. Fünf Jahre später war neuerdings eine Anzahl von Missionären in einem Kauffahrer von Neu-Süd-Wales

[1]) Diese ursprüngliche Schreibart des Namens der Insel beruhte auf der Unkenntniß der tahitischen Sprache. Auf die Frage: „Eaha tera fenúa?" (Wie heißt dieses Land?) antworteten die Eingeborenen: „O Taïti óia". Man nahm den Artikel für die erste Sylbe, und nannte die Insel O taïti. Die seither erworbene gründlichere Kenntniß der Sprache hat diesen Irrthum aufgeklärt. Es fehlen nämlich im Tahitischen die Zeitwörter „sein" und „haben". O ist einfach der Nominativ eines Artikels, welcher die Mitte hält zwischen unserem „der" und „die" und sehr häufig dem eigenen Namen des Nachdruckes oder auch des bloßen Wohllautes wegen vorgesetzt wird. O vertritt hier gewissermaßen die Stelle von „es ist". Eine wörtliche Uebertragung aus dem Tahitischen in irgend eine europäische Sprache ist in den meisten Fällen unmöglich. Man findet zuweilen Tahiti auch mit dem Namen: La Sagittaria, King George the Third's island, Nouvelle Cythere und Amat bezeichnet.

[2]) Diese äußerst wohlthätig wirkende protestantische Gesellschaft wurde im September 1795 von einer Anzahl christlich gesinnter Privatmänner gegründet (to spread the knowledge of Christ among heathen and other unenlightened nations), und hat seither die großartigsten Resultate erzielt. An 452 Missionäre und über 700 Katechisten lehren, auf Kosten der Gesellschaft ausgesendet, das Wort des Herrn in den entferntesten, abgeschiedensten Theilen der Erde und gegen 70.000 Pfund Sterling, die Beiträge edler Menschenfreunde, werden von der Gesellschaft jährlich zur Verbreitung des Christenthums unter heidnischen Völkern auf die segensreichste Weise verausgabt.

[3]) Die Entstehung des Namens Pomare, welcher seither der Name der tahitischen Dynastie geworden, ist eine rein zufällige. Otu's Vater reiste einmal in den Bergen und campirte in der Nacht im Freien. Das üble Wetter zog ihm einen heftigen Husten zu, was einen seiner Begleiter veranlaßte, die unter so peinlichen Umständen zugebrachte Nacht Po-Mare zu nennen, das heißt: eine Nacht (po) des Hustens (máre). Dem Häuptling gefiel der Klang dieser Worte so sehr, daß er sich dieselben als Namen beilegte. (Vergl. Ellis Polynesian Researches II, p. 70.)

nach Tahiti gekommen, welche unter anderen Dingen auch eine kleine Buchdruckerei mitgebracht hatten. Es geschah jetzt zum ersten Male, daß die Eingeborenen der Gesellschafts-Inseln den Segen der größten Erfindung aller Zeiten kennen lernten. Am 30. Juni 1817 wurde nach vorhergegangener Anweisung durch die Missionäre vom König Pomare II. der erste Bogen eines Katechismus gedruckt. Noch im selben Jahre gingen 2300 Abdrücke eines ABC-Büchleins aus der Missionspresse von Papeete hervor.

Das nämliche Schiff brachte zugleich das erste Pferd nach der Insel, ein Geschenk des Schiffeigners an König Pomare. Die Eingeborenen konnten sich kaum von der Ueberraschung erholen, die sie empfanden, als sie den Capitän das große stattliche Thier reiten sahen. Bezeichnend ist die Bemerkung, welche bei dieser Gelegenheit Pomare II. fallen ließ. „König Georg von England", sagte er, „reitet auf einem Pferde; König Pomare II., ein noch mächtigerer Herr, setzt sich bei öffentlichen Feierlichkeiten auf den Nacken eines seiner Unterthanen!" —

Die Bestrebungen der protestantischen Missionäre waren von den erfreulichsten Folgen begleitet. Ihnen gebührt das Verdienst, die grausame Sitte der Menschenopfer unterdrückt, Ordnung und Gesetz in die einheimische Regierung gebracht und zahlreiche Laster des gesellschaftlichen Lebens abgeschafft zu haben. Durch ihre Vorstellungen ließ sich Pomare II. bewegen, alle Destilliranstalten, in welchen geistige Getränke fabricirt wurden, so wie den Anbau und die Bereitung der Kawapflanze (Piper methysticum) zu verbieten. Bethäuser und Schulen entstanden, Bibeln und Lehrbücher wurden gedruckt und verbreitet und binnen eines Jahrzehends bekannten sich nicht nur alle Bewohner der Insel zur christlichen Lehre, sondern der größte Theil der jüngeren Bevölkerung hatte zugleich auch im Lesen und Schreiben Unterricht erhalten.

Dieser günstige, sittigende Einfluß der protestantischen Missionäre auf die Urbewohner des Gesellschafts-Archipels war aber leider nicht auch von einer Besserung und Hebung ihres physischen Zustandes begleitet. In Folge früherer Ausschweifungen und des Auftretens gewisser Seuchen und Krankheiten, welche die unzertrennlichen Begleiter der Weißen bei ihrem ersten Contacte mit primitiven Völkern zu sein scheinen, trat eine merkliche Abnahme der Bevölkerung ein. Fast hatte es den Anschein, als seien die Tahitier auf dem Gipfelpunkt ihrer Civilisation angelangt und nach einem

dunklen Naturgesetze, wie so mancher andere farbige Volksstamm verurtheilt, ihre herrlichen Wohnsitze einer thätigeren und entwicklungsfähigeren Race zu überlassen; als sollten sie dem erschütternden Lose verfallen, von der Liste der Völker gestrichen zu werden.

Neununddreißig Jahre waren bereits vergangen, seitdem die englischen Missionäre den Fuß zuerst auf tahitischen Boden gesetzt und das Christenthum daselbst verbreitet hatten, als die ersten katholischen Priester in Oceanien erschienen.

Etienne Rochouse, ein junger Priester der Gesellschaft Picpus [1]), war mit dem Titel eines Bischofs von Nelopolis in partibus zum „Vicaire apostolique de l'Océanie orientale" ernannt worden und schiffte sich nebst vier Missionären [2]) zu Ende des Jahres 1833 in Bordeaux nach Valparaiso ein, wo die geistlichen Brüder am 13. Mai 1834 anlangten. Ihr Plan war, den protestantischen Missionären in ihrem Bekehrungseifer bei einigen Stämmen der Südsee-Inseln wo möglich zuvorzukommen, sich von da bei den Nachbarvölkern auszubreiten und auf diese Weise bis zu den entferntesten Stämmen vorzudringen, in der Hoffnung, „daß alle diejenigen, welche die Ketzerei verführt und gleichsam unter ein eisernes Joch gebracht hatte, sich um so bereitwilliger dem leichten und sanften Joche (joug) der katholischen Doctrine unterwerfen würden" [3]).

Im Jahre 1836 wurde der Katechist Columban Murphy von Valparaiso nach den Sandwich-Inseln gesandt mit dem Auftrage, unterwegs Tahiti zu berühren und an Ort und Stelle über die Möglichkeit der Gründung einer katholischen Missionsstation daselbst nähere Erkundigungen einzuziehen. Es war der erste Repräsentant der römischen Kirche, welcher diese seit neunundreißig Jahren evangelisirte Insel besuchte, und, hingerissen von jenem blinden religiösen Fanatismus, welcher spanische Mönche in den letzten Jahrhunderten so bedauerliche Irrthümer begehen ließ, glaubte Murphy, die Hölle selbst müsse von diesem Ereigniß bewegt und ergriffen sein [4]).

[1]) In Paris im Jahre 1814 gegründet.

[2]) Die vier Missionäre waren: Chrisostome Liansu, François d'Assisse Caret, Honoré Laval und Columban Murphy, ein irländischer Katechist.

[3]) Annales de la propagation de la foi, Nr. 41, p. 31.

[4]) „Il n'est pas étonnant, schreibt Murphy in einem Bericht an seinen Obern, qu'à l'arrivée d'un enfant du Sacré coeur sur cette terre, consacré depuis si longtems au démon, cet ennemi de tout bien ait redoublé de fureur, et que les émissaires protestants aient cru, que je venais renverser leur empire". Vergleiche Annales de la propagation de la foi, Nr. 56, p. 204.

Murphy, oder vielmehr Columban, wie er sich jetzt nannte, reiste in der Eigenschaft eines Zimmermannes, trug einen starken Bart, rauchte ein kurzes Pfeifchen und schien jedem anderen Stande eher anzugehören, als dem eines katholischen Priesters. Obschon unter den einheimischen Autoritäten ernste Bedenken über seinen eigentlichen Beruf herrschten, so erhielt er doch die Erlaubniß, sich auf der Insel aufhalten zu dürfen. Er verweilte zwei Monate lang daselbst und bereitete das Terrain für eine spätere katholische Niederlassung mit großem Eifer vor. Noch im Monat November desselben Jahres kamen zwei andere katholische Missionäre, die Väter Laval und Caret, nach Tahiti. Die Umstände, unter denen sie den Fuß ans Land setzten, erregten den Verdacht der Behörden, so wie der ganzen Bevölkerung. Sie landeten nämlich nicht im sogenannten Wilk's Harbour, dem damals einzigen gesetzlich zugängigen Hafen der Insel, sondern heimlich, auf der entgegengesetzten Seite. Nach einem Landesgesetz sollte aber kein Capitän oder Schiffseigner einen Passagier ohne vorherige Genehmigung der Königin oder des Gouverneurs auf der Insel ausschiffen. Nachdem die beiden katholischen Priester rings um die Insel gegangen und die meisten Dörfer der Eingeborenen der Küste entlang besucht hatten, erreichten dieselben endlich Wilk's Harbour (jetzt Papeete), wo sie bei einem damals als Kaufmann ansässigen Belgier, Namens Moehrenhout, die gastlichste Aufnahme fanden.

Bei einer Unterredung, welche Laval und Caret mit der Königin hatten, bemerkten dieselben, „daß sie blos gekommen seien, das Wort Gottes zu lehren", und beschenkten die damals noch jugendliche, putzsüchtige Pomare mit einem seidenen Shawl. Die Königin schien jedoch nicht auf ihre Wünsche einzugehen, sondern befahl, daß ihnen die Gesetze des Landes vorgelesen werden sollten. Die Priester aber weigerten sich, diese anzuhören und verabschiedeten sich.

Ein Bote wurde hierauf an die beiden Fremdlinge abgesandt mit der Weisung, daß ihnen die Königin nicht erlaube, länger auf der Insel zu verbleiben, und eine ähnliche Mittheilung wurde Mr. Moehrenhout gemacht. Als der Schooner, welcher Laval und Caret gebracht hatte, sich anschickte, wieder unter Segel zu gehen, wurde die Aufforderung an sie, die Insel zu verlassen, in derselben Weise wiederholt. Diese hatten sich aber inzwischen in ein Haus eingesperrt und verweigerten den Eintritt. Der Schooner wurde

vierundzwanzig Stunden länger zurückgehalten, und die Beamten der Königin umzingelten das Haus, den Moment erwartend, wo die beiden Missionäre dasselbe verlassen würden. Allein diese kamen nicht. Die Gerichtsbeamten drangen endlich vom Dach aus in die Wohnung ein und brachten die beiden Priester nebst deren Habseligkeiten mit Gewalt an Bord des Schooners, welcher bald darauf unter Segel ging, und dieselben nach Gambier-Island zurückführte, woher sie zuletzt gekommen waren. Trotz dieses ersten ungünstigen Ausganges kehrte Pater Caret bereits nach sieben Wochen in einer amerikanischen Brigg neuerdings nach Tahiti zurück und zwar diesmal von einem andern Priester, dem Père Maigrat, begleitet. Der Capitän der Brigg, Namens Williams, schrieb an die Königin und bat, die beiden Passagiere landen zu dürfen. Die Antwort war eine abschlägige, und blieb es, trotz wiederholter Vorstellungen von Seiten des Capitäns sowohl, als auch des amerikanischen Consuls Mr. Moehrenhout. Der Capitän ging hierauf nach echter Yankeemanier so weit, die beiden katholischen Missionäre mit Gewalt ans Land zu setzen, mußte jedoch dem besonnenen aber entschiedenen Widerstande der Einwohner weichen, welche in großer Menge ins Wasser wateten und die Landung des Bootes verhinderten. Als selbst dieser letzte Gewaltstreich erfolglos blieb, ging der Capitän endlich wieder unter Segel und führte die beiden Missionäre mit sich fort.

Frankreich, obschon nicht mehr, wie unter Louis XIV., den specifischen Charakter eines katholischen Königreichs zur Schau tragend, sondern, wenigstens dem Rechte nach, eine Freistätte für alle Culten, glaubte sich jetzt gleichwohl bemüssigt, in dieser Angelegenheit mit dem ganzen Ernste einer europäischen Großmacht einzuschreiten, von welcher zwei Unterthanen angeblich mißhandelt worden waren. Zu diesem Zwecke erschien die französische Fregatte Venus unter den Befehlen des Linienschiffs-Capitäns Du Petit Thouars im September 1838 vor Tahiti, um für die den beiden französischen Missionären Laval und Caret zugefügten Mißhandlungen Genugthuung und eine Entschädigung von 2000 spanischen Piastern zu verlangen. Zugleich wurde zwischen der Königin Pomare und der französischen Regierung ein Vertrag geschlossen, nach welchem von nun an alle Unterthanen des Königs der Franzosen die Gesellschafts-Inseln unbehindert besuchen und

bewohnen und gleiche Rechte mit den daselbst angesiedelten Engländern genießen sollten [1]).

Diesem Vertrage fügte der französische Commandant La Place, welcher im April 1839 mit der Fregatte „Artémise", um Ausbesserungen vorzunehmen, im Hafen von Papeete einlief, noch einen Additional-Artikel bei, welchen die Königin und die Hauptchefs der Insel unterzeichneten und in dem die freie Ausübung der katholischen Religion gestattet wurde [2]).

Hätte es bei diesen Demonstrationen von Seite Frankreichs im Interesse der katholischen Kirche und französischer Unterthanen sein Bewenden gehabt, so würde die ganze civilisirte Welt einem Acte ihre Anerkennung nicht versagt haben, welcher, völlig im Einklange mit dem humaneren und aufgeklärteren Geiste unseres Jahrhunderts, für jeden religiösen Cultus und dessen Bekenner ein gleiches Recht fordert.

Allein man begnügte sich nicht mit den gemachten Zugeständnissen und den erwirkten Rechten; man wollte unter dem Mantel eines Kämpen der katholischen Kirche politische Zwecke erreichen; und die Ereignisse, die jetzt folgten, sind eine Reihe von Gewaltthätigkeiten und Demüthigungen, welche dermaßen alles Rechtsgrundes entbehrten, daß sich am Ende die französische Regierung selbst genöthigt sah, die Maßnahmen ihres Bevollmächtigten in Oceanien zu mißbilligen und zu widerrufen.

Im September 1842 kam Du Petit Thouars zum zweiten Male nach Tahiti. Derselbe war jetzt zum Range eines Admirals befördert, und zum Obercommandanten der französischen Stationen in den Südsee-Inseln ernannt worden. Du Petit Thouars hatte bereits von den Marquesas-Inseln für die Krone Frankreichs Besitz ergriffen und schien nun mit ähnlichen Absichten nach Tahiti gekommen zu sein. Dieser zweite Besuch endete, nachdem die Königin und ihr Volk auf die peinlichste Weise vom französischen Admiral gedemüthigt worden waren, mit der Herstellung des französischen Protectorats, welches mehrere Häuptlinge in einem an Louis Philipp gerichteten Documente nachsuchten und das selbst die Königin bewogen wurde zu unter-

[1]) „Ich bin nur Herrscherin", schrieb um jene Zeit die Königin Pomare an Louis Philipp, „über eine kleine unbedeutende Insel. Möge Weisheit, Ruhm und Macht stets mit Eurer Majestät sein. Lassen Sie Ihren Zorn aufhören, und verzeihen Sie den Irrthum, den ich begangen habe."

[2]) Dieser Additional-Artikel lautete: „Le libre exercise de la réligion catholique est permis dans l'île Taiti et dans toutes les autres possessions de la reine Pomare. Les français catholiques y jouiront de tous les privilèges accordés aux protestants, *sans que pourtant ils puissent s'immiscer sous aucun prétexte dans les affaires religicuses du pays.* Fait à Taiti, le 20 Juin 1839".

fertigen. Im November 1843 kam Du Petit Thouars neuerdings nach Papeete und nahm jetzt, als er vom Wohnhause der Königin eine Flagge wehen sah, welche er für die englische hielt, unter dem Vorwande, es sei dies eine absichtliche Beleidigung Frankreichs, die ganze Insel in Besitz. Die tahitische Flagge wurde von französischen Soldaten mit Gewalt entfernt, die französische dafür aufgehißt und Tahiti selbst zur französischen Colonie erklärt. Pomare protestirte gegen diese neue Beschimpfung und Gewaltthat; sie schrieb einen Beschwerdebrief an den König der Franzosen über die Anmaßungen seiner Officiere und erbat sich überdies in einem einfachen aber würdigen Schreiben die Sympathien und die Unterstützung der Königin Victoria von England [1]).

Das gewaltthätige Verfahren des Admirals wurde allerdings von der Regierung Louis Philipp's nicht gut geheißen, Du Petit Thouars zurückberufen, die Inseln Tahiti und Eimeo dem Scepter der Königin Pomare zurückgegeben, aber das Protectorat Frankreichs blieb aufrecht; und so sind die beiden Inseln seither, wenn auch nicht de jure, jedenfalls de facto eine französische Colonie. Die Verwaltung derselben geschieht unter dem maßgebenden Einflusse französischer Autoritäten; Steuern und Abgaben, Ein- und Ausfuhrzölle werden durch französische Beamte eingehoben, und die Königin selbst empfängt ihre Civilliste (25.000 Francs) aus den Händen des „Trésorier et Payeur des Etablissements français en Océanie“ [2]).

So standen die Verhältnisse, als die Mitglieder der Novara-Expedition in Papeete den Fuß ans Land setzten, um sich über die Naturverhältnisse der Insel und den Zustand ihrer Bewohner zu belehren.

[1]) Diese beiden Briefe sind aus Waiáu auf der Insel Raiatea vom 24. September 1844 datirt, wohin Königin Pomare nach den Ereignissen im November 1843 geflüchtet war, und von wo sie erst 1847 wieder nach Tahiti zurückkehrte.

[2]) Nach den Gesetzen des Landes bezahlt jeder verheiratete Bewohner jährlich 1 Franc zur Civilliste; ein Witwer mit einem Kinde 1 Franc; ein Witwer ohne Kinder 2 Francs; ein unverheirateter Erwachsener 2 Francs; ein erwachsenes Mädchen 1 Franc; Knaben unter 16 und Mädchen unter 14 Jahren, so wie Gebrechliche und Arbeitsunfähige leisten keine Beiträge. Dieses ist zugleich die einzige directe Steuer, welche von den Eingeborenen von Tahiti entrichtet wird. Die Einnahmen der Insel sind indeß nicht ausreichend, die Ausgaben der französischen Verwaltung zu bestreiten. — Vor Ankunft der Europäer hatten die Eingeborenen Tahiti's keinerlei Münzen, sondern bedienten sich in allen ihren Transactionen blos der Tauschmitteln. Erst die protestantischen Missionäre führten bis zu einem Betrage von ungefähr 20.000 Gulden Kupfermünzen ein, welche sie in England hatten prägen lassen. Diese Münzen repräsentirten einen Werth von ¼ Penny per Stück. Auf der einen Seite war ein Schiff geprägt, auf der anderen standen die Worte: Copper preferable to paper. Als die Franzosen auf die Insel kamen, warfen sie diese Münzen ins Meer und belegten die Verbreitung derselben mit großen Strafen. Gegenwärtig circuliren blos französische Münzen: toata (Francs) und rena (⅓ Francs).

Papeete oder Papeïti, das seinen Namen von einem Bächlein entlehnt [1]), welches hier ins Meer fließt, liegt im Hintergrunde einer halbmondförmigen Bucht, sieben Meilen westlich von Pointe Venus. Es ist die Hauptstadt der Insel, die Residenz der Königin Pomare, der Sitz der Regierungsbehörden, was allerdings nicht hindert, daß diese Ansiedlung nur sehr bescheidene Dimensionen hat und sich nicht über ein dorfartiges Aussehen erhebt. Die Wohnhäuser der Europäer, größtentheils nur aus Holz construirt und mit Palmenstroh gedeckt, ziehen sich theils längs dem Ufer hin, oder bilden regelmäßige Straßen, doch ragen sie alle mitten zwischen Brotfruchtbäumen, Kokospalmen und Orangenbäumen hervor und ersetzen dadurch an Traulichkeit was ihnen an Stattlichkeit abgeht. Im Süden von der Bucht liegen die umfangreiche Gendarmerie-Kaserne, das protestantische Bethaus [2]) und das Gefängniß [3]), im Osten ist bei der Spitze von Fare-Ute eine Art Schiffswerfte errichtet worden, wo Schiffe bis zu 300 Tonnen Gehalt ausgebessert werden können. Nicht weit vom Ausschiffungsplatz, gegen das Centrum der Ansiedlung, erhebt sich eines der zierlichsten Gebäude Papeete's, in welchem die verschiedenen Vorräthe zum Unterhalt der Truppen aufbewahrt werden. Das Haus des Gouverneurs ist ganz nahe dem bescheidenen Wohnsitze der Königin und von letzterem blos durch eine Gartenhecke getrennt. Sie sind beide äußerst einfach und unansehnlich, aus Holz gebaut und fallen dem Besucher weit weniger auf, als ein anderes großes viereckiges, noch unvollendetes Gebäude aus Stein im orientalischen Style, von einer Kuppel überragt — das Fare-Aporaa oder „Haus der großen Worte“. Hier sollen in Zukunft die Sitzungen der legislativen Versammlung stattfinden, die Gesetze des Landes berathen werden. Seitdem die schützende Hand des französischen Protectors auch über das Wohl der armen Bewohner des Gesellschafts-Archipels wacht, geschieht die Eröffnung des tahitischen Parlaments mit jenem Pomp und jener glanzvollen Aeußerlichkeit, welche die Franzosen selbst auf den urwüchsigen Inseln des stillen Oceans nicht entbehren zu können glauben. Die Königin, begleitet vom Gouverneur, begibt sich mit einem großen Gefolge in den Sitzungssaal und eröffnet in Person die Versammlung, ein Act, welcher der außerhalb harrenden Menge durch einund-

[1]) Von pape Wasser und iti klein.

[2]) Fare-pure, Haus des Gebetes.

[3]) Fare-auri, Haus von Eisen.



Hafen von Papeete (Tahiti).

zwanzig Kanonenschüsse verkündet wird. Die Hauptrolle spielt aber dabei der französische Gouverneur, dem sogar das Recht zusteht, darüber zu bestimmen, ob überhaupt der Zusammentritt der Gewählten des Volkes nothwendig sei oder nicht. Dadurch geschieht es auch, daß manches Jahr das Parlament, wenn es dem Generalgouverneur unbequem ist, gar keine Sitzungen hält. Der Gouverneur erläßt in einem solchen Falle (wie dies gerade auch zur Zeit unserer Anwesenheit geschah) eine einfache Erklärung, „daß der legislativen Versammlung kein Gesetzentwurf vorzulegen sei, daß dieselbe kein Budget zu votiren habe und daß sie daher im weitern Anbetracht der bedeutenden Spesen, welche der Aufenthalt ihrer Mitglieder während der Dauer der Session in Papeete verursacht, für dieses Jahr nicht einberufen werde" [1]).

Die Tahitier besaßen bereits vor Ankunft der Franzosen einen Codex und eine Charte. Die letztere wurde im Jahre 1823 durch protestantische Missionäre nach dem Vorbilde der englischen entworfen und im Jahre 1826 revidirt. Ihr zufolge ist die Krone sowohl für männliche als für weibliche Nachkommen der herrschenden Dynastie erblich. Die Insel wurde darnach in sieben Districte eingetheilt; die gesetzgebende Macht ruhte in einer Versammlung, welche aus vierzehn Mitgliedern, oder zweien aus jedem Districte bestand, die alle drei Jahre vom Volke neu gewählt wurden. Diese Constitution hat unter der französischen Schutzherrschaft wesentliche Abänderungen erfahren und ihre ganze Bedeutung eingebüßt. Es wird zwar auch jetzt noch in der Legislativen lebhaft debattirt und das tahitische Parlament zu Papeete zählt sogar einige ausgezeichnete eingeborene Redner; allein bei der Ab-

[1]) Diese im Französischen und Tahitischen erlassene Kundmachung lautet in ersterer Sprache:

„Sa Majesté la Reine des isles de la Société et son Excellence le Gouverneur des possessions françaises dans l'Océanie,

„Considérant qu'il n'y a pas de projets de loi préparés pour être soumis à la Législative de 1859, et que d'ailleurs cette assemblée n'a pas de budget à voter;

„Prenant en considération les frais considérables que le séjour à Papeete occasionne aux membres de la dite assemblée, pendant la durée des sessions;

„Vue l'article 7 de l'ordonnance du 28 Avril 1847,

Décident:

„L'assemblée législative des Etats du Protectorat ne sera pas convoquée en session pendant l'année 1859." Papeete, le 10 Février 1859. Saisset.

Die in tahitischer Sprache veröffentlichte, gleichlautende Kundmachung ist von der Königin Pomare unterzeichnet. — Ein Tahitier, welcher zugleich Mitglied der gesetzgebenden Versammlung ist, bemerkte gegen uns, als er die obige Verordnung im „Moniteur tahitien" las: „Wer kann denn schon im Voraus sagen, daß es keine wichtigen Fragen zu discutiren gibt?" —

stimmung entscheidet doch weniger die Macht der Ueberzeugung als der Einfluß der französischen Behörden.

Es liegt uns eine höchst merkwürdige Rede vor, die Ravaai, einer der begabtesten einheimischen Sprecher, bei Gelegenheit der Debatte über einen Gesetzentwurf hielt, nach welchem es von nun an gestattet sein sollte, Bier und französische Weine auch an Tahitier ungehindert verkaufen zu dürfen. Mehrere Redner wollten im Hinblick auf das Laster der Trunksucht, welches unter den weiblichen und männlichen Eingeborenen häufig angetroffen wird und so furchtbare Folgen hat, den Verkauf aller Arten von Spirituosen an Eingeborene völlig verboten wissen; Ravaai dagegen sprach sich zu Gunsten des Gesetzes aus und bemerkte unter anderem treffend: „Wenn der Genuß von geistigen Getränken in der That ein Verbrechen wäre, wie Einige behaupten, so würden wir nicht die unter uns lebenden Europäer, unsere Vorbilder in der Civilisation, sich täglich diesem Genusse hingeben sehen; — nur der Exceß, das Aergerniß sind strafbar. Diese wartet ab, um sie zu bestrafen, aber beraubt uns nicht eines natürlichen Rechtes durch ein unnatürliches Verbot. Eure Declamationen über Mord, Feuersbrunst, Verwüstung, welche Ihr als die Folgen des Branntweingenusses bezeichnet, sind nur oratorische Uebertreibungen; die Spirituosen, deren Mißbrauch ich gleichfalls tadle, haben allerdings Unordnungen verursacht, aber diese sind wieder unterdrückt worden, und wenn unsere Insel keine anderen Leiden erfahren hätte, so würden wir uns heute eines günstigeren Zustandes des Gedeihens und der Gesittung erfreuen. Unglücklicher Weise ist dies nicht der Fall! Man spricht uns von Todten, von Verwüstungen! Macht die Runde um unsere Insel. Geht von Mahaena nach Punaruu, von Papenoo nach Taapuna und an viele andere Punkte, steigt in die Berge hinauf bis nach Fautáua; befragt diese traurigen Orte, bethaut von edlem Blut und bedeckt mit Gräbern! Ihr Gräber von Mahaena, sagt, wer hat euch mit Menschenknochen gefüllt? Ist es der übermäßige Genuß von Branntwein oder ist es nicht vielmehr der, Eure Unwissenheit mißbrauchende Fanatismus, welcher Euch treulos die Waffen in die Hand gab! Aber die Gräber sind stumm; und gewisse Personen können sich in diesem Augenblick zu dieser Ruhe Glück wünschen! Wenn Ihr den Verkauf von Spirituosen in Tahiti ernstlich und mit Erfolg verbieten wollt, so beginnt damit, jenen großen Nationen, welche mit denselben Handel treiben und ein Interesse an deren

Verkauf haben, zu verbieten, diese verderblichen Flüssigkeiten auf ihren Schiffen ins Land zu bringen! Aber eure Lungen, arme Tahitier, sind viel zu schwach, als daß Euere Stimme gehört werde in Spanien, in Amerika, in England und in Frankreich! Wohlan denn, so entsagt, so ergebt Euch!" — Das Gesetz ging mit 95 Stimmen gegen 13 durch, und es werden in Folge dessen seither nicht nur französische Weine, sondern auch andere Spirituosen ungehindert und ungestraft an Tahitier verkauft. Bieten doch die Strafgelder, welche die Polizei von Betrunkenen erhebt, eine der ergiebigsten Einnahmsquellen der französischen Verwaltung! —

Unter den in Papeete angesiedelten Fremden sind die Mitglieder der Novara-Expedition besonders dem Herrn William Howe, Mitglied der Londoner Missionsgesellschaft, und dem Herrn Adam Kulczycki[1]), Director der Angelegenheiten der Eingeborenen, vielen Dank schuldig, Männern, von denen sich ersterer während eines zwanzigjährigen Aufenthaltes in Tahiti durch die Verbreitung des Evangeliums und durch die Hebung des sittlichen und religiösen Gefühles seiner kleinen Gemeinde eben so große Verdienste erworben hat, als letzterer durch seine werthvollen Beiträge zur Kenntniß der physischen Beschaffenheit der Insel. Auch der Botaniker und Arzt Dr. Nadaud verpflichtete die Naturforscher durch seine freundliche Begleitung auf ihren verschiedenen Wanderungen, so wie durch Mittheilung seiner werthvollen Erfahrungen, während das schöne, umfassende Werk des Dr. G. Cuzent über Tahiti[2]) beitrug, unsere persönlichen Eindrücke, Erlebnisse und Beobachtungen wesentlich zu ergänzen und zu bereichern. Mr. William Howe, der einzige englische Missionär, welcher noch auf Tahiti lebt, und seit zwanzig Jahren auf den Gesellschafts-Inseln das Wort des Herrn predigt, empfing uns mit großer Zuvorkommenheit, und geleitete uns durch die umfangreichen Missionsgebäude, in denen leider seit dem aufgedrungenen Protectorate der Franzosen die frühere segensbringende Thätigkeit zum größten Theile eingestellt werden mußte. Die Anstalt zur Heranbildung von Lehrern und

[1]) Herr Adam Kulczycki, welcher dermalen auf der Insel mit der Leitung der Angelegenheiten der Eingeborenen betraut und der tahitischen Sprache vollkommen mächtig ist, und sich gleichzeitig mit astronomischen und meteorologischen Beobachtungen, so wie mit geologischen Untersuchungen beschäftigt, befindet sich erst seit siebenzehn Jahren in französischen Diensten und hat, ein Pole von Geburt, in den Freiheitskämpfen seines Vaterlandes eine nicht unbedeutende Rolle gespielt.

[2]) O'Taï (Tahiti) par G. Cuzent, Pharmacien de la Marine etc. etc. Paris, Librairie de Victor Masson, 1861. Es ist dies eine vortreffliche Arbeit, größtentheils auf eigene Anschauung und Forschung basirt und mit viel Umsicht und Geschick redigirt.

Predigern ist gänzlich geschlossen, in der Druckerei, welche früher 10 Setzer und zwei eiserne Handpressen beschäftigte, dürfen dermalen blos religiöse Tractätchen und zwar ausschließlich in tahitischer Sprache gedruckt werden, eine Arbeit, zu deren Ausführung ein einziger Setzer genügt. In der Missionsbibliothek sahen wir mehrere interessante Werke und Manuscripte, meist religiösen Inhalts. Als besonders werthvoll zeigte man uns einige dickbändige Manuscripte über Tahiti, welche den ältesten protestantischen Missionär der Insel, Mr. Orsmond, zum Verfasser haben, der erst im Jahre 1857 auf der Halbinsel starb. Man sagt, daß der frühere belgische und amerikanische Consul in Papeete, Mr. Moehrenhout, dieses auch ins Schwedische übersetzte Manuscript bei der Herausgabe seines Werkes über Tahiti sehr stark benützt habe.

Mr. Howe rühmte die Liberalität des gegenwärtigen Gouverneurs, Mr. Saisset, verglichen mit den Maßnahmen seiner Vorgänger in Betreff der Ausübung des protestantischen Cultus. Sonst, meinte er, durfte er blos in seiner „Chapel" und selbst dort nur in englischer Sprache predigen, während er jetzt auch in anderen Districten, wenn es die Eingeborenen verlangen, Gottesdienst abhalten mag. Auch in Bezug auf die Vertheilung religiöser Tractate und Gebetbücher herrscht gegenwärtig mehr Freiheit, und bei der letzten Rundreise des Gouverneurs nahm dieser selbst 500 Exemplare einer Bibelübersetzung mit, um sie an protestantische Kinder in den von ihm besuchten Districten zu vertheilen. Der Mangel an religiösen Erbauungsschriften war unter den Eingeborenen im Innern so groß, daß selbst katholische Lehrer sich darum bewarben und vorzogen, protestantische Bibeln, als gar keine zu besitzen.

Ist aber auch Mr. Howe von den früher hier ansässigen vierzehn protestantischen Missionären der einzige, dem gestattet wurde auf der Insel zurückzubleiben, so gibt es doch eine große Anzahl einheimischer Lehrer, welche an Sonntagen predigen und Gottesdienst abhalten. Die Kanaken[1]), wie man die Eingeborenen auch zu nennen pflegt, tragen dann ihre Bibel und ihr kleines Gesangbüchlein in einem eigens zu diesem Zwecke aus Palmenstroh geflochtenen Körbchen, ein modernes Erzeugniß tahitischer Industrie, mit ins Bethaus und feiern den Sabbath, namentlich im Innern der

[1]) Kanaka, in der Sprache der Tahitier und der Sandwich-Insulaner gleichbedeutend mit: Mensch.

Insel, mit großer Strenge[1]). Man kann annehmen, daß der größte Theil der Bewohner von Tahiti und Eimeo oder Morea, also gegen 7000 Seelen, sich zum Protestantismus bekennt, während die Zahl der einheimischen Katholiken auf beiden Inseln kaum 100 beträgt. Ungeachtet der vielfachen Begünstigungen, welche die katholische Kirche seit der Aufdringung des französischen Protectorats im protestantischen Tahiti genießt, ist es derselben gleichwohl nicht gelungen, unter den Eingeborenen großen Einfluß und erhebliche Verbreitung zu gewinnen. Der Bischof von Axieri, Monseigneur Florentin Tépano Janssen, welcher in Papeete residirt, ist zugleich der einzige Priester und katholische Lehrer der Ansiedlung. Dieser geistliche Würdenträger muß täglich in einer kleinen ärmlichen Kapelle aus Bambusstäben und Palmenstroh die Messe lesen und hat es noch immer nicht dahin gebracht, die halbvollendete Kirche, welche wie eine moderne Ruine dasteht, ausbauen zu können; die dazu von der französischen Regierung jährlich bewilligten 8000 Francs scheinen mehr beizutragen den Bau zu verzögern, als ihn zu beschleunigen. Auch eine öffentliche katholische Schule gibt es noch nicht in Papeete, ein Mangel, der um so fühlbarer und bedauerlicher ist, als die Mehrzahl der protestantischen Schulen geschlossen werden mußte und nun ein großer Theil der jüngern Generation in völliger Unwissenheit aufwächst[2]). Im Innern der Insel leben in 4 Districten (unter 33) zwei oder drei französische Missionäre, welche den Eingeborenen gleichzeitig Unterricht in der französischen Sprache ertheilen. Es fehlt diesen glaubenseifrigen Männern weder an Thätigkeit noch an den nöthigen Geldmitteln[3]), um das Feld ihrer Bestrebungen zu erweitern, und wenn die katholische Mission in Tahiti keine Fortschritte macht und nach zwanzig Jahren des Bestandes kaum hundert Neophyten zählt, so muß die Erklärung dieser Erscheinung in Umständen gesucht werden, welche weder der hingebende

[1]) Bei einem Gottesdienst, den wir in Mr. Howe's Bethaus beiwohnten, waren fünfzig Mitglieder anwesend. Eine Nichte des Missionärs spielte die Orgel. Auch die Königin und ihre Familie, welche den Geboten der evangelischen Kirche mit ganzer Hingebung gehorchen, wohnen häufig dieser Sonntagsfeier bei.

[2]) Mehrere Mädchen, welche mit der Familie des Mr. Howe leben, sind Katholikinnen, Kinder von wohlhabenden Eingeborenen, die es vorziehen, dieselben in einer protestantischen Schule als gar nicht unterrichten zu lassen.

[3]) Die Erhaltungskosten der katholischen Missionen im östlichen Oceanien betragen jährlich durchschnittlich an 100.000 Francs. Die Société de la propagation de la foi giebt jährlich für katholische Missionen unter heidnischen Völkern 3 bis 4 Millionen Francs aus. Davon kommen auf Oceanien und Australien 4—500.000 Francs.

Eifer katholischer Missionäre noch materielle Unterstützung zu bewältigen vermögen[1]).

Während im Innern der Insel der Sonntag mit großer Strenge gefeiert wird, herrscht in der Hafenstadt an diesem Tage eine große Ausgelassenheit; ja, die französische Behörde ist es, welche sich dabei zum Gelegenheitsmacher hergibt. Denn nirgends begegnet man mehr Zügellosigkeit als auf dem sogenannten Pré Catalan, einer Wiesenfläche, welche sich dicht vor dem Palais des Gouverneurs ausbreitet und eine Dependenz desselben bildet. Hier in Gegenwart französischer Gendarmen und Soldaten, und vor den Augen der Protectorats-Behörden werden, den bestehenden Landesgesetzen entgegen[2]), von eingeborenen, halbtrunkenen Mädchen Tänze der unsittlichsten Art aufgeführt. Man muß den Upa-Upa von frivolen Tahitierinnen mit der ganzen Leidenschaftlichkeit einer sinnlichen Natur haben tanzen sehen, um die Indignation und Beschämung eines nicht französischen Zuschauers zu begreifen. Sonderbarer Weise hat der Upa-Upa oder Hiva eine frappante Aehnlichkeit mit dem Pariser Cancan, höchstens mit dem Unterschiede, daß beim Upa-Upa der graziöse, lebensfrohe Uebermuth der Pariser Tänzer gänzlich wegfällt, und nur eine Reihe plumper, unanständiger Gesten in der verletzendsten Form zur Schau getragen wird. Die auf dem Boden sitzenden Musiker schlagen mit der flachen Hand auf kleine Trommeln (pehu) und geben mit ihren Füßen den Tact dazu. Plötzlich springt eine Tänzerin oder auch ein Tänzer aus dem geschlossenen Kreise, macht eine Anzahl der

[1]) Höchst bemerkenswerth sind in dieser Beziehung die Worte, welche Guizot zu einer Zeit sprach, wo es in Frankreich noch eine Tribüne und ein Parlament gab: Ce qui me frappe, c'est que nos Missionaires ne vont point faire des conquêtes au profit d'une église, déjà puissante; qu'ils n'étendent point la domination d'un gouvernement ecclésiastique. Le missionaire catholique arrive seul, étranger à la situation, aux affections communes des hommes, il est plus propre à acquérir de l'ascendant, que faire naître de la sympathie. Les ministres protestants, au contraire, sont des missions de famille, pour ainsi dire; les païens seront aisément portés à voir des frères dans les missionaires, maris et pères comme eux. Ces missions offrent ainsi l'exemple de la société chrétienne à côté des preceptes de la foi; l'exemple de toutes les relations, de tous les sentiments domestiques, reglés selon la morale de l'Evangile; moyen d'instruction qui n'est pas, à coup sûr, le moins parfait." Discours de Mr. Guizot, dans l'Assemblée générale du 14. Avril 1826.

[2]) In den „Lois revisées dans l'Assemblée Législative au mois de mars de l'année 1848 pour la conduite de tous, sous le Gouvernement du Protectorat dans les terres de la Société" heißt es ausdrücklich: „La danse, dite Upa-Upa, est interdite dans les isles du Protectorat. Les jours de fêtes et de rejouissances publiques on pourra danser, mais sans faire des gestes indécents." — Der Upa-Upa stammt aus jener Zeit, wo die geheime Gesellschaft der Arreois, deren Hauptgrundsätze in Orgien, Polygamie und Kindermord bestanden, auf den meisten Inseln des stillen Oceans ihr Unwesen trieb. Moehrenhout gibt in seinen „Voyages aux isles du grand Océan" (Paris 1837, vol. I, p. 484) eine sehr ausführliche Beschreibung dieser merkwürdigen Secte, welche dermalen durch den beharrlichen Eifer der protestantischen Missionäre von den meisten Inseln Oceaniens verschwunden ist.

wunderlichsten, kühnsten Bewegungen, welche desto mehr belacht und beklatscht werden, je unanständiger sie sind, und mischt sich dann wieder erschöpft und athemlos unter die johlende Menge.

Die tahitischen Frauen haben meist sehr schöne schwarze Haare und auffallend kleine Hände und Füße. Ihre Gestalt überragt durchschnittlich die mittlere Größe der Europäerinnen. Ihr Anzug ist zwar höchst einfach, aber überaus rein und zierlich. Sie hüllen sich in ein langes weites Faltenkleid, was einzelnen Gestalten ein vestalisches Aussehen giebt, und tragen einen Blumenkranz auf dem Kopf oder schmücken das wallende Haar mit den feurigen Blüthen des Hibiscus rosasinensis. Auch verstehen die gefallsüchtigen Tahitierinnen aus den jungen, zarten Blättern der Kokospalme einen ganz besonders zierlichen Kopfputz (rewarewa) zu verfertigen, indem sich in ihren geschickten Händchen die seidenpapierähnliche Epidermis in einen wunderbar feinen, rauschenden Bänderbüschel verwandelt, den sie in höchst idealer Weise in die üppigen Haare stecken.

Die männlichen Eingeborenen sind gleich den Frauen hohe, schlanke, wohlproportionirte Gestalten. Das Gesicht ist bei den meisten nicht unschön und zeigt einen intelligenten Ausdruck; die Lippen sind fleischig, der Teint ist gelblich-braun, aber im Durchschnitt lichter als bei den Neuseeländern. Das Hinterhaupt scheint künstlich flach zusammengedrückt, die Stirn ist gut geformt, die Kinn- und Unterkieferknochen sind breit. Die Tahitier tragen theils europäische Kleidung, theils ein breites, bis zu den Knieen reichendes Stück blauen Calico (paréu) um die Lenden gewunden.

Das Tanzvergnügen im Pré Catalan währte von Nachmittag bis in die Nacht, obschon nur hier und da auf dem grünen Tanzboden ein Lichtlein aufblitzte und sowohl Tanzende als Zuschauer ein nachsichtiges Dunkel umhüllte. Ganz in der Nähe der hüpfenden Tahitier befand sich eine Gruppe von Eingeborenen aus Neu-Caledonien. Sie waren bei den jüngsten Eroberungszügen der Franzosen auf dieser Insel zu Kriegsgefangenen gemacht und nach Tahiti transportirt worden, um hier zu öffentlichen Arbeiten verwendet zu werden. Im Ganzen wurden sie indeß ziemlich human behandelt und an Sonntagen durften sie in Gegenwart ihres Aufsehers sogar „tanzen". Da wir sie mit einigen Silberstücken beschenkten, so gaben sie uns die berühmtesten ihrer nationalen Tänze zum Besten, welche viel wilder und naturthümlicher sind, als jene der Tahitier, aber gleichwohl keinen so

frivolen Charakter haben, wie der Upa=Upa und andere cancanisirte tahitische Gliederübungen. Die Neucaledonier stellten sich mit Speeren und Stöcken in einen Kreis, rannten gewaltsam an einander, sprangen ungestüm und in künstlicher Aufregung unter den seltsamsten Articulationen und dem rohesten Aufjauchzen umher, trennten und vereinigten sich dann wieder, während der Anführer des Tanzes sehr schnell aber tactmäßig unverständliche Worte vor sich hinmurmelte, wahrscheinlich um die Tanzenden durch irgend eine Erinnerung an einen nationalen Sieg in ihren Anstrengungen zu befeuern. Die Auf=



Eingeborene von Tahiti.

führung unsittlicher Tänze an Sonntagen im Garten des Gouverneurs ist indeß erst seit fünf Monaten wieder gestattet, und aus diesem Grunde wird auch der Pré Catalan, die einzige öffentliche Promenade, von der europäischen Gesellschaft Papeete's gemieden. Die protestantische Partei fühlte sich durch dieses Schauspiel, welches gerade am Tage des Herrn, von der

obersten Behörde sanctionirt, stattfindet, tief gekränkt, und bei einer Geldsammlung, welche man zur Zeit unserer Anwesenheit zur Gründung einer permanenten Musikbande veranstaltete, unterließen zahlreiche Protestanten und Missionäre einen Beitrag zu zeichnen, weil sie die Verwendung der Gelder zu ähnlichen Vergnügungen befürchteten.

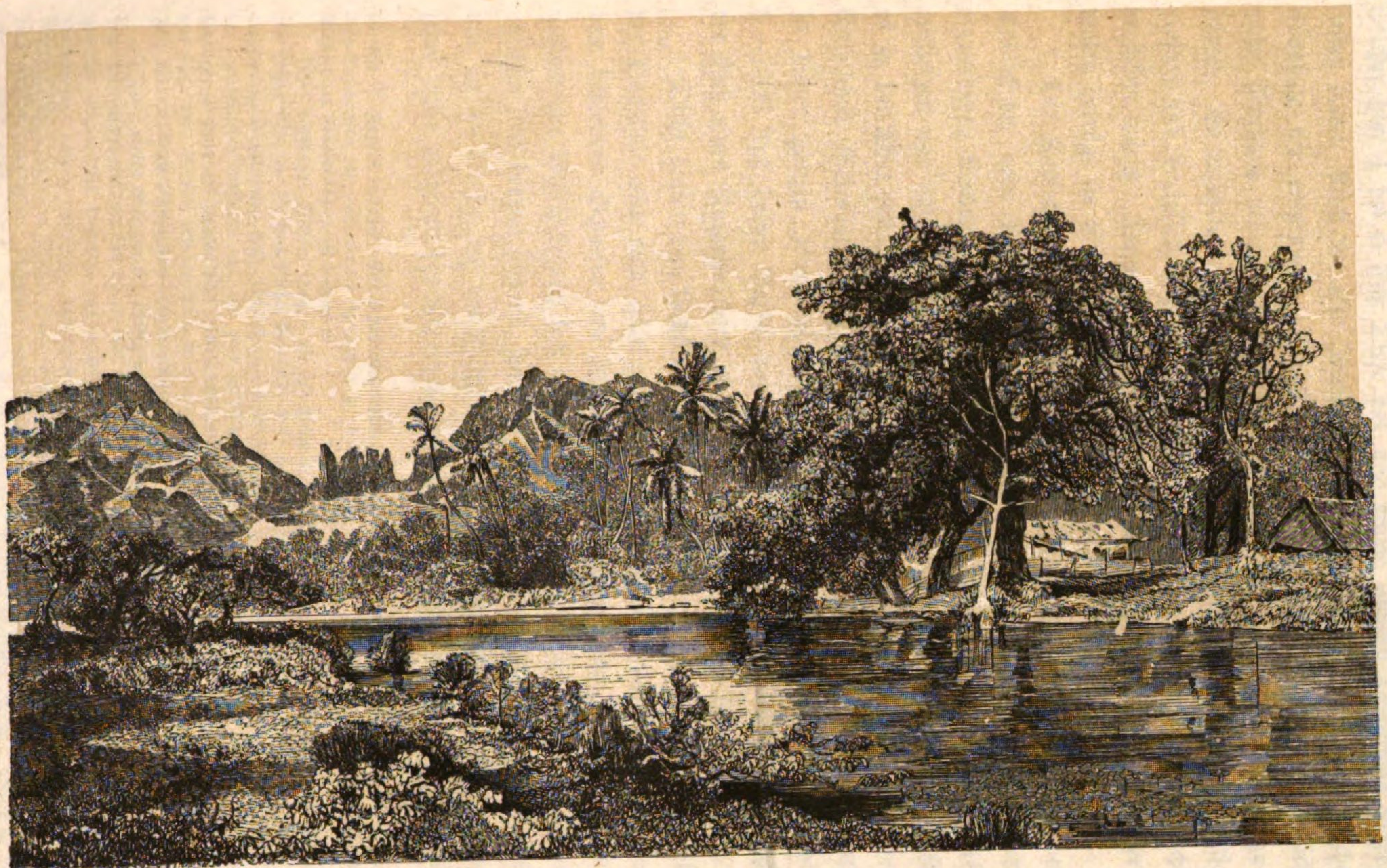
Unter den Ausflügen, welche wir unternahmen, bot Pointe Venus ein doppeltes Interesse. Auf dieser Landspitze war es, wo Capitän Cook zuerst astronomische Beobachtungen anstellte und die geographische Position der Insel bestimmte. Der Ritt dahin führt durch reizende Wäldchen von Kokospalmen und Brotfruchtbäumen, unter welche sich zeitweise auch Citronen- und Orangenbäume so wie Bananen- und Guavasträuche mischen. In der Nähe der Landspitze liegt das Dorf Matawai, in dem in einigen zierlichen, von blühenden Gärten umgebenen Häuschen auch mehrere weiße Ansiedler wohnen. Baumartige Oleander und der prachtvolle rothblumige Hibiscus rosasinensis standen gerade im vollsten Blumenschmucke und ließen den Aufenthalt in diesen anheimelnden, rosenumschlungenen Hütten selbst europäischen Besuchern beneidenswerth erscheinen. Der eingeborne Gouverneur des Districtes ist ein ziemlich unterrichteter Mann, welcher neun Monate in Paris lebte, und wegen seiner, den Franzosen bei der Eroberung des Forts Fautáua erwiesenen, freilich nicht sehr patriotischen Dienste mit dem Orden der Ehrenlegion decorirt und zum Chef der einheimischen Miliz ernannt wurde. Sein Gehöft ist äußerst niedlich gelegen, und seine Töchter, hübsche, manierliche Brünetten, sprechen etwas Französisch, eine Eigenschaft, die man gewöhnlich bei Tahitierinnen, trotz ihres intimen Verkehrs mit den Söhnen der großen Nation, vermißt. In Pointe Venus befindet sich ein intermittirendes, auf ungefähr vierzehn Meilen in See sichtbares Leuchtfeuer, das der Sorge eines alten französischen Invaliden anvertraut ist. Man zeigt noch jetzt den Tamarindenbaum, den einst Capitän Cook in der Nähe der Stelle pflanzte, wo er jene ruhmwürdigen Arbeiten ausführte, welche noch gegenwärtig den Befahrern des stillen Oceans als untrüglicher Leitstern dienen.

Außer nach Pointe Venus auf der einen, und nach den großen Dörfern Faáa und Papeuriri auf der entgegengesetzten Seite, giebt es keine fahrbaren Straßen auf der Insel. Man vermag im Ganzen nur ungefähr 36 englische Meilen zu Wagen zurückzulegen, alle weiteren Reisen müssen

zu Pferde unternommen werden, mit welchem Vehikel man allerdings die ganze Insel binnen wenigen Tagen umreiten kann. Eine der lohnendsten und genußreichsten Excursionen, welche man auf Tahiti zu unternehmen vermag, ist unstreitig ein Ritt nach dem reizend gelegenen, auch historisch merkwürdigen Bergfort Fautáua. Der erste Theil des Weges führt über unabsehbare Felder des Guavastrauches (Psidium Guava), welchen im Jahre 1815 ein amerikanischer Missionär in der wohlwollenden Absicht aus Südamerika einführte, um die Zahl der Nutzpflanzen auf der Insel zu vermehren, der aber seither so ungeheuere Strecken Landes überwuchert hat, daß man bereits an eine systematische Ausrottung desselben zu denken beginnt. Wo immer die Guava Wurzel faßt, verdrängt sie jede andere Vegetation. Durch menschliche und animalische Excremente über die ganze Insel verbreitet, wird sie selbst in den einsamsten Schluchten angetroffen. Die apfelähnlichen Früchte mit rothem Fleische schmecken in rohem Zustande nichts weniger als angenehm, und werden auch von den Eingebornen nicht gerne gegessen, aber ein aus denselben bereitetes Gelée könnte ein sehr gewinnbringender Ausfuhrartikel werden, wie er dies bereits an der Westküste Südamerika's ist. Auch als Futter sind die Früchte von Wichtigkeit, indem die damit gefütterten Thiere rasch sehr fett werden, während das schnell nachwachsende Holz als Brennmaterial gute Dienste leistet.

Nachdem man einige Meilen weit über Guavafelder geritten, wird man dicht am Wege in einem niedlichen Thale durch eine große Zuckerplantage überrascht. Sie ist das Eigenthum eines Engländers Namens Johnson, welcher, erst Walfänger, dann Sandelholzer, seit mehr als dreißig Jahren auf Tahiti lebt und mit einer Eingeborenen verheiratet ist. Johnson hatte im Vereine mit dem Franzosen Le Rouge an 23 Acres Landes mit Zuckerrohr bebaut und erwartete eben (Februar 1859) einen Ertrag von 100—110 Faß Rohzucker. Die ganze Niederlassung ist eine wahre Musterwirthschaft und verdient schon im Interesse der Verbreitung der Zuckercultur die größte Aufmunterung und Unterstützung von Seite der Regierung [1]). In der Nähe der Pflanzung fließt der Fautáua-Fluß vorüber,

[1]) Auch mit dem Anbau von Kaffee sind in neuester Zeit Versuche gemacht worden, welche sich ebenfalls der Unterstützung der Regierung erfreuen. Die größte Kaffeepflanzung ist im Besitz eines Franzosen Namens Bonnefin, welcher den Ertrag derselben im Jahre 1859 auf 8000 Pfund Kaffee schätzte. Die Kostspieligkeit der Arbeitskräfte vertheuert jedoch dermaßen die Erzeugung, daß tahitischer Kaffee 20 Dollars oder 100 Francs per Centner kostet, während bester Costa-Rica-Kaffee 10 bis 12 Dollars oder



Tahitische Landschaft mit dem Berge Orehna (Diadem).

welcher hier 4 bis 5 Fuß Tiefe hat und einige äußerst anmuthige Badestellen bietet. Auch der alte Johnson klagte über die grauenerregend rasche Abnahme der eingebornen Bevölkerung, die er hauptsächlich den täglich mehr überhand nehmenden Lastern der Trunksucht und Ausschweifung zuschrieb. Er erzählte uns, wie zahlreiche Thäler, welche gegenwärtig völlig einsam uud verlassen sind, noch vor ungefähr 20 Jahren ziemlich dicht bevölkert waren. Damals schätzte man die Bevölkerung auf 15.000, dermalen beträgt sie nicht viel über 5000 Seelen [1]).

Die Aussicht von der Zuckerpflanzung ist überaus großartig und der Anblick der vom Sonnenlicht umflossenen Berge macht einen impcsanten, ergreifenden Eindruck, indem die Felsmassen in unmittelbarer Nähe schroff aufsteigen und dadurch weit gewaltiger und unzugänglicher aussehen, als sie es in der That sind. Das Diadem (einige, durch die frappante Form eines königlichen Stirnbandes in die Augen stechende Bergspitzen) zeigte sich in seiner ganzen wundervollen Pracht, und über dasselbe ragten die 6—7000 Fuß hohen Gipfel von Bergen, deren schauerliche Felsgehänge der Fuß eines Naturforschers wohl noch niemals betreten hat.

Dicht hinter dem Gehöfte des gastlichen Mr. Johnson beginnt bereits der Hochwald und man reitet nun fast beständig bis zum Reiseziel unter dem kühlenden Schatten der herrlichsten Pflanzengestalten, deren himmelanstrebende Blätterkronen sich domartig über uns wölbten [2]). Der Pfad, obschon steil bergan führend, befindet sich in einem ziemlich guten Zustande; nur an der Stelle, wo der Fautáua-Fluß überschritten werden muß, welcher jedes Jahr während der Regenzeit zu einem gewaltigen Bergstrom anschwillt,

50 bis 60 Francs werthet. Die Protectionsbehörden gehen mit der Absicht um, Kriegsgefangene aus Neu-Caledonien als Feldarbeiter in Tahiti zu verwenden, um auf diese Weise dem sehr fühlbaren Mangel an Arbeitskräften zu begegnen.

[1]) Der Missionär Wilson schätzte die Bevölkerung von Tahiti im Jahre 1797 auf 16.000 Seelen. Im Jahre 1848, wo die französische Administration die erste Zählung vorzunehmen versuchte, betrug die eingeborene Bevölkerung noch 8082 Seelen (4466 männliche und 3616 weibliche, während sich die Zahl der europäischen Ansiedler auf 475 (428 männliche und 47 weibliche) belief. Nach der letzten uns bekannten, zu Ende des Jahres 1858 vorgenommenen Zählung erreichte die Gesammtbevölkerung Tahiti's nur mehr 5988 Seelen, also um 2580 Seelen weniger als vor 30 Jahren (1829), wo nach dem, zu jener Zeit von englischen Missionären vorgenommenen Census die Eingeborenen Tahiti's 8568 Seelen ergaben.

[2]) Unter diesen kräftigen Sprößlingen der tahitischen Waldflora glauben wir nebst der Kokospalme, dem Brotfruchtbaum und dem Pandanus, von welchen später ausführlicher die Rede sein wird, in Bezug auf ihre ökonomische, technische und heilwissenschaftliche Verwendung besonders hervorheben zu müssen: Calophyllum inophyllum (Ati); Inocarpus edulis (Mape); Aleurites triloba (Tu-tui); Rhus tahitense (Apape); Ficus tinctoria (Máti); Ficus prolixa (Ora); Gleichenia Hermanni (Eanúhe); Hibiscus tiliaceus (Puráu, auch Fáo); Lagenaria vulgaris (Hue); Pisonia inermis (Puna tehea); Spondias dulcis (Vi); Arundo bambus (Ofé); Tanghinia Manghas (Rewa); Morinda citrifolia (Nono); Guettarda speciosa (Tafano); Bixa orellana 2c. 2c.

fanden wir einige Schwierigkeiten weiter zu kommen. Die über den Fluß führende Brücke war eingestürzt, und es blieb daher kein anderer Ausweg übrig, als die Pferde durch das Wasser zu führen, ein Unternehmen, welches bei der ziemlich starken Strömung und dem scheuen Wesen einiger unserer Thiere viel Mühe und Zeitaufwand erheischte.

Nach einem mehrstündigen Ritt im grünen Halbdunkel öffnete sich der Wald, und der bedeutendste Wasserfall der Insel lag vor unseren überraschten Blicken, der umgebenden Landschaft eine unvergleichliche Lebendigkeit und Frische verleihend. Der Fautáua stürzt hier über eine Höhe von circa 200 Metres [1]) in ein großes Becken, das sich am Fuße der schroff abfallenden Felswand 420 Metres über das Meer erhebt [2]). Die steilen Felsmassen, die sich von allen Seiten aufthürmen, und, einer Riesenmauer gleich, die Aussicht auf die hinter denselben liegende Halbinsel Taiarapu verhindern, sind eben so bezaubernd durch ihre Naturreize, als strategisch wichtig durch ihre Uneinnehmbarkeit, denn selbst die Franzosen gelangten nur durch Verrath in ihren Besitz, nicht durch Kriegsglück. Einige, den Franzosen freundliche Häuptlinge hatten zu Führern gedient und sie auf geheimen, gefährlichen Pfaden nach diesen Höhen geleitet, für welchen Dienst sie noch dermalen aus dem französischen Staatssäckel einen jährlichen Sold beziehen. Früher waren es die rauhen, steilen, fast unzugänglichen Felsen selbst, welche ein natürliches Fort bildeten und durch ihre eigenthümliche Form und Gestalt der Schlüssel zur ganzen Insel genannt werden mochten. Erst die französischen Eroberer bauten an dieser Stelle, 630 Metres über dem Meeresspiegel, ein kleines Fort und einen Pavillon, und benützten den sehr schmalen Fleck flachen Terrains, auf dem überhaupt ein Bau ausführbar ist, zur Errichtung einer kleinen Caserne, einiger Wohnhütten, so wie zur Anlage eines Küchengartens, welcher die Bewohner dieses einsamen, aber höchst lieblichen Aufenthaltes mit Gemüsen und Früchten versieht.

Der wachhabende Officier des Forts empfing uns mit jener bestechenden Freundlichkeit und Bonhomie, welche den Franzosen auch jenseits des Oceans kennzeichnen und ihn in allen Theilen der Erde zu einem angenehmen Kumpan machen. Unsere wenigen mitgeführten Provisionen wurden aus der Officiersmenage auf das Gastlichste vermehrt, und selbst an gewissen De-

[1]) Ein Meter = 3·16345 Wiener Fuß.

[2]) In diesem Becken hat das Wasser eine durchschnittliche Wärme von 21° Celsius.

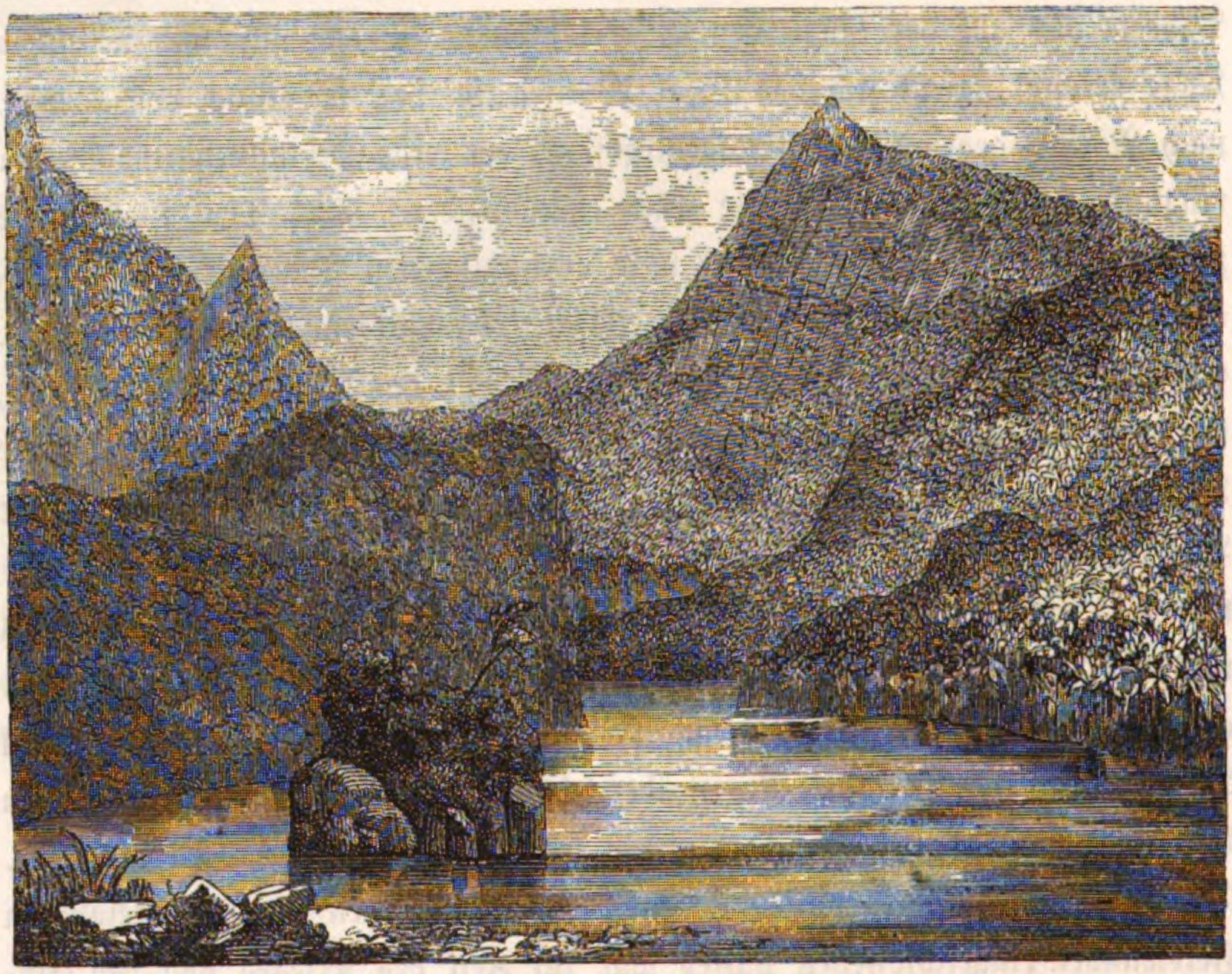


Wasserfall von Fautáua.

licatessen für diese Breitegrade fehlte es nicht, denn der anstoßende Küchengarten lieferte Brunnenkresse und frische Erdbeeren. Die Temperatur war jetzt außerordentlich angenehm und erquickend, aber im Juli, wo das Thermometer zuweilen bis auf 8° Celsius sinkt, hat die kleine Garnison häufig an Erkältungen und Entzündungskrankheiten zu leiden.

Eine nicht minder reizende, aber weit beschwerlichere Excursion ist jene nach dem tief im Innern der Insel gelegenen See Waiiria, welche von einem der Zoologen der Expedition, Herrn Frauenfeld, unternommen wurde. Von dem, im Süden der Insel liegenden Ort Papeuriri, den man von Papeete aus auf der längs der Küste führenden Straße unschwer in einem Tage erreicht, zieht sich das Thal Waiiria in der Richtung von SSO. nach NNW. gegen den Centralgebirgsstock, der seine Schluchten und Wasser ringsum radienartig gegen die Küste herabsendet. Das Thal ist anfangs ziemlich breit, doch so dicht von wild verschlungenen Bäumen und Sträuchern überwachsen, daß die Pferde in Papeuriri zurückgelassen werden mußten. Ein ziemlich bedeutender Gebirgsfluß durchströmt das Thal und muß später, wo dasselbe zur engen, pfadlosen Schlucht wird, nicht nur unzählige Male durchwatet werden, sondern es bleibt dem Wanderer zugleich keine andere Wahl, als in dem, mit Felsblöcken besäeten Flußbette lange Strecken weit aufwärts zu steigen. Nach vierstündiger Wanderung schließt sich dieses Thal und man ist nun genöthigt, an einer steilen fast senkrechten Wand wohl höher als 1000 Fuß hinan zu klimmen. Es war ein ziemlich schwieriges Stück Arbeit, unter dem heftigsten Regen über schlüpfrige, moosbewachsene Blöcke zu klettern, deren Spalten und Höhlungen üppig wuchernde Pflanzen bedeckten. Die Höhe dieses ungefähr 60—80 Fuß breiten, zwischen zwei unersteiglichen Felswänden eingeschlossenen Passes war zur Zeit des Krieges von den Eingeborenen befestigt, d. h. mit einer Brustwehr von Steinen versehen worden, wodurch der dahinterliegende Bergkessel, in welchem sich der See befindet, zum unzugänglichen Schlupfwinkel ward. Unweit davon ist die tiefe, schmale Spalte Ruotorea, welche in der ältesten Geschichte der Tahitier schon eine Rolle spielt, indem sie ihre gefangenen Feinde in dieselbe hinabgestürzt haben sollen. Gegen zwei Uhr Nachmittags wurde endlich der See erreicht; derselbe liegt in einem Bergkessel, dessen Wände schroff abfallen, während zwei der mächtigsten Spitzen, Tetuero und Anaori, unmittelbar aus

dem See bis zu 5000 Fuß emporragen [1]). Außer der beschränkten Stelle, auf welcher sich Herr Frauenfeld befand und die einen schmalen Uferrand von geringer Ausdehnung bildete, war nirgends ein Landungsplatz sichtbar. Die Entfernung bis an den sichtbaren jenseitigen Rand mochte eine halbe Meile betragen. Der ganze Kessel ist, selbst an den steilsten, zuweilen fast senkrechten Bergwänden bis zu deren höchsten Gipfeln dicht mit Bäumen, Sträuchern und niederen Pflanzen, namentlich Scitamineen, bedeckt, welche ihr helles Grün auf der glatten Fläche des See's abspiegeln. Die wilde



See Waiiria.

Banane bildet hier ganze Wälder; auch Zuckerrohr wächst an mehreren Stellen. Einige Enten, eine Schwalbe und ein paar Papageien waren Alles, was von lebenden Wesen bemerkt werden konnte. Lautlose Stille lag über der ganzen Landschaft, kein Blatt bewegte sich, kein Hauch unterbrach die tiefe Ruhe, und ein banges Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit ergriff die Brust der Wanderer. Zur Uebernachtung wurde an einem

[1]) Nach Kulczycki's Messungen liegt der See 430 Metres über dem Meere, und hat einen Umfang von 400 Metres, während dessen steile Felswände bis zu 1800 Metres emporsteigen.

Felsblock ein, dicht mit den Blättern der wilden Banane belegtes Dach errichtet, welches vollkommen Schutz bot. Die Ungunst der Witterungsverhältnisse hinderte eine genauere Durchforschung der Umgebung, und da sich das Unwetter auch am nächsten Morgen mit gleicher Heftigkeit wiederholte, so wurde der Plan, ein Floß zur Umschiffung des See's zimmern zu lassen, aufgegeben und die Rückreise nach Papeete angetreten.



Strasse nach Faáa.

Während unserer Anwesenheit auf Tahiti fand in dem ungefähr eine Wegstunde von Papeete entfernten Dorfe Faáa ein großes Volksfest statt. Es ist nämlich in neuerer Zeit Sitte geworden, bei jedem Gouverneurswechsel dem neuen Regierungschef in den einzelnen Districten Begrüßungsfeste zu geben. Bei solchen Anlässen werden Reden gehalten, Geschenke überreicht, Tänze ausgeführt und endlich im Freien an langen Tafeln die anwesenden Gäste mehr als reichlich mit Speise und Trank bewirthet. Der Gouverneur Saisset, welcher sich seit sieben Monaten auf Tahiti befand und bereits eine Rundreise nach allen Districten der Insel unternommen hatte, war blos von den Bewohnern des Districtes Faáa noch nicht in der herkömmlichen Weise begrüßt werden. Diese Feierlichkeit sollte mit besonderem Pomp am 22. Februar begangen werden. Schon um 8 Uhr Morgens versammelten sich einige zwanzig Reiter vor dem Regierungsgebäude, um sich von hier aus, den Gouverneur an der Spitze, und von einheimischen Milizsol-

daten zu Pferde begleitet, nach Faáa zu begeben. Nur eine einzige Dame, Madame de la Richerie, die Frau des Commissaire Impérial, befand sich im Gefolge. Bei unserer Ankunft in Faáa bildeten die weiblichen Bewohner in ihrem schönsten nationalen Schmucke Spalier, und die Männer, theils europäisch gekleidet, theils den „paréu“, ein breites Stück bedruckten Mousselin um die Lenden gewunden, schwangen ihre bunten Kopfbedeckungen und trugen Fahnen und eigenthümliche Festbanner aus Baumbast und Pandanusblättern den nahenden Gästen entgegen.

Als der Gouverneur unter der Veranda des schönen, großen Hauses der Cheffesse [1]) oder Districts-Vorsteherin (denn in Tahiti geht dieses Amt mit allen seinen Rechten auch auf die weiblichen Glieder der Häuptlings-Familien über) Platz genommen hatte, begannen weiß gekleidete, reich mit Blumen geschmückte Mädchen eine nationale Hymne zu singen; sodann trat ein Sprecher auf, ein schöner Mann, halb europäisch, halb tahitisch gekleidet, einen schwarzen runden Filzhut mit Federn verziert auf dem Kopfe und ein buntgefärbtes Hemd aus Baumbast über den schwarzen Rock geschwungen, und hielt mit vielem Pathos eine Anrede. Seine Ausdrucksweise wie seine Gesticulationen brachten uns wiederholt die neuseeländischen Oratoren in Erinnerung; doch war er, ungleich jener, rücksichtsvoll genug, die Geduld der fremden Gäste, welche von diesem gewiß sehr gehaltvollen Discurs kein Wort verstanden, nicht allzu lange auf die Probe zu stellen. Nach dieser Einleitung trat eine Anzahl Mädchen, eines nach dem andern, vor den Gouverneur und überreichte ihm, als Zeichen der Huldigung, einen Blumenkranz und ihr buntgeschmücktes Ueberkleid aus Baumbast. Es wurden auf diese Weise über hundert Kränze und Bastmantillen abgeliefert, von welchen der Gouverneur die schönsten und zierlichsten den anwesenden Mitgliedern der Expedition zu verehren so gütig war.

Im Hofraume hatte man aus Bananen einen ganzen Berg gebildet und auf einem mächtigen Stock unzählige Kokosnüsse angebunden; auch diese wurden vom tahitischen Festredner dem Gouverneur und seinem Gefolge mit der Bemerkung angeboten, daß jeder der Bewohner des Districtes

[1]) Nach tahitischen Gesetzen wird, wenn die männlichen Nachkommen eines Häuptlings ausgestorben sind, der älteste, weibliche Sprosse Chef des Districtes, sitzt als solcher in der gesetzgebenden Versammlung und hat beim Gerichtshof ein Stimmrecht. Es giebt gegenwärtig fünf Cheffesses, welche Mitglieder des tahitischen Parlamentes sind. Ihre Ehemänner haben keinerlei Einfluß auf die politische Verwaltung des Districtes, sondern sind eben nur die Consorten ihrer Frauen.

ein Scherflein zum Feste beigetragen habe und die fremden Gäste alle willkommen heiße. Sie möchten Tage, Wochen, ja Monate bei ihnen bleiben, das Haus und Alles, was darin ist, stehe zu ihrer Verfügung; Jeder werde gerne für sie arbeiten und für ihren Unterhalt sorgen!



Maheanú, Cheffesse von Faáa.

Nach dieser herzlichen, wahrhaft idyllischen Ceremonie kamen die Bewohner von Punahavia, eines benachbarten Districtes, unter Lärmen und Trommelschlägen angerückt und stellten sich dicht vor dem Anwesen der Cheffesse von Faáa auf der breiten Straße auf, indem Maheanú, eine sehr fromme Protestantin, auf ihrem Grund und Boden die Aufführung unanständiger Tänze und Gesänge nicht duldete. In der That wurde auch von den Bewohnern ihres Districtes weder der Upa-Upa noch ein anderer der zahlreichen tahi-

tischen Cancans getanzt; aber desto ärger trieben es die Nachbarn auf der Straße. Sechs Tambours kauerten mit ihren kleinen Trommeln auf dem Boden, die Füße quer über einander gelegt und mit der rechten Hand die Fläche der Trommel berührend. Zu dieser primitiven, zeitweise mit einem lauten Schrei begleiteten Musik machten nun Mädchen und Männer höchst unanständige sinnliche Gesten, Sprünge und Gliederverdrehungen, und versetzten sich dadurch künstlich in eine solche Aufregung, daß jedes Paar endlich ganz betäubt und erschöpft unter Trommellärm und wildem Geschrei vom Tummelplatze wegstürzte.

Der französische Gouverneur, der Vertreter europäischer Gesittung, war einer der eifrigsten Zuschauer und ließ die Frivolität der Tahitier, welche das Recht der Gastfreundschaft bis zur Prostitution ihrer Töchter auszudehnen geneigt waren, ungehindert gewähren, indem er naiv bemerkte, es würde die Eingeborenen unangenehm berühren, wenn man gewisse alte Sitten und Gebräuche nicht mitmachen oder sich gar als Gegner derselben erklären wollte!

Zum Schlusse des Festes befahl der Gouverneur, den Bewohnern von Faáa französischen Wein, „die Kokosmilch der Europäer", vorzusetzen. Unter zierlichen, für die Feierlichkeit eigens hergestellten Laubgängen fand nun ein Gabelfrühstück statt. An mehr als zwanzig langen, nach europäischer Weise gedeckten Tischen nahmen die angesehensten Personen des Districtes Platz. Jede Familie hatte irgend etwas beigesteuert, so daß das ganze Mahl den Charakter eines ländlichen Pique-nique's trug.

Auf jedem Tische prangten Blumen, Bananen, Brotfrüchte und andere vegetabile Lieblingsgerichte. An einer großen Tafel am oberen Ende eines Laubganges nahmen die europäischen Gäste Platz. Die Cheffesse und ihr Gemahl saßen zur Seite des Gouverneurs. Dann kam der Regierungs-Dolmetsch, Mr. Darling, der Sohn eines der ältesten englischen Missionäre auf Tahiti, welchem die Aufgabe zufiel, die verschiedenen Reden und Trinksprüche ins Tahitische zu übersetzen oder aus diesem Idiom ins Französische zu übertragen.

Man servirte, an unserer Tafel wenigstens, ganz nach europäischem Brauch, und das war Schade; ein Mahl ohne Messer und Gabel, wie es die Eingeborenen einzunehmen pflegen, wäre weit interessanter und unterhaltender gewesen. Der Gemahl der Cheffesse brachte einen Toast aus auf das Wohl des Herrschers von Frankreich und — aus Artigkeit für die anwesen-

den Gäste vom Donaustrande — auf das Wohl des Kaisers von Oesterreich! Der Gouverneur verließ hierauf rasch die Tafel, wie es schien, absichtlich, um unliebsamen Tischreden der Eingeborenen aus dem Wege zu gehen. Die Gesellschaft zerstreute sich und während einzelne Gäste sofort nach dem Hafen zurückkehrten, fand sich die Mehrzahl derselben erst spät Nachts wieder in Papeete zusammen.

Dem Volksfeste in Faáa folgte wenige Tage später — am 24. Februar — ein glänzender Ball im Palais des Gouverneurs. Der Pré de Catalán war mit verschiedenen Beleuchtungsgegenständen geschmückt und mit unzähligen buntfarbigen Lämpchen und Lichtern erhellt. Die Tahitier, gewohnt ihre Tänze nur im Dunkel der Nacht oder höchstens beim Licht von wenigen Unschlittkerzen auszuführen, strömten in Massen herbei, sich an diesem Schimmer zu ergötzen und die Europäer in ihrer Weise den „Upa-Upa" tanzen zu sehen. Im Innern des Palais bewegte sich die Crême der Gesellschaft von Tahiti. Alle Autoritäten und Notabilitäten des Landes waren anwesend. Mehr als 200 Personen durchwogten den Saal, wo, aus Courtoisie für den Festgeber, die Musikbande unserer Fregatte Quadrilles, Polkas und Walzer ertönen ließ. Auch die Königin Pomare erschien mit einigen Prinzen und Prinzessinnen ihres Hauses und ihrem Gemahl. Der Gouverneur empfing sie an der Schwelle des Saales, bot ihr seinen Arm und geleitete sie nach den, für die königliche Familie bereit gehaltenen Sitzen. Pomare ist eine Frau von nahe an 50 Jahren, beleibt, untersetzt, mit einem vollen, ausdruckslosen Gesicht und einem plumpen Gang. Ihre Toilette war einfach, aber ganz europäisch. Sie trug ein weißes Ballkleid nach französischem Schnitt und Blumen in den Haaren. In den Händen hielt sie ein riesiges Bouquet. Der jüngste Sohn der Königin, ein Knabe von 12 Jahren, der den Namen Joinville trägt, zeigte viel Geist und Lebendigkeit; der Thronerbe dagegen sah kränkelnd, verkommen und frühzeitig gereift aus.

Es geschah jetzt zum ersten Male, daß die Mitglieder der Expedition der Königin vorgestellt wurden und mit ihr zu verkehren Gelegenheit fanden. Man hatte bisher von Seite der französischen Behörden absichtlich ein Zusammentreffen vermieden, welches von der tahitischen Fürstin wie eine Ovation angesehen werden mochte. Pomare darf nämlich ohne vorhergegangener Genehmigung des Gouverneurs außer den Mitgliedern ihrer Familie Niemanden in ihrem Hause empfangen. Zwei Vorfälle, welche kurz vor

unserer Ankunft in Papeete die französischen Behörden in einige Aufregung versetzten, hatten noch mehr beigetragen, die Ueberwachung der Königin zu verschärfen und den Zutritt zu ihr blos auf ihre nächsten Verwandten zu beschränken. Die arme schwerbedrängte Frau hatte kürzlich, ohne sich vorher mit Mr. Saisset ins Einvernehmen zu setzen, in dessen Abwesenheit ihre Unterschrift einem Documente beigefügt, welches eine frühere Verordnung desselben förmlich umstieß. Eine territoriale Angelegenheit, die längst gerichtlich entschieden war, sollte auf Andringen einer der



Königin Pomare.

betheiligten Parteien neuerdings vor das Tribunal gebracht werden, weil man durch gefügigere Richter ein günstigeres Resultat zu erlangen hoffte. Der Gouverneur verweigerte diesem Ansinnen seine Zustimmung. Die Königin aber, übel berathen, erließ an den einheimischen Gerichtshof den schriftlichen Befehl, die Sache wiederholt in Erwägung zu ziehen. Als sich dieser jedoch versammelte, wurde er vom französischen Gouverneur auf-

gelöst, der oberste Richter nach einer benachbarten Insel verbannt und die Königin gezwungen, die auf diese Maßregel bezüglichen Ordonnanzen selbst zu unterfertigen. Ebenso war vor wenigen Wochen erst im Dorfe Papaoa, in dessen Nähe Pomare ein Landhaus besitzt, ein kleiner Aufstand ausgebrochen, an dem man die königliche Familie betheiligt glaubte. Einheimische Feste, welche auf Tahiti immer mit wilden Gelagen und Bacchanalien verbunden sind, hatten die anwesende Menge ungewöhnlich erhitzt. Einige tahitische Nationalitätspolitiker tranken auf den Tod der Franzosen und geberdeten sich äußerst fremdenfeindlich. Der Exceß von ein paar Betrunkenen nahm in der Phantasie der französischen Behörden die Dimensionen eines Aufruhrs an und schien ihnen erwünschte Gelegenheit zu bieten, ihre Autorität zu zeigen und sich mit geringer Mühe den Ruhm zu verschaffen, eine gefährliche Empörung im Keime erstickt zu haben. Als die Nachricht von den aufrührerischen Gesängen und Exclamationen die Hauptstadt erreicht hatte, marschirte der Gouverneur noch in der Nacht mit 150 wohlbewaffneten Soldaten nach dem, eine Wegstunde von Papeete entfernten Papaoa. Pomare war gerade mit ihrer Familie zum Abendgebet versammelt, als der Gouverneur in ihre Wohnung drang und sie aufforderte, ihm sofort nach Papeete zu folgen. Ein in der Hafenstadt angesiedelter Engländer, Namens Osborne, hatte den Auftrag, die Königin in seinem kleinen, einspännigen Wagen nach ihrem dortigen Wohnsitz zu führen. Ihre beiden Söhne dagegen wurden als Geiseln, die Hände auf den Rücken gebunden, zu Fuß nach Papeete escortirt und mußten unterweges unzählige Male von den sie geleitenden Soldaten die unheimliche Drohung vernehmen, daß sie mit ihrem Leben für jede Unbill verantwortlich seien, welche Europäern durch die Eingeborenen wiederfahren würde. Als sich der Zug dem Hafen näherte, neigte sich die Königin zum Pferdelenker und frug leise, ob er wohl den Auftrag habe, sie nach dem „Carabus“ [1]) zu bringen? Der Kutscher nahm die Richtung nach ihrer Wohnung. Als er um

[1]) Carabus ist eine Corruption des arabischen Wortes Calabozo, Gefängniß, Kerker. Der „Carabus“ von Papeete ist eine Art Carcer, in welchem Betrunkene oder sonst liederliches Gesindel gesteckt und nur gegen Erlag eines Sühngeldes von 5 bis 10 Francs daraus entlassen werden. Die Strafgelder bilden eine Haupteinnahmsquelle des Fiscus und wirken in doppelter Beziehung demoralisirend. Denn, während es einerseits im Interesse der Polizeiorgane liegt, durch möglichst viele Arretirungen ihren Gewinnantheil an dieser Steuer zu vermehren, finden die frivolen, üppigen Tahitierinnen gerade in der Fortsetzung jenes unsittlichen Wandels, welcher sie in das Gefängniß brachte, das geeignetste Mittel, um wieder aus demselben befreit zu werden.

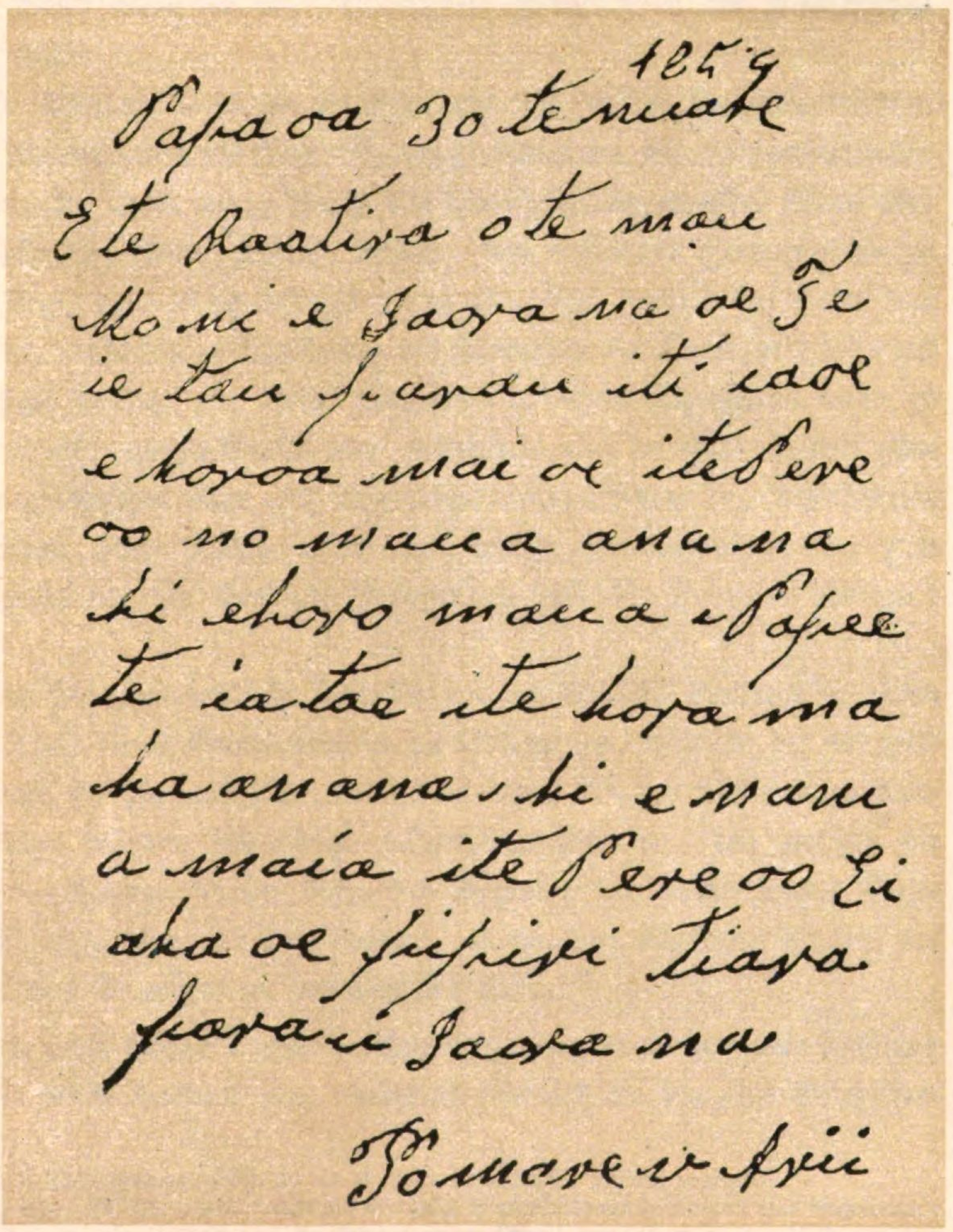
eine Ecke bog, fiel die Königin angstbeklommen dem Kutschirenden mit beiden Händen in die Zügel, hielt das Pferd an und sah sich nach ihren beiden Söhnen um. Dieselben wurden indeß gleichfalls nach der königlichen Behausung geführt. Jedoch mußte Pomare und alle Mitglieder ihrer Familie geloben, sich bis zur Austragung des Vorfalles nicht aus Papeete entfernen zu wollen. Sogar der protestantische Missionär Mr. Howe bekam eine officielle Intimation, daß er bis auf weiteres seine Besuche bei der Königin einzustellen habe.

Unter solchen Umständen ist es mehr als wahrscheinlich, daß die geängstigte Pomare blos auf dem Balle erschien, weil der Gouverneur es wünschte, und daß sie mit den ihr vorgestellten Fremden nur die gewöhnlichsten Redensarten zu wechseln wagte. Man schilderte uns die Königin als eine begabte, wohlunterrichtete Frau, welche ziemlich geläufig englisch und etwas französisch spricht und in öffentlichen Angelegenheiten durch ihre klare Auffassung und ihr tactvolles Benehmen überrascht. Mit den französischen Behörden verkehrt sie ausschließlich in tahitischer Sprache. Sie scheint dabei die Intervention eines Secretärs oder Dolmetsches nicht zu lieben, sondern es vorzuziehen, sich mit den betreffenden Beamten direct in Verkehr zu setzen, wie das in der Beilage mitgetheilte autographische Briefchen beweist, welches an den französischen Schatzmeister (Trésorier et Receveur général) gerichtet ist und die Bitte enthält, ihr einen Wagen zu schicken, um von ihrem Landsitze in Papaoa nach Papeete fahren zu können [1]).

Höchst überraschend ist im Verkehr mit den Eingeborenen aller Gesellschaftsclassen die Wahrnehmung, daß die französische Sprache trotz der beinahe zwanzigjährigen Oberherrschaft der Franzosen noch fast gar keinen Eingang gefunden hat. Wir lernten blos zwei Tahitier kennen, welche etwas Französisch sprachen. Indeß ist auch die Kenntniß des Englischen nur auf solche Individuen beschränkt, welche an den Küsten wohnen und vielfach mit Fremden in Berührung kommen. Es stand jedoch zur Zeit unserer Anwesenheit ein Gesetz in Aussicht, nach welchem binnen zehn Jahren (1869) kein

[1]) Die Königin befindet sich ihren französischen Protectoren gegenüber in einem vollständigen Abhängigkeitsverhältnisse. Bei der geringsten politischen Divergenz verweigert man ihr die Fortbezahlung der Apanage, und da bei dem ziemlich gehäbigen Leben der wohlwollenden und großmüthigen Frau die Einnahmen und Ausgaben nur allzu häufig das Gleichgewicht verlieren, so wird ihre pecuniäre Verlegenheit nicht selten zur Erreichung von politischen Vortheilen ausgenützt.

# Autograph der Königin Pomare.


1859
Papaoa 30 tenuare
E te Raatira o te moni
Moni e Iaorana oe Teie
te tau parau iti iaoe
e horoa mai oe i te Pere
oo no maua ananahi
ei horo maua i Papeete
te ia tae i te hora maha
ananahi, ei e mau
a mai a i te Pereoo Ei
aha oe pipiri tiava
parau Iaorana

Pomare v Arii

(Wörtliche Ueberſetzung.)

Papáoa, 30. Jän. 1859.

**An den Chef, welcher das Geld nimmt!** (i. e. Schatzmeiſter.)

Du, Chef, welcher das Geld nimmt, ſei gegrüßt! Hier iſt mein kurzes Wort an Dich! Laß uns beiden morgen Deinen Wagen haben, wir werden nach Papeete fahren. Wenn morgen die vierte Stunde gekommen ſein wird, gehen wir in Deinen Wagen. Verweigere mir ihn nicht! Genug geſprochen. Sei gegrüßt!

**Pomare,** Frau, König.

Eingeborener mehr eine Regierungsanstellung, selbst nicht die eines Mutói[1]), erhalten kann, wenn er nicht hinreichende Kenntniß in der französischen Sprache besitzt.

Im Allgemeinen scheint die Regierung des Zweiten Decembers Tahiti blos als Militärposten, als Marinestation zu betrachten, und der commerciellen Bedeutung der Insel wenig Werth und Wichtigkeit beizumessen. Wenn aber dieser Auffassung keine geheime Absicht, kein politischer Hintergedanke zu Grunde liegt, dann ist sie entschieden eine unrichtige. Zwar besitzt Tahiti nur eine geringe culturfähige Oberfläche; mit Ausnahme von Orangen[2]) wird fast kein einziges Product der Insel ausgeführt[3]), deren Erzeugnisse kaum zu Ernährung der eigenen Bevölkerung hinreichen; aber bei seiner äußerst günstigen geographischen Lage und dem Vegetationsreichthum der benachbarten Inselgruppen würde Tahiti unter einer weisen Administration bald zum Generaldepot für die Producte Polynesiens und die Fabricate Europa's werden.

Die Gesammtoberfläche Tahiti's beträgt 104.215 Hectaren[4]). Den größten Theil dieses Areals nehmen die Gebirge ein, während der bei weitem kleinste Flächenraum sich zum Anbau eignet. An den Mündungen mehrerer Flüsse befinden sich einige culturfähige Strecken, von welchen die Ebenen von Taunoa (in der Nähe von Papeete), von Pointe Venus, Pusenaura, Papara, Papuriri und Papeari, so wie das Flußdelta Fautira auf der Halbinsel Taiarapu die bedeutendsten sind.

Alle diese flachen Terrains zusammengenommen machen aber höchstens 2200 bis 2500 Hectaren aus, während überdies die sumpfige Beschaffen-

[1]) Mutói, Polizeisergeant, wörtlich: den Gesprächen des Volkes heimlich zuhören.

[2]) Von dieser köstlichen Frucht, welche auf der Insel in großer Menge wächst und blos eingesammelt zu werden braucht, gehen jährlich 5—6 Schiffsladungen im Werthe von zusammen 200.000 Francs nach Californien, wo 1000 Stück Orangen zu 40—60 Dollars verkauft werden, während sie in Tahiti höchstens 5—6 Dollars oder 25—30 Francs werthen.

[3]) Sowohl Kokosöl als auch Pfeilwurz (arrow-root) und Perlmutter, die von Tahiti ausgeführt werden und gegenwärtig den Haupthandel bilden, sind Producte der Nachbarinseln, welche blos als Durchfuhrsartikel betrachtet werden können. Perlmutteraustern (Meleagrina Margaritifera), welche gewöhnlich in den Monaten Jänner bis April gefischt werden, kommen hauptsächlich von den Paomotu- und den Gambier-Inseln. Letztere Gruppe liefert jährlich allein über 500 Tonnen im Werthe von durchschnittlich 5—600 Francs per Tonne. Im Jahre 1859 wurde der ganze Ertrag im Vorhinein von einem Kaufmann in Papeete für 140 Dollars oder 700 Francs per Tonne erstanden. Die im Tauchen geübten Eingebornen der Gambier-Inseln holen die Perlenaustern zuweilen aus einer Tiefe von 150—180 Fuß heraus.

[4]) 100 Hectaren = 173.739 Wiener Joch. Von diesem Flächenraum kommen 79.485 Hectaren auf Tahiti und den Isthmus Taravao, während die Halbinsel Taiarapu eine Ausdehnung von 24.730 Hectaren hat.

heit eines großen Theiles derselben keine andere Cultur als die von Taro und Reiß zuläßt[1]).

Das Klima von Tahiti ist im Allgemeinen gesund und angenehm, die Temperatur, welche durch die herrschenden Land- und Seebrisen wesentlich gemildert wird, eine ziemlich gleichmäßige. Nur in der Mitte des Tages, wo gemeiniglich jene complete Windstille eintritt, welche die Franzosen in ihrer graziösen Ausdrucksweise „l'immobilité des feuilles" zu nennen pflegen, herrscht einige Stunden hindurch eine drückende Hitze, aber des Morgens und Abends ist die Luft in der Regel kühl und erfrischend. Das mittlere Maximum während der Regenzeit ist 29° Celsius, das mittlere Minimum 23° 5′; nur kurz vor dem Ausbruch eines Gewitters macht sich oft ein gewaltiger Wechsel im Thermometerstand fühlbar. In der trockenen Jahreszeit beträgt die mittlere Temperatur 27° am Tage und 20° während der Nacht. Wenn zuweilen im Juli in Papeete die Temperatur auf 14° Celsius und am Posten im Fautáua unter 8° sinkt, müssen selbst Europäer gewisse Vorsichtsmaßregeln gegen Erkältung brauchen, welche die Eingeborenen meistentheils vernachlässigen und sich dadurch häufig Entzündungskrankheiten zuziehen.

Unter solchen Temperaturverhältnissen gepaart mit jener Fruchtbarkeit, welche dem vulcanischen Tuffboden eigen, ist es leicht erklärlich, daß der größte Theil tropischer und subtropischer Nutz- und Nahrungspflanzen auf der Insel ohne besondere Mühe gedeiht. Das Zuckerrohr, der Kaffeebaum, die Baumwollenstaude, die Vanillepflanze, der Cacaobaum, die Indigostaude, der Sorgho[2]), Reiß, Mais, Tabak u. s. w. kommen vortrefflich fort und würden bei verständiger Cultur dem Landwirthe reichlichen Lohn für seine Mühe geben.

An Früchten findet man Bananen, Brotfrüchte, Mangos, Anonen, Papayas, Pandanusfrüchte, Kokosnüsse, Orangen, Citronen, Ananas, Guavas u. s. w. Die Hauptnahrungspflanzen der Eingeborenen sind:

[1]) Auf der, Tahiti gegenüberliegenden Insel Eimeo oder Morea, welche einen Umfang von 13.237 Hectaren besitzt, befindet sich im Centrum der Insel ein Plateau, umgeben von einer Reihe steiler Berge in Halbmondform, das sich ganz besonders zur Viehzucht eignen soll. Die Cultur des Weinstockes und europäischer Gemüse dürfte dort gleichfalls Aussicht auf Erfolg haben.

[2]) Auch hier begegnen wir dieser nützlichen Pflanze, welche in Tahiti im Herbste 1851 zum ersten Male mit Samen aus Paris gepflanzt wurde. Man baute damals 25 Körner, die binnen drei Monaten genug Samen lieferten, um den Anbau des Sorgho auf mehrere Districte ausdehnen zu können. Ein Jahr später, 1852, betrug die Ernte bereits 2100 Kilos, wovon das Kilo zu 15 Centimes verkauft wurde.

1. Die Féi oder wilde Banane (Musa Féi oder Musa rubra), welche in fünf Varietäten vorkommt. Sie tritt erst in einer Höhe von 6—800 Fuß auf, gedeiht am üppigsten 1000—1500 Fuß über dem Meere, hat eine eigenthümliche, safrangelbe Farbe und wird blos in geröstetem oder gekochtem Zustande genossen.



Landschaft auf Tahiti.

2. Die Haari oder Kokospalme (Cocos nucifera), deren Stamm, Rinde, Blätter und Früchte von den Eingeborenen nutzbringend gemacht werden. Die wichtigste Verwendung aber haben ihre Früchte, welche zur Nahrung von Menschen und Thieren, zum Getränk und zur Oelgewinnung dienen. Mit feinem Sandelholzstaub und anderen aromatischen Substanzen vermischt, gehört die aus der Kokosnuß gepreßte ölige Flüssigkeit zugleich zu den beliebtesten Kosmetika (monoï) der tahitischen Frauen, um ihre schönen langen schwarzen Haare zu salben. Die Kokospalme trägt hier wie auf den übrigen Südsee-Inseln erst in 7 oder 8 Jahren Früchte, dann aber so reichlich, daß man den Werth der jährlich gewonnenen Nüsse für jeden

Baum auf 5 Francs anschlägt. Es bedarf 20 bis 25 Kokosnüsse, um eine Gallone oder 3½ bis 4 Litres Oel zu erhalten[1]).

3. Der Urú (auch Maiore) oder Brotfruchtbaum (Artocarpus incisa), nächst der Kokospalme einer der nützlichsten Bäume der Insel. Seine Frucht, im kanakischen Ofen zwischen erhitzten Steinen gebacken, ist dem Tahitier ein Surrogat für das Brot des Europäers. Zu Zeiten des Krieges oder im Falle einer Mißernte sollen die Eingeborenen gleich den Neuseeländern und den Bewohnern des Karolinen-Archipels die Früchte des Urú in die Erde vergraben und dieselben später in verfaultem Zustande verzehren. Der Brotbaum trägt drei Ernten im Jahre. Die ersten Früchte, die besten und zahlreichsten, reifen im März, die zweiten im Juli; die dritten (manavahói) Ende November. Es gibt Früchte, welche 8 bis 12 Pfund wiegen.

4. Der Fara oder Pandanus, dessen Früchte gleich jenen des Urú genossen werden, und dessen Blätter zur Deckung der, aus Bambusrohr construirten Hütten der Eingeborenen dienen. Aus den rothen Samenhülsen des Pandanus odoratissimus verfertigen die schmuckliebenden Tahitierinnen äußerst zierliche Kränze und Halsgeschmeide. Von einer andern Species, welche die Eingeborenen Iri nennen, benützen sie die Blätter zur Umhüllung des Tabaks und zur Anfertigung von Cigarretten, so wie zur Fabrication von Matten für die Hausflur und das nächtliche Lager.

5. Der Taro (Caladium esculentum), ein Knollengewächs, das zu gewissen Zeiten des Jahres den Mangel an Brotfrüchten zu ersetzen bestimmt ist, und von den Eingeborenen mit großer Sorgfalt cultivirt wird. Es gibt davon dreizehn Varietäten auf Tahiti.

6. Pia (Tacca pinnatifida), ein den Taro ähnliches Knollengewächs, dessen mehlige Substanz namentlich Kindern und Reconvalescenten zur Nahrung dient, und welches man im Handel irrthümlich mit dem Namen Arrow-root bezeichnet, indem letzteres, hauptsächlich auf den Antillen und in Indien gewonnene Product, von Marantha indica und Marantha arundinacea herrührt. Auch zur Bereitung von kleinen süßen Kuchen (poe-pia) und als Stärkemehl findet im tahitischen Haushalte die Pia eine beliebte Verwendung.

[1]) Eine Gallone Kokosöl werthet 1½ Francs im Tausch gegen Waaren oder 1 Franc im Verkauf gegen Barschaft. Die benachbarten Inseln sind überaus reich an Kokospalmen und Anaa, eine der Inseln der Paomotu-Gruppe, kann jährlich an 3—400 Tonnen Oel liefern.

7. Hoi oder Yams (Dioscorea alata), von welchem nützlichen Knollengewächs auf der Insel mehrere Species in großer Anzahl vorkommen.

8. Amara oder süße Kartoffel (Convolvulus Batata), von den Eingeborenen der europäischen Kartoffel vorgezogen und viel gebaut, obschon dieselbe in Tahiti sehr rasch degenerirt.

9. Fare-rupe (Pteris esculentum), ein Farnkraut, dessen Wurzel in früheren Zeiten, wie in Neu-Seeland, häufig gegessen wurde.

Noch scheint es von Interesse, zweier Pflanzen Erwähnung zu thun, aus deren Wurzeln die Tahitier vor der Ankunft der Europäer hauptsächlich berauschende Getränke bereiteten [1]). Es ist dies die Ti-Pflanze (Cordyline australis) und die Kawa oder Ava (Piper Methysticum), von welch' letzterem Gewächs die Eingeborenen vierzehn Varietäten unterscheiden.

Gegenwärtig ist die Cultur dieser Pfefferart auf Tahiti verboten und das Kawatrinken völlig außer Brauch gekommen. Nur auf der Halbinsel findet man noch einige alte Tahitier, die unsere alkoholisirten Getränke hartnäckig verschmähen und sich alle möglichen Entbehrungen auferlegen, um den nöthigen Betrag für eine Kawawurzel (4—5 Francs) zusammenzusparen, aus welcher sie dann bei besonderen Festlichkeiten den beliebten Trank bereiten.

Zu früheren Zeiten wurden zum Kauen der frischen Kawawurzeln gewöhnlich junge Mädchen und zwar diejenigen, welche die schönsten Zähne hatten, bestimmt. Sie mußten sich vor dieser heiklen Operation den Mund und die Hände sorgfältig reinigen und bedienten sich dazu eigener Gefäße. Nachdem die Wurzeln langsam und gleichmäßig gekaut und in reich mit Speichel beklebte Kügelchen verwandelt worden waren, wurden diese in einem großen, hölzernen, auf drei Füßen ruhenden Gefäß (Umeli) mit Wasser vermengt und leicht mit den Händen ausgedrückt. Auf manchen Inseln nimmt man zu dieser Verdünnung statt gewöhnlichen Wassers die in der unreifen Kokosnuß enthaltene Flüssigkeit. Kawa ist ein wässeriges Getränk von wenig einladendem Aussehen, besonders wenn man dessen Bereitung gesehen hat. Es hat gewöhnlich die Farbe von Milchkaffee; nur wenn zuweilen mit der Wurzel auch die Blätter der Pflanze gekaut werden, erhält

[1]) Auch der gährende Saft der Orange, der Ananas, der Pandanusfrucht, der Spondias dulcis und der wilden Banane wurde in früherer Zeit zur Bereitung von berauschenden Getränken bei Festlichkeiten verwendet. — Seit der Einführung europäischer Spirituosen nennen die Eingeborenen alle ausländischen Getränke ava-papáa, alle einheimischen ava-maóhi.

das Getränk eine grünliche, dem Wermuthgeist ähnliche Farbe, obschon es mit dem Geschmack des letzteren durchaus nichts gemein hat.

Der Kawa wird aus einer zur Hälfte gespaltenen, ausgehöhlten Hülse der Kokosnuß getrunken, welche in der zu Schnitzereien geschickten Hand der Eingeborenen die Gestalt eines eleganten, durchsichtigen Trinkbechers annimmt. Nur Leute von hoher Geburt, die Arii und Raatira[1]), befreit von der Sorge um den täglichen Erwerb und von der Bewirthschaftung des Bodens, konnten sich sonst auf Tahiti dem Luxus des täglichen Genusses des Kawatrankes hingeben. Die Betäubung durch denselben hat einige Aehnlichkeit mit jener von Opium. Auch bei den Kawatrinkern wie bei den Opiumessern oder Samschu-Schmauchern ist ein nervöses Zittern, eine überwältigende Ermattung und ein, jedes andere Gefühl beherrschendes Bedürfniß zu schlafen wahrnehmbar. Nachdem die Wirkung des Kawa vorübergegangen, tritt eine große Mattigkeit in allen Gliedern ein, und die Kawatrinker pflegten sich daher in die frische Fluth eines benachbarten Bergwassers zu stürzen. Eine ganz eigenthümliche Hautkrankheit, welche der tägliche Genuß dieses Trankes zur unausbleiblichen Folge hat, wird von den Tahitiern Arewarewa genannt.

Ein deutscher Chemiker, Herr Nöllenberger, welcher zur Zeit unseres Besuches auf Papeete lebte, hat im September 1858 versucht, aus der Kawawurzel eine krystallinische Substanz zu extrahiren, welche derselbe Kawaïn nannte und deren dynamische Eigenschaften noch näher zu untersuchen sind. Wie wir indeß seither aus der bereits erwähnten sehr werthvollen Monographie des Herrn G. Cuzent über Tahiti (Paris 1860) entnommen, hat dieser eifrige Forscher bereits im April 1857 in der Kawawurzel eine neue organische Base gefunden, die er Kawahine nannte und über welche derselbe in seinem interessanten Werke (Seite 99) ausführlich berichtet.

Im Verhältniß, als durch den Einfluß der Missionäre das Kawatrinken auf Tahiti verboten wurde, trat an dessen Stelle der Genuß von Branntwein und anderen Spirituosen, welche rasch eine nicht weniger schädliche Wirkung auf den physischen und sittlichen Zustand der Eingeborenen zu äußern begannen.

[1]) Die tahitische Gesellschaft zerfiel vor Ankunft der Europäer in drei Classen: in Arii oder Häuptlinge, in Raatira oder Grundbesitzer, von welchen die angesehensten in jedem Districte den Namen Tataui führten, und endlich in Manahune oder Proletarier. Zu letzterer Classe gehörten auch alle im Kriege gemachten Sclaven. Zwischen den Arii und Raatira gab es ein Mittelglied, die Eiétoaï, deren Rang mit jenem unserer Adeligen correspondirte. In neuerer Zeit wird für Arii häufig das Wort Tavana gebraucht, was jedoch nur eine Corruption des englischen Wortes „Governor" ist.

In der Agricultur wie im Handel macht sich seit der Schutzherrschaft der Franzosen ein bedenklicher Rückschritt bemerkbar. Kaum mehr als 60 bis 80 Schiffe besuchen im Laufe eines Jahres die Insel und vermitteln einen Verkehr an Waaren und Producten in einem Werthe von ungefähr 1,600.000 Francs, wovon beiläufig Eine Million Francs auf die Ausfuhrartikel gerechnet werden mag [1]). Am auffallendsten ist die geringe Zahl von Walfischfängern, welche dermalen auf Tahiti vor Anker gehen, um sich zu verproviantiren oder Ausbesserungen vorzunehmen. Im Jahre 1836 besuchten noch zweiundfünfzig Walfischfänger die Insel; gegenwärtig laufen jährlich kaum mehr als fünf oder sechs im Hafen von Papeete ein. In officiellen Berichten wird als Ursache dieses geringen Besuches das verminderte Vorkommen des Walfisches in diesen Regionen, und als Grund der Stagnation des Handels im Allgemeinen die Reduction der französischen Besatzung auf Tahiti, so wie der seitherige Aufschwung der Sandwich-Inseln und Californiens bezeichnet. Die wahre Ursache des verkommenen Zustandes der Insel ist jedoch ganz anderswo zu suchen. Sie liegt hauptsächlich in einer höchst mangelhaften Administration, welche beständig von einer Hand in die andere gleitet, bald einen Schiffscapitän, bald einen Officier der Gendarmerie oder des Geniecorps zum Oberhaupt hat. Ein an Kaiser Napoleon von einem in Tahiti angesiedelten englischen Kaufmanne gerichteter Brief [2]) deckt die Krebsschäden der gegenwärtigen Verwaltung in Bezug auf Eigenthumsrecht, Justizpflege, Gesetzgebung und sociale Verhältnisse rücksichtslos auf und giebt ein gar trostloses Bild von dem dermaligen Zustande der wegen des reinen Glückes der Bewohner einst so hochgepriesenen Insel.

Aber auch die Vortheile, welche das französische Protectorat dem Mutterlande bringt, sind bis zur Stunde mehr als problematisch. Während die Gründung der französischen Stationen in Oceanien eine Summe von sechs Millionen Francs verschlang, haben die jährlichen Unterhaltungskosten kein Jahr weniger als 2½ bis 3 Millionen Francs betragen. Davon kommen auf das Protectorat in Tahiti 6—700.000 Francs [3]). Diese be-

[1]) Diese Angaben sind nur annähernd richtig. Das Zollamt in Papeete besitzt genaue Aufzeichnungen, aber es hält dieselben geheim, und zwar aus politischen Gründen, wie wir aus der Bemerkung eines Tahitiers zu vermuthen glauben: „On ne veut pas faire savoir au monde, que nous ne sommes pas dans un état prospére“. . . .

[2]) Lettre concernant l'état actuel de Tahiti, adressé à Sa Majesté Impériale, Napoléon III par Alexander Salmon. London, Effingham Wilson, 1858.

[3]) Die französische Besatzung auf Tahiti und Eimeo (Morea) beträgt einschließlich der Administrationsbeamten circa 400 Mann. Der Gouverneur empfängt nebst Zuschüssen einen Gehalt von 30.000 Francs

deutende Summe wird keineswegs durch die Erzielung von commerciellen und industriellen Vortheilen aufgewogen, denn kaum treffen mehr als zwei Schiffe jährlich direct aus Frankreich auf Tahiti ein, während die meisten der daselbst verkauften Waaren englische Fabricate sind, die aus Valparaiso bezogen werden, mit welchem Hafen Papeete allein eine ziemlich regelmäßige Verbindung unterhält.

Die Station Taiohái auf der Insel Nukahiwa im Marquesas-Archipel wurde seit 1. Jänner 1859 der zu großen Auslagen wegen wieder gänzlich aufgelassen, obschon Ute-moána, der König der Marquesas, und die Häuptlinge von Nukahiwa das Protectorat Frankreichs nachgesucht und eine förmliche Unterwürfigkeits-Adresse unterzeichnet haben; während andrerseits der Besitz von Neu-Caledonien (Dum'mbia) nur mit bedeutenden Geldopfern behauptet werden kann.

In nächster Zeit werden allerdings einige Reformen Platz greifen, um den bisherigen Regierungsapparat minder schwerfällig zu machen. Man will die französischen Colonien in Oceanien in östliche und westliche, mit völlig unabhängigen Administrationen theilen. Der Gouverneur der „Etablissements français dans l'Océanie orientale" soll in Papeete, jener der „Etablissements français dans l'Océanie occidentale" in Port de France (Neu-Caledonien) seinen Sitz haben. Allein diese Trennung der Verwaltung wird zwar die Unterhaltungskosten wesentlich erhöhen, aber nicht die Aussicht auf beträchtlichere Einnahmen vermehren.

Die Franzosen haben einmal kein Glück mit ihren Colonisationsversuchen; sie sind keine praktischen Colonisten. Diese Wahrnehmung wird doppelt augenfällig in der südlichen Hemisphäre, wo sie von englischen Colonien umgeben sind. Wohl haben auch die Engländer ihre Besitzungen in Oceanien, Australien, Asien u. s. w. meist nur durch Acte der Gewalt an sich gerissen, und Niemand kann vom humanistischen Standpunkte aus jene Mittel billigen, durch welche sie sich zu Herren der herrlichsten und fruchtbarsten Länder der Erde machten. Was waren aber die versöhnenden Resultate dieser Gewaltacte, dieser politischen faits accomplis? England hat jene naturbevorzugten Inseln und Continente mit ihren thatlosen, hinsterbenden Menschenracen dem unbeschränkten Verkehr aller handeltreibenden

dessen Stellvertreter (Commandant particulier) hat einen Gehalt von 20.000 Francs; außerdem beziehen die beiden französischen Commissäre ihre Diäten als Officiere der kaiserlichen Marine (16 bis 25 Francs täglich).

Nationen geöffnet; es hat sich bemüht, durch freie Institutionen arbeitsfähige Colonisten anzuziehen, die Naturschätze der besetzten Länder durch die Hand der Wissenschaft und Forschung zu heben und zum Nutzen Aller auszubeuten; es hat den Samen christlicher Cultur bis in die entferntesten Theile der Erde getragen, und selbst den wildesten Völkern durch Energie, Arbeitstüchtigkeit und sittlichen Ernst ein Gefühl der Achtung und Bewunderung für die geistige Ueberlegenheit, für die Macht und Größe der weißen Race aufzubringen verstanden!

Unter dem Einflusse liberaler, aber sittlich strenger Gesetze würde auch Tahiti sich bald zu einem Emporium in der Südsee, zum Singapore Oceaniens emporgeschwungen haben. Unter französischem Protectorate dagegen ist die Insel mit ihrer von jeher zur Frivolität und Sinnlichkeit geneigten Bevölkerung in der That das geworden, was sie einmal ein französischer Seefahrer scherzweise nannte: „La nouvelle Cythère!"

Obschon die Gesellschafts-Inseln keine französische Strafcolonie sind (denn dazu ist das Klima zu gut), so gibt es doch auf Tahiti und Nukahiwa einzelne, mehr politisch unbequeme als gefährliche Menschen, welche eine humane Anwandlung des Martialgerichtes mit der Verbannung nach dem furchtbaren Cayenne [1]) verschont, und die ein, wir möchten fast sagen, gnädiges Geschick nach den Gestaden der Südsee geführt hat. Einer dieser Verurtheilten, Namens Longomasino, verdankt dem Besuche der österreichischen Fregatte in Papeete die Wiedererlangung seiner Freiheit. Derselbe

[1]) Wir hatten Gelegenheit in Papeete einige Mittheilungen über jene berüchtigte französische Strafcolonie aus dem Munde eines Mannes zu vernehmen, den man durch seine Stellung gewiß nicht der Uebertreibung zeihen wird. Mr. de la Richerie, zur Zeit unserer Anwesenheit Commissaire Impériale und gegenwärtig Gouverneur von Tahiti, war vier Jahre hindurch (1854—1858) Director der Strafanstalt zu Cayenne. Während der Zeit seiner Verwaltung betrug die Gesammtbevölkerung 5—6000 Gefangene, 1500 Mann Garnison, 200 freie Ansiedler und 16—18.000 Neger. Die Unterhaltungskosten dieser verhältnißmäßig kleinen Ansiedlung schätzt Mr. de la Richerie auf 4—5 Millionen Francs. Die Sterblichkeit unter den Sträflingen sowohl, als unter den weißen Ansiedlern ist wahrhaft grauenerregend und beträgt durchschnittlich 28 — 33 Procent. Von 6000 Gefangenen starben in einem Jahre 2000; von 36 Aerzten unterlagen 18 der Erfüllung ihres Berufes. Fortwährend befinden sich 5 — 600 Gefangene fieberkrank im Spitale. Der Director trat einmal in einen der Säle, in welchem 250 Deportirte auf dem Siechbette lagen. Er frug den Arzt, wie lange sie wohl noch leben würden? — Beiläufig ein Jahr war die Antwort. Dépechez-vous donc! mahnte der Director, indem er auf die Unglücklichen hindeutete, welche außerhalb des Spitals keine Aufnahme finden konnten und, an Leib und Seele krank, sehnsuchtsvoll des Momentes harrten, wo die von ihren Leidensgenossen eingenommenen Lagerstätten leer werden würden! Auch Mr. de la Richerie war der Ueberzeugung, daß kein Deportirter den Aufenthalt in Cayenne länger als vier bis fünf Jahre erträgt, daß sogar jeder freie Ansiedler in höchstens zehn Jahren den schädlichen Einflüssen des Klimas erliegen muß. Darum kümmert sich aber die Regierung des Zweiten Decembers wenig. Man hat einmal das Princip der Deportation für gut erkannt und will es nun durchgeführt wissen. Die weiteren Details scheinen Nebensache zu sein, wenn nur alle Franzosen, welche die Herrschaft der Napoleoniden erschüttern könnten, aus dem Lande, aus Europa verbannt sind!

war bis zum Jahre 1851 Journalist in Toulouse und stand in eifriger Correspondenz mit den intimsten Anhängern Louis Napoleons, bis ihm endlich der Coup d'état über die wirklichen Absichten des Imperators die Augen öffnete, und Longomasino ins Lager der Gegner des neuen Kaiserreiches überging. Seine Agitation gegen die Gewaltmaßregeln des Zweiten Decembers veranlaßte seine Gefangennehmung und Verbannung. Er wurde zuerst nach Nukahiwa, einer der Marquesas-Inseln, deportirt und erhielt später die Erlaubniß, nach Papeete auf Tahiti übersiedeln zu dürfen. Erst Hufschmied, dann Advocat und in letzterer Zeit Wirth, war er gleichwohl in keiner dieser verschiedenen Geschäftssphären im Stande, sich und seiner zahlreichen Familie eine Existenz zu gründen, uud zwar um so weniger, als politische Intriguen ihm das Recht zur Ausübung einer juridischen Praxis absprachen und zur Wahl eines Erwerbszweiges nöthigten, für welchen er weder Neigung noch Geschick besaß. Wenn wir gut unterrichtet sind, so hat der juridisch gebildete Longomasino dem katholischen Bischof von Tahiti in dessen Rechtshändeln mit der französischen Administration manche gute Dienste geleistet, und es war daher weniger Mitgefühl für den unglücklichen Deportirten als die Absicht, dem Gegner einen Streich zu spielen und ihn einer wesentlichen Stütze zu berauben, was den Gouverneur veranlaßte, an den Befehlshaber der Expedition das Ansuchen zu stellen, den auf Lebenszeit zur Verbannung verurtheilten Longomasino am Bord der Novara eine freie Ueberfahrt nach Valparaiso gestatten zu wollen. Das Ansuchen wurde bewilligt und Longomasino schiffte sich am Abend vor unserer Abreise auf der Fregatte ein, während ihm seine Familie auf einem Kauffahrer nachfolgen sollte. Der Unglückliche, welcher nicht genug Worte des Dankes über die freundliche Aufnahme finden konnte, die ihm bereitet wurde, erhöhte noch die Sympathien für sein Schicksal durch das charaktervolle Schweigen, welches er über die ausgestandenen Leiden bewahrte[1]).

Ein anderer Deportirter, welcher in Papeete die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, war Belmare, ein junger vielseitig gebildeter Mann, der bekanntlich in den 1850ger Jahren in den Tuilerien auf Louis Napoleon schoß und in Folge dessen zur lebenslänglichen Deportation nach der Insel

[1]) Longomasino reiste bald nach seiner Ankunft in Valparaiso nach Serena, einer Stadt von 20.000 Einwohnern mit reichen Kupferminen, um sich daselbst an der Redaction eines politischen Blattes zu betheiligen.

Tahiti verurtheilt wurde. Der Umstand, daß man Belmare seither beim Schatzamt in Papeete anstellte und einen Monatsgehalt von 200 Francs bezahlt, gab bei dem sonstigen Verfahren der französischen Regierung gegen politische Renitenten den barockesten Gerüchten Nahrung; ja wir hörten sogar wiederholt die Vermuthung aussprechen, Belmare sei eigentlich nur zum Werkzeug für eine Handlung gebraucht worden, welche als Vorwand und Scheingrund benützt werden sollte, um der Regierung Louis Napoleons Anlaß zu neuen Gewaltmaßregeln zu geben. Ob aber für einen solchen Dienst der Aufenthalt auf Tahiti, selbst mit einer noch so günstigen Monatsgage, eine entsprechende Belohnung sei, diese Frage ist Monsieur Belmare allein zu beantworten im Stande.



Insel Tahiti.

Ungünstige Witterung, wie sie in der Regenzeit der Tropen häufig vorkommt, verzögerte unsere Abreise um mehrere Tage. Bald wehte ein stürmischer Wind, der sich von Nord über West nach Südwest beugte, bald trat wieder völlige Windstille ein, während welcher die Brandung der hohen See unaufhörlich und dermaßen heftig an das Ufer schlug, daß es wenig gerathen schien, sich mit einer Fregatte in die enge Oeffnung zu wagen, welche die Mündung des Hafens von Papeete bildet und welche in einer Spaltung jener Korallenmauer besteht, die ganz Tahiti umsäumt und vor den Wellen des Oceans schützt.

Am 28 Februar endlich setzten wir bei Tagesanbruch unter Segel. Unsere eigenen kleinen Fahrzeuge, so wie eines der Boote des französischen Dampfers „Milan", das uns mit großer Zuvorkommenheit zur Verfügung

gesendet worden war, schleppten die Novara bis außerhalb des Riffes und unterstützten wesentlich die Bemühungen unserer Matrosen, den kaum fühlbaren Luftzug allen Segeln der Fregatte zu Gute kommen zu lassen. Von einem eingeborenen Lootsen geführt, steuerten wir derart nahe an den steil aufsteigenden Korallenriffen vorüber, daß die Fregatte dieselben fast berührte.

Noch warfen wir einen Blick des Abschiedes auf Tahiti und die kleine Insel Motu-Uta, wo unsere improvisirte Sternwarte stand und so manche Nacht mit Beobachtungen durchwacht wurde, um die geographische Position mit astronomischer Genauigkeit festzustellen.



Eine Eingeborene von Paomata und ihr Sohn (Mestize).

Da wir außerhalb des Korallenriffes kräftigere Brise fanden und nordwärts steuerten, so lag das reizende Tahiti, welches durch die imposanten und wunderlichen Formen seiner Berge und durch den Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner Vegetation theils an die schimmernde Pracht der Tropen, theils an die stille Majestät unserer Alpenlandschaften erinnerte, bald nur mehr in traumhaften Umrissen hinter uns.

Fast gleichzeitig mit der Novara war der nordamerikanische Walfänger Emil Morgan (Capitän Chase) aus dem Hafen von Papeete ausgelaufen.

Derselbe trieb sich bereits seit fünf Jahren in den Gewässern der Südsee herum, ohne bisher seine schweren Mühen und Anstrengungen durch einen ergiebigen Fang belohnt zu sehen. Nicht mehr als 4 Faß Thran waren der ganze Ertrag seiner Campagne. Er ging nach den Sandwich-Inseln und von dort nach Hause, nach Boston. In neuerer Zeit haben sich die nordamerikanischen Walfänger in Compagnien vereinigt, welche Gewinn und Verlust theilen. Hatten seine Compagnons anderwärts mehr Glück als Capitän Chase, so mag es sich immer noch fügen, daß er die letzten fünf Jahre nicht umsonst gearbeitet hat. Die Mannschaft des Emil Morgan, welche hauptsächlich nur mit Gewinnantheil oder einer sogenannten Oel-Tantième bezahlt wurde, war schon verzagt geworden und sechs Matrosen verließen sogar das Schiff, um auf Tahiti zurückzubleiben. Capitän Chase hatte während der ganzen Campagne seine Frau bei sich, eine muthige, energische Amerikanerin, welche sich, wenns Noth that, selbst ans Steuerruder stellte oder die vorzunehmenden Schiffsmanövers commandirte. Sie gefiel sich darum auch, selbst in der gewöhnlichen Conversation gewisse maritime Ausdrücke zu gebrauchen und erzählte mit Vorliebe, wie sie häufig, wenn die Boote auf den Fang ausgeschickt waren, gleich jedem andern Officier Wache hielt.

Am 8. März wurde an Bord Fastnacht gefeiert. Mehrere Matrosen hatten sich als Invaliden, als Tahitier und Nikobarer maskirt und führten allerhand Schwänke auf. Dolce, der Koch, die lustige Person des Schiffes, erschien als Troubadour und sang herzzerreißende Lieder. Nachmittags spielte die Musikbande auf Deck und Abends wurde den wackeren Matrosen zu ihrer großen Befriedigung eine doppelte Ration Rum gereicht.

Es lag in der Absicht des Befehlshabers der Expedition, die in jener Gegend geschlossenen, fast elliptischen Curven von gleicher magnetischer Declination diametral zu durchschneiden, um wo möglich durch Beobachtung zu ermitteln, nach welchem Gesetze innerhalb der Curve von 5°, der letzten, welche die neuesten magnetischen Karten noch angeben, die Declination oder sogenannte Mißweisung der Magnetnadel weiter abnimmt.

Die erwähnte Curve von 5° östlicher magnetischer Declination liegt nach F. Evans[1]) zwischen den Parallelen $5\frac{1}{2}$° N. und 13° S. und den Meridianen 120° und $134\frac{1}{2}$° W. von Greenwich nordöstlich von den Marquesas-Inseln.

[1]) Chart of curves of equal magnetic variations, 1858, by Frederick Evans, Master, R. N.

Die Magnetnadel zeigt, wie bekannt, nicht genau nach den geographischen Polen, sondern weicht von der Mittagslinie oder von der Richtung Nord-Süd eines jeden Ortes entweder nach Ost oder nach West um einen Winkel ab, den man östliche oder westliche Declination oder Mißweisung der Magnetnadel nennt, und der sich nicht blos im Verlaufe der Zeit an einem und demselben Orte langsam ändert, sondern auch im Allgemeinen von Ort zu Ort andere Werthe annimmt und nur in gewissen Richtungen, sogenannten Linien gleicher Declination, für einen bestimmten Zeitpunkt gleich bleibt.

Nachdem der Compaß der einzige Wegweiser des Seemannes auf dem Ocean, und es von großer Wichtigkeit ist, die Schiffscurse mit Rücksicht auf die geographische Lage derjenigen Punkte, welche man erreichen will, zu bestimmen und zu befolgen, so wird auch den Uneingeweihten die Nothwendigkeit der Bestimmung der Mißweisung der Magnetnadel einleuchten, indem man dadurch zur Kenntniß jenes Winkels gelangt, um welchen die Magnetnadel von der wahren Nord-Süd-Linie, oder vom jeweiligen Meridian abweicht.

Die Bestimmung dieser Mißweisung geschieht mittelst Beobachtungen der Sonne, von welcher man in jedem Augenbicke die genaue Richtung berechnen kann, in welcher sie vom Schiffe aus gesehen wird. Diese Richtung, verglichen mit jener, in welcher die Sonne thatsächlich in Bezug zur Magnetnadel beobachtet wird, gibt den Mißweisungswinkel.

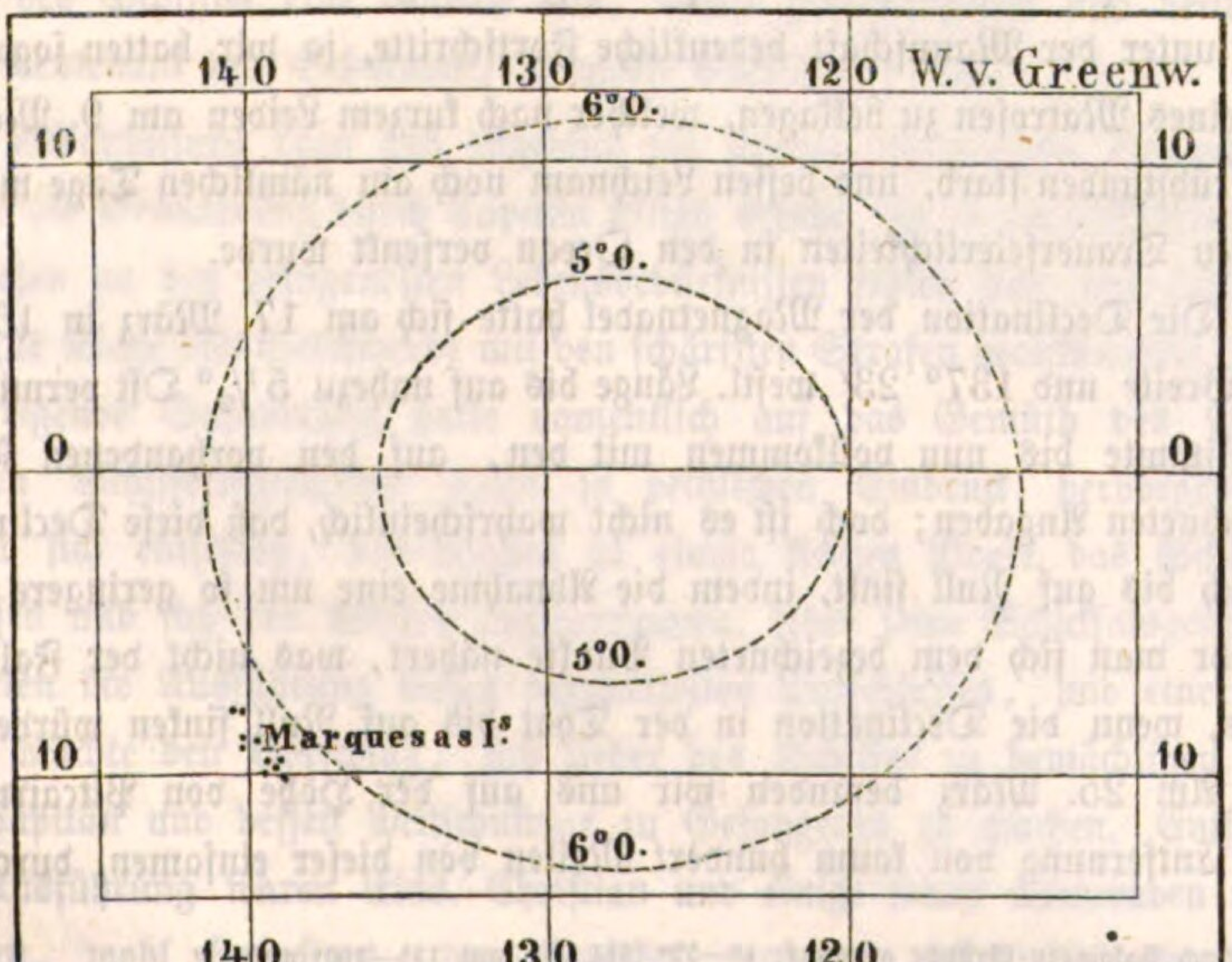
Diese scheinbar höchst einfache Bestimmungsweise begegnet gleichwohl in der Ausführung in Folge gewisser localer Umstände mehrfachen Schwierigkeiten; denn dieselbe wird am Bord eines Schiffes ausgeführt, das oft bedeutende, je nach ihrer weiteren oder geringeren Entfernung auf die Magnetnadel mehr oder minder störend einwirkende Eisenoberflächen in sich schließt, die eine örtliche Anziehung bewirken, und die Nadel von derjenigen Richtung ablenken, welche sie haben würde, wenn diese Eisenbestandtheile nicht vorhanden wären. Dabei ist die örtliche Anziehung nicht an allen Orten und in jeder Richtung des Schiffes dieselbe, sondern ändert sich nach einem gewissen Gesetze je nach der Intensität und Richtung der magnetischen Anziehungskraft der Erde. Man muß daher auch diese örtliche Abweichung der Magnetnadel bestimmen, um die genauen Werthe der Mißweisung zu finden.

Was nun diese letztere betrifft, so haben viel tausend Beobachtungen auf dem Lande und auf dem Meere das Maß ergeben, wenigstens für

kürzere Zeiträume das Gesetz empirisch zu finden, nach welchem sich die Abweichung der Magnetnadel von Ort zu Ort und von Jahr zu Jahr ändert und es ist möglich geworden, auf den Seekarten diejenigen Linien zu ziehen, auf welchen die Mißweisung in einem gegebenen Zeitpunkte einen gleichen Werth behält. Da die Genauigkeit, mit welcher diese Linien verzeichnet wurden, für den Seefahrer genügt, so ist derselbe in den meisten Fällen der Beobachtung und Bestimmung dieser Mißweisung überhoben, wenn er nur den Ort seines Schiffes auf der Oberfläche der Erde mit einiger Sicherheit kennt und die örtliche Anziehung am Bord bestimmt hat.

Diese Linien gleicher Abweichung sind aber noch mancher Verbesserung fähig, und wenn sie gleich für den praktischen Gebrauch im Allgemeinen ausreichen, so sollte doch die Wiederholung der Beobachtungen besonders von solchen Seefahrern nicht vernachlässiget werden, welche Mittel und Kenntnisse besitzen, um verläßliche Angaben zu liefern.

Auch auf der Novara verging kein sonnenheller Tag, ohne die Mißweisung der Magnetnadel mehrere Male zu bestimmen, so wie gleichfalls, wo es nur immer anging, auch jene Beobachtungen fortgesetzt wurden, welche sich auf die Bestimmung der örtlichen Anziehung am Bord bezogen.




Skizze nach F. Evans Curvenkarte (1858).

Unter solchen Verhältnissen mußten wir einen besonderen Werth darauf legen, die Abnahme der Declination der Magnetnadel gegen ihren vermeintlichen Nullpunkt, so weit als es nur immer thunlich war, zu verfolgen und unsere Beobachtungen mit der Angabe auf den Seekarten zu vergleichen.

Es war indeß in nautischer Beziehung keineswegs von besonderer Wichtigkeit, den Minimalwerth der magnetischen Declination selbst zu erreichen, es genügte, sich die Ueberzeugung zu verschaffen, daß die beobachtete Abnahme der magnetischen Declination mit den Angaben der Karten übereinstimmte, was in der That auch vollkommen der Fall war.

Diese Uebereinstimmung mußte uns um so mehr zur Genugthuung gereichen, als wir an der nordöstlichen Seite der Paomotu-Gruppe[1]) frischen Nordostwind fanden, eine in der herrschenden Jahreszeit von der hohen Temperatur dieser Inseln bedingte Erscheinung, welche unserer Absicht, nach Nordost zu segeln, heftigen und andauernden Widerstand entgegensetzte.

Zugleich bewog uns noch ein anderer Umstand, den Versuch, weiter gegen den Minimalwerth der magnetischen Declination zu steuern, aufzugeben. Auf der Fregatte war schon seit einiger Zeit der Gesundheitszustand kein günstiger; eine eigenthümliche, endemische Kolik, von den Franzosen auf Tahiti colique sèche oder colique vegétale genannt[2]), machte auch am Bord unter der Mannschaft bedenkliche Fortschritte, ja wir hatten sogar den Tod eines Matrosen zu beklagen, welcher nach kurzem Leiden am 9. März in den Frühstunden starb, und dessen Leichnam noch am nämlichen Tage mit den üblichen Trauerfeierlichkeiten in den Ocean versenkt wurde.

Die Declination der Magnetnadel hatte sich am 17. März in 15° 52′ südl. Breite und 137° 23′ westl. Länge bis auf nahezu $5\frac{1}{2}$° Ost vermindert, und stimmte bis nun vollkommen mit den, auf den vorhandenen Karten verzeichneten Angaben; doch ist es nicht wahrscheinlich, daß diese Declination wirklich bis auf Null sinkt, indem die Abnahme eine um so geringere wird, je mehr man sich dem bezeichneten Punkte nähert, was nicht der Fall sein könnte, wenn die Declination in der That bis auf Null sinken würde.

Am 25. März befanden wir uns auf der Höhe von Pitcairn, in einer Entfernung von kaum hundert Meilen von dieser einsamen, durch ihre

[1]) Auch Pakomotu-Gruppe genannt: 13—22° südl. Br. und 135—150° westl. L.

[2]) Eine ausführliche Beschreibung der endemischen Kolik, welche wir nahezu acht Monate hindurch am Bord hatten, und welche an 36 Individuen in einer Minimaldauer von 9, und einer Maximaldauer von 94 Tagen beobachtet wurde, findet der Leser in dem, von Dr. Eduard Schwarz bearbeiteten medicinischen Theile der Novara-Publicationen, Seite 214—220.

physische Beschaffenheit wie durch ihre Geschichte interessanten Felseninsel. Vielen Lesern dürften zwar schon die Ursachen, welche die Meuterei am Bord der englischen Kriegsschaluppe Bounty herbeiführten, so wie die späteren Schicksale der dabei Betheiligten bekannt sein, und wir würden es gewiß nicht wagen, diese an und für sich allerdings höchst merkwürdige Katastrophe hier neuerdings zum Gegenstande einer Schilderung zu machen, wenn uns nicht ein glücklicher Zufall in den Besitz einer handschriftlichen Mittheilung gebracht hätte, welche uns von Pitcairn und dessen Bewohnern bis in die neueste Zeit Kunde gibt. Um aber für dieses biedere Kernvölkchen die Sympathien des Lesers zu gewinnen, ist es nöthig, in flüchtigen Umrissen ein Bild jener Ereignisse zu geben, von welchen Pitcairn zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Schauplatz war.

Im December 1787 sandte die englische Regierung die Kriegsschaluppe „Bounty", Capitän William Bligh, nach der Insel Tahiti, um daselbst Brotfruchtbäume einzunehmen und diese nach ostindischen Besitzungen zu überführen. Das Schiff kam im October 1788 in Tahiti an und verließ, mit 1015 Stück der gewünschten Pflanzen versehen, am 4. April 1789 die Insel. Wenige Wochen nach der Abfahrt brach unter der kleinen Bemannung des Schiffes eine Emeute aus, deren Hauptanstifter und Leiter der erste Lieutenant der Schaluppe, Namens Christian[1]) war.

Veranlassung dazu gab angeblich die strenge, tyrannische Behandlung, welche die Bemannung durch Capitän Bligh erfuhr, da er es Officieren und Matrosen an den dringendsten Lebensbedürfnissen fehlen ließ und selbst die geringste Klage und Beschwerde mit den schärfsten Strafen beantwortete. Diese erniedrigende Behandlung hatte namentlich auf das Gemüth des stolzen, heftigen Schiffslieutenants einen so peinlichen Eindruck hervorgebracht, daß er sich entschloß, des Nachts in einem kleinen Boote das Schiff zu verlassen und sich den Wellen anzuvertrauen. Aber seine Schicksalsgefährten hinderten die Ausführung dieses verzweifelten Entschlusses, und einer derselben machte den Vorschlag, sich lieber des Schiffes zu bemächtigen, und den Capitän und dessen Mitschuldige zu Gefangenen zu machen. Entschluß und Ausführung waren Eins. Christian und einige seiner Cameraden überraschten, wohl bewaffnet, den Capitän, nahmen dessen Anhang, von

[1]) Lord Byron hat das Schicksal Christian's, einer der Hauptpersonen dieser Geschichte, zum Vorwurf seines bekannten Gedichtes, „die Insel" gemacht.

welchem Widerstand vermuthet werden konnte, gefangen, ließen ein Boot ins Meer, versahen dasselbe mit Segel, Werkzeugen, einer Boussole, einem Quadranten, einigen Lebensmitteln[1]), Hacken und Säbeln, und zwangen hierauf den Capitän, den zweiten Lieutenant, den Arzt, den Botaniker und fünfzehn Matrosen sich einzuschiffen. Sobald dies geschehen war, ließen sie das Tau los, welches das Boot am Schiffe festhielt, und indem sie bei günstiger Brise mit allen möglichen Segeln den Curs gegen Norden nahmen, hatten sie das kleine Fahrzeug mit seiner unglücklichen Bemannung rasch aus dem Gesichte verloren.

Christian übernahm nun das Commando der „Bounty". Es wurde Rath gehalten und beschlossen, eine abseits gelegene Insel aufzusuchen und zum künftigen Aufenthalte zu wählen. Man änderte den Curs, warf einen großen Theil der eben erst eingenommenen Ladung von Brotfruchtbäumen über Bord, und behielt davon gerade nur so viele Pflanzen zurück, als zum Anbau auf der Insel nöthig sein würden, im Falle man dort dieses für den Tropenbewohner so nützliche Gewächs nicht vorfinden sollte.

Wenige Tage nach diesem Ereignisse kam man in Sicht von Tubuai, einer der Inseln des Rurutu-Archipels. Obschon sich die Eingeborenen sehr feindselig zeigten, ankerten die Meuterer gleichwohl in einer Bucht im Nordwesten dieser Insel, welche für eine Niederlassung ganz besonders geeignet zu sein schien. Der Brotfruchtbaum, die Banane und der Taro kamen in großer Menge vor, und der für die Cultur empfängliche Boden versprach den Fleiß des Landwirthes reichlich zu lohnen.

Zwei Umstände aber hinderten die Meuterer, den Entschluß einer dauernden Niederlassung auf der Insel in Ausführung zu bringen: die große Feindseligkeit der Eingeborenen, welche schon in den ersten Tagen nach der Ankunft der Meuterer den Tod einiger Insulaner zur Folge hatte, und der Mangel an Frauen. Man erinnerte sich der vertraulichen Verbindungen, welche man während des Aufenthaltes in Tahiti mit den dortigen weiblichen Bewohnern eingegangen war, und beschloß, nach jener reizenden Insel des Gesellschafts-Archipels zurückzukehren, um bestandene Bande dauernd zu knüpfen und zugleich einige Tahitier für die Cultur der neuen Niederlassung anzuwerben, die man sodann aufzusuchen beabsichtigte.

[1]) 150 Schiffszwieback, 16 Stücke gesalzenes Schweinefleisch (á 2 Pfund), 6 Flaschen Rum, 4 Flaschen Wein und 98 Pinten (circa 50 Maß) Trinkwasser.

Eine erfundene Geschichte über die Ursache der Rückkehr, welche man schon früher verabredet hatte, bereitete den Meuterern auf Tahiti einen freundlichen Empfang. Sie gaben vor, ein Eiland entdeckt zu haben, das sie bevölkern wollten. Capitän Bligh war angeblich auf demselben zurückgeblieben und hatte Christian, den ersten Lieutenant, beordert, mit der „Bounty" nach Tahiti zu segeln, um sich dort Schweine, Hühner, Yamswurzeln und andere Knollengewächse zu verschaffen. Die einfaltsvollen Tahitier setzten nicht den geringsten Zweifel in die Wahrheit dieser Erzählung und erfüllten ohne Zögern alle Wünsche der Schiffsmannschaft. Nur vom weiblichen Geschlechte entschlossen sich nicht so viele, ihnen zu folgen, als sie gewünscht hatten. Blos neun Frauen schifften sich ein und mit ihnen acht Tahitier und zehn Knaben. Man kehrte noch einmal nach Tubuai zurück und erbaute daselbst sogar ein kleines Fort zur Vertheidigung gegen die Eingeborenen sowohl, als auch gegen fremde Schiffe, im Falle das Versteck der Meuterer in Europa verrathen und Versuche zu ihrer Gefangennahme gemacht werden sollten. Allein die hartnäckigen Feindseligkeiten ließen auch den zweiten Aufenthalt auf Tubuai von keiner langen Dauer sein, und da gleichzeitig unter den mitgenommenen Tahitiern Zwistigkeiten ausbrachen, so beschloß man wiederholt Tubuai zu verlassen, die Malcontenten nach ihrer Heimat zurückzubringen und sodann eine andere, völlig unbewohnte Insel zur dauernden Niederlassung zu wählen.

Nur mehr acht Mann von der einstigen Bemannung der „Bounty" hielten jetzt noch an Christian fest und gelobten ihm zu folgen, wohin er sie auch immer führen wolle. Von Tahitiern blieben noch sechs Männer und zwölf Frauen an Bord. Von den letzteren waren neun mit den Meuterern verheiratet, die übrigen waren die Genossinnen von Tahitiern.

Eine Woche lang trieb man sich auf dem Ocean herum, ohne recht zu wissen, wohin man eigentlich den Curs nehmen sollte. Endlich erinnerte sich Christian der Felseninsel Pitcairn, die ihm von einer früheren Reise her bekannt war. Auf diese wurde nun losgesteuert und im Jänner 1790 dieselbe erreicht. Die Insel Pitcairn, welche nach seemännischem Brauch den Namen des irländischen Matrosen führt, der sie im Jahre 1767 zuerst sah und entdeckte, ist die südlichste von der Gruppe der niederen und gefährlichen Inseln im stillen Ocean, unter dem 25°03′ südl. Br. und 130°08′ westl. L. gelegen. Sie zeigt sich ringsum von schroffen, spitzen Basaltfelsen umgeben, deren zerklüftete, schwarze Massen, an denen sich die Wellen mit

wildem Getöse brechen, fortwährend mit Schaum bedeckt sind. Nur mit großer Mühe und Beschwerde bei sehr günstigem Wetter und völlig ruhiger See für kleine Boote an einer einzigen Stelle zugängig, hätten die Meuterer kaum ein sichereres Asyl als Pitcairn wählen können, um sich und ihr Verbrechen vor der Welt und dem Gesetze für immer zu verbergen.

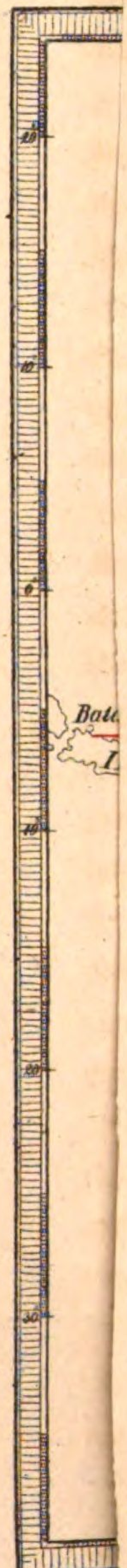
Christian sprang zuerst ans Land; er ließ sich durch den öden traurigen Anblick der Ufer nicht abschrecken, und nachdem er das Innere der Insel, welche kaum drei Seemeilen im Umfange mißt, besucht hatte, ankerte man, entschlossen für immer auf Pitcairn zu bleiben, mitten zwischen furchtbaren Wellenbrechern, an einem Orte, wo es unmöglich gewesen wäre, das Schiff wieder flott zu machen; schiffte die wichtigsten Gegenstände und Lebensbedürfnisse aus, und indem hierauf Christian den Befehl ertheilte, die Schaluppe in Brand zu stecken, vernichtete er die letzte Möglichkeit, die Insel wieder zu verlassen.

Man fand dieselbe völlig unbewohnt, obschon mehrfache Spuren früherer Niederlassungen vorhanden waren [1]). Da die Meuterer die Strafe kannten, welche sie, falls ihr Aufenthalt entdeckt würde, erwartete, so mußte ein ganzes Jahr hindurch Einer von ihnen unaufhörlich auf einem der höchsten Punkte der Insel, welcher von allen Seiten den Ocean beherrscht [2]), Wache halten, um jedes ihrem Verstecke sich nahende Schiff sogleich zu signalisiren. Allein nach dem Verlaufe eines Jahres hörte diese Wachsamkeit auf; man begann sich zu beruhigen, und ohne Aussicht wie ohne Wunsch, die Insel je wieder zu verlassen, lebte man in stiller Resignation im Ueberfluß dahin. Abgesehen von den Früchten, welche die Meuterer auf Pitcairn vorgefunden, kamen auch die von Tahiti mitgebrachten Samen vorzüglich fort, und mit geringer Arbeit und Mühe besaßen die Bewohner in Fülle Brotfrüchte, Yams, Taro, süße Kartoffeln, Bananen, Zuckerrohr, Kokosnüsse und Tabak; Schweine, Hühner und Ziegen bedeckten bald die Insel und da die Ansiedler aus ausgehöhlten Baumstämmen kleine Piroguen für den Fischfang construirt hatten, so fehlte es ihrer Tafel bald auch nicht an köstlichen Fischen.

Während auf diese Weise die Meuterer scheinbar ungestraft ein friedliches Dasein führten, hatten Capitän Bligh und dessen Leidensgenossen

[1]) Schädel und steinerne Aexte, jenen ähnlich, deren sich die Südsee-Insulaner vor Anwendung des Eisens bedienten, wurden beim Bebauen der Felder ausgegraben. Auch zwei große Köpfe aus Stein, im Durchmesser von 10 und 12 Zoll, wurden aufgefunden.

[2]) Der höchste Berg der Insel dürfte 4000 Fuß hoch sein, der Umfang derselben fünf englische Meilen betragen.



die furchtbarsten Qualen auszustehen. In einem offenen Boote von nur 22 Fuß Länge mit 19 Personen und sehr geringen Provisionen auf dem großen Ocean ausgesetzt und Wind und Wellen Preis gegeben, gelang es ihnen erst nach achtundvierzig Tagen der unsäglichsten Entbehrungen und Anstrengungen die über 3600 Seemeilen entfernte Niederlassung Kupang auf der Insel Timor zu erreichen und von dort aus auf einem holländischen Schiffe nach Europa zurückzukehren[1]). Diese ans Wunderbare grenzende Fahrt über einen Theil der Südsee liefert zugleich einen höchst werthvollen Beitrag zur Geschichte der Besiedlung der vielen, über ungeheuere Flächen zerstreuten Inseln des großen Oceans und der Wanderungen ihrer Bewohner.

Auf Pitcairn war das friedliche Stillleben nur von kurzer Dauer. Wie konnte es auch bei so wilden Charakteren, wie sie hier das Schicksal zusammen geworfen hatte, lange währen! — Nach drei oder vier Jahren verlor Quintal, einer der Matrosen der „Bounty", seine Frau, und seine Genossen, welche schon von Beginn an die mitgebrachten Tahitier wie Sclaven behandelt hatten, gingen in ihrer Ungerechtigkeit so weit, die Frau eines Tahitiers zu zwingen, ihren Mann zu verlassen und mit Quintal zu leben.

Diese schmachvolle Forderung empörte die Tahitier aufs Aeußerste und erweckte in ihrer Brust jenen Geist der Rache, welcher die Inselbewohner der Südsee so furchtbar macht. Sie bemächtigten sich bald darauf einiger Feuerwaffen, tödteten Christian nebst einem seiner Gefährten, während beide eben im Felde arbeiteten, und verwundeten einen der vier noch überlebenden Europäer.

Obschon die Tahitier durch diese That ihren Rachedurst gestillt zu haben schienen, so war doch nach einem solchen Ereigniß kaum mehr an eine Versöhnung und an ein freundliches Zusammenleben zu denken. Eine einzige Ungerechtigkeit war Veranlassung, daß binnen wenigen Tagen auf der Insel Ströme Blutes flossen, und daß die kleine Gemeinde, welche so großes Interesse hatte, das gute Einvernehmen unter sich zu bewahren, auf nur wenige

[1]) Capitän Bligh schiffte sich auf dem holländischen Packetschiff Vlydt am 16. October 1789 in Batavia nach Europa ein, und kam am 14. März 1790 in Portsmouth an. Er gab bald darauf einen Bericht über die Katastrophe am Bord der Bounty und seine Fahrt nach Timor heraus und spielte noch eine wichtige Rolle in der Verwaltung der Colonie Neu-Süd-Wales in Australien, zu deren Gouverneur er im August 1806 ernannt wurde. Aber auch hier fanden sein gallichtes Temperament und sein eiserner Wille bald die heftigsten Gegner und die Demüthigungen, welche er nach kaum zweijähriger Amtsthätigkeit erfuhr, wirkten dermaßen vernichtend auf sein stolzes Gemüth, daß er bald darauf, trotz der Genugthuung, von seiner Regierung zum Admiral befördert worden zu sein, an Kränkung starb.

Individuen reducirt wurde. Die Männer aus Tahiti waren sämmtlich ermordet worden und außer vier Meuterern nur zehn Frauen und einige Kinder am Leben geblieben. In diesem trostlosen Zustande begann einer der englischen Matrosen, welcher einmal in einer Destillirfabrik gedient hatte, aus dem Saft der Ti-Pflanze (Cordyline australis) einen starken Liqueur zu erzeugen, was neues Unheil und Mißbehagen unter den Ansiedlern zur Folge hatte. Zwei derselben, Namens Koy und Quintal, waren fast fortwährend betrunken, derart, daß ersterer einmal in einem Anfall von Geistesverwirrung gegen das Ufer lief und sich von der Spitze eines Felsens herab ins Meer stürzte. Diese Katastrophe machte auf die Ueberbleibenden einen so tiefen Eindruck, daß sie von nun an das Destilliren ganz aufgaben und für die Dauer ihres Lebens dem Genusse geistiger Getränke entsagten. Aber bald sollte die kleine Gemeinde ein neuer Schlag treffen. Quintal, derselbe, dessen zügellose Leidenschaft schon einmal so namenlos Unglück über die Inselbewohner gebracht hatte, verlor seine zweite Frau und wiederholte nun seine erste Forderung in so brutaler, das Leben seiner Genossen bedrohender Weise, daß diese selbst den furchtbaren Entschluß faßten, ihren Kameraden umzubringen.

Von nun an trat im sittlichen Zustande der Inselbewohner ein völliger Umschwung ein. Die beiden überlebenden Matrosen Jonny und Adams, welche einigen Unterricht genossen hatten, widmeten sich ausschließlich der Erziehung der Kinder; aber ein Jahr darauf fing auch Jonny zu siechen an und starb in den Armen seines letzten Gefährten. So befand sich denn von den Meuterern, welche vor zehn Jahren auf dieser von der Welt abgeschiedenen Insel ein sicheres Asyl vor dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu finden glaubten, nur mehr ein Einziger am Leben, alle Uebrigen, mit Ausnahme Jonny's, waren eines unnatürlichen Todes gestorben.

Adams, der eigentlich Alexander Smith hieß, änderte jetzt vollständig seine Lebensweise, seine Gesinnungen und seine Gewohnheiten; er bemühte sich mit aller ihm zu Gebote stehenden geistigen und physischen Kraft jenes Völkchen heranzubilden, welches später die Bewunderung aller Seefahrer auf sich zog, die Gelegenheit hatten, mit demselben zu verkehren.

Eine Bibel und einige Erbauungsschriften, welche noch von der „Bounty" herrührten, waren die einzigen gedruckten Bücher, die sich auf der Insel befanden. Sie dienten Adams dazu, die junge Generation, welche um ihn

aufwuchs, lesen und beten zu lehren. Selbst wenig unterrichtet, lernte er, indem er Andere lehrte, die Grundsätze des Christenthums, entkleidet von allen dogmatischen Subtilitäten, in ihrer ganzen natürlichen und doch so erhabenen Einfachheit! Er gründete seinen Unterricht auf die Sanftmuth und den Geist der Brüderlichkeit, auf Tugenden, deren hohe Bedeutung dem neuen Apostel um so augenfälliger erscheinen mußte, je lebendiger noch die Erinnerung an die Folgen des Zwistes und der Uneinigkeit der Kameraden seinem Gedächtnisse vorschwebte.

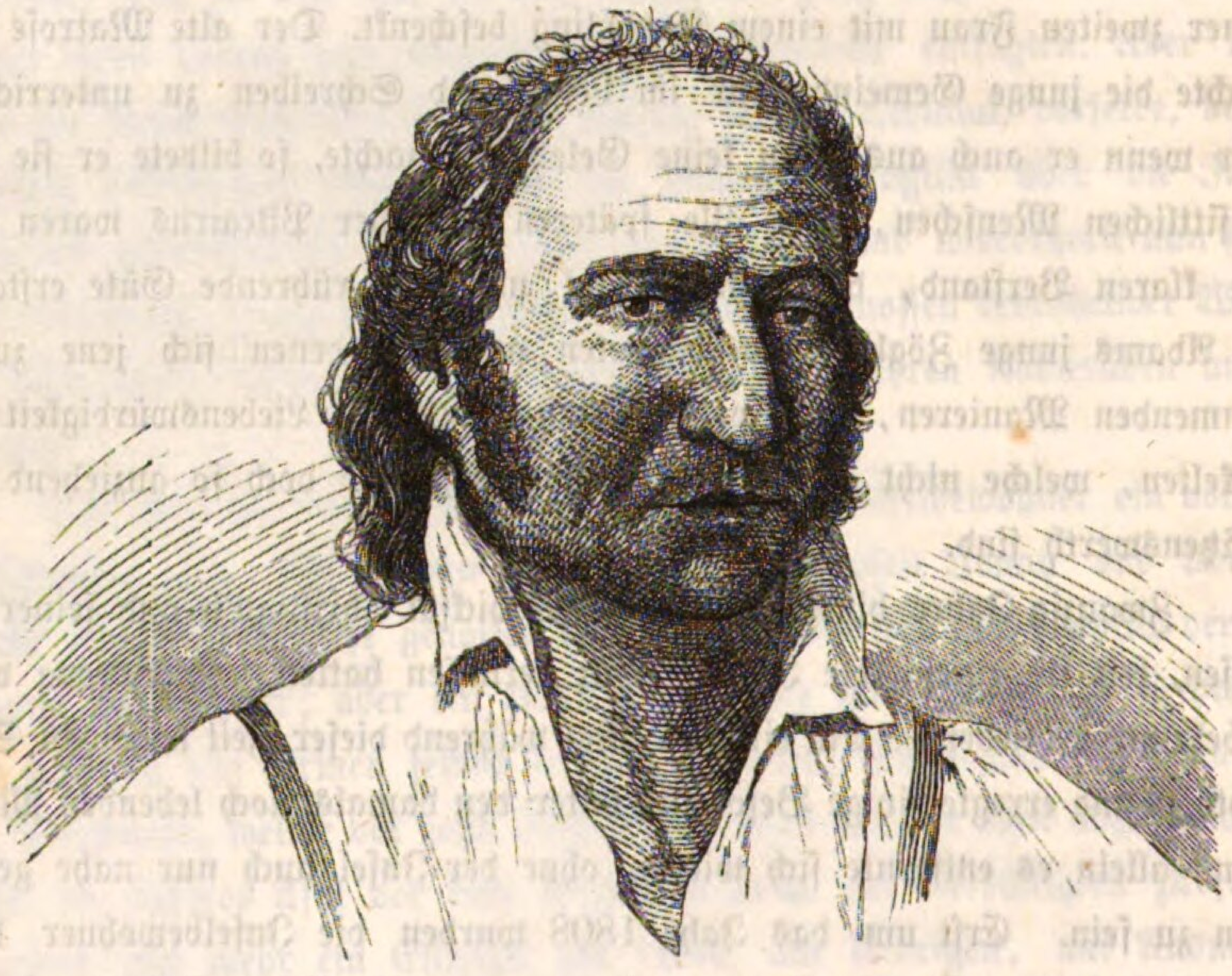
So erzog er die Kleinen mit der ganzen Sorgfalt eines zärtlichen Vaters, obschon von den 19 Individuen, welche sich zu jener Zeit auf der Insel befanden, keines sein eigenes Kind war, denn erst später wurde Adams von seiner zweiten Frau mit einem Sprößling beschenkt. Der alte Matrose vermochte die junge Gemeinde nur im Lesen und Schreiben zu unterrichten, aber wenn er auch aus ihnen keine Gelehrten machte, so bildete er sie doch zu sittlichen Menschen, und alle späteren Besucher Pitcairns waren über den klaren Verstand, die reine Moral und die rührende Güte erstaunt, die Adams junge Zöglinge auszeichneten und aus denen sich jene zuvorkommenden Manieren, jene vom Herzen kommende Liebenswürdigkeit entwickelten, welche nicht gelernt werden können, und doch so anziehend und schätzenswerth sind.

Zwanzig Jahre hindurch war das Schicksal Christian's und seiner Genossen, seit sie zuletzt die Insel Tahiti verlassen hatten, in Europa völlig unbekannt geblieben[1]). Ein einziges Mal während dieser Zeit ward ein Schiff sichtbar und erregte einige Besorgniß unter den damals noch lebenden Meuterern; allein es entfernte sich wieder, ohne der Insel auch nur nahe gekommen zu sein. Erst um das Jahr 1808 wurden die Inselbewohner durch den Besuch des Capitän Folger mit dem amerikanischen Schiffe „Topaz" überrascht. Adams zögerte nicht, sich ihm zu erkennen zu geben und getreulich Alles zu erzählen, was auf die Meuterei am Bord des englischen Schiffes „Bounty" Bezug hatte. Diese umständlichen Angaben wurden nach England berichtet, aber man schien denselben wenig Glauben zu schenken.

Im Jahre 1814 kam das englische Kriegsschiff „Briton" unter Capitän Sir Thomas Staines auf der Fahrt von den Marquesas-Inseln nach

[1]) Das Kriegsschiff Pandora, welches von der britischen Regierung zur Aufsuchung der Meuterer nach der Südsee entsendet worden war, ging in der gefährlichen Torresstraße mit Mann und Maus zu Grunde.

Valparaiso zufällig in Sicht von Pitcairn. Die Matrosen sahen von weitem staunend die Insulaner einen Hügel hinabsteigen, ihre Boote auf den Schultern tragen und bald darauf in diesen gebrechlichen Fahrzeugen die Brandung durchschneiden und auf das Kriegsschiff zurudern. In noch größeres Staunen aber gerieth die Bemannung des „Briton", als sie von den Pitcairnern auf Englisch angerufen und ersucht ward, ihnen ein Tau zuwerfen zu wollen. Der Nächste schwang sich hierauf mit überraschender Leichtigkeit aufs Schiff — es war der Sohn Christians, der erste auf der Insel geborene Sprößling, welcher zu jener Zeit bereits 25 Jahre zählte und den sonderbaren Namen: Dienstag October Christian führte.



Adams. (Nach einer Lithographie.)

Der Capitän und einige Officiere des „Briton" besuchten hierauf die Insel, und Adams, der sich leicht hätte verbergen können, war einer der Ersten, welcher sich ihnen vorstellte, sie in sein Haus zu seiner fast blinden Frau führte, und erklärte, mit ihnen nach England zurückkehren zu wollen, wenn sie dies fordern sollten. Bei diesem entschiedenen Antrage war die ganze Gemeinde tief bewegt. Adams' Tochter warf sich dem Greise um den Hals und rief schluchzend: „Vater, Vater, verlaß uns nicht!" Sein Sohn fiel ihm zu

Füßen und klammerte sich an des Vaters Knie. Die Frauen weinten, die Männer senkten ihre Blicke und harrten bleich und stumm der Entscheidung. Der Befehlshaber des „Briton" beeilte sich sie zu beruhigen. Obschon nach dem Gesetze strafbar, wäre es doch zu hart gewesen, Adams seiner, durch ihn gedeihenden Gemeinde zu entreißen, welche ohne diese Stütze wahrscheinlich wieder zu Grunde gegangen wäre.

Jetzt erst gelangten die ersten officiellen Nachrichten über die Nachkömmlinge der Meuterer der „Bounty" an die englische Admiralität.

Zur Zeit des Besuches des „Briton" bestand die Colonie aus 46 Individuen, von denen 38 auf Pitcairn selbst geboren waren. Die kleine Gemeinde dieser von aller Civilisation so entfernten Insel, gleichsam nur ein Punkt im Ocean, lebte zufrieden, wie eine einzige partriarchalische Familie. Die Mitglieder übten in der Einfalt ihres Herzens alle jene christlichen Cardinaltugenden, welche sie der greise Adams gelehrt hatte: Dankbarkeit gegen den Schöpfer aller Dinge, Geduld, Güte und Nächstenliebe.

Der ganz seltsame Ursprung dieses Mustervölkchens zog von nun an wiederholt Seefahrer nach dem bisher fast unbekannten Eilande, und dieser Umstand trug nicht wenig bei, auf die Sittenreinheit der Pitcairner manchen verderblichen Einfluß zu üben, um so mehr, als auch manche betrügerische Abenteurer darunter waren, welche die einfaltsvollen Bewohner auf alle mögliche Weise zu bethören sich bemühten.

Als im Jahre 1825 der englische Seefahrer Capitän Beechey am Bord des „Blossom" sich der Insel näherte, sah derselbe ein kleines Boot mit vollem Segel ihm entgegen steuern. Es trug den alten Adams und mehrere seiner Zöglinge. Sie baten, an Bord kommen zu dürfen, und hatten kaum die Erlaubniß dazu erhalten, als die flinken, gelenken Burschen auch schon auf dem Deck standen. Nur Adams besaß nicht mehr dieselbe Leichtigkeit. Er schien sogar einen Augenblick zu zögern. Der Anblick des Kriegsschiffes machte auf ihn, wie man sich leicht vorstellen kann, einen tiefen, erschütternden Eindruck. Es rief gar traurige Erinnerungen in seiner Seele zurück, und als er die gewaltigen Kanonen und den kriegerischen Apparat erblickte, mit dem er in seiner Jugend so vertraut war, da vermochte er sich nicht länger zu beherrschen und Thränen der Rührung flossen über seine Wangen und seinen Silberbart. Zu dieser Zeit zählte die Insel 66 Bewohner, und es regte sich in der Brust des alten Adams die Sorge, die kleine Scholle Erde, auf welcher dieselben

festgebannt waren, werde bald der wachsenden Bevölkerung nicht mehr Raum und hinreichende Nahrung bieten[1]). Adams theilte diese Befürchtung dem edelsinnigen Capitän Beechey mit, und bat, die englische Regierung möchte die kleine Bevölkerung nach einem bequemeren und für ihre muthmaßliche Ausdehnung geeigneteren Orte übersiedeln lassen.

Am 5. März 1829 starb Adams in einem Alter von fünfundsechzig Jahren, umgeben von allen seinen Kindern. In den letzten Tagen seiner Krankheit, während der kurzen Intervallen, wo die Heftigkeit der Schmerzen nachließ und das Bewußtsein zurückkehrte, drückte er den Wunsch aus, daß die Gemeinde noch bei seinem Leben ein Oberhaupt wählen möchte; doch geschah aus Pietät für den sterbenden Greis diese Wahl nicht in irgend einer officiellen Weise, und erst nach dem Tode Adams' übernahm Edward Jonny, der Sohn eines Matrosen der Bounty, die Führung der kleinen Colonie, indem er jedoch jeden Ehrentitel ausschlug.

Unter seiner Leitung erfreuten sich die anglo-tahitischen Ansiedler eines sichtbaren Gedeihens, als ein unerwartetes Ereigniß den Zauber ihrer stillfriedlichen Existenz für immer vernichtete und sie plötzlich der geliebten Insel entriß. Bei seiner Rückkehr nach Europa hatte nämlich Capitän Beechey in der Meinung, dem braven Völkchen auf Pitcairn, für das er sich so warm interessirte, einen Dienst zu leisten, seiner Regierung die Bitte des alten Adams um Uebersiedlung unterbreitet, in Folge dessen ein englischer Kriegsdampfer und ein Transportschiff im Monat März 1831 von Port Jackson in Australien nach Pitcairn kamen, um die ganze Bevölkerung nach der Insel Tahiti zu führen, welche europäische Berichte als den passendsten Ort für deren Uebersiedlung bezeichneten. Das Völkchen von Pitcairn war in Verzweiflung; denn, unterrichtet von den Schritten, welche Vater Adams wegen ihrer Uebersiedlung durch Capitän Beechey bei der englischen Regierung gethan, hatten die braven Leute bereits vor langer Zeit nach England geschrieben und inständig gebeten, sie ihrem häuslichen Herd nicht entreißen zu wollen; aber ihr Flehen schien den Ort der Bestimmung nicht erreicht, oder an maßgebender Stelle keine Berücksichtigung gefunden zu haben, und jetzt wo die beiden Schiffe vor

[1]) Ein Hauptumstand, welcher den vorsorglichen Adams bewog, die Uebersiedlung der kleinen Gemeinde bei der englischen Regierung nachzusuchen, war wohl der Mangel an Trinkwasser. Es gab zu jener Zeit nur eine einzige Quelle trinkbaren Wassers auf Pitcairn und selbst diese war so wenig ergiebig, daß täglich nur zwei Maß Wasser auf eine Familie gerechnet werden konnten.

der Insel lagen und von der Theilnahme der englischen Regierung für ihr Schicksal Zeugniß gaben, wagten sie nicht mehr die Einschiffung zu verweigern. Sie begnügten sich damit, die Zusicherung zu erlangen, daß sie nach Pitcairn zurückgeführt würden, im Falle sie sich in ihrem neuen Asyle nicht behaglich finden sollten.

Zu Ende März 1831 kamen die Bewohner von Pitcairn in Tahiti an. Obschon ihnen die Königin Pomare Grundstücke zur Niederlassung anweisen ließ und alle mögliche Theilnahme bezeugte; obschon die zwar frivolen, aber gastlichen und freundlichen Tahitier den Neuankömmlingen auf die herzlichste Weise begegneten, fühlten sich diese doch bei der Reinheit ihrer Sitten von allem, was sie in Papeete sahen, peinlich und schmerzlich berührt und erklärten schon am Tage nach ihrer Landung, daß sie in einem so verderbten Orte unter keiner Bedingung bleiben, sondern wieder nach Pitcairn zurückkehren wollten. Als man bemerkte, daß alle Vorstellungen zu einer dauernden Niederlassung auf Tahiti fruchtlos blieben, entschlossen sich endlich einige protestantische Missionäre im Vereine mit mehreren bemittelten englischen Residenten der Insel, auf gemeinsame Kosten, um einen Betrag von circa 2000 Dollars eine Goelette zu miethen, welche die Pitcairner wieder nach ihrem früheren Wohnsitze, der einsamen Felseninsel im stillen Ocean zurückführen sollte, nach welcher sie eine so unwiderstehliche Sehnsucht ergriff. Im August desselben Jahres traten sie die Rückreise an. Vierzehn waren während ihres Aufenthaltes in Tahiti aus Kummer und Seelenschmerz gestorben, gleich Pflänzchen, die man aus dem heimatlichen Boden in fremde Erde versetzt hatte. Obschon blos sechs Monate von Pitcairn abwesend, gab es gleichwohl nicht Eine Seele auf der Insel, welche nicht den Verlust irgend eines geliebten Familiengliedes zu betrauern und zu beweinen hatte.

Trotz dieser bitteren Erfahrungen erwachte in der Brust der Pitcairner nach einer Reihe glücklich und zufrieden durchlebter Jahre neuerdings die Furcht der Uebervölkerung und der Wunsch, daß mindestens ein Theil der Bewohner auf einer andern Insel seine Wohnungen aufschlagen möchte. Um dieses Gefühl verstehen und würdigen zu können, muß man sich in die Lage der Besiedler einer ungemein kleinen, einsamen Insel im Weltmeere hineindenken, welche oft Jahre lang von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen bleibt und auf der jeder Fleck bereits bebaut ist; — war es da nicht verzeihlich, wenn angesichts eines solchen Umstandes das

Herz eines sorgsamen Familienoberhauptes zuweilen mit Bangen erfüllt wurde, und dasselbe zu schwanken begann, zwischen der Liebe für die heimatliche Scholle und dem Wunsche für die Unabhängigkeit und das Wohlbehagen der eigenen Familie? —

Ein zweiter Expropriationsversuch war nicht glücklicher als der erste. Die englische Regierung, geleitet von jener anerkennenswerthen Sorge, welche sie dem ärmsten ihrer Unterthanen auf dem entlegensten Punkte der Erde angedeihen läßt, sandte neuerdings ein Kriegsschiff nach Pitcairn, welches den Auftrag erhielt, die Inselbewohner nach der Norfolk-Insel, zwischen Neu-Seeland und Neu-Caledonien zu überführen, über deren wundervolle Lage, Vegetation und Fruchtbarkeit die märchenhaftesten Berichte circulirten. Einige Pflanzen, welche englische Seefahrer von dort nach Europa brachten, hatten die allgemeinste Bewunderung erregt, so herrliche Vegetationsformen, dachte man, können nur in einer gleich zaubervollen, üppigen Landschaft vorkommen. Und in der That, man muß die berühmte Norfolktanne, die majestätisch-schöne Araucaria excelsa gesehen haben, um in dieses Entzücken mit einzustimmen. Eine solche Insel, mit gleichmäßigem Klima, fruchtbar und von hinreichender Ausdehnung, glaubte man, sei zum Aufenthalt für das idyllische Völkchen der Pitcairner wie geschaffen. Die Nachkommen Adams' und seiner Genossen ließen sich durch diese anlockenden Berichte über die Norfolk-Insel nochmals zu einer Uebersiedlung bestimmen, um so mehr, als Pitcairn in der That anfing, für die in fortwährender Zunahme begriffene Bevölkerung ein zu beschränkter Aufenthalt zu werden und das Angstgespenst einer möglichen Hungersnoth in grauenerregender Gestalt erschien.

Im Mai 1856 sandte die englische Regierung mit einem Kostenaufwande von 5000 Pfund Sterling neuerdings ein Schiff von Sydney nach Pitcairn, um die dringenden Bitten der Inselbewohner und ihrer Gönner in England zu erfüllen und die ganze Gemeinde nach der Norfolk-Insel zu überführen. Es waren 40 Männer, 47 Frauen, 54 Knaben und 52 Mädchen, zusammen 193 Seelen, welche dem Orte ihrer Geburt und ihrer Neigung Lebewohl sagten. Aber auch diesmal schien die Aelteren unter ihnen die Ahnung einer baldigen Rückkehr zu beschleichen, nnd ehe sie sich einschifften trafen sie alle möglichen Vorkehrungen, um ihre Wohnsitze in dem Zustande zu bewahren, in welchem sie dieselben verließen. Sie hefteten an die Thüren ihrer Hütten geschriebene Anzeigen, worin sie allfällige Besucher

baten, ihr Eigenthum nicht zu beschädigen, indem sie sich nur auf unbestimmte Zeit von der Insel entfernten und ohne Zweifel bald wieder zurückkehren würden. Sie tödteten alle Schweine und Hunde auf dem Eilande, aus Furcht, die ersteren würden die Ruhestätten ihrer Todten stören und die letzteren unter den zurückgelassenen Ziegen und Schafen Unheil anrichten.

Noch im Herbste desselben Jahres waren sie sämmlich auf ihrer neuen Ansiedlung installirt. Von der englischen Regierung für die erste Zeit mit den nöthigsten Lebensmitteln, so wie mit Ackergeräthen u. s. w. versehen, schienen sie sich wohl und behaglich zu fühlen und ihre Freunde und Gönner in England gaben sich der Hoffnung hin, daß sie endlich auf der Norfolk-Insel das ersehnte Asyl gefunden und als thätige, fleißige Landwirthe mit ihrem eigenen Wohle auch das Aufblühen der Insel fördern würden. Man fühlte sich in dieser erfreulichen Erwartung um so mehr bestärkt, als seit Jahren keine bestimmten Nachrichten mehr über die „Pitcairner nach Europa gedrungen waren und Alles auf der neuen Colonie einen friedlichen, gedeihlichen Fortgang zu nehmen schien.

Während unseres Aufenthaltes in Sydney, im November und December 1858, kam das Gespräch wiederholt auf die Pitcairner und den wundersamen Ursprung dieses merkwürdigen Völkchens, für welches man auch hier das höchste Interesse nahm. In den Salons des Generalgouverneurs von Neu-Süd-Wales, Sir William Denison, sahen wir eine Photographie von einer Gruppe Pitcairner, Männer und Frauen, deren wohlwollender Gesichtsausdruck den Beschauer unwillkürlich für die dargestellten Persönlichkeiten einnahm. Seit ihrer Ankunft auf der Norfolk-Insel hatte man aber auch in Sydney nichts Näheres mehr über sie erfahren.

Ebensowenig war auf Neu-Seeland über den dermaligen Zustand der Pitcairner Genaueres bekannt. In St. John's College bei Auckland fielen uns zwei junge, schon ziemlich erwachsene Männer ganz besonders auf. Man stellte sie uns als zwei junge Pitcairner vor, welche sich zu Missionären heranbildeten. Sie hatten etwas überaus Sanftes, fast Elegisches in ihren Gesichtszügen, sprachen vollkommen gut englisch und bedienten sich selbst im gewöhnlichen Gespräche häufig biblischer Redeformen. Bekanntlich besaß Adams, als er die jugendlichen Nachkommen der Meuterer zu unterrichten begann, blos Erbauungsschriften und die Bibel. Man schöpfte daraus nicht nur die Lehren jenes Buches der Bücher, sondern gebrauchte auch im

gewöhnlichen Leben biblische Ausdrücke und diese eigenthümliche Gewohnheit hatte sich bis auf die Enkel vererbt.

Während unseres Besuches auf Tahiti hörten wir eines Tages, daß der englische Schooner Louisa, Capitän Stewart, eben von Pitcairn angekommen sei, wohin er von Norfolk-Eiland eine Anzahl der früheren Bewohner zurückgebracht habe. Es drängte uns, den Commandanten dieses Fahrzeuges zu sprechen und aus seinem eigenen Munde nähere Details über diese Reise zu erfahren. Der Zufall wollte, daß derselbe bei dem nämlichen Hauswirth abstieg, von dem wir für die Dauer unsres Aufenthaltes auf Papeete eine kleine, niedliche Palmenhütte gemiethet hatten. Wir wurden rasch bekannt und vertraut. Capitän Stewart, in Gestalt, Biederkeit, Charakter und Ausdrucksweise ein vollendeter Engländer, erzählte uns in flüchtigen Worten, daß er in der That so eben eine Anzahl Pitcairner auf ihre Kosten von der Norfolk-Insel nach ihrem Urwohnsitze zurückgeführt und während der Reise dahin, welche mehrere Wochen dauerte, ein ausführliches Journal gehalten habe. „Doch", fügte der treuherzige Capitän hinzu, „bin ich in diesem Augenblick nicht in der Lage, Ihnen umständlichere Mittheilungen machen zu können. Geschäfte nöthigen mich, nach der Insel Eimeo zu fahren, und wenn ich wieder hierher zurückkehre, dürfte die Novara wohl schon nach Valparaiso unter Segel sein. Aber auch mein Curs ist nach der Westküste Südamerika's, nach Valparaiso gerichtet, und ich werde vermuthlich wenige Wochen nach Ihnen dort eintreffen. Ich verspreche während meiner Fahrt dahin die wichtigsten Daten, welche mir über die Pitcairner bekannt geworden sind, aufzuzeichnen und sie Ihnen bei meiner Ankunft in Valparaiso zur Verfügung zu stellen." Wir dankten Capitän Stewart für seine Güte und freundliche Zusage, und trennten uns mit einem kräftigen, echt englischen „shake hands". —

Der Leser wird in einem der folgenden Abschnitte erfahren, auf welch ritterliche Weise der wackere Schiffscapitän sein Wort einlöste. Zwei Monate später, nachdem wir neuerdings 5220 Seemeilen zurückgelegt hatten, gelangten wir in den Besitz der zugesicherten Mittheilungen. Um jedoch Vergangenheit und Gegenwart der Insel Pitcairn und ihrer biederen Bewohner als Gesammtbild vor den Augen des Lesers zu entrollen, lassen wir sogleich die erwähnten Aufzeichnungen folgen, welche die neuesten Nachrichten über die Pitcairner umfassen und jetzt wohl zum ersten Male in Europa in weiteren Kreisen bekannt werden dürften.

Capitän Stewart kam im November 1858 mit den Pitcairnern zuerst in Berührung. Als derselbe während einer Handelsreise in der Südsee auch Norfolk-Eiland besuchte, scharterten die daselbst angesiedelten Gemeindemitglieder seinen Schooner, um eine Anzahl von ihnen nach ihrer Urheimat zurückzubringen. Sie erklärten, die Insel Pitcairn blos in Folge der glänzenden Schilderungen verlassen zu haben, welche ihnen von Norfolk-Eiland gemacht worden waren. Statt des versprochenen Ueberflusses konnten sie jedoch hier mit der größten Anstrengung kaum nothdürftig ihr Auskommen finden. Ihre Hauptnahrung bestand in süßen Kartoffeln und jener geringen Quantität Fleisch, das Ein Stück Rindvieh, welches jede Woche mit Erlaubniß der Regierung geschlachtet werden durfte, der ganzen Gemeinde lieferte.

Dabei schien auch das rauhere Klima ihrer Constitution nicht zuzusagen und Krankheiten traten häufiger als je unter ihnen auf. Es stellte sich immer deutlicher heraus, daß die Naturverhältnisse der Norfolk-Insel von den ersten Besuchern viel zu sehr überschätzt wurden, und die armen Pitcairner sahen sich daher in den Erwartungen, welche sie von diesem irdischen Paradiese hegten, gar wehmüthig getäuscht.

Die Landschaft der Insel ist allerdings überraschend schön und die Eigenthümlichkeit ihrer Vegetationsformen, namentlich von der See aus betrachtet, von einer wunderbaren Wirkung auf den Beschauer; aber der Boden — das Wichtigste für den Ansiedler, den nicht, wie den bewundernden Naturfreund blos das Schöne und Erhabene, sondern namentlich das Nützliche erfreut und an die Scholle fesselt — ist weit entfernt, fruchtbar zu sein, und die einzigen Producte, welche durch reichliche Ernten den Anbau lohnen, sind Wälschkorn oder Mais und Bataten oder süße Kartoffeln. Weizen und Gerste sind derart dem Mehlthau und Frost ausgesetzt, daß von vielen Ernten oft nur eine einzige glücklich und ergiebig ausfällt, und die eigentlichen Kartoffeln liefern so wenig Ertrag im Verhältniß zur Aussaat und Arbeit, daß sie die Bewohner von Norfolk-Eiland nur als Rarität cultiviren. Selbst die gewöhnlichsten Gemüsearten sind spärlich und in schlechter Qualität vorhanden und es ist unter solchen Umständen höchst wahrscheinlich, daß die früher durch englische Sträflinge und Zwangsarbeiter besorgte Cultur der Insel, wodurch natürlicher Weise ganz ungewöhnliche Resultate erzielt werden konnten, nicht unwesentlich dazu beigetragen hat, Norfolk-Eiland in den Ruf der Fruchtbarkeit zu bringen. Die Insel hat einen

Flächenraum von circa 9000 englischen Acres, von welchen ungefähr 1500 Acres gelichtet sind; aber nur die Hälfte der letzteren ist culturfähig.

Eine Landung ist blos an der Süd- und Nordseite bei ganz ruhiger See möglich; auf ersterer ist die kleine Ansiedlung erbaut, welche aus ungefähr 100 großen und kleinen Holzhütten, sogenannten „block-houses“ besteht. Außerdem giebt es noch eine Anzahl steinerner Bauten auf der Insel, welche von der Zeit herrühren, wo auf derselben eine britische Deportations-Colonie bestand, nämlich: ein großes Gefängniß für ungefähr 2000 Gefangene nebst den nöthigen Casernen für deren militärische Ueberwachung; eine Kirche, ein Spital, Vorrathsmagazine und Wohngebäude für den Gouverneur, die Geistlichen, die Aufseher, Officiere u. s. w.; Bauten, welche, im Zusammenhange mit den vielen Grabhügeln und schlichten Monumenten im benachbarten Kirchhofe betrachtet, dem Besucher eine melancholische Geschichte erzählen von den früheren Bewohnern und dem tragischen Schicksal vieler Tausende, welche auf Norfolk-Eiland ohne Hoffnung gearbeitet und gelitten haben müssen.

Die Einwohner von Pitcairn lebten in den früher von den Regierungsbeamten bewohnten Häusern und hatten noch nicht die geringste Anstrengung gemacht, sich auf Stellen niederzulassen, welche für den Anbau geeignet waren. Als ihnen die britische Regierung die Insel zur Ansiedlung und Benützung übergab, befanden sich auf derselben ungefähr 2000 Stück Schafe, mehrere hundert Stück Rindvieh, 20 Zuchtpferde und eine große Anzahl Schweine und Hühner. Zu diesem natürlichen, lebenden Inventar spendete die Regierung noch Lebensmittel für sechs Monate, Ackerbaugeräthe und Sämereien von verschiedenen Nutzpflanzen und Gemüsen. Außerdem befanden sich noch zwei Boote von je 15 Tonnen Gehalt und eine große Anzahl von hauswirthschaftlichen Gegenständen auf der Insel. Alles dieses war den Pitcairnern von der britischen Regierung zur freien Verfügung überlassen worden; nur von einigen der früheren Steinbauten, darunter die ehemalige Strafanstalt, behielt sich die Regierung eine beliebige anderweitige Verwendung vor, für den Fall, daß sie dieselben in einer künftigen Epoche wieder ihrer früheren Bestimmung zurückzugeben wünschte.

Als Capitän Stewart im November 1858 die Norfolk-Insel besuchte, bestand die Gesammtbevölkerung aus 219 Pitcairnern und zwei englischen Soldaten mit deren Familien, welche im Auftrage der Regierung mit Ver-

messungsarbeiten beschäftigt waren. Jedem der Bewohner sollten 50 Acres Grund als Eigenthum überlassen werden.

Am Tage nach der Ankunft des englischen Schooners wurde eine öffentliche Versammlung abgehalten, wobei die oberste Magistratsperson präsidirte und der weibliche Theil der kleinen Bevölkerung eine nicht unwichtige Rolle spielte. Es wurde beschlossen, daß Capitän Stewart 60 Pitcairner gegen eine bestimmte Summe nach ihrem früheren Wohnsitze zurückführen sollte. Ein eigenes Document wurde zu diesem Behufe in aller Form aufgesetzt, unterfertigt und gegenseitig in Abschriften ausgewechselt. Zugleich ward festgesetzt, daß am vierten Tage nach dieser Uebereinkunft sämmtliche Passagiere zur Einschiffung und Abfahrt bereit sein müssen, und da sich auf der ganzen Insel kein einziger auch nur halbwegs günstiger Ankerplatz befindet, legte der Capitän mit seinem Schiffe in der Nähe der Insel bei.

Gleichwohl war am Abend des vierten Tages die wichtige Frage, wer mitgehen sollte, noch immer nicht entschieden; so viele hatten sich zur Mitreise gemeldet, daß es fast unmöglich schien zu bestimmen, welche 60 von ihnen den Vorzug haben sollten. Ein zweites Meeting, diesmal unter dem Vorsitze ihres Geistlichen, wurde zusammenberufen, aber dasselbe führte zu keinem anderen Resultat, als daß man übereinkam, die Einschiffung und Abfahrt um einen Tag zu verzögern. Während dieser ganzen Zeit herrschte unter den braven Leuten die größte Aufregung. Der Einschiffungsplatz war gefüllt mit Gepäcksstücken aller derjenigen, welche nach Pitcairn zurückkehren wollten; da aber unter der ganzen Bevölkerung, in Folge ihrer früheren Lebensverhältnisse, eine so enge Verwandtschaft besteht, daß sie fast an die Clans der schottischen Hochlande erinnert, so konnte man sich noch immer nicht einigen, wer gehen und wer bleiben sollte. Endlich, nach Ablauf des zweiten Termins, beschlossen sie unter einander, daß, im Falle Capitän Stewart nicht im Stande wäre, zwei Clans oder Familienstämme (circa 100 Personen) auf seinem Schiffe unterzubringen, blos Ein Clan die Reise nach Pitcairn antreten würde. Der Capitän weigerte sich, in einem verhältnißmäßig sehr kleinen Schiffe mit so vielen Menschen eine so lange Reise zu wagen; er nahm daher blos siebenzehn Pitcairner, Männer, Frauen und Kinder an Bord und landete sie nach einer Reise von zweiundvierzig Tagen glücklich, unter Thränen der Freude und Rührung auf der denkwürdigen Felseninsel. Die bei ihrer Abfahrt auf die Hausthüren angehefteten

Affichen hatten nicht ganz ihren Zweck erfüllt. Während ihrer Abwesenheit waren mehrere Hütten abgetragen und unter dem Viehstande der Insel manche Verheerungen angerichtet worden. Indeß war es nicht böser Wille oder Zerstörungssucht, welche die in ihrem Hauswesen vorgefundenen Veränderungen veranlaßten. Kurz vor ihrer Ankunft war nämlich in einer finsteren, seemannsfeindlichen Nacht das amerikanische Schiff „Wild wave“ an einem Korallenriffe in der Nähe von Pitcairn gescheitert und ein Theil der Mannschaft, welcher sich auf diese Insel rettete, benutzte nothgedrungen das auf derselben vorgefundene Baumaterial, um ein Boot zu construiren und sich dann nach echter Seemannsart neuerdings Wind und Wellen anzuvertrauen. Die Kirche und einige zwanzig Hütten befanden sich noch in vollkommen gutem Zustande, während gleichzeitig noch eine beträchtliche Anzahl Ziegen, Schafe und Federvieh wild auf der Insel umherlief. Eine große Menge Tropenfrüchte der köstlichsten Art war genußreif und schien gleichsam die Ankunft der Rückkehrenden abzuwarten, um ihnen zur Labung und Nahrung zu dienen.

Die mitgebrachten Gepäcksstücke wurden rasch gelandet, und eine ungewöhnliche Thätigkeit herrschte, um sich so schnell als möglich häuslich einzurichten. Man sah, die braven Pitcairner konnten es nicht erwarten, von einem Eigenthum wieder Besitz zu ergreifen, von dem sie blos Unverstand und Unkenntniß entfernt hatte. Die Pietät, mit der sie in die einzelnen Hütten traten und mit ängstlich sorgsamen Blicken prüften, ob sich wohl auch Alles noch an der früheren Stelle befinde, zeigte, mit welcher Liebe und Verehrung sie an diesem traurigen Ursitz ihrer Väter und dessen melancholischen Traditionen hingen, der für die biederen Pitcairner mehr Bedeutung zu haben schien, als die majestätischen Ruinen eines fürstlichen Ahnenschlosses mit allen seinen welthistorischen Erinnerungen für manchen jugendlichen Erben.

Dieselbe wichtige Rolle, welche die weibliche Bevölkerung während der Berathungen auf der Norfolk-Insel spielte, schien auch jetzt bei der Niederlassung auf Pitcairn dem zarten Geschlechte vorbehalten zu sein, und Capitän Stewart konnte nicht genug die hohe gesellschaftliche Stellung rühmen, welche dasselbe in der kleinen Gemeinde behauptete. Die Frauen ihrerseits machten von diesem Rechte den bescheidensten Gebrauch, und ihr ganzes Streben ging blos dahin, dasselbe durch ihre Tüchtigkeit im Haushalte zu ver-

dienen. — Hier endet, was uns über die Pitcairner und ihr wunderliches Schicksal bekannt geworden[1]).

Bei aller Theilnahme für ihr Geschick und die Vorzüge ihres Herzens macht doch ihr beständiges Zagen und ihre krankhafte Unschlüssigkeit auf den ernsteren Beurtheiler einen peinlichen Eindruck; dieser hervorragende Zug ihres Charakters hat indeß einen tiefen psychologischen Grund.

Der Meuterei auf dem Schiffe „Bounty" folgte eine natürliche Reaction. Das Gefühl der Furcht, entdeckt zu werden, welches Christian und seine verbrecherischen Gefährten unaufhörlich quälte und ihnen bis zu ihrem Tode den Frieden des Herzens raubte, vererbte sich, wenn schon in gemilderter Form, auf ihre Nachkommen, auf die dritte und vierte Generation, und ließ in ihrer Brust jenen verderblichen Sinn von Abhängigkeit und Verzagtheit Wurzel fassen, welcher selbst noch den Enkeln nicht gestattete zur Ruhe zu gelangen und nicht blos sittliche, sondern auch nützliche, brauchbare, ihren eigenen Kräften vertrauende Glieder der Gesellschaft zu werden. Thatkraft, Muth, Entschlossenheit scheinen für immer aus der Brust der Pitcairner entflohen zu sein, welche andrerseits durch zahlreiche christliche Tugenden unsere Sympathien erwecken, und von denen namentlich der Gründer dieser einfaltsvollen Gemeinde, der energische, kernige Adams, durch seine sittlichen Eigenschaften die Wahrheit des Spruches bethätigte: „Wer die Kraft hat, zu wollen, thut Wunder!" —

* * *

Unsere Reise nach der Westküste Südamerika's war eine rasche, aber ziemlich stürmische. Selten heiterte sich der Himmel auf, und nebst häufigem Regen hatten wir auch jenes Unbehagen und jene unfreiwillige Unthätigkeit zu erdulden, zu welchen eine hochgehende See und ein gewaltiges Rollen des Schiffes den Oceanfahrer nur allzu oft verurtheilen.

Am 4. April, als während der Nacht bei heftigem Westwinde und finsterem, drohendem Wetter die Segel vermindert werden mußten, geschah

[1]) Seitdem dies geschrieben, erfahren wir aus verschiedenen, über das Schicksal der Pitcairner auf der Norfolkinsel im Jahre 1863 veröffentlichten officiellen Documenten, daß die kleine Gemeinde auf Norfolk-Eiland i. J. 1862 aus 280 Personen bestand, welche für den Verkauf von Oel, sowie von Kartoffeln, Fischen und Fleisch an Kriegsschiffe und Walfischfänger je eine Einnahme von 1000 Pf. St. oder circa 4 Pf. St. per Einwohner erzielten. Der Mangel eines practicablen Hafens ist Ursache, daß sich die kleine Colonie nur sehr langsam entwickelt und für ihren Bestand noch immer auf Staatsunterstützung angewiesen bleibt. Ein Schullehrer, welcher einigen 60 Kindern Unterricht ertheilt und den Ansiedlern zugleich landwirthschaftliche Anleitungen giebt, erhält von der britischen Regierung ein jährliches Salair von 300 Pf. St., während der auf der Insel lebende protestantische Geistliche, Rd. Mr. Nobb, ein Abkömmling eines der Meuterer, eine Staatssubvention von 50 Pf. St. bezieht. Die Anlage eines zweckmäßigen Landungsplatzes, wozu eben einige Aussicht vorhanden, dürfte das einzige Mittel sein, um die ganze Ansiedlung lebensfähig zu erhalten und ihre Zukunft zu sichern.

es, daß ein Matrose von der Großbramraae, in einer Höhe von 125 Fuß über Deck herabstürzte. Gewandt im Klettern und in den Tauen zu Hause, erfaßte er während des Falles eines derselben und war dadurch so glücklich, in den Mastkorb (69 Fuß Fallhöhe) mit verminderter Geschwindigkeit zu gelangen, so daß er bald darauf mit Hülfe Anderer aus seiner gefährlichen Lage befreit werden und bereits am folgenden Tage wieder Dienst machen konnte.

Am 11. April brach ohne besondere stürmische Veranlassung die Großraae entzwei. Sie wurde bei näherer Untersuchung durch Fäulniß des Holzes in der Mitte geschwächt gefunden und konnte nicht mehr verwendet werden. Es war eine glückliche Fügung, daß dieses Ereigniß unter günstigen Witterungsverhältnissen geschah und dadurch die beiden Stücke ohne weitere Schwierigkeit herabgenommen werden konnten. Bei hoher See und schlechtem Wetter hat ein solcher Vorfall oft sehr bedenkliche Folgen; denn zwei, über 40 Fuß lange Stücke, welche an der Bruchseite einen Durchmesser von mehr als 21 Zoll und selbst am Ende, an ihrer dünnsten Stelle noch 8 Zoll Durchmesser haben und mehrere tausend Pfunde wiegen, können leichtbegreiflicher Weise durch ihren Fall am Schiffskörper empfindlichen Schaden anrichten und sogar das Leben vieler Menschen gefährden.

Da wir keine große Raae als Ersatz vorräthig hatten, so mußten wir uns bis zum nächsten Reiseziel mit kleineren behelfen, wodurch zwar die Besegelung ein äußerst sonderbares Aussehen erhielt, der Beschleunigung der Fahrt aber wenig Eintrag geschah.

In 34° südl. Br. und 76° westl. Länge wurde eine Abnahme von 2° Celsius in der Temperatur des Meerwassers beobachtet, und wir gelangten nun in einer Entfernung von circa 200 Seemeilen in die Humboldts-Strömung, welche uns nach Nord zu West trieb, und deren Geschwindigkeit ½ bis ¾ Meilen in der Stunde betrug. Unsere eigenen Erfahrungen stehen somit — wenigstens für diese Breite- und Längengrade und für diese Jahreszeit — jenen Angaben entgegen, nach welchen die berühmte Strömung bereits in einer Entfernung von 800 bis 1000 Seemeilen von der Westküste des südamerikanischen Continentes fühlbar wird.

Am 16. April Nachmittags wurden zuerst dunkle Contouren in der Richtung des Aconcagua, des höchsten Berges der chilenischen Anden, wahrgenommen, und wenige Stunden später befanden wir uns in Sicht des Leuchtthurmes von Valparaiso. Eine nur geringe Brise und hohe See ließen es nicht rathsam erscheinen, noch des Nachts einzulaufen, während wir

auch am folgenden Morgen es nur den unterstützenden Bemühungen jener Schleppboote zu danken hatten, welche uns von den Commandanten des englischen Linienschiffes „Ganges“ und der französischen Corvette „Eurydice“ entgegengeschickt wurden, daß wir bei der herrschenden Windstille um halb vier Uhr Nachmittags die Rhede von Valparaiso erreichen und in 25 Faden auf einem guten, freien Platz, außerhalb des Gewirres von Kauffahrern Anker werfen konnten.

Wir vollendeten die Ueberfahrt von Tahiti nach Valparaiso, eine Entfernung von mehr als 5000 Seemeilen, in 48 Tagen, und obschon eine beträchtliche Zeit mit dem Versuche, gegen den muthmaßlichen Nullpunkt der magnetischen Declination zu steuern, verloren ging, so erreichten wir doch unser Reiseziel früher als Kauffahrer, welche vor uns oder gleichzeitig mit uns von Papeete abgesegelt, aber in südlicher Richtung durch den Paomotu-Archipel gesteuert waren.

Der österreichische Generalconsul in Valparaiso, Herr Flemmich, sandte uns sogleich Briefe an Bord, aber das eigentliche Postpacket, welches wir mit Bestimmtheit hier vorzufinden glaubten, war noch nicht angekommen, und dieser Umstand erfüllte, angesichts der inzwischen in der Heimat eingetretenen politischen Ereignisse, alle Gemüther am Bord mit doppeltem Bangen und Sehnen.



Häuptling von den Paomotu-Inseln



XXI.

# Valparaiso.

## Aufenthalt vom 17. April bis 11. Mai 1859.

Bedeutung Chile's für die deutsche Emigration. — Erster Eindruck von Valparaiso. — Wanderung durch die Stadt. — Das Zollamt. — Die commerciellen Beziehungen Chile's zu Californien und Australien. — Quebrada de Juan Gomez. — Die Rhede. — Das alte Cuartel und das Fort Rosario. — Cerro Algre. — Feuercompagnien. — Abadie's Ziergarten. — Campo Santo. — Der deutsche Club und die Deutschen. — Ein ländliches Fest zu Ehren der Novara-Reisenden in Quilpué. — Fahrt nach Santiago de Chile. — Wissenschaftliches Leben und Bildungsanstalten. — Universität. — Nationalmuseum. — Sternwarte. — Gewerbeschule. — Ackerbauschule. — Professor Domeyko. — Audienz beim Präsidenten der Republik. — Beabsichtigter Abschluß eines Handelsvertrages. — Don Manuel Montt und seine politischen Gegner. — Familienleben in Santiago. — Fahrt nach der südlichen Eisenbahn. — Maipú-Brücke. — Amerikanische Postkutsche. — Mellepilla. — Die Hacienda Las Esmeraldas. — Chilenische Gastfreundschaft. — Rückkehr nach Valparaiso. — Quillota. — Die deutsche Colonie in Valdivia. — Die Ansiedlung in der Magelhaensstraße. — Project, in der patagonischen Meerenge Remorqueurschiffe zu stationiren. — Das Alpacaschaf. — Vorschläge, dieses Wollthier in gewissen Theilen Oesterreichs zu acclimatisiren. — Ankunft der europäischen Post. — Beschluß des Befehlshabers der Expedition, die Reise direct nach Europa anzutreten. — Ballfest beim österreichischen Generalconsul zu Ehren der Novara-Reisenden. — Eine Schiffsruine. — Abfahrt der Novara. — Reise um das Cap Horn. — Falkland-Inseln. — Ein Drehsturm. — Die französische Corvette Eurydice. — Sargasso-See. — Begräbniß am Bord. — Verkehr mit einem Kauffahrer auf offener See. — Getäuschte Hoffnung und gesteigerte Neugierde. — Fahrt durch den Canal der Azoren. — Eine qualvolle Windstille.

Der chilenische Freistaat genießt unter allen früheren spanischen Dependenzien in Südamerika die größte politische Ruhe und gewährt durch Klima, Bodenfruchtbarkeit, so wie durch seine liberalen Institutionen dem

europäischen Einwanderer die meisten Aussichten auf ein glückliches Gedeihen und eine sorgenfreie Zukunft.

Chile besitzt eine Verfassung, um die es mancher continentale Staat zu beneiden Ursache hat, und die Fundamentalgesetze bürgerlicher Freiheit, welche eben jetzt wieder in verschiedenen Theilen Europa's zu so heftigen Debatten und Erörterungen Anlaß geben, sind hier bereits seit mehr als einem viertel Jahrhundert in praktischer Wirksamkeit, und haben den Aufschwung des Landes und die Wohlfahrt seiner Bewohner wesentlich fördern helfen. Bei wachsendem socialen Unbehagen in verschiedenen Ländern Europa's und der großen Anzahl, namentlich deutscher Auswanderer, welche über den Ocean ziehen, verdienen Staaten wie Chile, von einem Umfange wie England und Griechenland zusammengenommen, mit einer Bevölkerung von kaum Einer Million Menschen, die höchste Beachtung. Zwar wurde auch hier zur Zeit unseres Aufenthaltes eine vieljährige politische Ruhe momentan durch revolutionäre Zuckungen gestört, aber es kostete weder viel Zeit noch Mühe, um den Aufstand zu bewältigen, die mehr ehrgeizigen als patriotischen Führer in die Flucht zu schlagen und auf der breiten, soliden Grundlage einer weisen, allen Forderungen der Zeit Rechnung tragenden Verfassung die frühere Ordnung und Sicherheit wieder herzustellen.

Wir haben Chile unter nichts weniger als günstigen, normalen Verhältnissen gesehen; viele der hervorragendsten Familien des Landes waren eben durch die politischen Ereignisse in Unruhe und Trauer versetzt; der Handel stockte, die gewöhnliche heitere Laune der Chilener machte einer peinlichen Sorge Platz; aber die Erlebnisse und Erfahrungen, welche sich an unseren Aufenthalt daselbst knüpfen, bekräftigten in uns gleichwohl die Ueberzeugung, daß dieses herrliche Land einer großen, freudigen Zukunft entgegenreift.

Wer in Valparaiso seinen Fuß auf chilenischen Boden setzt und in dieser Hafenstadt die schönen, langen Straßen durchwandert, erhält keinen richtigen Begriff vom transandinischen Leben. Hier hat Alles, Häuser, Magazine und Menschen, einen europäischen Anstrich, und in einzelnen Straßen mit hohen graufarbenen Bauten, bunten Aushängeschildern und großartigen, glänzenden Kaufläden, in denen man jedes luxuriöse Gelüste zu befriedigen im Stande ist, mag sich der Fremde leicht in eine norddeutsche Stadt versetzt wähnen. Nichts mahnt hier an die Heimat der Araukaner, nirgends tauchen

seltsame, nationale Typen auf, und nur die mächtigen Formen der umgebenden Landschaft erinnern den Besucher daran, daß er sich ganz in der Nähe der gewaltigen Anden befindet.

Eine unserer ersten Wanderungen durch die Stadt, deren Häuserreihen sich in großer Ausdehnung längs der Bai hinziehen und selbst an den, ziemlich nahe am Ufer sich erhebenden Hügeln (quebradas) hinansteigen, brachte uns nach der Aduana oder dem Zollhause, einem der umfangreichsten, schönsten, und zweckmäßigsten Gebäude der Stadt, welches, im Jahre 1850 durch einen Franzosen begonnen, erst sechs Jahre später durch einen Nordamerikaner, Namens John Brown, vollendet wurde. Der Boden, auf welchem sich diese verschiedenen Bauten erheben, ward erst in neuerer Zeit durch Aufschüttung dem Meere abgerungen, und gleichwie es auf der dermaligen Plaza de armas und in der jetzt so schönen und eleganten Calle de Planchada der Fall war, wurde auch diese Stelle noch vor weniger als zwanzig Jahren von der antreibenden Fluth bespült.

Das Zollgebäude nebst den sehr weitläufigen, soliden Magazinen kostete dem Staate über eine Million spanische Piaster, aber es ist auch der schönste und zweckmäßigste derartige Bau im ganzen südlichen Amerika. Eine ungeheuere Menge der werthvollsten Waaren, welche früher in Privathäusern zerstreut und nothdürftig untergebracht werden mußte, befindet sich jetzt hier in schönen, trockenen, lichten Räumen gelagert und kann ohne viel Umstände und Plackereien frei gemacht und in Besitz genommen werden. Ueber 200 Beamte sind hier in eleganten Bureaux thätig, den öffentlichen Verkehr zu registriren, welcher sich durch eine eben so namhafte Einfuhr der verschiedensten fremdländischen Fabricate, als durch einen großartigen Export von chilenischen Naturproducten, namentlich von Getreide und edlen Metallen kund giebt.

Der agricole und commercielle Aufschwung des Landes, so wie die Hebung seiner natürlichen Hülfsquellen datirt erst von der Zeit der Entdeckung der californischen Goldfelder. Das ackerbautreibende Chile ward rasch zur Kornkammer für das benachbarte Goldland und verstand die reiche Abzugsquelle auf das Vortheilhafteste auszubeuten. Weizen, Gerste, Bohnen stiegen bald derart im Preise, daß selbst viele, bisher ihrer geringen Fruchtbarkeit wegen brachgelegene Felder bebaut wurden und die frühere Geldnoth der meisten Grundbesitzer sich mit einem Male in eine nie ge-

ahnte Prosperität verwandelte. Der Zufluß an Geld verfehlte aber nicht, auch auf andere Zweige menschlicher Thätigkeit seine wohlthätige Wirkung zu üben, und war Anlaß, daß namentlich dem Bergbau ausreichendere Mittel als bisher zugewendet werden konnten.

Die Ausfuhr nach Californien stieg rasch um das Zehnfache und erreichte bereits nach zwei Jahren einen Werth von beinahe 2,500.000 spanische Piaster oder 5,250.000 Gulden österr. Währung.

Als einige Jahre später in Californien das Goldfieber nachgelassen hatte und die dortigen Ansiedler anfingen selbst Getreide zu bauen, gerieth zwar der chilenische Ausfuhrhandel dahin ins Stocken und betrug um das Jahr 1857 nur mehr ein kaum nennenswerthes Minimum. Mittlerweile hatte aber ein anderes, wenn gleich entfernteres Gebiet, Australien, durch die Entdeckung von reichen Goldfeldern für den chilenischen Exporthandel große Bedeutung gewonnen, und die Zufuhren, welche meist von Valparaiso aus stattfanden, lieferten trotz der ungeheueren Entfernung sogar glänzendere Resultate als jene, die einige Jahre früher in Californien erzielt wurden[1]).

Vom Zollgebäude stiegen wir die sogenannte Quebrada de Juan Gomez hinauf, eine der zahlreichen Einschnitte und Schluchten, welche, an beiden Seiten theils mit Villen, meist aber nur mit Hütten aus Rohr und Lehm bedeckt, dem Hintergrunde von Valparaiso ein so eigenthümliches Ansehen geben. Am wunderlichsten nimmt sich in dieser Beziehung Cerro de Carretas aus, ein 2—300 Fuß hoher Hügel, an dessen Abhängen sich ungemein kleine, schmutzige Strohhütten der ärmlichsten Construction hinaufschlängeln, welche, von der Ferne betrachtet, einen eben so malerischen Effect hervorbringen, als sie in der Nähe von der größten Dürftigkeit und dem versunkensten Elend Zeugniß geben. Am höchsten Punkt der steilen Quebrada de Juan Gomez befinden sich einige erst in neuester Zeit angelegte Festungswerke und die Artillerie-Caserne (Cuartel de Artilleria) mit 800 Mann Besatzung. Die chilenischen Truppen sind ziemlich gut adjustirt, machen aber einen nichts weniger als imponirenden Eindruck; sie scheinen

[1]) In einem einzigen Jahre (1854) führte Chile für einen Werth von 6,300.000 Gulden Cerealien nach Australien aus. In einem guten Erntejahre producirt Chile 2,500.000 Fanegas Weizen; 4,500.000 Fanegas Gerste und 180.000 Fanegas Bohnen. Ein Fanega wechselt, je nach den gemessenen Producten, an Gewicht; so z. B. wird eine Fanega Weizen zu 165 Pfund, von Gerste zu 155 Pfund und von Bohnen zu 200 Pfund berechnet.

mehr ausdauernd und großer Strapazen und Anstrengungen fähig, als muthig und kampflustig zu sein. Von der Caserne aus genießt man die lohnendste Aussicht auf die Stadt und die meerumwogte Küste. Die Rhede von Valparaiso besitzt viel Aehnlichkeit mit jener von Triest, und hat wie diese zumeist durch nordwestliche Winde zu leiden. Die vor Anker liegenden Kauffahrer sind in langen Reihen vollkommen regelmäßig aufgestellt und zwar aus Vorsicht, um bei einem plötzlich anstürmenden „Northerner“ nicht von treibenden Schiffen zu leiden oder selbst auf andere zu treiben, und wo möglich noch rechtzeitig unter Segel setzen zu können. Obschon beim Beginn der Winterszeit auf der südlichen Erdhälfte (vom Mai bis October), wo häufige Nord- und Nord-Nordweststürme das Ankern in der wenig geschützten Rhede wenn auch nicht gefahrvoll, jedenfalls bedenklich machen, die Mehrzahl der Handelsschiffe nach anderen besser geschützten Häfen der Westküste zieht, so lagen doch noch immer an 180 Fahrzeuge aller Größen und aller Flaggen vor Valparaiso geankert. Die bedrohlichsten, ungünstigsten Monate sind Juni und Juli, wenngleich es auch zu jener Zeit weniger die Heftigkeit der Stürme, als die furchtbare Höhe der See ist, welche nicht sorgfältig vertauten Schiffen zuweilen Gefahr bringt und dem Verkehr mit dem Lande tagelang unterbricht. Indeß giebt es auch Jahre, wo im Laufe eines ganzen Winters keine einzige elementarische Störung vorkommt. Es wäre von hohem Interesse, die Perioden der Wiederkehr ungünstiger Winter zu kennen, welche unzweifelhaft an eine gewisse Regelmäßigkeit geknüpft sind.

In Valparaiso giebt das Barometer ziemlich verläßlichen Aufschluß über den zu erwartenden Wind. Je tiefer die Quecksilbersäule sinkt, desto fühlbarer wird der Nord- und Nordwestwind. Regen und nebliges (mistiges) Wetter geht in der Regel diesem Winde voraus und nimmt während dessen Dauer zu, bis sich derselbe nach West dreht, wo dann die Säule wieder steigt und das Wetter sich bessert. Nord- und Nordwestwinde sind jedoch in der Regel nur von kurzer Dauer, ja sie währen oft nur wenige Stunden, weil die, durch eine südliche Luftwelle hinaufgedrängte Grenze des Passats rasch wieder vorwärtsrückt, sobald der erste Druck vorüber ist, und Schiffe, welche von der Leuchtthurmspitze so weit gedeckt sind, um von den West-Nordwestwinden und Westwinden am wenigsten zu leiden, haben selbst von einem heftigen Northerner nicht viel zu befürchten, wenn sie sonst nur alle



Hafen von Valparaiso.

Vorsichtsmaßregeln ergriffen haben, und Anker und Ketten verläßlich ihre Schuldigkeit thun[1]).

Im Hafen lagen auch die Schraubenschiffe „Maipú" und „Esmeralda" sowie der Raddampfer „Maule" von der noch sehr unbedeutenden chilenischen Kriegsmarine vor Anker. Die Absicht des eifrigen Malers der Expedition, von der Artillerie-Caserne aus, als dem günstigsten und interessantesten Standpunkte, ein Panorama von der Stadt und dem Hafen aufzunehmen, hätte ihn bald bei der eben herrschenden Aufregung mit einem allzudiensteifrigen Militärposten in Conflict gebracht. Man glaubte nämlich dem Künstler nicht gestatten zu dürfen, von diesem Punkte aus vom Hafen und von der zu seinen Füßen sich ausbreitenden Stadt eine Skizze zu entwerfen, bis endlich nach einigen Auseinandersetzungen die Erlaubniß dazu erfolgte.

Von der Artillerie-Caserne gelangt man über einige Quebradas nach dem „Cuartel" und dem Fort Rosario, zwei in ihrer Weise merkwürdige Bauten, deren Construction auf ein sehr hohes Alter schließen läßt, und welche aus jener Zeit herrühren, wo Valparaiso nur 400 Seelen zählte und zur Jurisdiction von Casa blanca gehörte. Aber Casa blanca, das man auf dem Wege nach Santiago passirt, ist eine kleine unbedeutende Ansiedlung geblieben, während sich Valparaiso seither zu einem der stattlichsten und wichtigsten Handelsplätze an der Westküste Südamerika's emporgeschwungen hat und eine Einwohnerschaft von mehr als 60.000 Seelen umfaßt. Auch in der Nähe des alten Cuartels oder der Caserne befinden sich zahlreiche kleine, ebenerdige, ärmliche, schmutzige, mit Lehm beworfene Rohrhütten, sogenannte „Ranchos", welche an den Abhängen gleichsam angelehnt scheinen und von sehr geringer Dauerhaftigkeit sind. Da es in Valparaiso nur selten und wenig regnet und das ganze Jahr hindurch ziemlich milde ist, so findet der Arme nur wenig Ursache sich gegen Kälte und Wetterunbill zu schützen oder seine Hütte sorgfältiger zu bauen. Dabei kommt auch bei den chilenischen Volksclassen der, allen hispano-amerikanischen Bevölkerungen angeborene Charakterzug der Trägheit und Arbeitsunlust zum Vorschein, indem sie in der Regel täglich nicht mehr arbeiten, als die Befriedigung ihrer

[1]) Daß für wohlverankerte und vertaute Schiffe selbst bei heftigen Nordstürmen die Gefahr in der Rhede nicht so groß ist, wie man sie häufig schildern hört, beweist wohl am besten der Umstand, daß sich in der innern Rhede das ganze Jahr hindurch ein schwimmender Trockendock befindet, welcher zur Zeit unserer Anwesenheit, trotz der bereits eingetretenen stürmischen Jahreszeit, einen Dreimaster mit ganzer Bemastung und Betakelung enthielt, an dem an allen Seiten Ausbesserungen vorgenommen wurden.

nöthigsten Lebensbedürfnisse erheischt. Diese können aber leicht mit 2 Realen bestritten werden. Ja man erzählte uns, daß Taglöhner, wenn sie die Bestreitungskosten ihrer täglichen Bedürfnisse verdient haben und noch zu einer weiteren Arbeit aufgefordert werden, nicht selten gleichgültig zur Antwort geben: „Tengo mis dos reales!“ (Ich habe meine zwei Realen.)

Aber nicht alle Quebradas oder Schluchten Valparaiso's sind durch ärmliche Hütten verunstaltet; einzelne dieser Anhöhen schmücken vielmehr äußerst zierliche, liebliche Wohnsitze und namentlich der Cerro Alegre, wo gegenwärtig viele angesehene Deutsche wohnen, zeichnet sich in dieser Beziehung durch reizende kleine Villen und noch mehr durch die Gemüthlichkeit und Gastfreundschaft aus, welche dem Fremden in denselben entgegentreten. Der Cerro Alegre ist einer der lieblichsten, luftigsten und gesundesten Punkte in der Umgebung der Stadt, mit der herrlichsten Rundschau, wenn schon nicht so fashionable als der sogenannte Almendral, welcher besonders seit dem letzten furchtbaren Brande im November 1858, der den schönsten Theil der Stadt binnen wenigen Stunden in Asche legte, durch zahlreiche Bauten verschönert worden und an Ausdehnung und Ansehen bedeutend gewonnen hat.

Das häufige Vorkommen von Feuersbrünsten und die unzureichenden Mittel und Hülfskräfte, welche die einheimische Behörde bei solchen Anlässen entwickelte, veranlaßten die zahlreichen, in Valparaiso angesiedelten Fremden eigene Feuerlösch-Compagnien (pomperos) zu bilden, denen sich später auch die Elite der eingeborenen Bevölkerung anschloß. Die Gründer des Unternehmens und die ersten Compagnien waren die Engländer, dann kamen die Deutschen. Diesen folgten die Franzosen, Spanier, Chilener und Italiener. Eine sogenannte hook and ladder company, aus Deutschen, Nordamerikanern und Engländern bestehend, wurde erst im Jahre 1850 gegründet. Alle Einrichtungen sind jenen der fire-men-Compagnien in den nordamerikanischen Staaten nachgebildet. Auch die Feuerspritzen wurden aus New-York eingeführt und kosteten über 4000 Dollars per Stück. Die Franzosen verwenden in Bezug auf glanzvolle Uniformirung der Mannschaft und elegante Ausstattung der, schon an und für sich höchst zierlichen Feuerspritzen [1]) den größten Luxus; die Deutschen dagegen zeichnen sich — was

[1]) Man entwickelt in Nordamerika in Bezug auf Feuerspritzen eine Eleganz und einen Luxus, der wirklich ans Unglaubliche grenzt. Die ungeheuere Wassermenge, welche in fast allen größeren Städten

nicht immer der Fall ist — durch einfache Adjustirung aus, während sie, was Muth und Gewandtheit betrifft, hinter keiner Feuerlösch-Compagnie anderer Nationalitäten zurückstehen.

An eigentlichen Promenaden leidet Valparaiso großen Mangel und es darf daher den Fremden nicht überraschen, wenn man sich beeilt, ihm einen Gang nach Abadie's Ziergarten anzuempfehlen oder ihn zu einer Promenade nach dem — Campo-Santo oder Friedhof einzuladen, um sich zwischen Cypressen-Alleen und prunkhaften Grabmälern zu ergehen.

Abadie's Garten, aus dem sich die blumenfreundlichen Frauen von Valparaiso ihren großen Bedarf an Bouquets und duftendem Naturschmuck holen, unterscheidet sich nicht im Geringsten von jenen Anlagen, wie man sie in Europa bei Handelsgärtnern zu sehen gewohnt ist, wo mehr das Praktisch-Nützliche, als das Schöne, Zierliche und Seltene Berücksichtigung findet. Außer einzelnen Araucarien sahen wir blos eingebürgerte Zierpflanzen der gemäßigten nordischen Zone, und auch unter diesen hauptsächlich solche, welche durch ihre perennirende Eigenschaft oder das glänzende Grün ihrer Blätter der Vergänglichkeit alles Schönen am längsten Widerstand leisten.

Der Campo Santo ist auf einer der im Hintergrunde der Stadt aufsteigenden Anhöhen gelegen und sieht mit seinen zahlreichen Baumgruppen und Blumenanlagen in der That einem Promenadegarten ähnlicher, als einem Leichenacker. Jede geistliche katholische Brüderschaft (hermandad) besitzt einen eigenen eingezäunten Raum zur Beerdigung ihrer Todten. Prachtvolle kostbare Monumente schmücken einzelne frische Gräber, und erheben sich gleichsam als marmorne Zeugen, daß die in den letzten zwanzig Jahren erworbenen Reichthümer selbst auf die Ruhestätten der Todten eine gewisse Wirkung geübt haben. Dicht neben dem Friedhof für Katholiken befindet sich jener für Protestanten, welcher gleichfalls sehr nett und reinlich gehalten ist, aber im Ganzen, gleichwie der Friedhof der Protestanten in Macao, mehr durch seine Einfachheit als durch die Pracht der Denkmäler und den Glanz der Verzierungen und Inschriften imponirt.

der Union in Röhren durch die Straßen circulirt und jedes einzelne Haus in allen Stockwerken mit einer beliebigen Quantität Trinkwasser versieht, kommt allerdings den Einrichtungen der Löschmannschaften ganz besonders zu Statten. Man sieht hier nicht bei Feuersbrünsten schwerfällige Spritzen mit Wasserladung und Zweigespann mühselig daherrasseln, sondern erblickt einen leichten, eleganten, zweirädigen, von Menschen gezogenen Karren, auf dem sich um einen Cylinder ein langer Kautschukschlauch windet, dessen Messingschraube am Orte der Feuersbrunst an irgend eine der zahlreichen Straßenpumpen befestigt wird.

In der Nähe, wo ihre Todten ruhen, erhebt sich auch das Bethaus der protestantischen Christen; eine schlichte, aber in edlem Style ausgeführte Baute aus Holz, ähnlich den Chaples in englischen Colonien. Auch dies ist ein erfreuliches Zeichen der liberalen Gesinnung der chilenischen Regierung, den meisten anderen katholischen Staaten Südamerika's gegenüber, wo religiöse Intoleranz Andersgläubigen noch immer nicht die öffentliche Uebung ihres Bekenntnisses gestattet.

Wie an Spaziergängen ist Valparaiso auch an schönen öffentlichen Plätzen und an monumentalen Bauten arm. Der Regierungsplatz mit dem schmucken Börsengebäude und der Victoriaplatz mit dem Theater sind weder durch ihr Alter noch durch das Ensemble ihrer Bauten geeignet auf den Fremden einen besonderen Eindruck zu machen. Für gute Hôtels im europäischen Sinne ist noch wenig gesorgt, und da auch elegante, comfortable Kaffeehäuser als Versammlungsorte für die männliche Bevölkerung nach den Geschäften des Tages fehlen, so ist der Reisende, was geselligen Verkehr im allgemeinen betrifft, auf die verschiedenen Clubs angewiesen, welche von den hier angesiedelten Fremden, von Deutschen, Engländern und anderen Nationalitäten gegründet worden sind. Unter diesen geselligen Vereinigungspunkten war bisher jener der Deutschen der glänzendste; allein der Umstand, daß bei der letzten großen Feuersbrunst auch das geräumige, zierliche Vereinslocale ein Raub der Flammen geworden war, zwang die Mitglieder, provisorisch in kleineren, beschränkten Räumlichkeiten ein Unterkommen zu suchen und verhinderte sie, dem Zuge ihres Herzens zu folgen und den Mitgliedern der Novara-Expedition einen großartigen Empfang zu bereiten. Aber gastlich und gemüthsvoll war darum die Aufnahme nicht minder und das warme Interesse, welches die in Valparaiso angesiedelten Deutschen der Expedition im Allgemeinen, so wie den wissenschaftlichen Strebungen der einzelnen Mitglieder schenkten [1]), war für uns eben so ehrenvoll, als ihre freundschaftlichen Gesinnungen unseren Herzen Befriedigung gewährten. Nirgends trafen wir einen tüchtigeren Kern deutscher Bevölkerung als in Chile, nirgends so schöne Kraftäußerungen geistigen Lebens, so erfreuliche Beweise

[1]) Wir müssen hier ganz besonders die großartige zoologische Sammlung dankend hervorheben, mit welcher ein Deutscher, Herr Dr. E. Seget in Santiago de Chile, unsere naturhistorische Ausbeute bereicherte. Ebenso hat ein anderer Deutscher, Herr Friedrich Leybold, ein Baier von Geburt, welcher als Apotheker in Santiago lebt, der Expedition mehrere werthvolle botanische und zoologische Objecte verehrt. Endlich sind wir unserem verehrten Freunde, Herrn Dr. Ried, für mehrere überaus kostbare anthropologische Objecte zu unvergänglichem Danke verpflichtet.

deutscher Einheit in der Fremde! Da die Deutschen als Kaufleute, Aerzte, Professoren, Naturforscher, Astronomen, Chemiker, Ingenieure, Architekten u. s. w. eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft einnehmen, ist ihre vielseitige Thätigkeit nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die materielle und geistige Entwicklung des Freistaates geblieben und hat bereits manchen Einrichtungen den Stempel germanischen Ursprunges aufgedrückt.

In angenehmster Erinnerung ist wohl noch Jedem von uns das schöne, echt nationale ländliche Fest, welches die deutschen Bewohner von Valparaiso in einer der lieblichen Thalschluchten (Quebradas) von Quilpué, ungefähr 12 englische Meilen von der Hafenstadt, der Novara-Expedition zu Ehren an einem heiteren Ostermorgen veranstalteten. Quilpué ist eine Station auf der Eisenbahn, welche Valparaiso mit dem Innern des Landes und namentlich mit der 110 Meilen entfernten Hauptstadt Santiago de Chile verbindet.

Ein Extrazug, die Locomotive mit Blumenguirlanden und Fahnen reich geschmückt, brachte die Gäste, 150 an Zahl, nach Quilpué. Auf mehreren Zwischenstationen, welche wir passirten, waren die Warthäuser gleichfalls mit Fahnen decorirt, und namentlich ein Deutscher, welcher in der Nähe eine Wirthschaft besitzt, ließ vom Giebel seines stattlichen Hauses eine riesige deutsche Fahne flattern. Von Quilpué marschirte die fröhliche Schaar unter Aufspielung heiterer Weisen nach einer der benachbarten niedlichen Thalschluchten, welche wie geschaffen war zu traulichen Pique-nique's im Freien. Wir fanden hier unter großen, festlich verzierten Zelten lange Tafeln gedeckt, während in der Nähe sich zahlreiche Aufwärter und Köche damit beschäftigten, aus einem Chaos von mitgebrachten Vorräthen das Köstlichste und Beste an Speise und Trank für die Mahlzeit auszuwählen und zu bereiten.

Die Gesellschaft durchwanderte die niedlichen Thäler, ließ sich bald hier, bald dort auf schattiger Anhöhe nieder und ergötzte sich an Musik und Gesang. Der Kriegslärm, welcher um jene Zeit ganz Europa durchbrauste, war bereits bis an den Fuß der chilenischen Anden gedrungen und gab auch diesem Feste eine politische Färbung. Und wenn auch die Zustände jener Zeit im engern Vaterlande nicht gerade dazu angethan schienen, die Deutschen in Valparaiso dafür zu begeistern, so standen sie jetzt doch Alle im

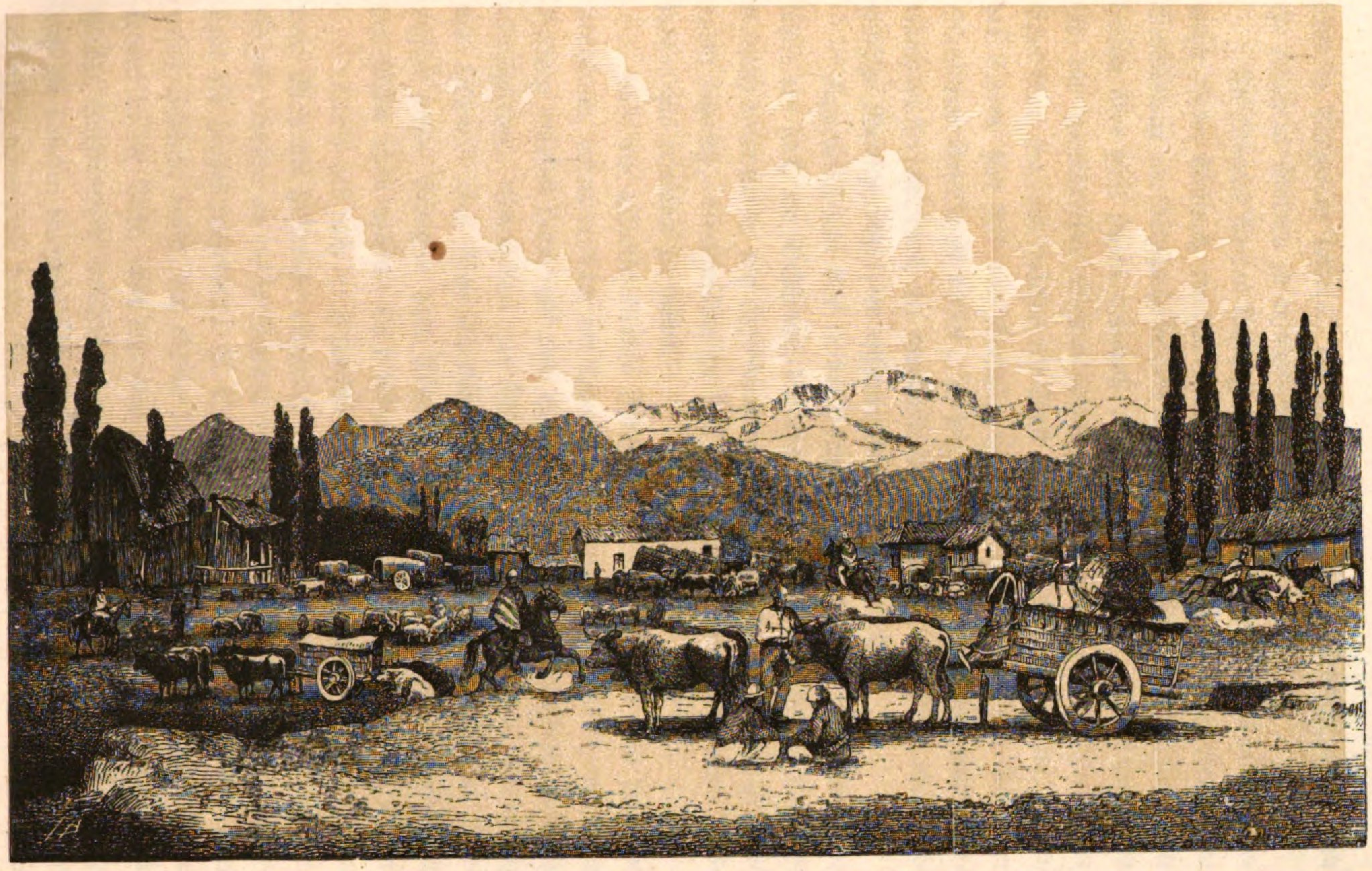
Streit mit Frankreich auf der Seite Oesterreichs; weniger aus Sympathie für dessen damalige Politik, als aus Haß gegen napoleonische Anmaßung.

Auch in einzelnen Tischreden, welche später bei einem vortrefflichen Mahle gehalten wurden, so wie in Gesang und Musik gab sich der Ausdruck dieser Stimmung kund. Ein deutscher Arzt und Pharmaceut, Doctor Aquinas Ried, ein Baier von Geburt, dessen Haus einen der gemüthlichsten Vereinigungspunkte der Expeditionsmitglieder bildete, hatte einen Männerchor: „Willkommen der Novara" componirt, den er mit einigen Mitgliedern der deutschen Liedertafel vortrug und von welchem namentlich die Schlußstrophe:

„Sei einig nur Germania,
So stehest du auch einzig da,
Das große Vaterland!"

eine enthusiastische Aufnahme fand, und einen ungeheueren Jubel hervorrief.

Trotz dieser häufigen politischen Anspielungen bildeten gleichwohl die Novara-Expedition mit ihren Zwecken, Erfolgen und Aussichten den Brennpunkt der Unterhaltung und das Ziel der meisten Toaste. Man knüpfte an das Erscheinen des ersten österreichischen Kriegsschiffes an der Westküste Südamerika's manche freudige Hoffnung für die Zukunft, und hielt den Augenblick nicht mehr fern, wo sich auch die österreichische, wie überhaupt die deutsche Industrie und der deutsche Handel der so heiß ersehnten und so schwer entbehrten Aegide einer deutschen Großmacht erfreuen werde; wo auch der ärmste deutsche Emigrant im entferntesten Winkel der Erde mit Stolz sich erinnern mag, daß er unter dem Schutze einer Macht steht, welche den Willen und die Mittel besitzt, sein Recht zu wahren und zu vertheidigen. Man erblickte in der Entwicklung der kaiserlichen Marine die völkerbeglückende Mission: die österreichischen so wie die deutschen Interessen in allen Welttheilen zu fördern, das deutsche Nationalbewußtsein zu beleben und wieder erstarken zu machen, und nicht blos den einzelnen Individuen, sondern der ganzen deutschen Nation jene imponirende Stellung zu sichern, welche die Engländer und Franzosen durch die physische Macht behaupten, die ihnen zur Seite steht. In dem Erscheinen der Fregatte Novara glaubte man die ersten Spuren jenes Schutzes zu erkennen, und diesem Umstande dürfte wohl hauptsächlich der ergreifende, wahrhaft enthusiastische Empfang zuzuschreiben sein, dessen sich die kaiserliche Expedition von Seite der Deut-



Auf dem Wege nach Santiago de Chili.

schen in Valparaiso sowohl, als von den Deutschen überhaupt in den von ihr besuchten Ländern zu erfreuen hatte.

Bezeichnend für das Ansehen, welches das deutsche Element in Chile genießt, ist der Eindruck, den das ländliche Fest zu Quilpué in allen Kreisen der Bevölkerung von Valparaiso hervorbrachte, so wie die Freude, welche sich allenthalben über diese schöne nationale Kundgebung äußerte. Die Sympathien für den germanischen Stamm dehnten sich auch auf die Mitglieder der Expedition aus, und obschon der Ernst der politischen Ereignisse im Norden des Landes jede Art von Vergnügungen oder Festlichkeiten von Seite der chilenischen Gesellschaft verbot, so feierte man doch die Anwesenheit österreichischer Forscher durch die traulichste Gastfreundschaft und durch eine großmüthige Bereicherung ihrer wissenschaftlichen Sammlungen.

Namentlich war dies in der Hauptstadt der Republik, in Santiago de Chile der Fall, wo Behörden, Naturforscher und Freunde der Wissenschaft förmlich wetteiferten, den Expeditionsmitgliedern, welche sich auf einige Tage dahin begaben, dienstgefällig zu sein und deren Zwecke nach allen Richtungen hin erreichen zu helfen.

Mit den wissenschaftlichen Intentionen waren diesmal auch politische verbunden, indem der Chef der Expedition von der kaiserlichen Regierung den Auftrag erhalten hatte, mit dem chilenischen Freistaat einen Handelsvertrag abzuschließen. Commodore von Wüllerstorf begab sich daher in Begleitung des österreichischen Generalconsuls, Herrn F. Flemmich und des Verfassers dieses Berichtes nach Santiago, während die beiden Zoologen und der Maler schon mehrere Tage früher die Reise dahin unternommen hatten.

Die Fahrt nach der Hauptstadt Chile's gehört nicht zu den angenehmsten. Man hat zahlreiche Bergrücken (questas) auf einer Straße zu übersteigen, welche an vielen Punkten überaus steil und eben so nachlässig gebaut als sorglos unterhalten ist. Oft rollt der Wagen dicht am Rande einer tiefen Schlucht dahin, der Boden scheint nachzugeben, Schutt und Steine kollern in die Tiefe, ohne daß eine Mauer oder ein Holzgeländer die Situation einigermaßen weniger bedenklich machen würde. Dazu kommt noch, daß die üblichen Fuhrwerke die Gefährlichkeit der Fahrt durchaus nicht vermindern, namentlich wenn man gewillt ist, schnell vom Fleck zu kommen und sich einer echt nationalen Kutsche, einer sogenannten Birlotsche bedient. Es ist dies eine Art zweiräderiges, zweisitziges Cabriolet, mit zwei Pferden

bespannt, während fünf bis sechs Pferde voraus oder nebenher traben, welche abwechselnd im Laufe der Fahrt eingespannt werden. Der Kutscher reitet auf einem der Zugpferde, gleichwie in der Havanna, und nimmt sich in seinem Anzuge wunderlich genug aus. Er trägt in der Regel den nationalen, braunfarbenen Poncho (ein viereckiges Stück Wollzeug mit einer Oeffnung in der Mitte, durch welche man den Kopf steckt), einen kleinen Strohhut, leinerne Beinkleider und an den häufig nackten Füßen schwere, große, mit einem Stück Leder, zuweilen auch nur mit Stricken befestigte Sporen.

Wir fuhren ohne Aufenthalt bis Casa blanca, einer der ältesten Ansiedlungen Chile's, die aber wie schon früher bemerkt, noch immer ein dorfähnliches Ansehen behalten hat. Wir trafen hier einige hübsche Damen in glänzender Toilette, mit riesigen Crinolinen; sie waren von den benachbarten Hacienda's nach Casa blanca gekommen, um einem Pferderennen daselbst beizuwohnen. Nach einem flüchtig eingenommenen Mahle ging's hurtig weiter bis nach dem Dorfe Curacavi, wo Reisende auf dem Wege nach der Hauptstadt in der Regel die Nacht zubringen. Für gute Gasthäuser ist noch wenig Sorge getragen, denn so groß der Verkehr von Lastwagen mit Waaren und Producten, eben so gering ist jener von Reisenden, und selbst die Wenigen, welche in Geschäftsangelegenheiten oder aus Vergnügen den Weg nach der Hauptstadt einschlagen, sind meist Landeskinder oder angesiedelte Europäer, welche gewöhnlich bei Bekannten oder Geschäftsfreunden einsprechen und so der Sorge um eine behagliche Unterkunft überhoben sind. Wer als Fremder reist und in den Wirthshäusern an der Straße die Nacht zubringen muß, führt gewöhnlich eine Quantität jenes bekannten persischen Pulvers bei sich, welches den Ruf genießt, in Ländern, wo es keine Moskiten giebt, gewisse andere nächtliche Ruhestörer, wenn auch nicht zu vertilgen, wenigstens zu verscheuchen. Um gerecht zu sein, müssen wir jedoch beifügen, daß wir im Schlafzimmer zu Curacavi nicht Ursache fanden, von diesem viel gerühmten Antidot Gebrauch zu machen.

In der Hauptstadt Santiago ist man in Bezug auf Gasthäuser schon besser daran, und das Hôtel Ingles, von einem Franzosen geleitet, mag sich nicht nur eleganter Wohnzimmer und vorzüglicher Küche rühmen, sondern übertrifft sogar die größten europäischen Hôtels an — Kostspieligkeit[1]).

[1]) Man berechnete für Wohnung (2 Schlafzimmer und 1 Salon) nebst Verköstigung von drei Personen 30 spanische Piaster oder 63 Gulden österreichischer Währung per Tag!

Santiago de Chile ist in einem schönen fruchtbaren Thale gelegen und würde sich noch viel stattlicher ausnehmen, wenn nicht die meisten Häuser, der zeitweilig vorkommenden Erdbeben wegen, nur aus einem Erdgeschoß bestünden. Die langen, geraden, in rechten Winkeln sich kreuzenden Straßen der Hauptstadt befinden sich in einem heillosen Zustande: uneben, schlecht gepflastert, mit Wassergräben an den Seiten, so daß schwer zu sagen, ob der Fußgänger oder der Fahrende mehr zu bedauern ist. Viel Schuld an diesem Zustand tragen wohl die zahlreichen, schweren, zweirädrigen, mit 6 bis 8 Ochsen gezogenen Karren oder Carretas, welche die Landesproducte nach dem Hafen, und die fremden Waaren von dort nach dem Innern führen. Wir zählten selbst auf der Fahrt nach der Hauptstadt an 124 solcher Fuhrwerke, welche sich unter unheimlichem Knarren fortbewegten; es sollen aber durchschnittlich über 300 Carretas fortwährend zwischen Valparaiso und Santiago unterweges sein. Auch mittelst Maulthieren und Pferden werden viele Waaren nach dem Innern transportirt.

Hervorragende monumentale Gebäude besitzt Santiago eben so wenig als Valparaiso, und die Moneda oder das Münzamt, noch aus der spanischen Zeit stammend, ist in dieser Beziehung die einzige nennenswerthe Baute[1]). Auch die Plaza, oder der, ein großes Viereck bildende Hauptplatz gereicht der Stadt durchaus nicht zu besonderer Zierde, obschon sich daselbst auf einer Seite die noch immer im Bau begriffene Kathedrale, und auf der andern Seite eine Häuserreihe mit Arcaden, unter denen sich unzählige Kleinverkäufer angesiedelt haben, so wie mehrere Regierungsgebäude erheben. Von den öffentlichen Spaziergängen ist unstreitig die Alameda, eine lange, breite Pappelallee, der schönste und zugleich, besonders an Sonn- und Festtagen, der besuchteste Ort. Die Saison, in welcher unser Aufenthalt fiel, der Winter der südlichen Hemisphäre, war allerdings nicht geeignet einen richtigen Eindruck jenes Bildes zu geben, welchen die verschiedenen Promenaden zur Zeit ihres schönsten Schmuckes auf die Lustwandelnden hervorbringen, wo nicht, wie eben jetzt, trübe, feuchte Witterung und ein elegisch stimmender Blätterfall allen Spaziergängen ein wenig einladendes Aussehen gaben. So z. B. ist der Damm längs des Flusses, dessen Wassermassen in der Regenzeit zu gewaltiger Höhe anschwellen sollen, dessen Bett aber jetzt beinahe trocken lag, im

[1]) Das chilenische Münzamt ist ganz nach französischem System eingerichtet und auch mit französischen Maschinen versehen.

Sommer ein beliebter Spaziergang; im Winter aber suchen ihn blos Studenten, meditirende Fastenprediger oder lustwandelnde Liebende auf.

Es herrscht in Santiago überraschend viel geistiges Leben und noch mehr guter Wille dasselbe zu fördern. Die wissenschaftlichen Arbeiten, welche in den letzten Jahren, meistentheils von fremden Forschern, ausgeführt worden sind, verdienen die größte Anerkennung. Der fremde Gelehrte wird hier nicht mit scheelem Auge angesehen, findet sich nicht, eben nur weil er kein Eingeborner ist, zurückgesetzt oder von einflußreichen Posten ferngehalten; er wird vielmehr in seinen Bestrebungen auf das Kräftigste unterstützt, was wohl am besten die auszeichnende Stellung beweist, welche Männer wie Domeyko,



Hauptplatz von Santiago de Chile.

Philippi, Pissis, Moesta u. s. w. einnehmen. Das berühmte Prachtwerk, welches die physische und politische Geschichte Chile's in 24 Bänden schildert, hat einen Franzosen, Claude Gay, zum Verfasser[1]) und wurde auf Kosten der chileuischen Regierung in Paris gedruckt; die Annalen der Universität von Chile erscheinen seit 1843 regelmäßig in periodischen Publicationen und

[1]) Historia fisica y politica de Chile, segun documentos adquiridos en esta Republica durante doze anos de residencia en ella, y publicada bajo los auspicios del Supremo Gobierno por Claudio Gay etc. Paris 1844. 8°. Nebst zwei großen Quartbänden: Atlas de la historia fisica y politica de Chile.

umfassen überaus schätzbare Mittheilungen und Abhandlungen aus den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft[1]).

Einer der verehrtesten und tüchtigsten Lehrer dieser Hochschule, Don Ignacio Domeyko, ein Pole von Geburt, dem Chile eine zweite Heimat geworden, hatte die besondere Güte und Aufmerksamkeit, den Mitgliedern der Novara-Expedition als wissenschaftlicher Cicerone zu dienen und sie mit den hervorragendsten Anstalten des öffentlichen Unterrichts und deren Einrichtungen näher bekannt zu machen.

Die Universität von San Felipe wurde bereits im Jahre 1738 gegründet, aber der gegenwärtige Lehrplan ist erst seit November 1842 in Wirksamkeit. Dem aus fünf Facultäten[2]) zusammengesetzten Universitätsrathe steht zugleich die Oberaufsicht und Ueberwachung des ganzen Unterrichtswesens des Landes zu. Der Präsident der Republik ist oberster Schutzherr der Universität. Die Summen, welche im Laufe eines Jahres vom Staate dem öffentlichen Unterrichte bewilligt werden, belaufen sich auf mehr als 560.000 spanische Piaster oder 1,176.000 Gulden österr. Währung; eine außerordentliche Summe, wenn man die verhältnißmäßig noch so geringe Bevölkerung des Landes in Anschlag bringt[3]).

Im Universitätsgebäude befindet sich gleichzeitig die große öffentliche Bibliothek (biblioteca national), welche über 32.000 Bände auserlesener Werke aus allen Zweigen menschlichen Wissens umfaßt[4]) und das naturhistorische Museum, welches namentlich eine interessante ethnographische und zoologische Sammlung aufzuweisen hat. Das merkwürdigste Object der letzteren ist unstreitig das sogenannte einheimische Reh, Huemul oder Guamul

[1]) Annales de la Universidad de Chile, o Repertorio de Instruccion publica, humanidades, literatura, filosofia y ciencias matemáticas, fisicas, medicas, legales, politicas y sagradas. Periodico oficial de la Universidad, destinado al fomento y cultivo de las ciencias, la literatura y la Instruccion publica en Chile. Santiago, Imprente del Ferro-Carril, 1843—1858. Ferner Revista de ciencias y letras. Santiago 1857. Diese belehrungsreiche Collection wurde von Herrn Professor Domeyko dem Verfasser dieses Berichtes zur Verfügung gestellt.

[2]) Philosophie und Humaniora; physische und mathematische Wissenschaften; Medicin; Gesetzgebung und politische Wissenschaften; Theologie. Jede dieser Facultäten hat das Recht correspondirende Ehrenmitglieder zu ernennen, und alle zusammen vertreten in Bezug auf ihre Gesammtwirksamkeit und ihre Publicationen die Stellen der Akademien der Wissenschaften in Europa.

[3]) Die Früchte der großartigen Sorgfalt, welche man auf den öffentlichen Unterricht verwendet, sind nicht ausgeblieben, wie die neuesten statistischen Ausweise zeigen. Nach denselben stellt sich das durchschnittliche Verhältniß der Bewohner Chile's, welche lesen und schreiben können, bei den Männern wie 1 zu $5._{61}$, bei den Frauen wie 1 zu $10._{93}$, durchschnittlich wie 1 zu $7._{47}$ heraus. Im Jahre 1858 gab es im ganzen Staate 950 Schulen welche von 39.657 Schülern, (27.288 männlichen und 12.369 weiblichen Geschlechtes) besucht wurden.

[4]) Außerdem gibt es noch im ganzen Staate 37 öffentliche und 12 namhaftere Privatbibliotheken

(Cervus chilensis), welches im chilenischen Wappen prangt und lange Zeit für ein fabelhaftes Thier gehalten wurde, weil dasselbe niemals lebend gesehen worden war. Erst im Jahre 1833 schoß man in der Cordillera de la Compania in kurzen Zwischenräumen die beiden Exemplare (Männchen und Weibchen), die sich gegenwärtig im National-Museum aufgestellt befinden [1]).

Die Sternwarte ist dermalen noch in einem provisorischen Gebäude auf einem Hügel in der Mitte der Stadt untergebracht; aber schon in den nächsten Jahren dürfte die schöne Baute beendet sein, welche die Regierung außerhalb der Stadt in der Nähe der Ackerbauschule zum Zwecke astronomischer Beobachtungen aufführen läßt. Die vorhandenen Instrumente rühren größtentheils von dem bekannten nordamerikanischen Reisenden Gillis her, welcher in den 50ger Jahren im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten in mehreren Theilen Südamerika's, namentlich in Chile, wissenschaftliche Beobachtungen anstellte, und nach Beendigung seiner Arbeiten die Instrumente der chilenischen Regierung gegen Entschädigung überließ. Die Leitung der Sternwarte ist einem in astronomischen Kreisen wohlbekannten Deutschen, Herrn Dr. Moesta, anvertraut.

Die seit 1845 gegründete, gleichfalls vom Staate subventionirte Gewerbeschule (Escuela de artes y oficios) wird von einem Franzosen, Mr. Jariez, mit großem Geschick und Erfolg geleitet. In dieser äußerst praktischen Anstalt werden an hundert Zöglinge im Maschinenbau und den damit verwandten Fächern unterrichtet, und zwar sollen bei der Aufnahme hauptsächlich Kinder armer Eltern Berücksichtigung finden. Die Zöglinge erhalten zugleich Wohnung, Kost und Kleidung unentgeltlich und haben dafür keine andere Verpflichtung einzugehen, als vier Jahre hindurch in der Anstalt zu verbleiben und sodann weitere sechs Jahre ihre erworbenen Kenntnisse der Regierung bei der Herstellung von öffentlichen Bauten gegen entsprechenden Gehalt zu widmen [2]). Man stellte uns einen jungen Chilenen vor, welcher, früher selbst Zögling der Anstalt, gegenwärtig als Vormeister fungirt und zugleich in Mathematik und Zeichnen Unterricht giebt.

[1]) Vergl. C. Gay, Historia de Chile. Zoologia, vol. I. p. 161.

[2]) Im Falle jedoch die Mitwirkung der Zöglinge bei der Ausführung öffentlicher Bauten oder sonstiger Arbeiten nicht benöthigt wird, steht es denselben frei, gleich nach Ablauf ihrer Lehrzeit eine beliebige Stelle anzunehmen oder in irgend ein anderes Dienstverhältniß zu treten.

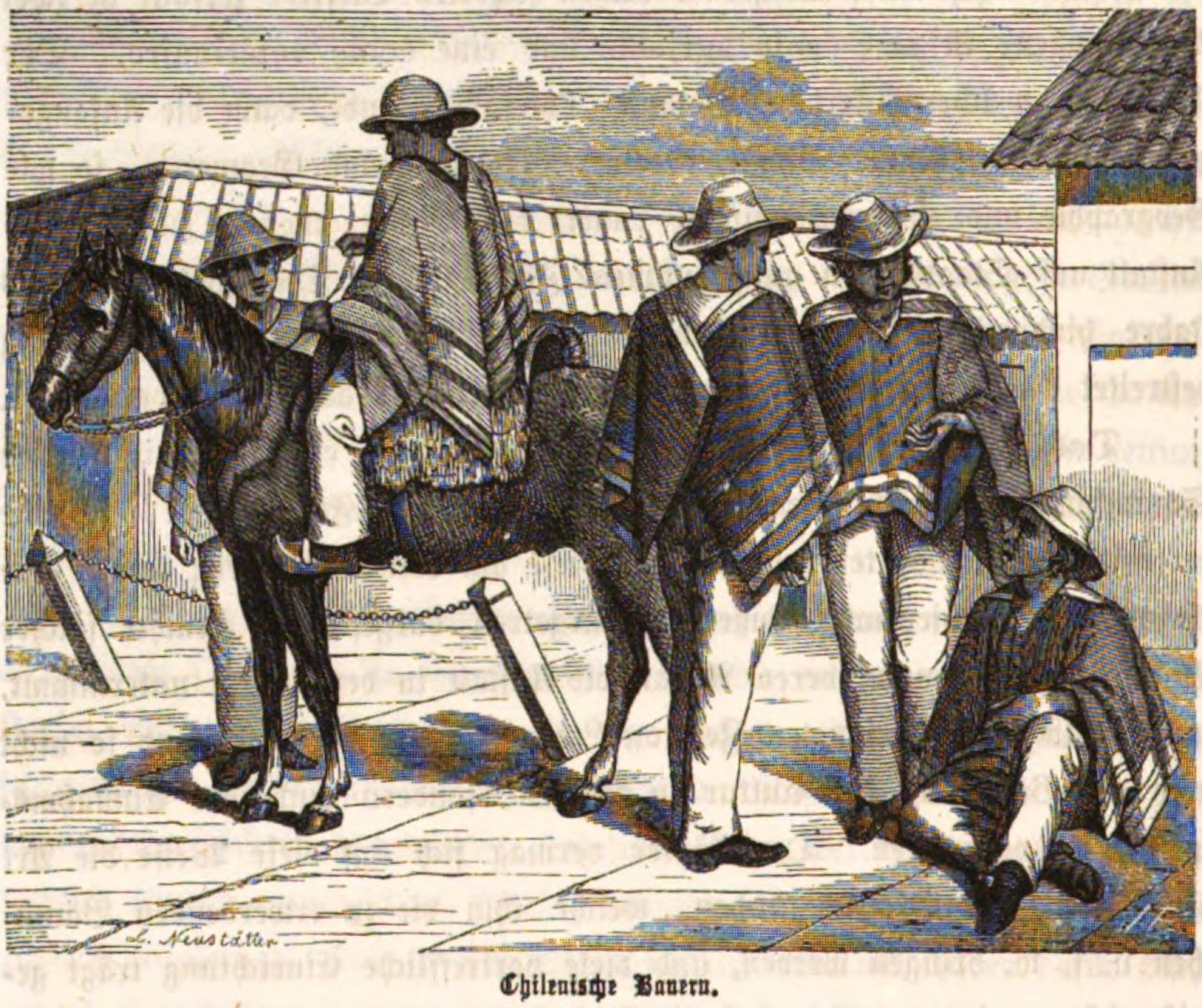
Eben so wichtig und vortheilhaft wie die Escuela de artes für Künste und Gewerbe, ist die Quinta Normal für die Landwirthschaft. Diese, erst seit 1851 nach französischem System errichtete Musterschule für den Ackerbau befindet sich außerhalb der Stadt auf einem sehr ausgedehnten Grundstücke, welches gleichzeitig die noch im Bau begriffene neue Sternwarte und den botanischen Garten umfaßt. Der dermalige Director ist ein ehemaliger Schüler der Ecole Centrale in Paris, welcher eine großartige Thätigkeit entwickelt und der Anstalt rasch ein freudiges Gedeihen sicherte. Dieselbe zerfällt in zwei Abtheilungen: in eine école agricole und eine école vetérinaire. Der Unterricht, welcher Ackerbau, Botanik, Thierarzneikunde, dann die Anfangsgründe in der Chemie, Physik, Geologie, Zoologie und Geometrie, so wie Geographie und Zeichnen umfaßt, dauert drei Jahre, worauf jeder in der Anstalt auf Staatskosten aufgenommene Zögling seine Thätigkeit noch sechs Jahre hindurch dem öffentlichen Dienste widmen muß. Die Regierung bestreitet dreißig freie Plätze und will dieselben bis auf sechzig vermehren.

Das kleine, wohlgeordnete Museum enthält eine sehr instructive Sammlung der wichtigsten Nahrungspflanzen und Futtergräser, so wie derjenigen Gesteinsarten, auf welchen diese am besten gedeihen; ferner eine Anzahl aus Papiermasse äußerst naturgetreu dargestellter Früchte solcher Bäume und Pflanzen, deren Anbau die Anstalt in der Absicht unternimmt, um dieselben zur geeigneten Zeit an Landwirthe zu verkaufen und so nicht nur die Veredlung der Cultur zu fördern, sondern auch ihre Einnahmsquellen zu vermehren. Der Käufer vermag sich auf diese Weise die Art der Früchte zu veranschaulichen, welche ihm die zu erwerbenden Bäumchen u. s. w. bringen werden, und diese vortreffliche Einrichtung trägt gewiß nicht wenig dazu bei, daß die Anstalt in einem Lande, wo man der Agricultur bisher so wenig Sorgfalt zuwandte, für verkaufte Setzlinge, Pflanzen und Sämereien eine nicht unerhebliche Summe einnimmt.

Der umsichtige, eifrige Director bemüht sich zugleich den chilenischen Landwirth für die Cultur von Rüben, Wurzeln u. s. w. [1]) zu gewinnen, welche im Winter als Viehfutter verwendet werden können, und sowohl eine bessere Bewirthschaftung der Felder herbeiführen, als auch die Lage des Landwirthes im Allgemeinen wesentlich verbessern würden. Gegenwärtig, wo diese Art von Anbau nicht gekannt ist, muß jedes Jahr so

[1]) Die sogenannte culture sarcelée de l'hiver.

mancher Landwirth, sobald die Winterszeit eintritt, seine Kühe und Ochsen aus Mangel an Futter wegleihen, verkaufen oder gar tödten, und sich selbst, bis zur Wiederkehr des Frühlings, als Taglöhner verdingen. Durch die Einführung und Ausbreitung einer Cultur, welche ihm die Möglichkeit an die Hand giebt, seinen Viehstand das ganze Jahr hindurch ernähren zu können, würde seine unstäte Lebensweise aufhören, sein Hauswesen sich verbessern, sein ganzer Zustand an Sicherheit und Behagen gewinnen.



Chilenische Bauern.

Auch hier, in der Escuela Normal sahen wir den Sorgho oder das chinesische Zuckerrohr mit großem Nutzen gebaut. Trotzdem, daß das Eis [1]) in Santiago zuweilen im Winter eine Dicke von zwei Linien erreicht, leidet der Sorgho keinerlei Schaden, sondern liefert drei Ernten im Jahre und leistet besonders als Futterkraut vortreffliche Dienste. Der erste Samen dieser Grasart,

[1]) Der ganze Eisbedarf von Valparaiso und Santiago wird durch amerikanische Schiffe, welche das Eis aus Boston bringen, und dasselbe zu 4 Cents (8½ Kreuzer) per Pfund verkaufen, gedeckt. Das Eis kommt aus Nordamerika billiger zu stehen als von den Anden, obschon diese nur 48—50 englische Meilen von der Küste entfernt sind und daselbst zu gewissen Jahreszeiten bereits auf einer Höhe von 6000 Fuß Eis gefunden wird.

welche, wie kaum eine andere Nahrungspflanze, binnen wenigen Jahren die Reise um die Erde gemacht und in fast allen Theilen der Welt mit Nutzen gebaut wird, ist in Chile zuerst aus den nordamerikanischen Freistaaten eingeführt worden.

Professor Domeyko, welcher eine sehr schöne geologische und mineralogische Sammlung besitzt, hatte die Güte, der Expedition eine Anzahl interessanter und werthvoller Erze aus den Kupfer-, Silber-, Kobalt- und Quecksilberminen des Landes zum Geschenk zu machen; und wenn auch unser reicher Vorrath an Druckschriften und geologischen Sammlungen, die wir der Munificenz des Directors der k. k. geologischen Reichsanstalt verdankten, und welche an wissenschaftliche Institute in den verschiedenen, von uns besuchten Ländern als Geschenke überreicht werden sollten, bereits erschöpft war [1]), so hatten wir doch die Genugthuung zu erfahren, daß das kaiserliche Institut, dessen hochverdienter Leiter den Ruhm der geologischen Forschung in Oesterreich über die ganze Erde zu verbreiten sich bestrebt, mit dem naturwissenschaftlichen Museum der chilenischen Republik bereits einen lebhaften Verkehr unterhält.

Wenige Tage nach unserer Ankunft in Santiago genoß der Befehlshaber der Expedition die Ehre, vom Präsidenten der Republik Chile's, Sr. Excellenz Don Manuel Montt, in besonderer Audienz empfangen zu werden. Der Commodore war von dem österreichischen Generalconsul und dem Verfasser dieser Blätter begleitet. Der Empfang geschah in einem prunklos, aber höchst elegant eingerichteten Saale des palaisartigen, im modernen Styl und Geschmack erbauten Regierungsgebäudes. Don Manuel Montt, ein kleiner untersetzter Herr mit dunklen, tiefgefurchten Gesichtszügen und glatten, etwas struppigen Haaren, hatte bei den letzten Ereignissen mehr Muth und Energie bewiesen als sein Aeußeres verräth, und von der ihm übertragenen Dictatur einen so mäßigen, weisen Gebrauch gemacht, daß er sich die Bewunderung und Verehrung aller wahren Vaterlandsfreunde erwarb. Der Präsident erschien in Begleitung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Don Jerónimo Urmeneta, eines Mannes von feinen, einnehmenden Manieren, welcher seine Studienjahre in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zubrachte, und geläufig englisch spricht.

[1]) Der Director der k. k. geologischen Reichsanstalt, Herr Hofrath von Haidinger, welcher von Anfang an die Zwecke der ersten österreichischen Erdumseglungs-Expedition mit der ganzen Hingebung eines wissenschaftfördernden Gelehrten und eines begeisterten Patrioten zu unterstützen sich beeilte, hatte die Aufmerksamkeit, dem Geologen eine Anzahl Kistchen mit Publicationen der Anstalt und kleinen Sammlungen von Tertiär-Petrefacten aus dem Wiener Becken in der Absicht mitzugeben, um zehn wissenschaftliche Institute in verschiedenen Erdtheilen damit zu beschenken,' und die großartigen Verbindungen der berühmtesten wissenschaftlichen Anstalt des österreichischen Kaiserstaates durch neue zu bereichern.

Die Unterredung drehte sich hauptsächlich um den, von der kaiserlichen Regierung beabsichtigten Abschluß eines Handels- und Schifffahrtsvertrages, von welchem der Commodore dem Präsidenten einen Entwurf in spanischer Sprache überreichte. Don Manuel, wie der höchste Beamte des chilenischen Freistaates nach Landessitte kurzweg genannt wird, drückte seine größte Bereitwilligkeit aus, dieser Intention zu willfahren, und gab in jeder Beziehung den aufrichtigen Wunsch zu erkennen, mit dem österreichischen Kaiserstaate in die intimsten Beziehungen zu treten und alle jene diplomatischen Vereinbarungen zu treffen, welche die Interessen beider Völker zu wahren und zu fördern geeignet erscheinen. Auch mit den wissenschaftlichen Instituten unseres Vaterlandes wünschte Don Manuel den regsten Verkehr hergestellt, und als Beweis seiner lebhaften Theilnahme für die Zwecke der kaiserlichen Expedition ließ er derselben Gay's Prachtwerk, so wie eine großartige Sammlung aller in Chile in den letzten zehn Jahren veröffentlichten parlamentarischen Documente und akademischen Abhandlungen überreichen.

Die Hoffnung des Commodore, den Abschluß des Handelsvertrages noch während der Anwesenheit der Expedition in Valparaiso zu bewerkstelligen und das bezügliche Document zu unterfertigen, wurde hauptsächlich durch die politischen Ereignisse vereitelt, welche zu jener Zeit die Aufmerksamkeit der Regierungsmänner ausschließlich beschäftigten. Es galt, durch weise Maßregeln und energisches Auftreten die, zwei Monate vor unserer Ankunft ausgebrochene Revolution zu unterdrücken, bevor dieselbe ernstere Dimensionen angenommen hatte. Die Insurgenten waren indeß nicht heißblütige Republikaner, die größere Freiheiten forderten, sondern Ultramontane (deren es wie allenthalben auch in Republiken giebt), welche die dermalige freisinnige Regierung stürzen und eine gefügigere, den Parteiinteressen mehr Rechnung tragende an ihre Stelle setzen wollten. Die Besorgniß, daß, wenn die Insurrection weiter um sich griffe, ein verheerender Bürgerkrieg ausbrechen und Wohlstand und Ruhe auf viele Jahre hinaus gefährdet werden könnten, war eine wohlbegründete. Denn mehrere der vornehmsten und angesehensten Bürger Chile's, so wie die in spanischen Ländern noch immer so mächtige clericale Partei [1]) hatten sich den Insur-

[1]) Der gewaltige Einfluß der clericalen Partei und die bedauerliche Art und Weise, wie sie denselben auszubeuten sucht, ist am augenfälligsten durch jene Katastrophe zu Tage getreten, von welcher die Jesuitenkirche in Santiago de Chile am 8. December 1863 der grauenvolle Schauplatz war.

genten angeschlossen, deren junger und kühner Führer, Don Pedro Gallo, einer der vermögendsten und einflußreichsten Patricier-Familien Chile's angehörte. Es war denselben bereits gelungen, in die nördlichen Provinzen, wo seine Familie am meisten begütert ist, einen drohenden Aufstand zu bewirken und den Verkehr mit der Minenstadt Copiapó zu unterbrechen. Die Mutter Gallo's, eine Matrone von einigen sechzig Jahren, haranguirte vom Balcone ihres Hauses in Copiapó aus die von ihrem Sohne befehligten Truppen und schrie wiederholt in die laute Menge die zündenden Worte, „sie wolle den letzten Cent ihres Vermögens dem Sturze der dermaligen Regierung und dem Siege der Partei der Peluqueros [1]) zum Opfer bringen!"

Der unversöhnliche Haß, welchen die vornehmen Patricier-Familien des Reiches gegen Don Manuel nähren, entspringt vor allem aus seiner niederen Herkunft, indem er angeblich Mestitze sein, und somit Indianerblut in seinen Adern führen soll. Zu dieser Abneigung der chilenischen Haut-Aristokratie gegen Mischlinge gesellt sich aber noch der erschwerende Umstand, daß Don Manuel Montt, wie es jeder Tag seiner Administration bezeugt, entschieden den politischen, geistigen und religiösen Fortschritt will, und es daher für alle Zeiten mit einer gewissen Partei verdorben hat, welcher namentlich die chilenischen Frauen, die sich aufs politische Proselytenmachen besser wie mancher Diplomat verstehen, ungemein ergeben sind. Welche ungeheure Summen man in Chile dem politischen Ehrgeize und der Parteileidenschaft zum Opfer zu bringen gewillt ist, beweist die Thatsache, daß die Familie Gallo beim Ausbruch der Insurrection ihr ganzes Vermögen, das man auf drei Millionen spanische Piaster schätzte, revolutionären Zwecken zu widmen entschlossen war. Glücklicher Weise wurde der Aufstand zum Wohle der pecuniären Interessen der Familie wie des Staates unterdrückt, bevor er noch ungeheure Summen verschlungen hatte, obschon Kriegführen auch in Chile ein höchst kostspieliges Unternehmen ist.

Die Abende unseres Aufenthaltes in Santiago brachten wir gewöhnlich in Familienkreisen zu, und erstaunten nicht wenig über den Aufwand und die Eleganz, welche daselbst, sowohl in Bezug auf die Ausstattung der Empfangszimmer als auch auf die Toilette der Anwesenden, unseren Augen begegneten. Freilich waren es die vornehmsten und reichsten Familien des

[1]) Peluqueros (Whigs), wörtlich Perrückenmacher, werden in Chile die Anhänger der conservativen oder vielmehr reactionären Partei genannt.

Landes, die wir besuchten, aber wir hätten sie doch nicht mit allen den prunkvollen und kostbaren Einrichtungen französischer Mode schon so vertraut gedacht. Von außen sehen die Häuser der chilenischen Patrizier wohl massiv aber keineswegs vornehm oder imposant aus. Die schwerfälligen eisernen Gitter, welche die hohen breiten Fenster umgeben, machen vielmehr einen unheimlichen düstern Eindruck. Der große, viereckige Hof oder Patio, den die Wohnzimmer einschließen, und welcher eine Haupteigenthümlichkeit der spanisch-amerikanischen Wohnhäuser von Chile bis Mexico ist, dient weniger dazu, den verschiedenen Räumen mehr Licht und Luft zuzuführen, als um im Falle von Erdbeben (welche indeß in Chile äußerst selten und nur von geringer Bedeutung sind) sich dahin flüchten und so desto leichter sich retten zu können. Auf den Empfangsaal wird in der Regel die meiste Sorgfalt und der größte Aufwand verwendet; man merkt es jedem Möbel und jedem Gegenstand, der sich darin befindet, an, daß sie auf einen gewissen Effect berechnet sind. Die Kosten und Gefahren, welche mit dem Transport kolossaler Spiegel, kostbarer Pianofortes und anderer Prunkgeräthe aus den berühmtesten Pariser Fabriken bis nach der chilenischen Hauptstadt verknüpft sind, verdienen wohl, daß der Besucher diese Schaugegenstände eines Blickes der Bewunderung würdigt.

Die Conversation, welche sich in den meisten südamerikanischen Salons, bei dem beschränkten Ideenkreis der Mehrzahl der spanischen Creolinnen, gewöhnlich nur um die gewöhnlichsten Dinge dreht, gewinnt hier in soferne an Interesse und Lebendigkeit, als das schöne Geschlecht in Chile an der Politik den regsten Antheil nimmt, und mit Vorliebe die wichtigsten politischen Vorgänge zur Folie des Gespräches und einer, freilich oft sehr naiven Debatte macht.

Noch gemüthlicher als die Abende, welche wir in Santiago in den patrizischen Cirkeln der Stadt zubrachten, waren jene, die wir bei einem seit zehn Jahren daselbst ansässigen, österreichischen Landsmanne, Herrn Dr. Herzl, und bei einer deutsch-spanischen Familie verlebten. Hier hatten nicht, wie bei den Eingeborenen, die politischen Ereignisse oder vielmehr die Parteileidenschaft Musik und Gesang in Bann gelegt, man bediente sich der letzteren vielmehr als Mittel, sich zu erheben und die politischen Grillen, wenigstens momentan, zu verscheuchen.

In chilenischen Salons hörte man nur von Politik sprechen; hier war das Ziel der Conversation Literatur und Kunst, und der Glanzpunkt der Unterhaltung deutsche Musik und deutscher Gesang. Madame Z., eine geborne Madriderin, in zweiter Ehe mit einem Deutschen aus Bremen verheiratet, ist ein wahres musikalisches Phänomen. Sie hatte in ihrer Jugend mit Mad. Malibran das Pariser Conservatorium besucht, und obwohl sie seither Mutter von sechzehn Kindern geworden war, so entzückte sie doch noch immer durch den Wohlklang ihrer Stimme und ihren geistvollen Vortrag.

Der Haupt-Ingenieur und Director der Südbahn (Ferro Carril del Sur), ein Nordamerikaner, Namens Evans, erwies einigen Expeditionsmitgliedern die Aufmerksamkeit, sie zu einer Fahrt nach der 17 englische Meilen von Santiago entfernten Maipú-Brücke, dem interessantesten Bauobject der ganzen Strecke, einzuladen und seine Gäste persönlich dahin zu begleiten. Wir fuhren um ein Uhr Nachmittags mit einem gewöhnlichen Zuge von der Hauptstadt ab. Die Bahn ist bestimmt, Santiago mit dem überaus fruchtbaren District von Talca (180 Meilen) zu verbinden, und dürfte auf die Hebung der Landwirthschaft daselbst nachhaltigen Einfluß üben.

Die Fahrt durch das Thal von Santiago ist außerordentlich interessant, indem der Dampfwagen fortwährend längs den Cordilleren hinbraust und vor den Augen des in Bewunderung versunkenen Reisenden noch erhabenere Alpenlandschaften vorüberziehen, als dies z. B. auf der, an Großartigkeit der Bauten unerreichten Bahn über den Semmering der Fall ist. Man fährt hier gewöhnlich mit einer Schnelligkeit von 25 englischen Meilen per Stunde; doch wird dieselbe bei Schnelltrains bis auf 60 Meilen per Stunde ausgedehnt. Da zu beiden Seiten üppige Weideplätze von zahlreichen Viehheerden bedeckt sind, welche zuweilen ihre Wanderungen über die Bahn ausdehnen, so wurden früher durch die Fahrlässigkeit der Conducteure sehr viele Thiere getödtet und die Direction kam dadurch beständig in Conflicte mit den Landwirthen. Herr Evans hat nun eine vierteljährige Prämie von 30 spanischen Piastern für jeden Zugführer in dem Falle ausgesetzt, als im Laufe dieser Frist keine Thiere durch Ueberfahren getödtet werden, und diese Maßregel soll den günstigsten Erfolg haben. Die Eisenbahn ist solid, aber höchst einfach gebaut, die Wartsäle auf den einzelnen Stationen sind keineswegs mit jenem Luxus ausgestattet, wie ihn

zum großen Bedauern der Actionäre einige europäische Bahnen entfalten, aber die Dividenden fallen dafür desto ergiebiger aus[1]).

Die schöne, großartig construirte, eiserne Brücke, welche über das 1500 Fuß breite Flußbett des Maipú[2]) zu führen bestimmt ist, wurde gleich allen, zur Herstellung der Bahn nöthigen Gegenständen, mit Ausnahme des Holzes, aus den nordamerikanischen Staaten eingeführt. Wie schwierig und kostspielig in Chile der Landtransport von Waaren ist, daraus mag man sich einen Begriff machen, wenn wir beifügen, daß die Beförderungskosten einer Tonne Frachtgüter (2140 englische Pfund) von New-York nach Valparaiso (beiläufig 10.000 engl. Meilen) 5 spanische Piaster betragen, während der Transport einer Tonne Waaren von Santiago nach Valparaiso (100 englische Meilen) 35 Piaster kostet!

Obschon bei der Rückfahrt von Maipú nach Santiago bereits der Abend hereinbrach, und über die Landschaft sich ein düsterer Nebel lagerte, welcher uns den größten Theil des Weges jede Aussicht verwehrte, so waren wir doch so glücklich, kurz bevor wir unseren Zielpunkt erreichten, den majestätischen Anblick der von der untergehenden Sonne bestrahlten, höchsten Spitzen der chilenischen Cordilleren zu genießen, ein Schauspiel, welches mit dem Alpenglühen im Norden viele Aehnlichkeit hatte, aber durch die Neuheit der Objecte und die Plötzlichkeit und Kürze, mit welcher es sich unsern Blicken darbot, noch an Zauber und Gewalt des Eindruckes gewann.

Am 30. April Mittags kehrten wir wieder von Santiago nach Valparaiso zurück. Wir bedienten uns diesmal eines anderen Vehikels, der sogenannten amerikanischen Postkutsche[3]), um eine verschiedene Route kennen zu lernen, und hatten das Vergnügen auf dieser Fahrt von einem jungen

[1]) Die bisher in Chile in Angriff genommenen und theilweise schon in Betrieb befindlichen Eisenbahnen sind:

a. Von Valparaiso nach Santiago (110 englische Meilen), auf Staatskosten gebaut und auf eine Gesammtsumme von 7,150.000 spanische Piaster veranschlagt. Zur Zeit unserer Anwesenheit erst bis Quillota (30 Meilen) fahrbar, ist sie dermalen bereits der ganzen Länge nach vollendet;

b. von Valparaiso nach Talca (180 Meilen) und

c. vom Port Caldera nach Copiapó, der Hauptstadt des Minendistrictes (50 Meilen). Beide von Privatgesellschaften gebaut. Von Copiapó führt eine Bahn nach Pabellon und von dort eine mit Maulthieren befahrene Bahn nach den Minen von Chanarcillo (4.400 Fuß über dem Meere). Herr Evans hat eine neue Art von Locomotiv construirt, um selbst diese steile Strecke mit Dampfkraft befahren zu können. Endlich steht der Bau einer Eisenbahn in Aussicht, um Copiapó mit dem Minendistrict Tres Puntas zu verbinden.

[2]) 1882 Fuß über dem Meere.

[3]) American Mail-coach, so genannt, weil die Unternehmung von einem Nordamerikaner ins Leben gerufen wurde.

Deutschen, Namens Volkmann, begleitet zu werden, welcher an der Seite des geschätzten Geologen Pissis thätig ist und sich bereits manche Verdienste um die wissenschaftlichen Aufnahmen Chile's erworben hat. Da die Postkutsche in Melepilla, einem niedlichen, in freundlicher Thalebene gelegenen Städtchen, Nachtstation hielt und erst am nächsten Morgen die Fahrt nach der Hafenstadt fortsetzte, so benützten wir diesen Aufenthalt, um einer in der Nachbarschaft begüterten chilenischen Familie einen improvisirten Besuch abzustatten. Wir ritten nach der ungefähr zwei englische Meilen von Melepilla entfernten Besitzung oder Hacienda Las Esmeraldas, wo wir von dem gastlichen Don José Antonio Lecaros und seiner liebenswürdigen Familie auf das Herzlichste, wie alte Bekannte, aufgenommen wurden. Die meisten reichen Grundbesitzer der Provinz leben nur einige Monate des Jahres in ihren großartigen Wohnhäusern in Santiago oder Valparaiso und bringen die übrige Zeit in behaglicher Zurückgezogenheit auf ihren Gütern zu. Das kleine, von außen unansehnliche Wohngebäude war im Innern mit unendlich viel Comfort eingerichtet und die Damen des Hauses kamen uns, obschon man in so später Stunde kaum einen Besuch mehr erwarten konnte, in den eleganteſten Pariser Toiletten entgegen. Es überraschte uns dies um so mehr, indem die Landestracht viel hübscher und graciöser kleidet, als die europäische, so daß selbst ältere Frauengestalten in dunklen Seidenkleidern, ein langes schwarzes Umhängtuch über den Kopf und das linke Ende desselben über die rechte Achsel geworfen, ungemein zierlich und anmuthig aussehen.

Auch hier nahm das Gespräch sogleich eine politische Färbung an und es schien sogar, daß der Aufenthalt der weiblichen Gesellschaft in der gegenwärtigen ungünstigen Jahreszeit in Las Esmeraldas weniger der Liebe zur Natur als einem politischen Schmollen zugeschrieben werden mochte. Denn die chilenischen Frauen gefallen sich, wie ihre romanischen Stammgenossinnen, in politischen Demonstrationen. Doch treten sie meistens für den Sieg des ultramontanen Elementes in die Schranken, was wohl am deutlichsten den Einfluß kennzeichnet, dem sie in ihrer nur eingebildet selbstständigen politischen Anschauung unterworfen sind. Das Haupt der Familie, ein biederer, noch rüstiger alter Herr, erzählte uns viel von seiner Besitzung, von den Verbesserungen, die er bereits vorgenommen hatte und noch einzuführen beabsichtige, und wir bedauerten um so mehr, daß uns die vorgerückte Abendstunde nicht erlaubte, die großartige Hacienda näher zu besichtigen,

als das Gut im Rufe vorzüglicher Bewirthschaftung steht und Ländereien von solcher Ausdehnung umfaßt, daß mehrere tausend Stück Hornvieh und Pferde darauf Weide finden. Gleichwohl gehört Las Esmeraldas, was Umfang und Zahl der Zuchtthiere betrifft, bei weitem nicht zu den bedeutendsten Haciendas chilenischer Grundbesitzer.

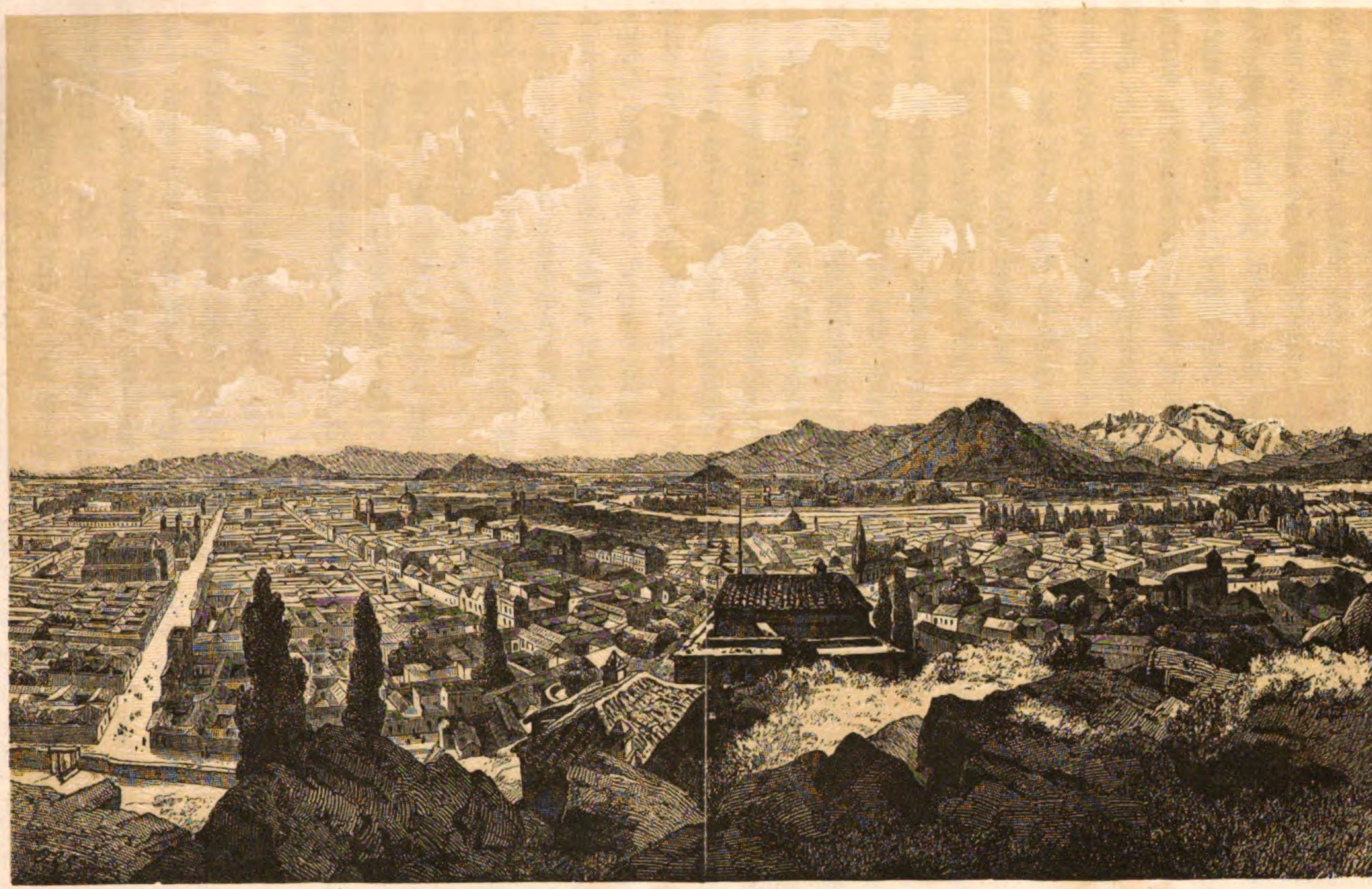
Der Abend wurde im traulichen Salon auf die angenehmste Weise mit Musik und Gesang zugebracht. Eine der Töchter des Hauses spielte eine Beethoven'sche Sonate, eine andere sang Mendelssohn'sche und Schubert'sche



Chilenische Frauen.

Lieder, und zwar, wie wir glauben, nicht blos um die deutschen Gäste zu ehren, sondern aus persönlicher Vorliebe und Neigung für die classischen Schöpfungen der beiden deutschen Componisten.

Wir ritten noch des Nachts von Las Esmeraldas nach Melepilla und setzten am nächsten Morgen — es war der 1 Mai 1859 — die Reise nach Valparaiso fort, wo wir gegen vier Uhr Nachmittags wieder eintrafen, voll der mannigfaltigsten, wohlthuendsten Erinnerungen, die wie ein Abendglühen unsere Seele durchschimmerten.



Santiago de Chile.

Als wir in Valparaiso ankamen, war die Fregatte Novara bereits segelklar. Doch mochte sich ihre Abfahrt noch um mehrere Wochen verzögern, indem der Befehlshaber die nächste Post aus Europa abzuwarten beabsichtigte, um auf Grund der, mit derselben erwarteten Befehle über die weitere Reiseroute zu beschließen. Man hoffte in hiesigen Kreisen noch immer auf das Zustandekommen eines Fürsten-Congresses und auf eine friedliche Beilegung der herrschenden Differenzen. Sollte es aber zu einem Kriege kommen, dann war es, namentlich unter den hiesigen Deutschen, eine ausgemachte Sache, daß Deutschland ein Bundesgenosse Oesterreichs sein werde. Die Enttäuschung sollte nicht lange auf sich warten lassen. . . . .

Die Ungewißheit des Aufenthaltes gestattete nicht mehr, Ausflüge in größere Entfernung zu unternehmen, und die Naturforscher bemühten sich daher in der Hafenstadt und ihrer Umgebung für ihre Zwecke thätig zu sein. Die Directoren der Eisenbahn zwischen Valparaiso und Santiago, welche jedoch erst bis nach dem Städtchen Quillota befahren wurde, erwiesen den Mitgliedern der Expedition die besondere Aufmerksamkeit, dieselben zur freien Benützung auf der Bahn einzuladen, und der Haupt-Ingenieur Herr Lloyd hatte überdies an die Aufseher auf den einzelnen Stationen die Weisung ergehen lassen, den fremden Gästen bei ihren etwaigen Forschungen und Sammlungen nach Kräften behülflich zu sein. — Wir fanden leider nicht Zeit, von dieser überaus freundlichen Einladung häufigen Gebrauch zu machen, noch die merkwürdigen geologischen Aufschlüsse längs der Bahn so wie diese selbst ausführlicher zu studiren.

Ein einziges Mal gelang es uns, eine Fahrt nach Quillota, dem chilenischen Spaa, zu unternehmen. Diese 30 Meilen lange Strecke[1]) wird stark befahren; die Einnahmen belaufen sich monatlich auf 20—25.000 spanische Piaster.

Das Städtchen Quillota, in einem fruchtbaren, mit Weinreben und Obstbäumen bepflanzten Thale gelegen, hat eine große Ausdehnung und die calle larga oder lange Straße besitzt eine Länge von beiläufig 6 englischen Meilen. Die Häuser haben meist nur ein Erdgeschoß und sind niedrig und unansehnlich, aber reinlich. Der Fremde, welcher Quillota durchwandert und den lästigen Staub in den Straßen, so wie den sehr geringen Comfort im Innern der Wohnhäuser wahrnimmt, findet die Wahl dieses Ortes zu

[1]) Man bezahlt für diese Fahrt, je nach der Wagenclasse, 3, 2 oder 1 Piaster.

einem Sommeraufenthalt der eleganten Welt eben so unbegreiflich, als die Veranlassung, welche die spanischen Seefahrer, denen Valparaiso seinen Namen verdankte, bewogen haben mag, diese Ansiedlung, mit ihren sandigen, vegetationslosen Hügeln und Schluchten „Paradiesesthal" zu nennen. Möglicher Weise sind die Sommergäste, welche alljährlich von October bis März schaarenweise nach Quillota wandern, genug Naturfreunde, um für den Mangel an bequemer Einrichtung und häuslichem Comfort in der sie umgebenden Landschaft eine hinreichende Entschädigung zu finden. Denn die Natur ist rings umher überaus lieblich, das Thal reich an üppiger Vegetation und großartigen Fernsichten, und von dem 150—200 Fuß hohen Mañaka-Hügel, auf dessen höchstem Punkt Missionsprediger im Jahre 1849 ein großes hölzernes Kreuz errichteten, eröffnet sich dem Beschauer ein herrliches Bild von ergreifender Wirkung, besonders wenn sich die Sonne gerade dem Untergange zuneigt und die, ihrer glockenähnlichen Form wegen Campaña und Campanita genannten 3—4000 Fuß hohen Bergkuppen bescheint. Vielleicht aber sind es auch die in Quillota bestehenden öffentlichen Spielhäuser, die Pharao- und Roulettetische, auf denen oft ungeheuere Summen markirt stehen, welche die Bevölkerung der Hafenstadt namentlich an Sonntagen anlockt.

Eine auffallende Erscheinung ist das große Mißverhältniß, welches hier zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte besteht. Man sieht fast nur Frauen auf den Straßen, oder ziemlich geputzt auf niederen Stühlen vor der offenen Hausthür sitzen, die Hände mit einer Arbeit, die Blicke mit den Vorübergehenden beschäftigt. Die zahlreiche männliche, arbeitende Bevölkerung findet es nämlich vortheilhafter, statt zu Hause Feldbau zu treiben, in der Hafenstadt Arbeit zu suchen und sich daselbst für hohen Lohn zu verdingen; und so geschieht es, daß in Quillota, ähnlich wie in Fischerdörfern an der Seeküste, ein großer Theil der männlichen Bewohnerschaft oft Wochen lang vom Hause abwesend ist und das Städtchen dadurch gewissermassen das Ansehen einer Amazonen-Ansiedlung gewinnt.

Wir unternahmen von Quillota aus eine Fahrt nach der, drei Leguas (9 Meilen) entfernten großen Hacienda La Calera, der Besitzung eines Boliviers. Ein Theil derselben ist mit Mandelbäumen bepflanzt, der bei weitem größte Theil aber der Weincultur gewidmet. Einer der Mandatoren oder Aufseher bat uns in das elegant eingerichtete Wirthschaftsgebäude zu

treten und ließ uns neuen Wein, hier Chicha[1]) genannt, kosten, der sehr gut und süß schmeckte. Die Chicha erfreut sich in Chile eines ungeheuren Verbrauches und wird in großen, schlauchartigen Säcken aus Thierhaut selbst nach weiten Entfernungen verführt. Durch diese Art von Aufbewahrung erhält aber das Getränk, welches man hier allenthalben, wie Most oder Aepfelwein in deutschen Schenken, feilgeboten sieht, einen wenig angenehmen Beigeschmack.

In Valparaiso hatten wir das Vergnügen mit Herrn Kindermann zu verkehren, einem der Gründer der deutschen Niederlassung in Valdivia, welcher längere Zeit dort angesiedelt war und noch jetzt bedeutende Ländereien daselbst besitzt. Auch Herrn Dr. Philippi lernten wir kennen, welcher, obschon an der Universität in Santiago als Professor der Naturgeschichte angestellt, gleichfalls großen Antheil an der Besiedlung Valdiviens nimmt. Aus allen, über den Zustand der deutschen Colonie an competenter Stelle eingezogenen Erkundigungen geht hervor, daß das Haupthinderniß eines glücklichen Gedeihens und eines großartigen Aufschwunges derselben der Mangel an Straßen ist, und daß die Fruchtbarkeit der Provinz an werthvollen Naturproducten zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, sobald nur einmal durch bessere Verkehrswege die Mittel geboten sind, für die zahlreichen Erzeugnisse des Bodens einen Markt und Käufer zu finden.

Auch eine andere deutsche Colonie, welche, mit ausgedehnten Privilegien ausgestattet, im Jahre 1853 in Punta Arenas[2]) in der Magelhaens-Straße gegründet wurde und ungefähr 150 Ansiedler zählt, zeigt in einem mit Unrecht verschrieenen Klima nicht nur die erfreulichsten Spuren von Lebensfähigkeit, sondern verspricht sogar für den chilenischen Freistaat sowohl, als auch für die Navigation der patagonischen Straße im Allgemeinen von großer Bedeutung zu werden[3]). Dies wird namentlich dann der Fall sein, wenn sich, wie Aussicht vorhanden, das Project einer Gesellschaft chilenischer Patrioten realisirt, in der Magelhaens-Straße eine Anzahl von Dampfern mit der Bestimmung aufzustellen, die von Osten nach Valparaiso oder überhaupt nach Westen segelnden Schiffe durch die Straße zu remorquiren.

[1]) Sprich: Tschitscha.

[2]) Sandy Point der Engländer.

[3]) Vicente Perez-Rosales, ein geborner Chilene, hat im Jahre 1857 in Hamburg, wo derselbe als Generalconsul fungirt, unter dem bescheidenen Titel: Essai sur le Chili ein sehr umfassendes und lehrreiches Werk über seine Heimat veröffentlicht, welches sowohl über die junge Colonie als über das Territorium der Magelhaens-Straße im Allgemeinen interessante und ausführliche Mittheilungen enthält.

Um die Wichtigkeit eines solchen Unternehmens für Chile, sowie für die seefahrenden Nationen überhaupt, zu ermessen, muß man die Thatsache in Betracht ziehen, daß durch die Benützung der berühmten Meerenge nicht nur die Gefahren des Cap Horn beseitigt würden, sondern auch wesentlich an Zeit erspart werden möchte. Maury schlägt den Zeitaufwand, welchen ein Segelschiff benöthigt, um von der östlichen Einfahrt der Straße um das Cap Horn nach der westlichen zu gelangen, auf 25 Tage an. Das Remorquiren würde aber höchstens 4 — 5 Tage in Anspruch nehmen, und daher die Reise um mehr als 20 Tage abgekürzt werden. Die jährlich um das Cap Horn nach Valparaiso segelnden Schiffe dürften annähernd mindestens einen Gehalt von 120.000 Tonnen haben und der Werth ihrer verschiedenen Ladungen beiläufig 16,000.000 spanische Piaster betragen. Die pecuniären Vortheile, welche Segelschiffen durch die Benützung der Magelhaens-Straße und durch die dabei erzielte Zeitersparniß erwachsen, schlägt die Gesellschaft nach einer oberflächlichen Berechnung auf 257.776 spanische Piaster an [1]).

Noch größer stellen sich die Vortheile heraus, wenn man sämmtliche Segelschiffe, welche jährlich den Weg von Osten nach Westen um das Cap Horn nehmen, in Rechnung bringt. Denn ihre Zahl betrug bereits 1859 mehr als 500, mit einem Gehalt von 400.000 Tonnen und einem Werth an Waaren von 53,000.000 Piastern und ist im steten Wachsen.

Die Unternehmer beabsichtigen sowohl am Cap Virjen an der östlichen, als auch am Cap Pilar an der westlichen Seite der Straße einen Leuchtthurm und eine Telegraphenverbindung zu errichten, so wie in der vortrefflichen „Possession-Bai", 40 Meilen östlich von Cap Virjen, und in der Einfahrt zum Canal Smythe, 35 Meilen östlich vom Cap Pilar, die nöthigen Stations-, Verwaltungs- und Fabriksgebäude anzulegen. Vier bis fünf Dampfschiffe, jedes von mindestens 500 Tonnen Gehalt, sollen das Geschäft des Schleppens besorgen, für welches jedes Segelschiff nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ spanische Piaster per Tonne zu bezahlen haben würde, somit weniger,

[1]) Diese Annahme ist auf folgende Berechnung gegründet:
Von 120.000 Tonnen Gehalt, im Werthe von 40 Piastern per Tonne, also 4,800.000 Piaster, belaufen sich die Interessen, Unterhaltungskosten der Mannschaft, Assecuranzgebühren, u. s. w. auf 30% jährlich, oder für 20 Tage auf .................... 80.000
ferner betragen die Interessen und Assecuranzgebühren der Waaren im Gesammtwerthe von 16,000.000 Piastern à 20% für 20 Tage .................... 177.776
Somit ergiebt die Benützung von Remorqueurs durch die Magelhaens-Straße für die Schiffsrheder und Waarenkäufer ein Ersparniß von .................... Piastern 257.776
der 541.329 Gulden österr. Währung jährlich.

als für das Remorquiren von Segelschiffen in China, Australien u. s. w. entrichtet wird.

Das Zustandekommen des Unternehmens, welches für den transandinischen Handel eine unberechenbare Tragweite hätte, hängt hauptsächlich von der Geneigtheit der chilenischen Regierung ab, der Gesellschaft, welche so Schwieriges und Großartiges zu leisten verspricht, eine angemessene Subvention und gewisse Erleichterungen in der Ausführung des Projectes zu gewähren. Ihre Forderungen sind nichts weniger als übertrieben. Sie verlangt während eines Zeitraumes von fünfzehn Jahren für die ersten fünf Jahre eine jährliche Staatsunterstützung von 125.000 spanischen Piastern[1]), dann für weitere fünf Jahre 100.000 Piaster und für die letzten fünf Jahre 75.000 Piaster jährlich, nach welcher Frist jegliche Unterstützung von Seite des Staates aufzuhören hat. Ferner verlangt die Gesellschaft während fünfzehn Jahren das ausschließliche Recht der Ausbeute der in der patagonischen Straße aufgefundenen Steinkohlenlager[2]), die unentgeltliche Ueberlassung der, für die Errichtung der verschiedenen Stations-Gebäude nöthigen Grundstücke, so wie endlich die Befugniß, in allen Theilen der Magelhaens-Straße sowohl, als auch in den anstoßenden Canälen Holz fällen zu dürfen, und zwar unter der Bedingung, daß nur die eine Hälfte der auf diese Weise gelichteten und urbar gemachten Grundstücke Eigenthum des Staates verbleibe, die andere hingegen in den dauernden Besitz der Unternehmer oder ihrer Erben übergehe. Vom Tage an, wo dieses Unternehmen durch die Munificenz und unter den Auspicien der chilenischen Regierung ins Leben tritt, wird für die Beschiffung der Westküste Südamerika's eine neue Aera beginnen. —

Wir haben bereits in einem früheren Capitel auf die Wichtigkeit des Alpaca als Wollthier hingewiesen und die Hoffnung ausgedrückt, es dürfte sich dasselbe zur Acclimatisirung in gewissen gebirgigen Theilen Oesterreichs, wie z. B. in Dalmatien, Krain, Croatien, Siebenbürgen u. s. w. eignen. Um so

[1]) Die Dampfschiffsgesellschaft, welche gegenwärtig zweimal monatlich Briefe und Packete von Valparaiso nach den südlichen Häfen Chile's befördert, erhält vom Staate eine jährliche Subvention von 50.000 spanischen Piastern.

[2]) Nach den Berichten des Herrn Georg Schuthe, Gouverneurs der kleinen Colonie in der Magelhaens-Straße, fanden sich in der Nähe von Punta Arenas sehr ergiebige Steinkohlenlager. Obschon dieselben schwer zugängig sein sollen, so dürfte sich gleichwohl ihre Ausbeute durch die hohen Preise, welche für Kohlen in den Häfen der Ostküste bezahlt werden, von großem Nutzen erweisen. In Buenos-Ayres und Montevideo, wohin man die Kohlen in 12—15 Tagen befördert, wird die Tonne (2000 Pfund durchschnittlich mit 12 spanischen Piastern bezahlt.

eifriger mußte daher jetzt unser Bemühen sein, im Vaterlande dieser Auchenia-Art alle jene Daten zu sammeln, welche zur günstigen Lösung dieser Frage beitragen mögen. Glücklicher Weise wurden wir in Valparaiso durch die Güte des überaus dienstfertigen Herrn Dr. Ried mit Herrn Josue Waddington, jenem speculativen, industriösen Manne bekannt, welcher eben erst die Einführung des Alpaca nach Australien mit so glänzendem Erfolge durchgeführt hatte, indem, wie wir bereits an einer andern Stelle bemerkten, von 316 Thieren während einer siebenzigtägigen Ueberfahrt nur 36 starben und alle übrigen in vollkommen gesundem Zustande in Sydney ankamen.

Das Alpaca, die einzige der Auchenia-Arten [1]), welche sich zu Acclimatisations-Versuchen eignet, ist kleiner als das Llama, mißt von der Sohle bis zum Scheitel nur 3 Fuß 3 Zoll und bis zum Widerrist 2 Fuß 6 Zoll. Es gleicht einigermaßen dem Schafe, hat aber einen viel längeren Hals und zierlicheren Kopf. Seine Wolle ist sehr lang, ausnehmend weich und über dem ganzen Körper von ziemlich gleicher Länge. Die Farbe ist meistens ganz weiß oder ganz schwarz, oder weiß und schwarz scheckig; nur selten kommen braune Schecken vor. Die Alpaca's werden in großen Heerden gehalten, welche das ganze Jahr hindurch auf den Hochebenen der Cordilleren weiden; nur zur Zeit der Schur werden sie nach den Hütten getrieben. Sie sind deßhalb außerordentlich scheu und ergreifen bei der Annäherung des Menschen stets die Flucht. Es giebt kaum ein widerspenstigeres Thier als das Alpaca. Wird eines von der Heerde getrennt, so wirft es sich auf die Erde, und ist weder durch Schmeicheleien noch durch Gewalt zum Aufstehen zu bewegen; ja es erleidet lieber die heftigsten Züchtigungen und selbst den qualvollsten Tod, als daß es folge. Einzelne Alpaca's können daher auch nur transportirt werden, wenn man sie größeren Heerden von Llama's oder Schafen beigesellt [2]). Wenigen Thieren scheint die Geselligkeit so sehr Bedürfniß zu sein, wie ihnen. Nur wenn sie von frühester Jugend an in den Indianerhütten aufgezogen werden, gewöhnen sie sich an den Menschen und das Alleinsein. Auf einer Höhe von 5 — 10.000 Fuß über dem Meere lebend, liefern das Alpaca und das Llama den Eingeborenen die, bei der Kühle des Klimas so nöthigen warmen Kleidungsstücke; ihr Fleisch,

[1]) Die vier Auchenia-Arten sind: Llama, Alpaca, Vicuña, Huanaco.

[2]) Vergl. Die Erdumseglung der k. k. Fregatte Novara und die landwirthschaftliche Zoologie, von J. J. v. Tschudi. Landwirthschaftliche Zeitung, Jahrgang 1857.

jenem des Hammels nicht unähnlich, ersetzt an vielen Orten jede andere animalische Nahrung; ihre Excremente sind das alleinige Brennmaterial in diesen, von allen anderen Heizmitteln entblößten Gebirgs-Regionen, während sie zugleich als Lastthiere selbst dort noch die ersprießlichsten Dienste leisten, wo der Huf des Esels und des Maulthieres nicht mehr haftet. Man kann mit Recht behaupten, daß ohne das Alpaca und das Llama, dieser nützlichsten und unentbehrlichsten Thiere der Anden, das berühmte, gegenwärtig von mehreren Millionen Menschen bevölkerte Kettengebirge völlig unbewohnbar wäre.

Aus Herrn Waddington's umfassenden Mittheilungen geht hervor, daß nicht die reine Race, sondern die aus der Kreuzung des Alpaca mit dem Llama entspringenden Thiere (garizos) zur Uebersiedlung am geeignetsten und vortheilhaftesten sind [1]). Die jährliche Schur des Alpaca ergiebt 7 bis 9 Pfund, während der „Garizo" oder das gekreuzte Thier nach Waddington's Angabe 18 bis 25 Pfund liefert. Dabei ist die Wolle fester und giebt weit mehr aus, als das nämliche Gewicht unvermischter Wolle. Da sich jedoch das gekreuzte Thier nicht vermehrt, so müßte auf die Uebersiedlung einer hinlänglichen Anzahl von Weibchen Bedacht genommen werden.

Was die vorbereitende Behandlung betrifft, so besteht dieselbe hauptsächlich darin, die Thiere einige Monate vor der Einschiffung in die Nähe der Küste zu bringen, und sie daselbst allmählig an trockenes Futter, namentlich an Gerste, so wie daran zu gewöhnen, in verschlossenen Räumen zu schlafen und in denselben den größten Theil des Tages zu verleben. Die indianischen Wärter, welche die Thiere während dieser Zeit pflegen, müßten

[1]) Im Departement Puno in Peru hat man versucht, die Alpaca's mit dem Vicuña oder peruanischen Schafe zu kreuzen, um in den Mischlingen die Schönheit der Wolle des peruanischen Schafes und die viel größere und kräftigere Gestalt des Alpaca's vereint zu erhalten. Diese neue Race hätte den Vortheil in Hausgenossenschaft, in Heerden zu leben, was mit dem peruanischen Schafe nie erreicht werden kann, das immer wie ein wildes Thier gejagt werden muß. Die meisten und sorgfältigsten Versuche der Kreuzung des Alpaca mit dem Vicuña haben im Dorfe Macusani in der Provinz Carabova stattgefunden. Man ließ ein dreijähriges peruanisches Männchen mit einem Alpaca-Weibchen kreuzen, nachdem beide Thiere mit Milch aufgezogen worden waren; aber der Wurf entsprach nicht den Erwartungen, denn das Junge glich in der Wolle ganz der Mutter, und dem Männchen nur in Bezug auf die Form des Kopfes und der Extremitäten. Man versuchte hierauf die Kreuzung eines Vicuña-Weibchens mit einem Alpaca-Männchen; die Wolle war jetzt bedeutend schöner und glich merklich jener des Weibchens; sie war weiß, 14 bis 16 Centimeter lang, sehr fein und sah wie Seide aus. Auch das wilde bösartige Naturell der Vicuña's hatten die Mischlinge eingebüßt. Sie wandelten täglich friedfertig auf die Weide und erhielten Morgens und Abends eine Ration von Gerste, Mais und Kleienbrot. Selbst Vollblut-Vicuña's näherten sich zuweilen dieser Heerde von Mischlingen, schlossen sich ihr an und durchschritten mit ihr die Straßen des Dorfes. Vergl. Expedition dans les Parties centrales de l'Amérique du Sud, par le Comte de Castelnau. Vol. IV, p. 108.

sie auch nach dem Bestimmungsorte begleiten, indem sie am besten mit den Bedürfnissen derselben und der Sorgfalt, die ihre Behandlung erheischt, vertraut sind [1]).

Das zur Ueberfahrt gemiethete Schiff müßte ein geräumiges Zwischendeck besitzen und mit Verschlägen versehen werden, in welchen je 8 bis 10 Alpaca's bequem Platz fänden. Bei dem geringen Werth der Thiere in der Heimat, wo das Stück 10 bis 12 spanische Piaster kostet, und bei dem Umstande, daß das Schiff ohnedies ausschließlich zu ihrer Transportirung, ohne andern commerciellen Nebenzweck verwendet werden müßte, dürfte es gerathen sein, mindestens 250 bis 300 Stück Alpaca's anzuschaffen. Dem Capitän sollte außer der Fracht noch eine besondere Gratification für jedes am Ausschiffungsorte in gesundem Zustande abgelieferte Exemplar zugesichert werden. Der geeignetste Hafen zur Verschiffung wäre Cobija in Bolivien oder Caldera in Chile; die passendste Jahreszeit Ende Jänner, weil sodann die Heerde gerade im Frühjahr in Oesterreich eintreffen würde. Die Seereise dürfte 90 bis 100 Tage in Anspruch nehmen, also ungefähr 20 bis 30 Tage mehr als die in klimatischer Beziehung für die Thiere weit schädlichere Fahrt von Chile nach Australien.

Die Kosten, eine Heerde von 500 Alpaca's von Cobija nach einem beliebigen Hafen im österreichischen Kaiserstaate zu befördern, würden nach den neuesten Berechnungen, einschließlich des Ankaufspreises der Thiere, ungefähr 30.000 spanische Piaster oder 63.000 Gulden österr. Währung betragen [2]) und das ganze Unternehmen könnte leicht, mit Inbegriff der ver-

[1]) Nach einer höchst vertrauenswürdigen Mittheilung aus Lima (do. 20. Jannar 1863) trat bei den nach Australien ausgeführten Garizo's das höchst merkwürdige Phänomen ein, daß das gekreuzte Thier (welches sich bekanntlich in Peru nicht vermehrt und daher auch von den Indianern „machorra" genannt wird) in Australien nach kurzem Aufenthalt wieder fruchtbar wurde! Auch bei den in Australien gebornen Alpaca's haben sich unter dem Einflusse der klimatischen Verhältnisse bedeutende Veränderungen ergeben. In Peru ist das Weibchen in einem Alter von 9 Monaten zur Begattung ausgebildet, wirft aber erst nach 11 Monaten das Junge. In Australien ist das Thier erst von 18 Monaten an zur Begattung reif, gebärt aber schon nach sieben Monaten.

[2]) Die Summe vertheilt sich auf die folgenden einzelnen Posten:

| | | |
|---|---|---|
| Ankaufspreis einer Heerde von 500 Alpaca's, à 12 Piaster . . . . . . . . | | 6000 Piaster, |
| Monatliche Auslagen: | | |
| 10 Indianer à 10 Piaster . . . . . | 100 span. Piaster, | |
| Verköstigung derselben . . . . . . | 100 " " | |
| Futter für 500 Thiere . . . . . . | 500 " " | |
| Aufseher . . . . . . . . . . . | 100 " " | |
| mithin monatlich 800 span. Piaster oder für 6 Monate . | | 4800 " |
| Fracht eines Schiffes von 800 Tonnen von Cobija in Bolivien oder Caldera (Chile) nach Europa à 20 Piaster per Tonne . . . . . . . . . . . . . . | | 16000 " |
| Einschiffungsspesen, vorzunehmende Einrichtungen im Schiffe rc. . . . . . . . | | 1200 " |
| Futter für Ueberfahrt . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | | 2000 " |
| | Gesammtsumme . | 30000 Piaster. |

schiedenen Vorbereitungen, im Laufe Eines Jahres durchgeführt werden. Der ungünstige Ausgang der bisherigen Bemühungen, Alpaca's in Europa zu acclimatisiren, welche größtentheils an dem Mangel an gehöriger Sorgfalt, Umsicht und Ausdauer gescheitert sind, sollte nicht entmuthigen, diese Versuche zu wiederholen, um so mehr, als der eben mitgetheilte, auf Mr. Waddington's Erfahrungen basirte Vorschlag alle Aussicht auf einen günstigen Erfolg verspricht.

Am 8. Mai traf endlich die europäische Post ein, aber sie brachte uns nicht die erwarteten Briefe, sondern ein längst fällig gewesenes Postpacket mit Nachrichten, welche schon mehrere Monate alt waren. Das Packet, welches wir zu empfangen hofften, war nach Lima spedirt worden und harrte nun dort vergeblich unserer Ankunft. Die directen Nachrichten, welche mit dem Postdampfer aus Europa einlangten, waren jedoch der Art, daß an einem nahen Ausbruche des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich nicht mehr gezweifelt werden konnte, und dieser Umstand bestimmte den Befehlshaber der Expedition, eingedenk der ersten Pflichten eines treuen Patrioten, ohne Verzug nach der Heimat zurückzukehren und sich selbst so wie die seiner Führung Anvertrauten dem bedrohten Vaterlande zur Verfügung zu stellen. Das frühere Project, von Valparaiso nach Lima zu segeln und bei der Rückkehr nach Europa noch die Galapago's-Inseln, dann Montevideo und Buenos-Ayres zu besuchen, wurde völlig aufgegeben. Schon in den nächsten Tagen sollte die Rückreise um das Cap Horn direct nach Gibraltar angetreten werden.

Nachdem dieser Beschluß einer langen, in ethnographischer und statistischer Beziehung wenig Ausbeute versprechenden Seereise von mehr als 10.000 Meilen fest stand und die Ankunft der Novara in Gibraltar kaum vor 80 bis 90 Tagen erwartet werden konnte, so erbat ich mir vom Befehlshaber der Expedition die Erlaubniß, die von der Fregatte zur Fahrt über den Ocean benöthigte Zeit zu einer Reise nach Lima und Panama benützen zu dürfen, und zwar unter der Verpflichtung, mit dem nächsten westindi-

Diese Barauslagen könnten noch um einen namhaften Betrag vermindert werden, wenn die Ueberführung der Thiere auf einem österreichischen Transportschiff geschähe.

Schon seit Jahrzehenden wurden in Holland, in Frankreich und England mehrere, zum Theil sehr kostspielige Versuche gemacht, Alpaca's in Europa zu acclimatisiren, welche aber fast alle mißlangen, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil man die klimatischen Verhältnisse sowohl, als auch die Nahrung der Thiere nicht genug berücksichtigte und die Experimente mit einer viel zu geringen Zahl von Thieren anstellte.

schen Postdampfer nach Europa zurückzukehren und Anfangs August in Gibraltar wieder mit der Novara zusammentreffen zu wollen. Die Hauptbeweggründe dieses Ansuchens lagen in dem redlichen Wunsche, durch ein, wenn auch nur kurzes Verweilen in Lima, Panama und den Zwischenhäfen, noch manchen interessanten Beitrag zu erwerben und den Zwecken der kaiserlichen Expedition noch zu einer Zeit nachzustreben, wo diese sich bereits auf der Heimfahrt unterweges befand. Zugleich war Aussicht vorhanden, während des Aufenthaltes in der peruanischen Hauptstadt genaue Mittheilungen über das dermalige Loos jener Tiroler Familien einzuziehen, welche sich, durch Vorspiegelungen aller Art verlockt, im Jahre 1851 zu einer Auswanderung nach Peru entschlossen und seither, wie aus indirecten Berichten hervorging, in eine so trostlose Lage gerathen waren. Das Expeditions-Commando ertheilte meinem Gesuche auf das bereitwilligste seine Zustimmung, indem es dadurch nur im Sinne der Aufgaben des kaiserlichen Unternehmens zu handeln glaubte.

Vor der Abfahrt der Novara gab der österreichische Generalconsul, der seither in den österreichischen Ritterstand erhobene Herr F. Flemmich, noch ein großes Ballfest. Dasselbe war wiederholt verschoben worden, weil unter den herrschenden politischen Umständen auf eine Theilnahme der chilenischen Gesellschaft nicht gerechnet werden konnte. Die Nachrichten jedoch, welche in den letzten Tagen aus den nördlichen Provinzen über den Sieg der Regierung, die Bewältigung des Aufstandes und die Flucht der Führer eingetroffen waren, verursachten einen gewaltigen Umschwung in der öffentlichen Stimmung und ließen, wenigstens von den, der Regierung ergebenen Kreisen, eine lebhafte Betheiligung hoffen. Die Frauen sind auf Politik keineswegs so hartnäckig verpicht, um nicht mit Freude eine Gelegenheit zu ergreifen, die ihnen vergönnt, statt jenes undankbaren Feldes lieber ein Gebiet zu betreten, auf welchem sie sich jedenfalls sicherer, graciöser und einnehmender zu bewegen verstehen, — den Tanzboden.

In der That fiel der Ball glänzend aus. Das große elegante Wohnhaus des Herrn Flemmich war in allen seinen Räumen reich mit Blumen geschmückt und festlich beleuchtet. Ein Kranz von holdseligen Frauen wogte durch die eleganten Säle. Der natürliche Zauber dieser schönen Gestalten wurde noch gehoben durch einen genialen Aufwand künstlicher Mittel. Kaum scheint es möglich, selbst in der modeangebenden französischen Hauptstadt

geschmackvollere und imposantere Toiletten zu sehen, als sich dem Auge in diesem Ballsaale zur Bewunderung aufdrangen.

Wenige Tage, bevor die Novara von Valparaiso absegelte, langte ein Kauffahrer in der Rhede an, welcher, auf der Fahrt von Melbourne nach Europa begriffen, in 60° südl. Br. und 149° östl. L., während einer seemannsfeindlichen Nacht, bei einer Fahrt von 11 Meilen in der Stunde, zwischen Eisberge gerathen war, und in Folge dieser furchtbaren Katastrophe den Bugspriet, den Vormast und alle Stengen verloren, den Schiffsschnabel und sogar den untern Theil desselben zerbrochen und fünfzehn Menschenleben eingebüßt hatte. Der Anblick dieser Schiffsruine, als sie halb entmastet mit einem Nothsegel in den Hafen einlief, machte selbst auf erfahrene Seeleute einen tiefen Eindruck, der sich noch steigerte, als man aus dem Munde der Passagiere ihre ausgestandenen Qualen erfuhr. Der Capitän, in der Meinung, das Schiff müsse nach dem erfolgten Zusammenstoß unfehlbar sinken, faßte den treulosen Entschluß, sich mit fünfzehn Mann auf einem der Seitenboote zu retten. Allein gerade dieses ging spurlos zu Grunde, während das Schiff, welches wunderbarer Weise durch den Umstand, daß es senkrecht auf den Eisberg stieß, zwar arge Beschädigungen, aber keinen Leck erlitten hatte, ungehindert die Fahrt nach Valparaiso fortzusetzen vermochte, wo es, vom Winde begünstigt, nach 55tägiger Reise eintraf.

Am 11. Mai war Alles auf der Novara zur Abfahrt bereit, und der wachhabende Officier wartete blos auf eine günstige Brise, um die Anker lichten zu lassen und unter Segel zu setzen. Aber leider wollte sich diese nicht einstellen, und selbst, als gegen 7 Uhr Morgens eine leichte Brise aufsprang, war dieselbe nicht stark noch andauernd genug, um die Fregatte aus der Rede zu führen. Der Commandant des englischen Linienschiffes Ganges, welcher, so wie der Befehlshaber der britischen Seestation im pacifischen Ocean, der edle Admiral Baines, der österreichischen Expedition bereits so zahlreiche Beweise von Theilnahme und cordialer Dienstgefälligkeit gegeben hatte, schickte sofort einige Boote ab, um die Fregatte aus der Rhede zu bugsiren, welchen sich gleichfalls einige Boote der französischen Corvette Constantine anschlossen, die erst Tages zuvor angekommen war. Mit Hülfe von nicht weniger als 14 Schleppbooten steuerte nun die Novara dem Ocean zu. Von einer leichten Nordbrise begünstigt, vermochte sie bald ihren Curs

allein fortzusetzen, und gegen Abend, als eine frische Südwestbrise sich erhob, entfernte sie sich rasch von der gastlichen Küste Chile's.

Commodore v. Wüllerstorf hielt es für zweckmäßig, schon auf 150 bis 200 Meilen von der Küste mit dieser parallel zu fahren und nur bei Gegenwinden sich von derselben zu entfernen, bis endlich die Möglichkeit erreicht war, frei vom Feuerlande auch mit südwestlichem Winde segeln zu können.

Das Wetter war zuweilen ungünstig, regnerisch und kalt, im Ganzen aber für die Winterszeit dieser Gegenden befriedigend. Selten gelangen zwar Beobachtungen, doch immerhin oft genug, um die Stellung des Schiffes und dessen Curs bestimmen zu können. Nur einmal war es nicht möglich mehrere Tage hindurch gute Beobachtungen zu erhalten, als plötzlich am 23. Mai Nachts der Himmel sich aufklärte. Sobald es sich jedoch darum handelte, einen geeigneten Stern zur Beobachtung zu wählen, befanden sich die damit betrauten Officiere im ersten Augenblicke in nicht geringer Verlegenheit. Das südliche Kreuz und der Centaur standen nahe dem Zenith, und während die Seefahrer mit Bewunderung ihre Blicke auf das herrliche Schauspiel des südlichen Himmels richteten, konnten sie nur mit Mühe die alten Bekannten aus dem Norden am Horizonte erkennen. Endlich fand man doch einige passende Sterne, um sowohl in Bezug auf Länge als auch auf Breite Beobachtungen anstellen zu können. Es ergab sich jetzt, daß die Fregatte mehr Weg zurückgelegt hatte, als gerechnet worden war, und es konnte in Folge dessen ein frischer Südwestwind für directen Curs benützt werden.

Je mehr sich die Novara dem Südpole näherte, desto trauriger sah es mit Sonne und Mond aus. Nebel, Wolken und Regen raubten einen guten Theil jenes kargen Lichtes, welches der Tag bot, und wenngleich die lichten Nächte einige Entschädigung gewährten, so erschienen sie doch Seefahrern, welche sich rasch an den heiteren, lachenden Himmel der Tropen gewöhnt hatten, doppelt kalt und winterlich.

Die Fregatte rollte heftig und ihre undulatorische Bewegung vermehrte noch das Unbehagen, obschon der Seegang ein geringerer war, als der am Cap der guten Hoffnung erlebte. Unter dem Einflusse günstiger Winde näherte sich das Schiff dem südlichsten Punkte seiner Fahrt und mit stei-

M.C.L. № 825



CAP HORN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

vert. 12. S. 128

1.

Kap Horn. Wenn irgend ein Platz in früheren Jahrzehnten den Seemann schrecken oder doch mit einem recht unbehaglichen Gefühle erfüllen konnte, so war es der Name dieses gefürchteten Kaps, an der Südspitze des gewaltigen amerikanischen Kontinents, wo sich eine riesige Felsenmauer in das Meer hinausthürmt und die beiden größten Meere unseres Erdballs, den Atlantischen wie den Stillen Ocean, von einander scheidet.

Dort rasten, den größten Theil des Jahres, schwere Stürme. Dort wühlten sie die See in mächtigen Wogen und Sturzseeen auf, und manches arme Schiff, das vielleicht schon Wochen lang, dem Sturme wie der Kälte trotzend, gegen die feindlichen Elemente angekämpft, sank da zerschellt zur Tiefe, während es nur selten und dann stets unter zufällig günstigen Verhältnissen, Einzelnen der Mannschaft gelang, das nackte Leben aus einem solchen Schiffbruch zu retten.

Die Fahrt um Kap Horn hat jetzt freilich, durch die verbesserte Schifffahrt, die zuverlässigeren Karten, viel von ihren Schrecken verloren und Reisende sind nicht einmal mehr genöthigt sich ihr zu unterziehen, da sie gegenwärtig so leicht über Panama an die Westküste Amerika's gelangen können; aber ein böses Wasser ist „Kap Horn" noch immer.

gendem Interesse betrachtete Jeder am Bord die Veränderung in den Naturerscheinungen in diesen unwirthlichen Breiten.

Durch Windstillen und östliche Winde gingen mehrere Tage für die Fahrt verloren, und theils in der Absicht, bei aufspringender südlicher Brise freies Fahrwasser nach Nordost zu haben, theils im Interesse wissenschaftlicher Untersuchungen wurde fast bis zum 60. Grad südl. Br. gesteuert.

Am 28 Mai ergaben die angestellten Beobachtungen eine sehr bedeutende und rasche Abnahme in der Temperatur des Wassers nnd berechtigten zur Voraussetzung, daß dem kalten Wasserstrome auch polarer Wind folgen werde oder daß größere Eismassen sich in der Nähe befinden müßten. Es wurde nun bei schwächender Nordostbrise mit dem Schiffe gegen das Feuerland gewendet, und später mit südlichem Winde weiter gesegelt. Von mehreren Schiffen, welche Tags zuvor in Sicht waren, und mit der Fregatte gleichen Curs hielten, wagte keines so weit nach Süden zu steuern; sie blieben nun alle zurück und verloren an Weg. Unter diesen Segeln befand sich auch die französische Kriegscorvette Eurydice, welche zwei Tage vor der Novara die Rhede von Valparaiso verlassen hatte und am 29. Mai deutlich erkannt wurde.

Mit dem polaren Winde war im Laufe der Nacht auch Schnee gekommen, und als es gegen neun Uhr Morgens licht wurde, bot sich das seltene Schauspiel weiß gestreifter Masten, Raaen und Kanonen. Derselbe Anblick wiederholte sich nur mehr in den folgenden zwei Tagen, wenngleich das Wetter noch viel längere Zeit hindurch kalt und unfreundlich blieb. Die niedrigste Temperatur, die am Bord beobachtet wurde, betrug jedoch nie weniger als 3° C. unter dem Gefrierpunkt.

Am 29. gegen Mittag durchkreuzte die Novara den Meridian des Cap Horn und befand sich nun im atlantischen Ocean. Besitzt auch heut zu Tage die Umschiffung dieses ehemals so berüchtigten und noch jetzt gefürchteten Vorgebirges in keinem Falle mehr jene Bedeutung, welche Seefahrer früherer Zeiten ihm beilegten, so mußte gleichwohl den Novara-Reisenden der Gedanke eine erhebende Befriedigung gewähren, die Ersten der kaiserlichen Kriegsmarine zu sein, welchen das Glück zu Theil wurde, die österreichische Flagge in diesen Gewässern zu entfalten!

Trotz der mißlichen See- und Witterungsverhältnisse wurden während der Fahrt um das Cap Horn am Bord zahlreiche metereologische Beobach-

tungen angestellt nnd dadurch manches Resultat gewonnen, welches der Schiffahrt in jenen hohen Breiten zu Gute kommen dürfte. So hat sich z. B. die Unrichtigkeit der Behauptung einiger Seefahrer erwiesen, „daß die Angaben des Barometers am Cap Horn in Bezug auf Wind und Wetter nicht zuverlässig seien". Eben so ging aus den gemachten Zusammenstellungen hervor, daß die Temperatur der Meeresoberfläche die größte Berücksichtigung verdient und daß augenblickliche Veränderungen derselben entsprechende Aenderungen in Wind und Wetter voraussehen lassen.

Der niedrige Barometerstand in den Gewässern des Cap Horn scheint, im Gegensatze zu dem hohen Luftdrucke der sogenannten Roßbreiten, einem Minimum zu entsprechen, und in der That zeigen die monatlichen Barometerstände am 56. Grade südl. Br. eine Schwankung, welche mit den Bewegungen der Sonne in derselben Weise, wie mit jenen der Zone des größten Luftdruckes correspondirt. Man sieht daraus deutlich, daß von diesem Breitengrade der Luftdruck gegen den Pol zunimmt, wie dies zugleich die wehenden Winde beweisen. So ereignet es sich, daß während unter Cap Horn nordwestliche, oder überhaupt westliche Winde wehen, in der Nähe der südlich gelegenen South-Shetlands-Inseln nordöstliche, oder überhaupt östliche Winde vorherrschen, daß also ein Windwechsel eintritt, welcher einer, wenn auch nur partiellen Winddrehung gleichkömmt, und daß daher im Süden wie im Norden des Drehungsmittelpunktes ein höherer Luftdruck stattfinden muß.

Aus diesem Grunde fahren auch Schiffe, welche das Cap Horn von Ost nach West umschiffen wollen, im Allgemeinen südlicher als solche, die in umgekehrter Richtung segeln. Im Winter der südlichen Hemisphäre muß dagegen mit Rücksicht der Bewegung der Zone des kleinsten Luftdruckes nach Norden der östliche Wind am Cap Horn häufiger wehen, als im Sommer und das Wetter geringeren Störungen unterworfen sein. Und dieß ist in der That auch der Fall.

Mit Ausnahme von Cap Horn sind leider bisher in hohen Breiten noch so wenige Beobachtungen gemacht worden, daß sich daraus kein richtiger Schluß ziehen läßt, so wichtig es auch im Interesse der Wissenschaft wie in jenem des Seemannes wäre, über einen Gegenstand Aufklärung zu erhalten, welcher auf das ganze System des Luftwechsels auf der Erdoberfläche einen so wesentlichen Einfluß nimmt. Zur Erreichung eines solchen Zweckes kann eine Expedition mit einem einzelnen Schiffe nicht genügen,

es müßten deren mehrere sein, welche mit gut verglichenen Instrumenten auf angemessenen größeren Entfernungen gleichzeitig gegen die Polargegenden des Südens segelten, ähnliche Beobachtungen zu bestimmten Zeiten anstellten und der wissenschaftlichen Erforschung jener noch so wenig gekannten Seegebiete in jeder Richtung hin ihre ganze Aufmerksamkeit zuwendeten.

Unter günstigeren politischen Auspicien dürfte eine, von verschiedenen Nationen zusammengesetzte Expedition diese Aufgabe am sichersten zu lösen im Stande sein, und eine Flotte von zehn bis zwölf Schiffen in friedlichem Beginnen nur Ein Ziel verfolgend, könnte Resultate erreichen, welche den Ruhm wissenschaftlicher Strebung und Thatkraft unserer Zeit noch in späte Jahrhunderte hinübertragen würden.

Während der Fahrt in diesen südlichen Breiten verfiel der Befehlshaber der Expedition auf den Gedanken, durch Vergleich der gleichzeitigen Beobachtungen am Barometer und am Aneroid die Zunahme der Schwere gegen die Pole abzuleiten. Beide Instrumente geben nämlich ein Maß für das Gewicht der Luft am Beobachtungsorte, mit dem einzigen Unterschiede, daß das Barometer das Gewicht oder den Druck der Luft mittelst einer Quecksilbersäule angiebt, welche der darüber lastenden Luftsäule das Gleichgewicht hält, indeß beim Aneroid der Druck der Luft auf ein leeres Gefäß ausgeübt wird, welches diesem Drucke in Folge der Spannung einer Feder Widerstand leistet.

Die Angaben des Aneroids sind also von dem Einflusse der allgemeinen Schwere und ihrer Veränderungen auf das Instrument unabhängig, während das Quecksilber im Barometer demselben unterworfen ist. Nimmt man z. B. an, daß Barometer und Aneroid am Aequator vollkommen gleiche Angaben lieferten, so wird diese Gleichheit in einer beliebigen Entfernung am Aequator nicht mehr stattfinden und das Aneroid das durch die Zunahme der Schwere vermehrte Gewicht der Luftsäule angeben, während das Barometer diesen Druck eben so darstellen wird, als wenn die Beobachtung am Aequator selbst gemacht worden wäre. Der Unterschied zwischen den Angaben beider Instrumente wird aber direct der Zunahme der Schwere proportionirt sein und es kann daher diese Zunahme durch Rechnung gefunden werden. Wenngleich die während der Reise zu ganz anderen Zwecken gemachten Aufzeichnungen und das dazu verwendete Aneroid den Anfor-

derungen strengster Genauigkeit nicht entsprechen, so haben doch die Resultate gezeigt, daß auf solchem Wege, durch leicht auszuführende und dem Seemanne geläufige Beobachtungen Erhebliches geleistet werden kann, und Seecapitäne, welche im Laufe ihrer Reisen bedeutende Breiten-Unterschiede durchschiffen und gute verläßliche und geprüfte Instrumente zu benützen in der Lage sind, würden sich durch solche vergleichende Beobachtungen große Verdienste um die physicalische Wissenschaft erwerben [1]).

Die Novara segelte im atlantischen Ocean mit gutem, frischem Winde und befand sich am 1. Juni bereits in der Höhe der Falklands-Inseln [2]), jener interessanten Eilande, welche sich seit dem Jahre 1842 im Besitze Englands befinden. Die wenigen gegenwärtig daselbst angesiedelten Colonisten, welche kaum hundert Seelen ausmachen, wurden auf Kosten der englischen Regierung hergesendet, und treiben Handel mit Häuten und eingepökeltem Fleisch. Gleichwohl erfordert die Erhaltung der Colonie noch fortwährend einen jährlichen Zuschuß von 5000 Pfund Sterling. Sollte die, seit Jahrhunderten beabsichtigte Durchstechung des centralamerikanischen Isthmus zur That werden, so dürften die Falklands-Inseln bei der sodann gänzlichen Vermeidung des Weges um das Cap Horn einer der einsamsten Punkte auf der Oberfläche der Erde bilden, und sich schon deswegen für die Colonisation von Verbrechern besonders eignen [3]). Nach den Beschreibungen des, um die Aufnahme der südlichen Spitze Amerika's so sehr verdienten englischen Admirals Fitzroy scheint indeß der östliche Theil des Feuerlandes weit größere Vortheile für eine Ansiedlung zu gewähren, und es muß Wunder nehmen, daß England noch keine Niederlassung daselbst gegründet hat, welche sich in mehrfacher Beziehung, namentlich aber für die Schiffahrt, von so großen Vortheilen erweisen müßte.

[1]) Es scheint uns hier die Bemerkung nicht unwichtig, daß bei Höhenmessungen bedeutender Objecte das Aneroid durch seine besonderen Eigenschaften zu anderen Resultaten führen würde, als das Quecksilberbarometer, indem die Abnahme der Schwere auf die Angaben des Aneroids maßgebend bleibt, und daher die Differenz nur durch eine entsprechende Berücksichtigung dieses Umstandes in der Rechnung behoben werden kann.

[2]) Diese unter dem 51.—53. Grad südl. Breite, 57.—62. Grad westl. L. gelegene Inselgruppe umfaßt außer zwei größeren, 90 kleinere Inseln mit einem Gesammtflächenraume von 6000 englischen Quadratmeilen oder 3,840.000 Acres. Die Temperatur war im Sommer 21° C., und fällt im Winter nicht unter 1° C., so daß dieselbe in mehrfacher Beziehung dem schottischen Klima vergleichbar ist. Die Inseln gewähren einen trostlosen Anblick: ein wellenförmiges Land mit torfigem Boden, bedeckt von feuchtem Grase, durchschnitten von Hügelreihen und sumpfigen Flüssen und Bächen. Der niedere Theil des Landes besteht aus Thon, Schiefer und Sandstein, bedeckt mit Torf, der als Brennmaterial dient. Tussockgras (Dactylis cespitosa) ist überall gemein. Vergl. Berthold Seemann's „Reise um die Welt". Hamburg 1853. Bd. I, Seite 24.

[3]) Vergl. F. v. Holzendorff: „Die Deportation als Strafmittel zc. Leipzig 1859. Seite 679.

Von der Höhe der Falklands-Inseln steuerte die Novara nahezu im größten Kreise, das heißt auf der kürzesten Linie, um die Zone der südlichen Roßbreiten [1]) möglichst am 25. Grade westl. L. von Greenwich zu durchschneiden und legte nun bei frischen, oft stürmischen westlichen Winden täglich einen Weg von 200 bis 250 Seemeilen zurück. Am 5. Juni um neun Uhr Abends kam plötzlich auf der Höhe der nördlichen Grenze Pataganiens ein dermaßen heftiger Windstoß aus West Nordwest, daß, wofern nicht alle Segel noch rechtzeitig geschlossen worden wären, die Bemastung, wenn nicht Schlimmeres, bedeutenden Schaden erlitten hätte. Trotz ihres Mangels an höheren Segeln neigte die Fregatte stärker als je früher während der ganzen Reise.

Am 7. und 8. Juni hatte die Novara in der Höhe des La Platastromes einen vollständigen Drehsturm zu bestehen. Der gewaltige Wind, welcher am 7. aus Nord-Nordost kam, drehte über Nord nach Nordwest bis West-Südwest; die größte Stärke erreichte er am 8. um neun Uhr Morgens mit der Windrichtung Nordwest. Am 8. war der Seegang der Fregatte so bedeutend, und das Schiff „arbeitete" sich so mühsam durch die anstürmende Wogenmasse, daß die Boote im Lee in Gefahr schwebten, weggeschwemmt zu werden. Die angestellten Beobachtungen ergaben Neigungen von 38 Grad nach Steuerbord und von 12 Grad nach Backbord, so daß die Schwingungen 50 Grad erreichten.

Leider zerbrach bei dieser Gelegenheit ein Barometer, gegen welches der beobachtende Officier bei einer der heftigen Rollbewegungen des Schiffes mit Gewalt geschleudert wurde. Es war das zuverlässigste Instrument am Bord und obschon am Ende der Reise, blieb es doch nicht minder bedauerlich, die schöne Reihe von Beobachtungen über den Luftdruck, mindestens mit Bezug auf dieses Instrument, unterbrochen zu sehen.

Der 11. Juni erwies sich für die Novarafahrer als ein wichtiger Tag, denn sie durchkreuzten den Curs, welchen sie im Jahre 1857 von Rio de Janeiro nach dem Cap der guten Hoffnung genommen hatten. Somit war die Erde ohne ernsten Unfall umschifft, und wenigstens der materielle Theil der Aufgabe glücklich gelöst.

[1]) Die Kalmen der Wendekreise, die Windstillengürtel von 10—12° Breite, in der Schiffssprache aus dem Grunde Roßbreiten (horse-latitudes) genannt, weil angeblich Seefahrer zuweilen mit Pferdetransporten dort so lange festgehalten wurden, daß sie die Thiere aus Mangel an Futter über Bord werfen mußten.

Inzwischen hatte der Wind, obwohl noch immer günstig, viel von seiner früheren Kraft eingebüßt, das Barometer nahm mit jedem Tage einen höheren Stand an, und selbst die Seevögel, diese steten Begleiter der Schiffe in den außertropischen Breiten des südlichen Oceans, verließen allmählig das Schiff, als dieses sich der heißen Zone näherte.

Am 15. Juli gelangte die Fregatte in 25° 40′ südl. Br. und 25° 9′ west. L. in die Zone des Südostpassates. Das Wetter war herrlich; der tiefblaue Himmel, die schönen Färbungen des Meeres und der Luft, so wie duftige Vollmondnächte übten den wohlthätigsten Einfluß auf Gemüth und Körper der Schiffsmannschaft. Walfische spritzten ungeheuere Wassermassen springbrunnenähnlich in die Höhe oder tauchten mit halbem Körper aus der Fluth empor und stürzten sich wieder mit solcher Heftigkeit in dieselbe, daß es rings herum schäumte und wogte, während Delphine die blaue Oberfläche lustig durchzogen. Der Südostpassat wehte unausgesetzt östlicher, als seine normale Richtung, ja zuweilen sogar aus Nordost; erst später, näher der Linie, änderte sich allmählig der Wind und kam aus Südost.

Am 23. Juni wurde neuerdings der Aequator erreicht und zum sechsten und letzten Male in 26° 13′ westl. L. durchschritten. In 25 Tagen hatte die Fregatte einen directen Weg von 3800 Meilen, oder durchschnittlich $6\frac{1}{2}$ Seemeilen in der Stunde zurückgelegt.

Die in der Nähe des Aequators sehr empfindliche, nach Westen tragende Strömung verzögerte wesentlich die Fahrt, und nahm in 2° 39′ nördl. Br. und 26° 14′ westl. L. der Art an Stärke zu, daß sie die Fregatte in 24 Stunden während einer Fahrt von 213 Meilen 65 volle Meilen, also fast $2\frac{3}{4}$ Meilen in der Stunde nach West zu Nord trug.

Der Südostpassat währte als solcher bis in 4° 36′ nördl. Br. und 25° 28′ westl. L., worauf frische Nordostbrisen eintraten, welche die Novara bis in 9° 54′ nördl. Br. und 29° 42′ westl. L. begleiteten. Hierauf Windstillen, Regenböen und zuweilen südliche und südwestliche Luftzüge, welche das Schiff langsam vorwärts trieben, bis es endlich am 2. Juli, in 11° 47′ nördl. Br. und 29° 29′ westl. L. aus Nord-Nordost zu wehen begann.

Die französische Corvette Eurydice, welche den Curs über St. Helena genommen, sich aus diesem Grunde östlicher gehalten, und die Linie in bei-

läufig 22° westl. L. durchschnitten hatte, verlor dadurch gegen die Novara dermaßen an Weg, daß sie von St. Helena bis auf 20° nördl. Br. drei Tage mehr als die Fregatte brauchte, wozu wohl auch der Umstand beigetragen haben mochte, daß der Nordostpassat näher den Capverdischen Inseln nicht so frisch und stetig weht, als in größerer Entfernung.

Am 7. Juli in 22° 58, nördl. Br. und 36° 51′ westl. L. gelangte die Fregatte in die sogenannte Sargasso-See, einen Theil des atlantischen Oceans, in welchem durch die, von der afrikanischen Küste kommende Strömung, die hier einem Zweige des Golfstromes begegnet, Seegrasbüschel angesammelt werden, welche sich in langen Reihen in der Richtung des Windes langsam fortbewegen. Es gelang von diesen Tang-Arten (Sargassum bacciferum u. s. w.) sowohl solche, welche parasitische Algen an sich trugen, als auch mit kleinen Seethieren besetzte, aufzufangen und zu untersuchen.

Der 9. Juli war ein Trauertag am Bord. Ein Matrose, der schon seit einem Jahre lungenkrank im Spitale lag, starb und wurde, das letzte Opfer während der Reise, in den Wellen begraben.

Am 10. Juli in 37° 37′ nördl. Br. und 39° 1′ westl. L. begann der Nordostpassat östlicher zu wehen, und beugte sich allmählig zu Gunsten der Fahrt, nahm jedoch an Stärke ab, und verlor sich endlich am 14. Juli gänzlich.

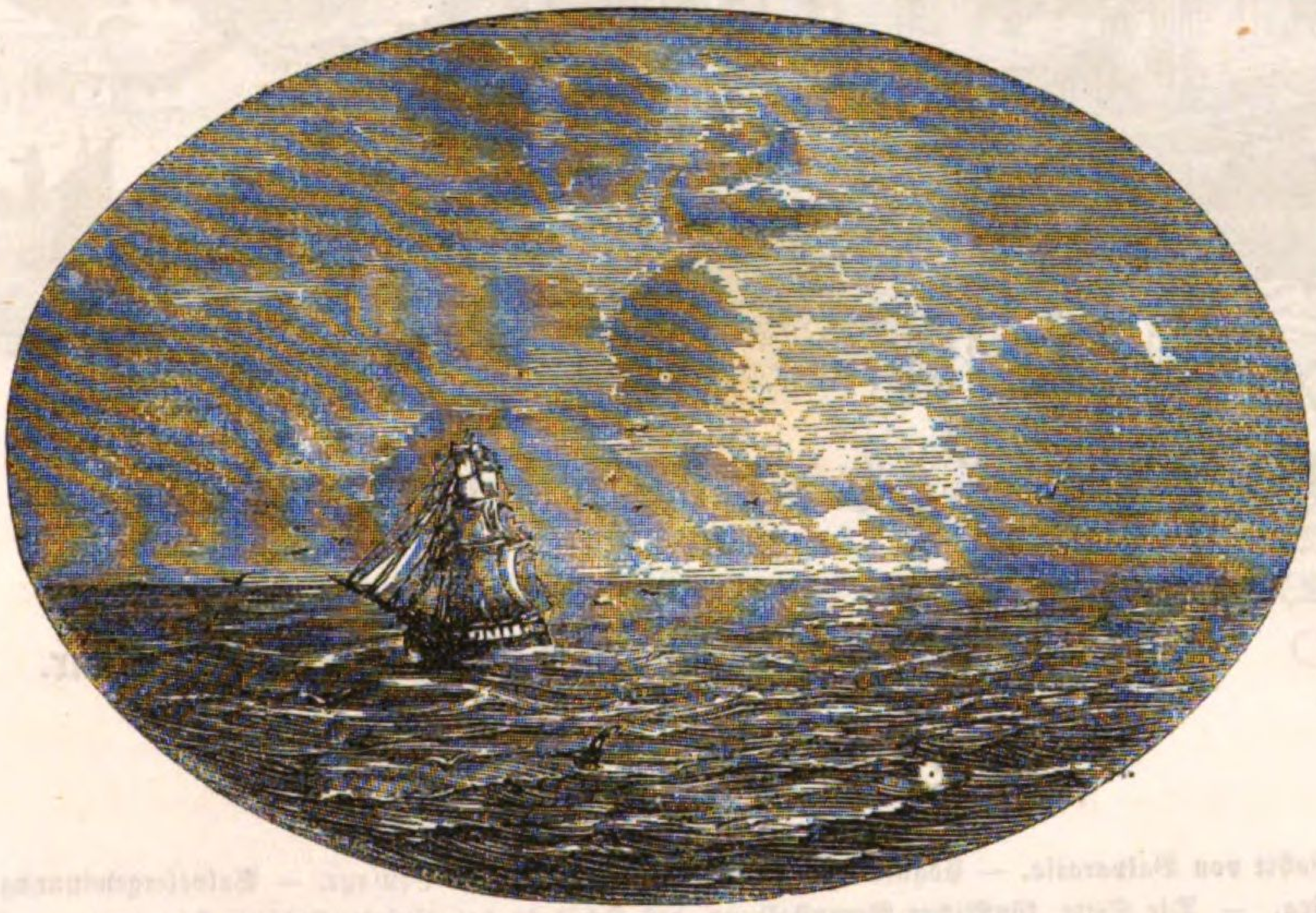
Mehrere Schiffe kamen jetzt in Sicht und da eines derselben in Folge des von ihm eingehaltenen Curses sich der Fregatte nähern mußte, so schien Aussicht vorhanden, Nachrichten aus Europa zu erhalten, welche die Reisenden nun schon seit 54 Tagen mit schwerem Herzen entbehrten. In der That gelang es von der Fregatte ein Boot an Bord des Kauffahrers zu senden. Es war die Brigg Hero, Capitän Williams. Derselbe hatte schon vor 50 Tagen Barcellona verlassen und befand sich seither auf der Fahrt nach New-York unter Segel. Der Capitän war daher nicht in der Lage, die leicht verzeihliche Neugierde der Novarafahrer und ihr Verlangen nach Mittheilungen über den neuesten Stand der politischen Dinge in Europa und speciell in Oesterreich befriedigen zu können. Ein Stück eines alten englischen Journals, in welches ein Buch eingeschlagen war, so wie einige halbzerrissene Zeitungsblätter, welche Cognac-Flaschen zur Umhüllung dienten, waren Alles, was der beste Wille den Sehnsüchtigen zu

bieten vermochte. Aus einer mündlichen Unterredung mit dem Schiffscapitän ging blos hervor, daß der Krieg vor ungefähr zwei Monaten ausgebrochen war. Näheres wußte der sonst überaus freundliche und dienstfertige Capitän Williams selber nicht, da er sich weit mehr um eine vortheilhafte Verwerthung seiner Ladung, als um die politischen Zustände in Europa zu kümmern schien.

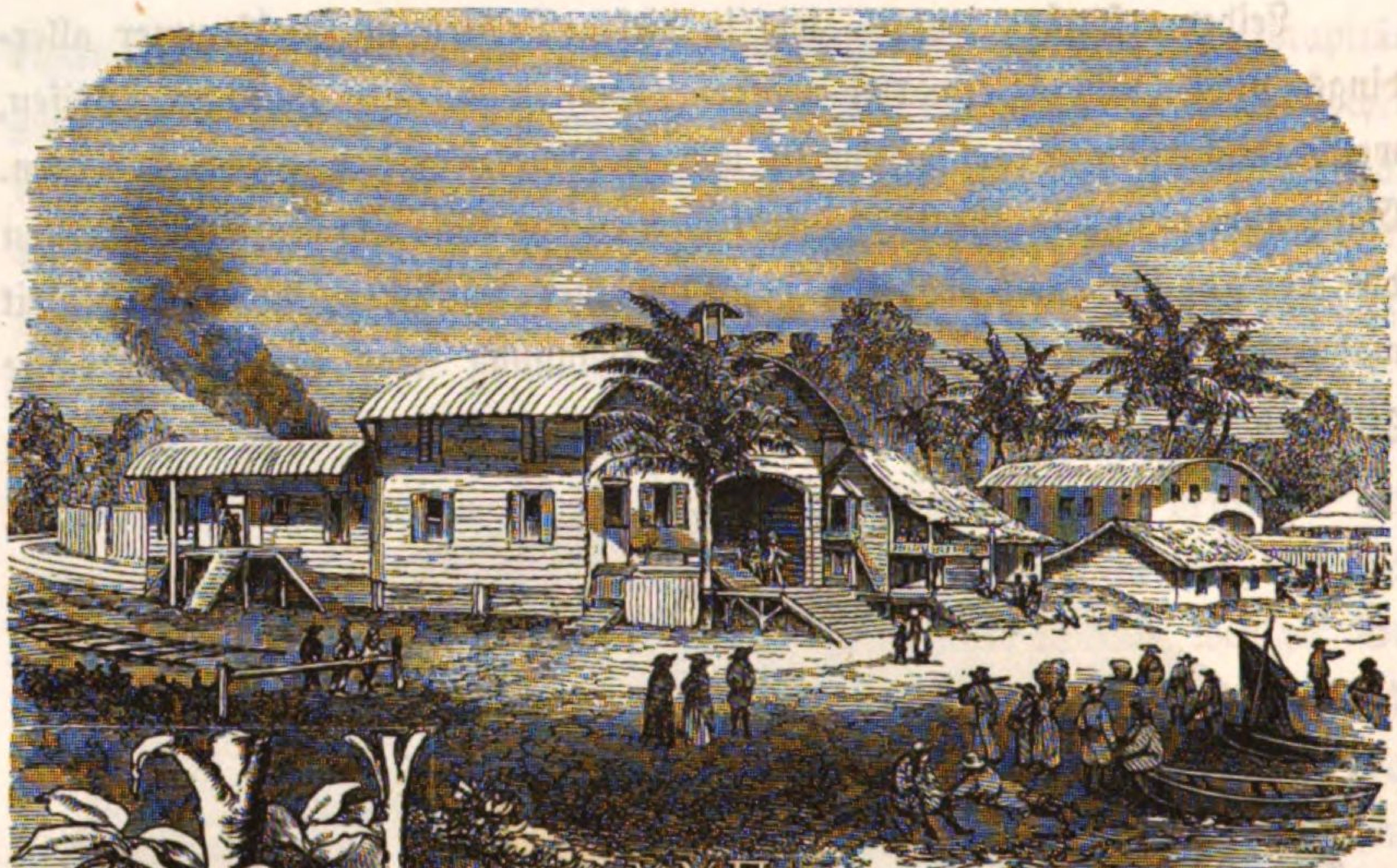
Als das Boot wieder am Bord zurück anlangte, wurde der mit der Mission beauftragte Officier mit Fragen und Erkundigungen bestürmt. Die Antwort war eine sehr ungenügende, wenig tröstliche. Auch aus den mitgebrachten Zeitungsblättern ließ sich nicht viel Neues, noch weniger Beruhigendes herauslesen, denn gerade an der Stelle, wo sich einige Nachrichten aus der Heimat und das denkwürdige Manifest des Kaisers von Oesterreich an seine Völker abgedruckt befanden, war das Blatt abgerissen, während der übrige Theil fehlte. Auf diese Weise hatte das so hoffnungsvoll begrüßte Zusammentreffen der Fregatte mit einem Kauffahrer weit weniger die Neugierde der Novara-Reisenden befriedigt, als dieselbe vielmehr noch gesteigert, und die Aufregung, welche dieses Intermezzo auf alle Gemüther am Bord hervorbrachte, war eine wahrhaft fieberhafte. Man würde lieber einen Sturm als diese Stimmung ertragen haben, besonders wenn dieser die Fregatte auf seinen wilden Flügeln rascher ihrem Ziele zugetragen hätte!

Am 19. Juli fuhr die Novara mit gutem Westwind und bei hellem Mondschein um Mitternacht zwischen Flores und Corvo durch den engen Canal der Azoren-Inseln. Es war das erste Land, welches die Reisenden, seitdem sie die Westküste Südamerika's verlassen hatten, nach 71tägiger Seefahrt erblickten! Diese Erscheinung gewährte aber zugleich auch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus die freudige Genugthuung, daß die am Bord benützten Schiffschronometer trotz 27monatlicher Verwendung unter den verschiedensten, ungünstigsten Verhältnissen, sich noch immer vortrefflich bewährten und die geographische Länge mit großer Sicherheit zu bestimmen gestatteten. Besonders war dies mit einem, von dem Wiener Uhrmacher Herrn Josef Vorauer gelieferten der Fall, welcher sich unter den sieben, der Expedition von der Marine-Sternwarte in Triest mitgegebenen, theilweise von ausgezeichneten englischen Meistern herrührenden Schiffschronometern als der beste und zuverlässigste erwies.

Leider erstarben jetzt — wie in diesen Breiten im Hochsommer allerdings nicht anders erwartet werden konnte — die günstigen Brisen, welche bisher die Segel geschwellt und so freudig weiter geholfen hatten. Ganz nahe am Ziele, wenige hundert Meilen von Gibraltar entfernt, mußten die Novarafahrer noch mehrere Tage in einer peinlichen, an die Ewigkeit mahnenden Windstille verbringen. Die Spannung war bis aufs Höchste gestiegen. —



Die Fregatte am Cap Horn.



XXII.

# Ueberlandreise

von

## Valparaiso über den Isthmus von Panama nach Gibraltar.

### (16. Mai bis 1. August 1859.)

Abfahrt von Valparaiso. — Coquimbo. — Caldera. — Cobija. — Iquique. — Salpetergewinnung. — Arica. — Die Sitte künstlicher Verunstaltung des Schädels bei einigen Indianerstämmen. — Port d'Islay. — Médanos oder wandernde Sandhügel. — Chala. — Pisco. — Die Chincha- oder Guano-Inseln. — Notizen über die Ausbeute der Guanolager. — Callao. — Ankunft in Lima. — Bauart der Häuser. — Aasgeier als Straßenpolizei. — Kirchen und Klöster. — Humanitätsanstalten. — Medicinische Schule. — Nationalbibliothek. — Padre Vigil. — Nationalmuseum. — Central-Normalschule. — Geringe geistige Thätigkeit. — Feindliche Stimmung gegen Oesterreich und Ursache derselben. — Die Ruinen von Cajamarquilla. — Chorillos. — Der vor-inkaische Sonnentempel von Pachacamác. — Rimacfluß. — Amancáes. — Das neue Gefängniß. — Stiergefechte. — Gesellschaftliche Zustände. — Ueber die Cocapflanze und die neuesten mit ihren Blättern angestellten wissenschaftlichen Untersuchungen. — Chinabäume. — Colonie von Tirolern und Rheinpfalzern am Pozuzu. — Die Vertretung der deutschen Nation in fremden Ländern. — Abreise von Lima. — Lambajeque. — Indianerdorf Iting. — Payta. — Taboga-Inseln. — Eindruck der Nachricht von Humboldt's Tod. — Panama. — Großartige Handelsbewegung. — Eisenbahn über den Isthmus. — Aspinwall. — Carthagena. — St. Thomas. — Fahrt nach Europa. — Bemerkungen über die Reisegesellschaft. — Falmouth. — Southampton. — London. — Wiederzusammentreffen mit der Fregatte Novara. — Ankunft in Gibraltar.

Fünf Tage nach der Abfahrt der Fregatte Novara verließ ich am Bord des Postdampfers „Callao" die Rhede von Valparaiso. Das Wetter war äußerst ungünstig, es regnete in Strömen und eine stark bewegte See

machte die Einschiffung mit zahlreichen Gepäcksstücken nichts weniger als angenehm. Um so dankbarer muß ich es anerkennen, daß der Commandant des englischen Linienschiffes Ganges in zuvorkommendster Weise mich durch ein Kriegsboot an Bord führen ließ und daß sich trotz des stürmischen Wetters zahlreiche Freunde auf dem Dampfer eingefunden hatten, um mir ein letztes Lebewohl zu sagen und Empfehlungsbriefe an Autoritäten und einflußreiche Persönlichkeiten in den von mir besuchten Orten einzuhändigen. Schon war das zweite Glockenzeichen gegeben, nach welchem alle Besucher das Schiff zu verlassen haben, als noch ein kleines, von den Wellen arg gepeitschtes Boot an der Backbordseite anlegte, und eine lange, hagere Gestalt auf Deck stieg. Es war Capitän Stewart vom Schooner Luise, den ich auf der Insel Tahiti zufällig kennen gelernt hatte und der mir nun halb athemlos ein kleines Packet mit den Worten in die Hand drückte: „Hier haben Sie den gewünschten, von mir versprochenen Auszug aus meinem Tagebuch über meine jüngste Reise von Norfolk-Eiland nach Pitcairn.“ Es waren jene Aufzeichnungen über die neuesten Lebensschicksale der Pitcairner, welche dem Leser bereits im vorigen Capitel mitgetheilt wurden. Der wackere Capitän hatte in echt englischer Weise sein gegebenes Wort eingelöst. Wenige Augenblicke später dampfte der Callao aus der Rhede von Valparaiso auf der Fahrt nach dem Norden.

Obschon die zwischen Valparaiso, Lima und Panama verkehrenden Postdampfer der P. O. S. N. Company [1]) ziemlich groß, reinlich und elegant eingerichtet sind, so fühlt sich gleichwohl der Reisende in Folge des großen Andranges von Passagieren für die Zwischenhäfen sehr unbehaglich und unbequem. Denn trotz des hohen Fahrpreises [2]) müssen nöthigenfalls in jeder Cabine 3 — 4 Passagiere Unterkunft finden, was bei der herrschenden tropischen Hitze überaus lästig und zuweilen fast unerträglich ist. Indeß hatte ich persönlich keinerlei Ursache in dieser Hinsicht Klage zu führen, indem mich alle Capitäne, sobald ihnen meine Beziehungen zur Novara-Expedition bekannt wurden, stets mit der größten Aufmerksamkeit

[1]) Pacific Ocean Steam-Navigation-Company.

[2]) Die Fahrpreise erster Klasse betragen inclusive der Verköstigung:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Von Valparaiso nach Callao de Lima | 1467 Seemeilen | 95 Dollars | = 199 Gulden | 50 Kreuzer öst. W. |
| „ Callao „ Panama . . . | 1594 „ | 110 „ | — 230 „ | — „ „ „ |
| „ Aspinwall (Colon) an der Ostküste nach San Thomas u. Southampton | 4572 „ | 360 „ | — 756 „ | — „ „ „ |
| zusammen für | 7632 Seemeilen | 565 Dollars | oder 1185 Gulden | 50 Kreuzer öst. W. |

und Auszeichnung behandelten, mir eine besondere Cabine zur alleinigen Benützung überließen, und so oft wir einen Hafen erreichten, ihr eigenes Boot während der Dauer des Aufenthaltes daselbst zur Verfügung stellten.

Am Morgen nach unserer Abfahrt von Valparaiso erreichten wir den Hafen von Coquimbo, wo wenige Wochen früher[1]) von den chilenischen Truppen die entscheidende Schlacht gegen Pedro Gallo geschlagen worden war. Coquimbo ist ein kleines Städtchen von ungefähr 2000 Seelen, welches seine Hauptbedeutung den benachbarten reichen Kupferminen verdankt. Herr Longomasino, eines der zahlreichen Opfer des „Zweiten Decembers", welcher, wie sich der Leser erinnern wird, die Erlaubniß erhielt, am Bord der Novara die Reise von Tahiti nach Valparaiso machen zu dürfen, befand sich unter den Passagieren; derselbe schiffte sich in Coquimbo mit dem Vorhaben aus, in der benachbarten, von 20.000 Seelen bevölkerten Bergwerkstadt Serena, durch Freundeshand unterstützt, die Redaction eines politischen Blattes zu übernehmen.

Ich fuhr am Bord der britischen Corvette Amethyst, welche ein Jahr früher gleichzeitig mit der Novara im Hafen von Singapore vor Anker lag, und wurde von dem freundlichen Capitän mit großer Zuvorkommenheit empfangen. Zu meinem Erstaunen fand ich eine Anzahl Civilisten am Bord dieses Kriegsfahrzeuges eingeschifft; es waren Flüchtlinge, die sich in allzu energischer Weise beim letzten Aufstande betheiligt hatten und jetzt, wo alle Hoffnung auf einen günstigen Erfolg vorüber war, auf englischem Boden — denn das ist ein britisches Kriegsschiff — ein Asyl suchten und, bei den politischen Anschauungen der Engländer, daselbst auch fanden.

Des Nachts gegen elf Uhr passirten wir den unbedeutenden Hafen Huasco und liefen Tags darauf gegen neun Uhr früh in Caldera an, einer kleinen, auf Sandhügeln erbauten, traurigen Ansiedlung von beiläufig 2000 Einwohnern. Nirgends eine Spur von Vegetation; kein Pflänzchen, kein Grashalm; alles ringsumher, so weit das Auge reicht, eine trostlose Sandwüste! Nur ganz besonders günstige pecuniäre Vortheile konnten die Bevölkerung veranlaßt haben, sich diese Einöde, welche selbst des ersten Lebensbedürfnisses, des Trinkwassers, entbehrt, zum Aufenthalt zu wählen. Jeder Tropfen dieser hier doppelt kostbaren Flüssigkeit muß gegenwärtig 90 englische Meilen weit aus dem Innern geholt werden, so daß das Fäßchen von beiläufig 15 Maß auf 31 Cents

[1]) Am 24. April 1859.

oder 65 Neukreuzer zu stehen kommt. Die Versorgung von 90 bis 100 Arbeitern mit Trinkwasser kostet dermalen wochentlich 40 Dollars. Man war gerade im Begriff einen mit Dampf getriebenen Destillir-Apparat aufzustellen, um das Meerwasser trinkbar zu machen und so die nöthige Flüssigkeit an Ort und Stelle, und zugleich weit billiger als bisher zu gewinnen. Von Caldera führt eine Locomotivbahn nach der 41 Meilen im Innern gelegenen Bergstadt Copiapó, in deren Nähe sich reiche Silber- und Kupferminen befinden. Dieser Schienenweg ist so einträglich, daß derselbe, obschon dessen Herstellung bis nach den Bergwerken (71 Meilen) einen Kostenaufwand von $2\frac{1}{2}$ Millionen Dollars erheischte, den Actionären dermalen über 16 Procent jährlichen Gewinn abwirft.

Ich besuchte die Kupferschmelzöfen, welche einer englischen Actiengesellschaft gehören und jährlich an 1800 — 2000 Tonnen fast reines Kupfer (90 — 96 Procent) in sogenannten Ingots und Pigs liefern[1]). Das Mineral, wie es aus den Kupferbergwerken von Copiapó kommt, enthält kaum 18—36 Procent und muß 6 bis 7 Schmelzprocesse durchmachen, bevor es jene Reinheit erlangt, um auf dem europäischen Markt mit Vortheil verkauft zu werden. Der Schmelzofen erzeugt täglich 7 Tonnen Kupfer und verbraucht 60 Tonnen Kohlen, welche theils aus Swansea, theils aus Pennsylvanien kommen und 11 — 15 Dollars per Tonne (2140 Pfund) werthen[2]). Der Arbeitslohn beträgt in Caldera noch immer 2—3 Dollars täglich, und dieser Umstand ist Ursache, daß die Unternehmung sich nicht so einträglich erweist, als es unter billigeren Arbeitsverhältnissen der Fall wäre.

Die jährliche Gesammtproduction der Kupfer- und Silberminen im Departement von Copiapó kommt einem Werthe von 14 Millionen Dollars gleich. Dieselbe beschäftigt 6—7000 Arbeiter oder ungefähr ein Drittel der Bevölkerung des ganzen Districtes.

Am 20. Mai ankerten wir in Cobija, dem einzigen Hafen Boliviens an der Westküste, mit ungefähr 1000 Einwohnern. Das fruchtbare Bolivien liefert den überzeugendsten Beweis, in welch engem Verhältniß der Aufschwung eines Landes zu dessen mehr oder minder großen Küstenentwicklung steht. Wie groß ist der Verkehr, der Wohlstand und die Civilisation in Chile

[1]) Ein Ingot Kupfer wiegt ungefähr 16—18 Pfund englisch.

[2]) Man hat bis jetzt unterlassen sich der im Süden von Chile in der Nähe von Lota gewonnenen Kohlen zu bedienen, weil im Vergleich zur Qualität die Fracht zu kostspielig ist, so daß es immer noch vortheilhafter bleibt, Kohlen aus England oder Nordamerika zu beziehen.

einem verhältnißmäßig schmalen Striche nur theilweise fruchtbaren Landes, der aber in seiner ganzen Längenausdehnung die Küste beherrscht, verglichen mit der Armuth und Verkommenheit des an Naturproducten aller Art so gesegneten Binnenstaates Bolivien, welcher nur durch einen einzigen kleinen Hafen mit der Küste und der europäischen Cultur zusammenhängt!

Am nämlichen Tage erreichten wir Iquique, den südlichsten Hafen Peru's, mit einer Bevölkerung von beiläufig 4000 Seelen und in neuester Zeit zu großer Bedeutung gelangt wegen des längs der regenlosen Küste vorkommenden Erdsalzes, welches von hier in großer Menge (über 1 Million Centner jährlich) nach England, Nordamerika und Deutschland ausgeführt wird, wo dasselbe als Düngungsmittel mit vielem Nutzen Anwendung findet[1]). Während unseres Besuches lag im Hafen von Iquique ein großer französischer Kauffahrer, die Victorine aus Bordeaux, von 3000 Tonnen Gehalt, welcher sich eben anschickte, eine Ladung von nicht weniger als 60.000 Centnern dieses werthvollen Naturproductes aufzunehmen. Der Salpeter wird in einer Tiefe von 1—6 Fuß zwischen Thon gefunden, in großen Gefäßen gekocht, um ihn von den übrigen Bestandtheilen zu läutern[2]), sodann getrocknet und in Kuchenform, in Säcken zu 250 Pfund Gewicht, verschifft. Der Werth beträgt per Centner geläuterten Salpeter an Ort und Stelle 21 Realen (5 Gulden 40 Kreuzer) und 16—17 Pfund Sterling per Tonne in England. Nach einer oberflächlichen Berechnung soll die Quantität des längs der peruanischen Küste in einer Ausdehnung von 30 Meilen vorkommenden salpetersauren Natrons an 60 Millionen Tonnen oder 1200 Millionen Centner betragen und somit, wenn man die jetzige jährliche Ausfuhr als Basis nimmt[3]), für mehr als tausend Jahre ausreichen! Die mit der Gewinnung des Erdsalzes beschäftigten Arbeiter erhalten, bei der Unzulänglichkeit der Arbeitskräfte, 2—3 Dollars täglich Lohn. Auch in Iquique ist der Wassermangel so groß, daß die Stadt mittelst eines Destillir-Apparates mit dem nöthigen Trinkwasser versehen wird, ein Unternehmen, welches bei dem herrschenden großen Verkehr täglich an 600 Dollars ein-

[1]) Vergleiche: On the Source and Supply of Cubic Salpetre, Salitre or Nitrate of Soda, and its use in small quantities as a Restorative to Corn crops. By Ph. Pusey. London. W. Clower and Sons. 1853.

[2]) In dem Zustande, in welchem der Salpeter längs der Küste gefunden wird, enthält derselbe 93 bis 95 Procent Salztheile und 5—7 Procent Erde.

[3]) Die Ausfuhr ist fortwährend im Steigen begriffen. Im Jahre 1858 betrug sie 1,220.640 Centner; im Jahre 1859 bereits 1,574.199 Centner. Davon wurden 447.887 Centner nach England und 304.025 Centner nach Frankreich, der Rest nach Deutschland verschifft.

tragen soll. Denn nicht nur für Menschen, auch für Thiere muß das flüssige Element gekauft werden; so mag z. B. ein Maulthier für einen Realen (circa 26 Neukreuzer) nach Lust sich satt trinken.

Auch Borax oder Tinkal (borsaures Natron) kommt häufig an der Küste vor, doch war eine längere Zeit hindurch die Ausfuhr davon verboten, weil die ziemlich mißtrauische peruanische Regierung sich erst über den Werth und die Verwendung dieses Naturproductes, so wie über die Möglichkeit, dasselbe zu Gunsten des Staatsschatzes auszubeuten, Gewißheit verschaffen wollte. Gegenwärtig werden jährlich an 15—20.000 Centner Borax im Werthe von 4—5 Dollars per Centner ausgeführt. Während wir in Iquique vor Anker lagen, fuhren mehrere Eingeborene in höchst primitiven Fahrzeugen aus canoeförmig zusammengebundenen Seehundsfellen pfeilschnell an uns vorüber. Um das Umstürzen zu verhindern, waren zu beiden Seiten luftgefüllte Blasen befestigt.

Die Hitze nahm jetzt beträchtlich zu. Der Anblick der kahlen, baumlosen, fast senkrecht abfallenden sandigen Küste machte einen düstern traurigen Eindruck, welchen die im Hintergrunde bis zu einer Höhe von 2—4000 Fuß emporragenden schönen Berge kaum zu mildern vermochten. Ein großer Theil der Passagiere, meist Peruaner, suchte sich für die Monotonie der Landschaft im Salon am grünen Tisch zu entschädigen. Den ganzen Tag bis spät in die Nacht ging das Kartenblatt von Hand zu Hand. Man spielte Rocambor (ein dem L'Hombre ähnliches Kartenspiel), dann Monte und Würfel, und zwar um sehr hohe Summen. Ich sah 10 Condors (100 Dollars) auf ein einziges Blatt setzen. Einige alte Herren blieben factisch von neun Uhr Morgens bis Mitternacht in einer Ecke im Salon sitzen und spielten unaufhörlich. Ein reicher Peruaner soll einmahl während einer Ueberfahrt von acht Tagen an 80.000 Dollars verloren haben.

Am 21. Mai ankerten wir in Arica, einem, niedlichen, von schönen, üppigen Gärten umgürteten Seestädtchen mit 7000 Einwohnern, welches, obschon zu Peru gehörig, gleichwohl als der Haupthafen für die Ausfuhr der Producte Boliviens betrachtet werden muß.

Die politische Eintheilung Boliviens ist eine schreiende Ungerechtigkeit gegen das herrliche Land und seine emsige Bevölkerung. Der Hafen von Arica gehört naturgemäß zu Bolivien, nicht zu Peru; Handelsinteressen und Verkehr verbinden seine Bewohner weit mehr mit dem nördlichen Bo-

livien als mit der peruanischen Republik. Die Hauptausfuhr Arica's besteht in Silber, Kupfer, Alpacawolle, Chinarinde, Chinchillafelle, Baumwolle und Zinn. Auch sind im Städtchen zwei Dampfmahlmühlen im Gange; das Getreide kommt aus Chile, das Mehl wird nach den Häfen der Küste exportirt. Eine von Arica nach Tacna (39 engl. Meilen) führende Eisenbahn erleichtert wesentlich den Verkehr, welcher im Innern des Landes größtentheils nur durch schmale, unwegsame Maulthierpfade unterhalten wird[1]).

Die aus luftgetrockneten Ziegeln gebauten Häuser in den Ansiedlungen längs der peruanischen Küste, wo es bekanntlich niemals regnet und selbst der Thaufall nur ein sehr geringer ist, haben ganz flache, blos mit dünnem Rohr bedeckte Dächer, und sehen daher, von der Straße aus betrachtet, unfertig aus. Diese terrassenartigen Flächen werden aber leider von den Bewohnern nur zur Ablagerung des im Hause sich ansammelnden Unrathes benützt, und wer es, um eine Uebersicht der Stadt zu gewinnen, unternimmt, einen der blendend weißen Sandhügel der Umgebung zu besteigen, wird den häßlichen, eigenthümlichen Anblick, der sich ihm hier darbietet, lange in Erinnerung behalten.

Gleich außerhalb der Vorstadt Chimba beginnt der wüstenartige Charakter der Gegend. Ich unternahm einen Gang nach den benachbarten Sandhügeln, weil man mir sagte, daß sich daselbst zahlreiche Inkagräber befinden und noch häufig Mumien ausgegraben werden. Bei der großen Trockenheit der Luft sahen die Todtenschädel, welche hier auf der Oberfläche herumlagen, wohl erhalten, wie präparirt aus. Selbst einige Thierleichen zeigten keine Spur von Verwesung, sondern waren völlig eingetrocknet. Die Eigenthümlichkeit der meteorologischen Verhältnisse, die große Trockenheit der Atmosphäre, der Reichthum an Salzen im Boden, tragen gewiß mehr als die einheimische Kunst zu der so viel bewunderten Conservirung indianischer Leichen bei; denn auch jetzt, wo die katholisirten braunen Peruaner zwar nichts von ihrem alten Aberglauben, aber die meisten ihrer früheren Sitten und Künste eingebüßt haben, sehen die ohne besondere Vorkehrung der Erde übergebenen Todten, wenn sie wieder ausgegraben werden, wie mumificirt aus. Selbst die Einhüllung der Leichen in gewebte Stoffe scheint erst nach

[1]) Von Arica führen Saumpfade oder Maulthierwege nach Potosi, Orúrú, Cochabamba, La Paz, Chuquisaca und Calamaca, den höchsten von Menschen besiedelten Punkt der Erde, 13.800 Fuß über dem Meere, mit 800 Einwohnern.

der Vertrocknung derselben stattgefunden zu haben, sonst würde diese Art von Bandagen wohl nicht so fest anliegen, sondern lose an den eingeschrumpften Körpern hangen. Ich habe den Schädel eines Indianers aus der Umgebung von Arica mitgebracht, welcher durch die muthmaßlich in Folge des Anlegens von Zirkelbinden entstandene Deformation höchst merkwürdig ist[1]).

Diese künstliche Verunstaltung des Schädels hat in der seltenen Sitte mehrerer Indianerstämme Süd- und Nordamerika's ihren Ursprung, den Schädel neugeborner Kinder durch Anwendung der mannigfaltigsten Mittel mechanisch zu verändern. Wie verschieden unter den einzelnen Indianerstämmen der Westküste des gewaltigen amerikanischen Continentes die Begriffe von Schönheit sind, mag am besten die beifolgende Abbildung des Schädels eines Eingeborenen aus Puget Sound im Oregongebiet beweisen,



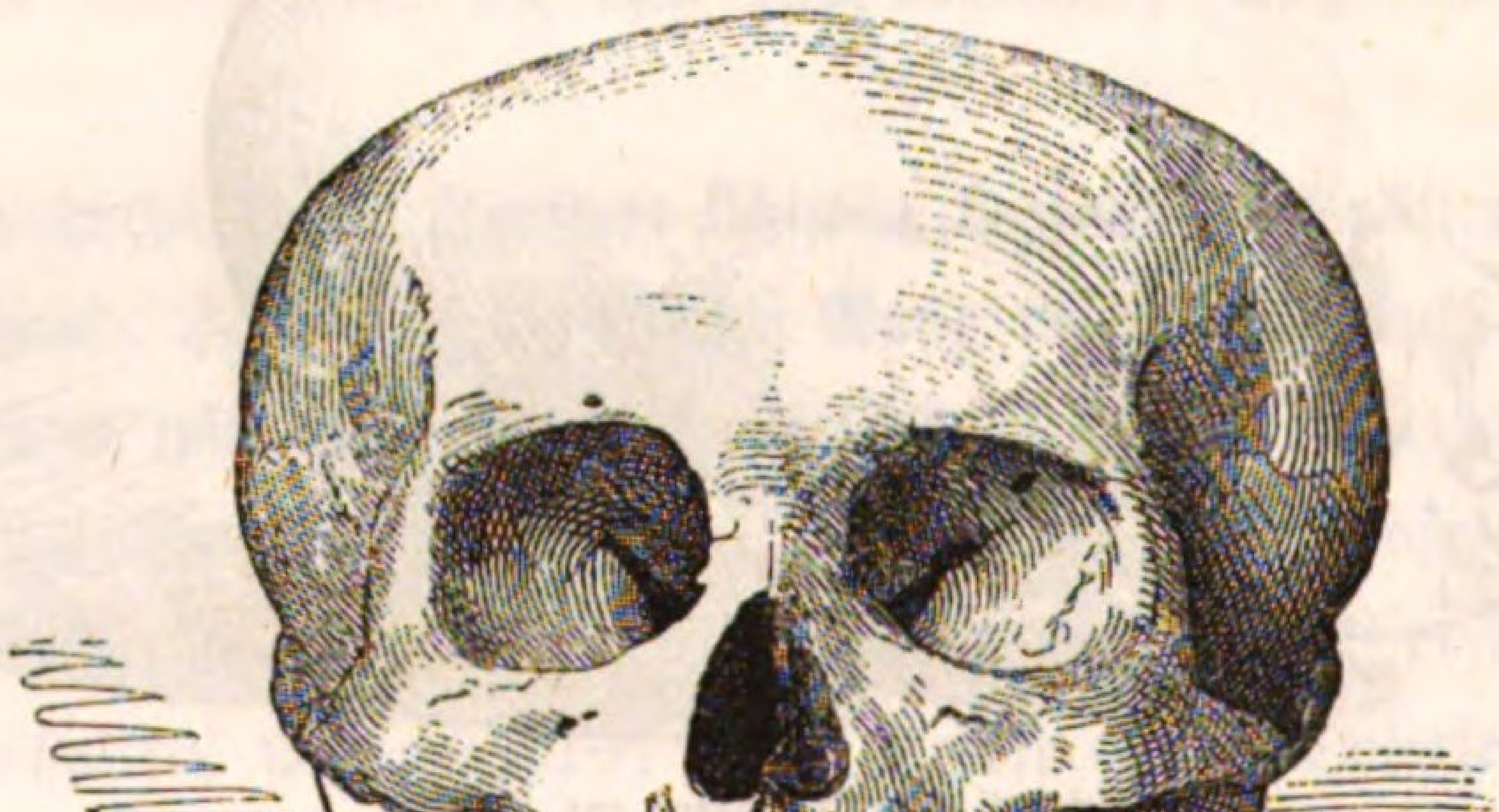
Schädel eines Indianers aus Arica.

den ich der Güte meines verehrten Freundes Herrn Dr. Aquinas Ried in Valparaiso verdanke, welcher dieses merkwürdige Exemplar im Jahre 1856 von einem Arzt der nordamerikanischen Kriegsmarine erhielt. Hier erscheint, im schroffen Gegensatze zur oblongen Form des Craniums eines Indianers aus der Umgebung von Arica, der Schädel durch Pressung zwischen zwei Brettchen gewaltsam verkürzt.

[1]) Da ich auf meiner Ueberlandreise der künstlerischen Hand des Expeditionsmalers entbehrte, so mußte ich mich damit begnügen, von interessanten Gegenständen Skizzen oder Photographien zu erwerben, welche später in der rühmlich bekannten xylographischen Anstalt des Herrn Rudolph von Waldheim in Wien in Holzschnitt ausgeführt wurden, um, dem Ganzen entsprechend, auch diesem Reiseabschnitt bildliche Darstellungen beigeben zu können.

Man neigte sich anfänglich zur Ansicht hin, daß die bald eng zusammengedrückte, bald unförmlich verlängerte oder gewaltsam abgeplattete Form des Schädels gewissen Indianerstämmen von Natur zukommt; allein gründlichere Untersuchungen lassen es unbezweifelbar erscheinen, daß diese Verunstaltung mittelst künstlicher Pressung herbeigeführt wurde und nicht nur bei einzelnen Individuen, sondern bei ganzen Volksstämmen eine Verschiebung der Gehirntheile veranlaßte, ohne daß dadurch einzelne Fähigkeiten vernichtet oder in auffallender Weise verändert worden wären.

Das drei spanische Legua's (neun englische Meilen) von Arica entfernte Azapa-Thal hat einen sehr fruchtbaren Boden, ist aber wasserarm. Mit einem Kostenaufwande von einigen Millionen Dollars könnte indeß, mit Benützung des Aricaflusses, unschwer eine Bewässerung hergestellt und das ganze Thal einer großartigen Cultur zugeführt werden. Zuckerrohr, Weintrauben, Orangen, Anonen, Oliven, Gemüse aller Art würden daselbst vortrefflich fortkommen und im Hafen von Arica lohnenden Absatz finden.



Schädel eines Indianers aus Puget Sound im Oregongebiet (Nordamerika).

Unter den in Arica ansässigen Deutschen lernten wir Herrn Colmann, Kaufmann und chilenischen Consul, so wie Herrn Dr. Mittendorf kennen, welch' letzterer bei der hiesigen Eisenbahngesellschaft als Arzt angestellt ist. Wir erfuhren von diesem, daß Hautkrankheiten, Dysenterie und Wechselfieber die am meisten vorkommenden Krankheiten sind, daß aber im Allgemeinen das Klima von Arica ein gesundes ist und viele Krankheitsfälle nur der unachtsamen, regellosen Lebensweise der Eingeborenen zugeschrieben werden müssen. Obschon es fast niemals regnet, so stürzen doch während der Sommerszeit

der südlichen Hemisphäre (von Jänner bis März), wenn in den Bergen der Schnee schmilzt und in den Cordilleren starker Regen fällt, ungeheuere Wassermassen durch das Flußbett ins Meer und versiegen theilweise im Boden, so daß man 2—3 Fuß unter der Erde Wasser oder Sumpf findet, während die Oberfläche völlig trocken scheint. Eine Regulirung des Flußbettes und eine Eindämmung des Flusses würde nicht nur eine bessere Benützung des Wassers gestatten, sondern auch in gesundheitlicher Beziehung äußerst günstig wirken. Die jährliche Austrocknung des Flußbettes im Juli und August hat die meisten Krankheitsfälle im Gefolge und es erscheint um so dringender, an eine entsprechende Regulirung des Aricaflusses zu denken, als sonst zu befürchten steht, daß ohne die Aufführung von künstlichen Bauten und Dämmen das Flußbett allmählig gänzlich versandet und die Gegend noch wasserärmer wird; denn in der, aus den Bergen zuströmenden Wassermenge ist mit jedem Jahre eine auffallend größere Abnahme bemerkbar, und während noch vor zehn Jahren das Flußbett vier bis fünf Monate mit Wasser gefüllt war, ist dies gegenwärtig kaum zwei Monate hindurch der Fall.

Am 22. Mai fuhren wir in den kleinen, schwer zugängigen Port d'Islay ein. Die Ansiedlung ist auf einem steilen, 150 Fuß hohen Felsen erbaut, welcher von allen Seiten fast senkrecht ins Meer fällt, derart, daß die Landung blos an einem Molo möglich ist, von wo eine eiserne Stiege in die Höhe nach dem Städtchen führt. Der bekannte Reisende Graf Castelnau, welcher diesen Hafen im Jahre 1848 während einer wissenschaftlichen Expedition durch Südamerika besuchte, prophezeite demselben eine große Zukunft; ich glaube aber nicht, das sich der Handelsverkehr seit jener Zeit bedeutend gehoben hat.

Die einzige Wichtigkeit von Port d'Islay besteht in dessen Nähe von Arequipa, einer Stadt von 40.000 Einwohnern und zahlreichen werthvollen Naturproducten, welche durch eine 36 Meilen breite und 90 Meilen lange Sandwüste vom Hafen getrennt ist und sich am Fuße des gleichnamigen Feuerberges [1]), in einer herrlichen, fruchtbaren Gegend ungefähr 7.500 Fuß über dem Meere erhebt.

[1]) Die Arequipa-Vulcan ist, von seiner Basis gerechnet 10.500 Fuß, vom Meeresspiegel aus 18.000 Fuß hoch.

Die öde, sandige Fläche zwischen Port d'Islay und Arequipa ist fortwährend von Treibsand durchzogen, welcher durch beständige Verwehungen des Weges das Reisen über dieselbe sehr unsicher und häufig sogar lebensgefährlich macht. Der Wanderer, der sich in diese Sandwüste verirrt, ist unrettbar verloren. Eine merkwürdige Erscheinung sind die durch den fast beständig wehenden Südostwind aus Treibsand gebildeten, wandernden Sandhügel oder Medanos, welchen bereits Tschudi in seinen werthvollen Reiseskizzen über Peru eine ausführliche Beschreibung widmete [1]). Diese wunderlichen, fortwährend ihre Lage verändernden Sandfiguren, welche den Reisenden so oft in staunende Angst versetzen, sind gewöhnlich halbmondförmig, 8 bis 10 Fuß hoch und 20 bis 50 Fuß breit; zuweilen erreichen sie aber eine Höhe von 50 Fuß und haben dann einen Durchmesser von 150 Fuß. Ihr Vorkommen ist in der heißen Jahreszeit am häufigsten, wo der ausgedörrte Sand den leisesten Bewegungen der Atmosphäre folgt, während im Winter durch den feinen, durchdringenden, meteorischen Niederschlag (garua), welcher an der ganzen peruanischen Küste den daselbst unbekannten Regen ersetzt, das Gewicht des Sandes zunimmt und die Basis der Wanderhügel durch die absorbirte Feuchtigkeit an Festigkeit gewinnt. Zwischen Port d'Islay und Arequipa werden die Medanos erst auf der zweiten Hälfte des Weges oder der Sandfläche, ungefähr 18 Meilen landeinwärts, angetroffen.

In den Schluchten in der Nähe des Hafens wird an einigen Stellen vulkanische Asche gefunden, während dieselbe weder weiter im Innern, noch in der Umgebung des Feuerberges von Arequipa selbst vorkommt, welcher seit Menschengedenken nicht thätig war und dessen schöner Kegel, jenem des Ometepec im Nicaragua-See nicht unähnlich, bis zum Gipfel dicht

[1]) Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1839—1842 von J. J. v. Tschudi. St. Gallen 1846. Erster Band Seite 335. Ferner: Untersuchungen über die „Fauna Peruana". St. Gallen 1844—1846. Einleitung. Der Verfasser schildert diese seltsamen, durch wirbelnde Winde fortrückenden Sandhügel aus eigener Anschauung in folgender Weise: „Von etwas starkem Winde gedrückt, wandern die Medanos rasch über die Fläche hin, die kleineren, leichter beweglichen eilen den größeren voran. Diese, indem sie die Macht der Luftströmung gegen jene abhalten, erreichen sie, stürzen sich über sie und erdrücken sie, indem sie selbst zusammenbrechen. In wenigen Stunden ist oft eine Fläche mit einer Reihe von Hügeln bedeckt, und einige Tage später nimmt sie wieder ihre einförmige, trostlose Flachgestalt an. Die erfahrensten Küstenkenner werden dadurch in ihrer Kenntniß der Wege getäuscht, und gerade sie sind es, die sich am schnellsten einer wüthenden Verzweiflung hingeben, wenn sie rathlos zwischen den Sandhügeln umherirren. Die kleinen Gebirgszüge, von denen die Küste quer von Osten nach Westen durchschnitten wird, setzen dem Fortrücken der wandernden Medanos eine Grenze, sonst würden die fruchtbaren Oasen bald in sterile Sandflächen umgewandelt werden."

bewaldet ist. Möglicher Weise rührt dieselbe von dem Aschenregen eines entfernten Vulcans her, und wurde vom herrschenden Winde in der Luft bis nach der Küste getragen. Die Asche soll gar keine salzigen Bestandtheile haben und wird von den Eingeborenen bei der Fabrication von luftgetrockneten Lehmziegeln verwendet, deren Qualität sie angeblich wesentlich verbessert.

Wir machten einen Ausflug nach dem benachbarten Kirchhof, woselbst über ein halbes Hundert Menschenschädel aufgehäuft lag. Sie sahen alle schön gebleicht und wohlerhalten aus, so daß mancher sogar noch den vollen Haarwuchs zur Schau trug. Die Augen waren an allen Schädeln vertrocknet, nicht glänzend und krystallartig, wie sie zuweilen in alten Indianergräbern gefunden und den Fremden zum Verkauf angeboten werden. Diese angeblich „krystallisirten Menschenaugen", von welchen ein italienischer Curiositätenhändler in Arica mehrere Säckchen voll besaß, rühren von einer Molluskenart (Loligo gigas) her, und dienten den Indianern als Verzierung für ihre Todten. Diese Annahme bestätigen die großen Quantitäten dieser glasigen Augen, welche oft aus einem einzigen Grabe in der Umgebung von Arica ausgegraben werden.

In den Nachmittagsstunden wurde die Fahrt längs der Küste fortgesetzt. Die Zahl der Reisenden, namentlich der Zwischendeckpassagiere, hatte sich wieder vermehrt. Unter den letzteren befand sich auch ein Oesterreicher, ein Tiroler, welcher aus Iquique kam und nach dem Innern von Peru reiste. Derselbe war, durch glänzende Versprechungen geblendet, mit 293 seiner Landsleute im Jahre 1856 nach Peru ausgewandert, und hatte nach zwei Jahren der furchtbarsten Beschwerden und Entbehrungen, endlich bei der Salpeterbereitung in Iquique Arbeit gefunden. Jetzt verdient er sich drei Pesos (6 Gulden 30 Kreuzer) täglich und war eben im Begriff, seine Familie aus der Colonie am Pozuzu abzuholen und zu sich zu nehmen. Daß nicht mehrere seiner Landsleute ihm folgten, daran war nur, wie der biedere Tiroler uns erklärte, einer der Colonisten, „ein halber Student", Schuld, welcher ihnen davon abrieth und sie bewog, auf anderen Punkten ihr Glück zu versuchen, wo sie aber leider ebenfalls mit großer Noth und Mühe zu kämpfen hatten. Ich habe selten einen Menschen beim Vernehmen vaterländischer Laute tiefer erschüttert und gerührt gesehen, wie diesen biedern Sohn der Alpen, als ich ihn auf „gut österreichisch" ansprach und seine Hand drückte.

Der Leser wird später bei der Schilderung meines Aufenthaltes in Lima ausführliche Mittheilungen über die Tiroler-Colonie am Pozuzu, ihren gegenwärtigen Zustand und ihre muthmaßliche Zukunft finden.

Am 23. Mai gegen sechs Uhr früh ankerte der Dampfer in Chala, das erst im Jahre 1857 in der Absicht zu einem Seeport erhoben worden war, um den Verkehr mit Cuzco zu erleichtern und zu vermehren. Chala ist nämlich der nächste Hafenpunkt, um zur uralten Inkahauptstadt zu gelangen, welche von hier 240 englische Meilen entfernt ist. Obschon als Hafen sehr ungünstig gelegen und eigentlich eine offene Rhede, verspricht Chala gleichwohl von großer Bedeutung zu werden, wenn Ruhe erhalten und eine gute Straße nach Cuzco gebaut wird, um seine zahlreichen werthvollen Producte leicht nach dem Hafen bringen zu können. Zur Zeit meines Besuches zählte die kleine, erst seit einem Jahre entstandene Ansiedlung 212 Bewohner und einige 30 Holzhütten die sich längs den Sandhügeln hinziehen. Die Hauptausfuhr ist Schafwolle und Kupfer, welch' letzteres 9 Meilen nördlich von Chala gefunden wird.

Am folgenden Morgen, nachdem wir zwischen Barraca-Head (auf der Sangallan-Insel) und Huasco-Head (ein hervorspringender Punkt des Festlandes) Boqueron de Pisco, eine durch zahlreiche niedere Inseln für die Schiffahrt ziemlich gefährliche Stelle passirt hatten, erreichten wir Pisco, ebenfalls nur eine offene Rhede, welche in Folge der starken Brandung den Schiffen nicht gestattet, in einer geringeren Entfernung als 2—3 Meilen vom Ufer zu ankern. Ein Herr Wheelright hat es bereits vor einigen Jahren unternommen, einen mehrere hundert Fuß ins Meer ragenden eisernen Molo zu bauen, um das Aus- und Einladen der Waaren und Producte, so wie das Landen der Passagiere zu erleichtern, aber die Baute war noch immer nicht vollendet, und dürfte wohl eine viel bedeutendere als die projectirte Länge erhalten müssen, um ihrem Zwecke vollkommen zu entsprechen. Auf den Abhängen von Barraca-Head gegen die Küste zu, sind drei Figuren in der Form von Kreuzen bemerkbar, welche angeblich bereits im vorigen Jahrhundert durch fromme Mönche aus Sand gebildet worden waren. Ihre Größe muß in der That kolossal sein, denn, obschon 3 bis 4 Meilen davon entfernt, konnte man doch im Sande drei kreuzartige Figuren ziemlich deutlich wahrnehmen. So populär diese Erscheinung im Lande ist, so hat sich gleichwohl noch Niemand die Mühe genommen, von Pisco aus eine Excursion dahin zu

unternehmen, um sich an Ort und Stelle zu überzeugen: ob die drei Kreuze, welche die Phantasie so vieler Vorüberfahrenden beschäftigen, ein Werk aus Menschenhand oder ob sie, was weit mehr wahrscheinlich, ähnlich wie die Medanos bei Arica, nur ein Spiel des Windes, nur aus aufgehäuftem Flugsand gebildet sind.

Die Hauptcultur von Pisco und diejenige, welche der ganzen Provinz den meisten Ruf verschafft, ist die der Weinrebe. Ich habe niemals früher köstlichere, saftigere, feinschmeckendere Trauben genossen als hier. Dieselben werden hauptsächlich zur Fabrication des weitberühmten „Pisco", einer Art Aguardiente oder Branntwein verwendet, wovon die Consumtion außerordentlich groß ist. Auch Früchte der verschiedensten Art, wie Chirimoyas (Anona sp.), Bananen, Aguacates, Mangos, Ananas, Citronen, Orangen, Pfirsiche, Aepfel, Birnen u. s. w. werden hier in vorzüglichster Qualität für die Märkte von Lima gezogen.

Pisco ist der erste Punkt längs der ganzen kahlen Küste, wo der Reisende, seitdem er Valparaiso verlassen, die Ufer wieder mit Vegetation bedeckt sieht. Mit Wohlgefallen verweilt das Auge auf dem grünen Schmucke, der hier allenthalben selbst zwischen den Häusern belebend hervorschimmert. Die Ansiedlung zählt 3000 Einwohner und besitzt zahlreiche Kirchen, deren hoch emporragende Thürme ihr ein großstädtisches Ansehen verleihen. Ungefähr 45 englische Meilen landeinwärts liegt in einem fruchtbaren Thale die große Binnenstadt Ica, mit welcher ein sehr bedeutender Verkehr besteht, und welche ihren Reichthum gleichfalls der Cultur der Rebe verdankt.

Zehn englische Meilen von Pisco entfernt, der Stadt fast gegenüber, liegen die berühmten Chincha- oder Guano-Inseln. Nach diesen war jetzt der Curs gerichtet. Es sind drei kleine, dicht neben einander aus dem Meere ragende Eilande, von welchen das nördlichste bereits am meisten ausgebeutet ist. Auf diesem letzteren befindet sich auch die Hauptansiedlung, aus mehr als 100 Holzhütten und einer Bevölkerung von 200 bis 250 Seelen bestehend. Im Jahre 1858 lebten noch gegen 2000 Menschen auf den Inseln, und mehrere hundert Schiffe lagen zuweilen im Hafen vor Anker, um die werthvollen Vogelexcremente aufzuladen, aus welchen die Hauptmasse dieser Insel besteht. Zur Zeit meines Besuches hatte die Ausbeute etwas abgenommen, die Zahl der Arbeiter sich vermindert, und der Hafen war nur von wenigen Schiffen besucht.

Die Inseln haben ein trauriges, kahles, wüstes Aussehen, denn der Guano enthält nicht alle, der Pflanze zu ihrer Ernährung nöthigen Bestandtheile; und zwar unterscheidet sich die Asche des peruanischen Vogeldüngers von den Samenaschen des Weizens, der Erbsen und Bohnen hauptsächlich durch ihren geringen Gehalt an Kali und Bittererde.

Die Nordinsel hat eine Längenausdehnung von 4200 Fuß und eine Breite von 1500 bis 1800 Fuß. Ihre Höhe beträgt 150 bis 180 Fuß. Der aus den Excrementen verschiedener Seevögel, vorzüglich von Möven, Tölpeln, Tauchern und Scherenschnäbeln entstandene Guano[1]) bildet Schichten von theils graubrauner, theils rostrother Farbe, welche an einigen Theilen eine Mächtigkeit von 120 Fuß erreichen. Die Hütten der Ansiedler sind auf den Guanolagern errichtet. Auch ein hübsches comfortables Hôtel befindet sich seit Kurzem auf der Insel. Alle Lebensbedürfnisse, selbst Trinkwasser, müssen 14 Meilen weit vom Festlande bezogen werden. Daher ist auch das Leben ziemlich kostspielig, aber keineswegs entbehrungsreich oder freudenleer. Einer der Bewohner, ein Schwede, welcher auf der Insel einen kleinen Kaufladen besitzt, sagte zu mir: „Wir leben auf den Chincha-Inseln so gut und behaglich, wie man nur auf irgend einem Punkte der Erde leben kann, und haben sogar zuweilen Musik und Tanz.“

Im Mai 1859 bestand die Bevölkerung aus 50 Europäern, 50 Chinesen und 250 Peruanern und Negern. Die Mehrzahl bildeten Arbeiter, welche bald als „Mangueros“ bald als „Abarrotadores“ unter großen Anstrengungen damit beschäftigt sind, den erhärteten Vogeldünger zu gewinnen und nach den Ladungspunkten zu schaffen. Die freien Arbeiter erhalten 1½—2 spanische Dollars Taglohn; die Chinesen dagegen nur fünf Dollars monatlich und eine Reißration täglich. Ein peruanischer Plantagenbesitzer, Domingo Elias, hatte es versucht, mehrere hundert Chinesen auf seine Kosten einzuführen, welche, wie die nach Westindien exportirten Kulis, ihre Reisespesen durch Arbeit abverdienen mußten. Man beutete die Arbeitskraft der armen Söhne des Mittelreiches auf die roheste Weise aus. Während sie, mit Sträflingen vereinigt, länger und anstrengender als die anderen Taglöhner arbeiten mußten, erhielten sie nur den zehnten Theil des üblichen Lohnes dafür bezahlt.

[1]) Die gewöhnliche Schreibart „Guano“ ist, wie dies schon Tschudi bemerkte, falsch, indem der Quichnasprache, welcher dieses Wort angehört, nebst mehreren anderen Consonanten auch das G fehlt. Die Spanier haben das im Anfang der Worte stark aspirirte H in G, und die Endsilbe nu, wie in den meisten so endenden, von ihnen adoptirten Quichuawörtern in no umgewandelt.

Der Gesundheitszustand wurde mir als äußerst günstig geschildert. Die Guanoarbeiter stellen das geringste Contingent an Kranken und selbst der höchst unangenehme penetrante Geruch des ammoniakreichen Düngers scheint nichts weniger als schädlich auf die Athmungswerkzeuge zu wirken, indem Lungenkrankheiten unter den Arbeitern seltene Erscheinungen sind. Ja, man will vielmehr wahrgenommen haben, daß Lungenleidende im ersten Stadium von einem längeren Aufenthalte auf den Guano-Inseln Nutzen zogen und physisch gebessert nach dem Festlande zurückkehrten.

Die mittlere Insel zeigt ebenfalls schon Spuren theilweiser Ausbeute, aber die Arbeiten sind daselbst wieder aufgelassen worden. Sie ist dermalen völlig unbewohnt: doch erblickt man noch auf der Anhöhe einige Holzhütten, welche früher den Arbeitern zur Unterkunft dienten, so wie einige jener eigenthümlichen Vorrichtungen (shoots) zur leichteren Ansammlung und Einschiffung des Guano's.

Die südlichste der drei Inseln befindet sich ganz im primitiven Zustande und ist völlig unausgebeutet. Keine Spur menschlicher Thätigkeit ist darauf sichtbar.

Die ersten Versuche, den peruanischen Guano oder Huanu als Düngungsmittel nach Europa auszuführen, wurden im Jahre 1832 gemacht; dieselben fielen aber so ungünstig für die Unternehmer aus, daß erst acht Jahre später das peruanische Handlungshaus Quiros neuerdings seine Aufmerksamkeit dem Guano als Handelsartikel zuwendete, und von der Regierung von Peru das Recht der Ausfuhr desselben gegen Entrichtung einer bestimmten Pachtsumme für die Dauer von 6 Jahren erwarb. Anlaß dazu gaben die Versuche, welche um jene Zeit durch einen Herrn Meyers in Liverpool mit dem Guano gemacht worden waren und überraschende Resultate erzielt hatten.

Von März bis October 1841 wurden in 23 Schiffen 6125 Tonnen Guano von Peru nach England, Hamburg, Antwerpen und Bordeaux versendet. Im November desselben Jahres brachte das englische Barkschiff Byron die erfreuliche Nachricht nach Peru, daß die Tonne Guano in England für 28 Pfund Sterling verkauft worden war. Dieses ganz unerwartete, gewinnreiche Resultat hatte zur Folge, daß die Regierung mittelst Decretes vom 17. November das mit Quiros getroffene Uebereinkommen für nichtig er-

Kärte, und Speculationslustige von neuem zur Pachtung der Guano-Ausfuhr einlud.

Seit jener Zeit hat der Export dieses wichtigen Düngungsmittels nach allen Theilen der Erde nie geahnte Dimensionen angenommen. Derselbe erreichte in den letzteren Jahren die ungeheuere Menge von 500.000 Tonnen (à 2000 Pfund) und hat der Regierung jährlich eine Summe von 12 bis 14 Millionen spanische Piaster eingetragen.

Die Pächter verkaufen den Guano für Rechnung der peruanischen Regierung und erhalten dafür eine Comissionsgebühr von $3\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$ Procent; ferner werden ihnen die allerdings sehr bedeutenden Vorschüsse in Barem mit 5 Procent verzinset[1]). Die Contracte werden gewöhnlich für 4 Jahre abgeschlossen.

Eine genaue Erforschung und Aufnahme der Insel fand erst im Jahre 1853 durch den französischen Ingenieur E. Faraguet statt. Nach dessen ziemlich umfassenden, im Vereine mit mehreren anderen wissenschaftlichen Männern ausgeführten Arbeiten und Berechnungen[2]) stellte sich die im September 1853 auf der nördlichen Insel vorhandene Menge Guano auf 4,189.477 peruanische Tonnen oder 83,789.540 Centner heraus. Die mittlere Insel besitzt nach derselben Quelle 2,505.948, die südliche 5,680.675 Tonnen; der Kubikinhalt sämmtlicher drei Inseln an Guano würde somit zu jener Zeit 12,376.000 Tonnen oder 247,520.000 Center betragen haben, was nach dem durchschnittlichen Verkaufspreis einen Werth von 55 Millionen Pesos oder von 1200 Millionen Gulden darstellt. Seit dem Jahre 1841, wo die ersten beträchtlichen Ausfuhren statt fanden, bis zum Jahre 1861 wurden von den Chincha-Inseln ungefähr 3 Millionen Tonnen Guano im Werthe von 135 Millionen Pesos exportirt.

Man hat sich anfänglich bei der Schätzung der Quantität der auf den drei Inseln im Laufe von Jahrtausenden ungestört angehäuften Vogel-

[1]) Diese Commissionsgebühren wechselten bisher je nach den Ländern, wo der Guano verkauft wurde. So z. B. erhält das Handlungshaus Gibbs & Comp. für alle Verkäufe in Großbritannien $3\frac{1}{2}$ Percent; für jene in Italien, Belgien und anderen Ländern des europäischen Continentes $4\frac{1}{2}$ Procent; für jene in Australien, auf der Insel Mauritius und andern britischen Colonien, mit Ausnahme der asiatischen, 2 Procent Commission und 4 Procent Provision für die Agenten in jenen Colonien. In neuester Zeit hat sich ein Hamburger Haus angeboten, die Verkäufe für $2\frac{1}{2}$ Procent Provision besorgen, und für die, an die Regierung gemachten baren Vorschüsse statt der bisher üblichen 5 Procent nur 4 Procent Interessen beanspruchen zu wollen.

[2]) Informes sobre la existencia de Huano en las islas de Chincha, presentados por la Comision nombrada por el gobierno peruano, con los planos levandados por la misma comision. Lima 1854.

excremente[1]) des doppelten Irrthums schuldig gemacht, diese zu hoch und die Zahl der jährlich davon ausgeführten Tonnen zu niedrig anzuschlagen. Daher kam es, daß einige einheimische und fremde Schriftsteller die Meinung aussprachen, die auf den Chincha-Inseln bestehenden Guanolager würden erst nach vielen hundert Jahren erschöpft werden können[2]). Nun stellt es sich aber heraus, daß, wenn die Nachfrage auch nur in gleichem Verhältnisse wie gegenwärtig fortdauert, kaum 25 bis 30 Jahre erforderlich sein dürften, um mit dem auf den Chincha-Inseln vorhandenen Vogeldünger aufzuräumen.

Allerdings wird noch auf vielen anderen Inseln und unbewohnten Vorgebirgen der ganzen Westküste von Südamerika Guano gefunden; auf den Inseln südlich von Callao sollen allein über 7 Millionen Tonnen von diesem werthvollen Düngungsmittel vorhanden sein[3]). Aber selbst wenn sich diese Quantität in der That vorfindet, wird sie bei dem gegenwärtigen Bedarf an Guano kaum für mehr als 10 bis 15 Jahre ausreichen, während die Bildung von neuen Guanolagern immer mehr auf einsame, schwer zugängliche Inseln im Ocean beschränkt wird. Denn sobald man solche Guanolager auszubeuten beginnt, werden sie rasch von den Vögeln verlassen, die sich immer mehr von den Inseln in der Nähe der Küste und des Schiffs-Verkehres zurückziehen.

Die peruanische Regierung scheint die große Calamität nicht zu ahnen, welche dem Lande bevorsteht, wenn mit der Erschöpfung dieser Guanolager auch die größte Einnahmsquelle des Staates versiegen wird. Sonst könnte sie unmöglich von den ungeheueren Summen, welche der Staatsschatz jährlich aus der Ausbeute der Vogelmistinseln zieht, einen so unweisen Gebrauch machen. Für die Herstellung von Straßen und Eisenbahnen zur Er-

[1]) Nur die ungeheuere Menge dieser Seevögel, ihre außerordentliche Gefräßigkeit und die Leichtigkeit, mit der sie sich ihre Nahrung verschaffen, lassen selbst in diesem langen Zeitraum für die Mächtigkeit der Excrementenschichten eine Erklärung finden. Herr v. Tschudi hielt einmal während seiner Reisen in Peru einige Tage lang eine lebende Sula Variegata, die er reichlich mit Fischen fütterte. Er sammelte die Excremente sorgfältig, und fand, daß deren Gewicht, obgleich der Vogel in der Gefangenschaft bekanntlich viel weniger als im Zustande der Freiheit verzehrt, täglich 3½ bis 5 Unzen betrug! Nach anderen Naturforschern consumirt ein Pelikan täglich an 20 Pfund Fische.

[2]) Estudios sobre el Huano o historia de las contratas celebradas por el gobierno para su expendio exterior, precedida de reflexiones generales, sobre sistemas de cultivo y abonos. Lima 1851. Imprenta de J. M. Masias.

[3]) Auch an der südlichen Küste Arabiens wurden vor wenigen Jahren durch Capitän Ord auf den Kuria-Muria-Inseln Guanolager entdeckt. Hier kann jedes Schiff diesen werthvollen Dünger laden, wenn es der englischen Regierung (welche diese Küsten zur Kron-Colonie erhoben, und eine Kohlenstation daselbst errichtet hat) eine Abgabe von 2 Pfund Sterling per Tonne Vogelmist bezahlt. Aber der afrikanische Guano giebt keinen so scharfen, kräftigen Dünger als der an der regenlosen Küste Peru's gefundene, bei welchem aus klimatischen Ursachen weit weniger Salztheile aufgelöst und verflüchtigt werden.

leichterung des Verkehres mit den so fruchtbaren Provinzen des Innern für die Hebung der Agricultur und des Handels geschieht so viel als nichts. So wie diese reiche Staatseinahme nicht durch den Fleiß und die industrielle Thätigkeit der Bevölkerung geschaffen wird, ebenso bleibt sie für dieselbe auch ohne erheblichen Nutzen. Die Regierung von Peru beutet die Guanolager als Monopol aus, und vergeudet die dadurch gewonnenen Summen in ehrgeizigen Unternehmungen und Kriegszügen gegen Ecuador und Bolivien, welche das Land in beständiger Aufregung erhalten und nur seine Lasten vermehren. Der Vogelmistreichthum geht in Pulverdampf auf! Wie gewonnen, so zerronnen. — —

Während der neuntägigen Fahrt von Valparaiso nach Callao de Lima waren vier Musikanten am Bord, welche jeden Abend ein Stündchen auf Deck musicirten. Als der Dampfer die Chincha-Inseln verließ und wir dem Ziele unserer Fahrt zusteuerten, wurde sogar von einigen fröhlichen, jugendlichen Paaren, welche sich über die Mißtöne der Flöte und Violine hinaussetzten und die störende Begleitung der beiden Harfen ignorirten, getanzt.

Noch in der Nacht liefen wir in Callao ein und als ich in der Morgendämmerung auf Deck kam, lagen wir bereits in diesem schönen, geräumigen und sicheren Hafen vor Anker. Die Sage, daß man bei stiller See und klarem Himmel an einer gewissen Stelle die alte Stadt, welche im Jahre 1746 durch ein Erdbeben in die Tiefe versank, auf dem Meeresgrunde mit ihren Häusern und Kirchthürmen noch deutlich zu sehen vermöge, hat sich bis zur Stunde erhalten und wird jedem Ankömmling von Neuem mitgetheilt, obschon keiner der Erzähler diese mysteriöse Erscheinung je mit eigenen Augen geschaut hat! — Ueberhaupt sind gegenwärtig Erdbeben nicht mehr so häufig als noch zu Anfang dieses Jahrhunderts, wo kaum vierzehn Tage ohne horizontale Schwingungen (temblores) vergingen. Verticale Stöße (terramotos), die gefährlichste Art von Erschütterung, haben sich seit 1828 nicht wieder ereignet. Die bedenklichsten Jahreszeiten für Erdbeben sind die Monate März, April und September, daher auch der letztere Monat vom Volke scherzweise statt Setiembre „se tiembla“ (es bebt) genannt wird. Ein Peruaner, welcher sich mit wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt, will wiederholt beobachtet haben, daß ein freihängender Magnet wenige Minuten vor einem Erdbeben regelmäßig seine Anziehungskraft verlor und das an demselben haftende Stück Stahl auf den Boden fiel. Findet sich diese

Wahrnehmung durch eine Reihe von Beobachtungen bestätigt, so läge die Idee allerdings nahe, den Magnet zu einer Art von Erdbeben-Warner oder Monitor zu benützen.

Das heutige Callao ist eine schmutzige, häßliche Stadt mit engen Straßen und niedrigen, meist nur aus Rohr und Lehm gebauten Häusern mit völlig platter Bedachung. Nur einige der neueren, außerhalb des Matrosengetümmels von Fremden bewohnten Häuser machen hiervon eine wohlthuende Ausnahme. Die Bevölkerungszahl dürfte sich auf 20.000 Seelen belaufen.

Die interessanteste Baute dieser Hafenstadt ist unstreitig das neue Zollgebäude mit 31 kolossalen Magazinen, so daß in jedem derselben sechs bis acht Schiffsladungen untergebracht werden können. Ich hörte wiederholt über den schleppenden Dienstgang klagen, wodurch oft Tage vergehen sollen, bis die zur Ausfolgung angemeldeten Waaren bezogen werden können. Der Lagerzins ist sehr gering und besteht hauptsächlich in dem Stempelbetrag, welcher für den Anmeldungszettel der zum Austritt bestimmten Waaren zu entrichten kommt. Der Handel Callao's ist augenscheinlich im Aufschwung begriffen, und würde es bei dem Reichthum des Landes an den verschiedensten werthvollsten Naturproducten noch mehr sein, wenn die inneren Verhältnisse geordneter wären und mehr Beruhigung und Vertrauen einflößen möchten.

Da ich bereits mit dem nächsten Dampfer die Reise nach dem Norden fortsetzen mußte, so beeilte ich mich nach Lima zu gelangen, um der Besichtigung dieser wichtigsten Stadt des heutigen Peru's meine ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wenige Stunden nach meiner Landung in Callao befand ich mich bereits unterwegs nach der „Stadt der Könige"[1]). Noch bis vor einigen Jahren war der Besuch von Lima, obwohl nur 6 englische Meilen von Callao entfernt, ein höchst beschwerliches und gefahrvolles Unternehmen. Der Weg führte über eine schattenlose Ebene durch tiefen Sand, zwischen unbebauten Feldern und niedrigem Gebüsche, und war dabei durch räuberisches Gesindel unsicher gemacht. Jetzt ist's eine Spazierfahrt, indem die ganze Entfernung auf einer ziemlich guten Eisenbahn in einer halben Stunde gemächlich zurückgelegt wird.

[1]) Der Tag, an welchem Lima von Francisco Pizarro gegründet wurde, war der 6. Jänner 1534, nach dem katholischen Kalender der Tag der heiligen drei Könige, und darum wurde sie auch, der religiösen Sitte jener Zeit gemäß, „Ciudad de los Reyes" (Stadt der Könige) genannt.

Auf dem Bahnhofe in Lima wurde ich durch die Anwesenheit des Hamburger General-Consuls und Chefs des dortigen englischen Handlungshauses Huth, Grüning & Comp., Herrn Wilhelm Brauns, auf das Angenehmste überrascht. Ich hatte Empfehlungsschreiben an ihn mitgebracht und er erwies mir die Aufmerksamkeit, mich zu erwarten und einzuladen, in seinem Wohnhause mein Absteigquartier zu nehmen. Durch diesen günstigen Umstand fühlte ich mich in der peruanischen Hauptstadt ganz unerwartet mitten in eine Colonie höchst liebenswürdiger deutscher Landsleute versetzt; während meiner zwanzigjährigen Reisen in den verschiedensten Ländern der Erde genoß ich nirgends eine wärmere Gastfreundschaft und eine liebevollere Theilnahme als während meines neunzehntägigen Aufenthaltes in der „Stadt der heiligen drei Könige".

Auf der Fahrt vom Bahnhofe nach der Wohnung des Herrn Brauns bemerkte ich, daß die Häuser in den verschiedenen Stadttheilen, welche wir passirten, verschiedenfarbig angestrichen waren, und hörte nun nicht ohne Erstaunen, daß, einer neueren Regierungsvorschrift zu Folge, die Hausbesitzer in jedem Stadttheil zur leichteren Orientirung ihren Gebäuden jene Farbe geben müssen, welche mit dem officiellen colorirten Plane von Lima übereinstimmt. So sieht man in dem einen Stadtviertel alle Häuser grün, in einem andern gelb, in einem dritten weiß, in einem vierten röthlich und in einem fünften gar blau angestrichen. Wie in allen, Erderschütterungen unterworfenen spanisch-amerikanischen Städten, bestehen auch in Lima die meisten Häuser blos aus dem Erdgeschoß, und nur wenige haben außer diesem noch ein Stockwerk. Die Mauern sind bei größeren Gebäuden aus Luftziegeln oder Backsteinen aufgeführt, bei kleineren aus doppelten Rohrwänden, welche mit Lehm beworfen und sodann übertüncht werden. Am auffallendsten sind die ganz flachen Dächer, welche eigentlich nur aus einem Rohrgerippe und Strohmatten bestehen, die des besseren Schutzes wegen ebenfalls einen Lehmanwurf haben. Hierdurch ergibt sich ein freier, mit einem Geländer umgebener Raum (azotea) welcher gemeiniglich den Kindern als Tummelplatz, den Erwachsenen als Promenade dient. Ein Theil der Zimmerfenster sind auf diesem platten Dache in einer Art von Verschlag angebracht, welcher statt Glasscheiben hölzerne Läden hat, die mittelst einer langen Schnur mit den Zimmern in Verbindung stehen und so nach Belieben von unten geöffnet oder geschlossen werden können. Viele im Innern des Hauses

gelegene Gemächer erhalten einzig und allein durch diese, auf dem Dache angebrachte Vorrichtung[1]) ihr Licht, während eigentliche Fenster minder zahlreich sind und gegen die Gasse zu, gewöhnlich mit großen, breiten, zuweilen reichvergoldeten Eisengittern verziert erscheinen. Wir sahen die langen Schnüre zum Oeffnen und Schließen der Dachfenster selbst in der Mitte




„Azoteas" und Kirche von San Domingo.

eleganter Zimmer herabhängen, und der Umstand, daß dieselben aus Seide geflochten waren, verminderte nicht das Unschöne und Eigenthümliche des Anblickes.

[1]) Ventana de Teatinas genannt, weil diese Fenster durch die Teatinermönche zuerst eingeführt wurden.

Schon die Bauart der Häuser, so wie die zierliche Ausschmückung des inneren buntbemalten Hofraumes (patio) verrathen dem Fremden, daß er sich an einem Orte befindet, wo Regen (wenigstens nach nordischem Begriffe) eine unbekannte Erscheinung ist, denn ein einziger Platzregen müßte in dem heutigen Lima einen ungeheuern Schaden anrichten. Indeß sind während der sogenannten Wintermonate, von Juni bis November, Nebel (garuas) sehr häufig, welche, obschon sehr fein, gleichwohl hinreichen, um den Fußgänger oder Reiter, welcher zufällig auf dem Wege davon überrascht wird, arg zu durchnässen. Ich habe selbst in Lima wiederholt einen so heftigen Nebel erlebt, daß man die einzelnen Wassertropfen leicht zu unterscheiden vermochte. Während der Wintermonate sind heitere, völlig wolkenfreie Tage selten; aber es ist eine Uebertreibung, wenn man zuweilen behaupten hört, daß in Lima fünf Monate hindurch die Sonne nicht sichtbar sei. Die Temperatur von Lima ist viel niedriger, als man sie von einer nur 12 Breitegrade vom Aequator entfernten Stadt vermuthen sollte, eine Erscheinung, welche hauptsächlich der Nachbarschaft der mit ewigem Schnee bedeckten Cordilleren und den herrschenden Luftströmungen zugeschrieben werden muß. Niemals steigt das hunderttheilige Thermometer über 29.9°, noch sinkt es unter 16.2°. Die mittlere Temperatur ist während der heißen Jahreszeit 25°, während der kalten 17.5° C. Ein solches Klima macht selbst im sogenannten Winter die Erwärmung der Zimmer durch künstliche Mittel überflüssig, und es scheint mehr einer Gewohnheit als einem Bedürfniß Rechnung getragen, wenn man zuweilen spanische Familien sich Hände und Füße an sogenannten Braseros, messingenen, kupfernen oder eisernen Pfannen voll glühender Kohlen wärmen sieht.

Die Façaden so wie die innere Einrichtung der Wohnhäuser sind höchst einfach und prunklos, und nur wenige ältere Bauten, wie z. B. das Haus von Torre Tagle bei San Pedro, machen hievon eine Ausnahme. An diesen architektonischen Zierden, welche noch aus der Glanzperiode der Residenz der peruanischen Vicekönige herüberragen, kann man prachtvolle Verzierungen und herrliche Mosaikböden bewundern und aus den Ruinen noch den großartigen Luxus ermessen, welcher einst hier entfaltet worden sein muß.

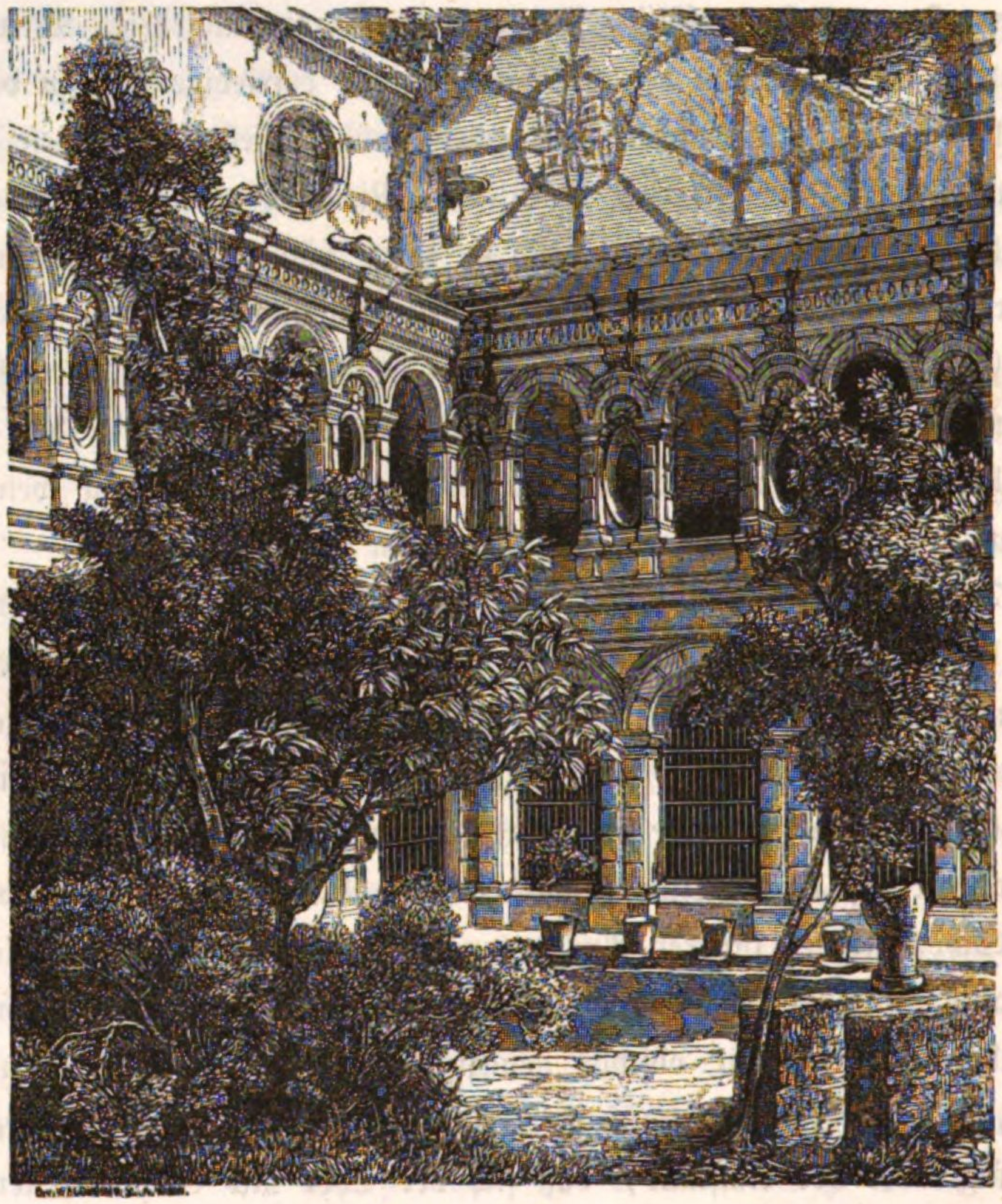
Die Straßen sind ziemlich regelmäßig und breit, aber der Mangel an Canälen und das schlechte Pflaster verleiden dem Reiter und dem Fahrenden nicht minder als dem Fußgänger eine häufigere Benützung derselben. Die

offenen Gräben zu beiden Seiten sind voll von Abfällen und animalischen Unreinigkeiten, welche fortwähend hineingeworfen werden, und würden nicht zahllose Aasgeier (Cathartes foetens) das Geschäft der Straßenpolizei verrichten, so wäre Lima, bei der Sorglosigkeit der einheimischen Behörden, eine der schmutzigsten, ungesundesten Städte Südamerika's. Aber die „Gallinazos", wie diese schwarzköpfigen Thiere von den Eingeborenen genannt werden, obschon träge und schwerfällig, sind doch durch ihre ungeheure Menge hinreichend, die Säuberung der Straßen auf das befriedigendste zu besorgen. Allenthalben, selbst im dichten Menschengewühl, sieht man diese Vögel, welchen aus Rücksicht für ihre Nützlichkeit Niemand etwas zu Leide thut, die selbst der Muthwille der Jugend in ihrer häßlichen Beschäftigung nicht zu stören wagt, auf der Erde herumhüpfen und nach Nahrung suchen.

Eine der größten Zierden der Stadt ist ihre reiche, glänzende Beleuchtung mit Gas, welche den Straßen und Modeläden Lima's des Abends einen besonderen Zauber verleiht und ihr, in dieser Beziehung wenigstens, mit den Hauptstädten Europa's zu wetteifern gestattet.

Die großartigsten Bauten sind, wie sich dieß in einem, von Spaniern besiedelten Lande wohl von selbst versteht, Kirchen und Klöster, deren die Hauptstadt an achtzig zählt. Viele dieser spanischen Denkmäler einer mehr bigotten als frommen Zeit befinden sich gegenwärtig in Verfall, und selbst die noch in gutem Zustande erhaltenen erfreuen das Auge des Kunstfreundes weder durch einen geschmackvollen, edlen Baustyl, noch durch die einfache Schönheit der inneren Ausstattung. Auch die Kathedrale, welche fast die ganze östliche Seite des Hauptplatzes einnimmt, macht hiervon keine Ausnahme und erscheint, obschon neunzig Jahre zu ihrer Herstellung nöthig waren, nur als ein mittelmäßiges Bauwerk. Das Innere ist groß und geräumig, aber der Umstand, daß sich der Chor mit einem breiten Altar in der Mitte befindet, läßt beim Eintritt in die Kirche nur die kleinere Hälfte derselben überblicken und stört den Eindruck, den das Ganze ohne diesen Mittelbau, welcher den Hochaltar mit seinem Gold- und Silberschmuck völlig verdeckt, auf den Besucher hervorbringen würde. Die Ornamente, die Meßgewänder und geweihten Gefäße sind überaus reich und kostbar, aber dabei viel zu überladen, um auch eine ästhetische Befriedigung zu gewähren. In den Katakomben der Kathedrale sollen sich die sterblichen Reste Pizarro's befinden. Wenige Fremde versäumen diese Stelle zu besuchen

und fühlen sich dann gewöhnlich ebenso überrascht als erfreut, wenn ihnen von dem sie begleitenden Küster die eine oder andere Reliquie des berühmten Eroberes von Peru zum Kaufe angeboten wird. Allen mag es freilich nicht so glücklich ergehen, wie einer englischen Dame in Lima, die mir rühmend erzählte, für ein Geschenk von dem Führer einen Pantoffel



Klosterhof von San Francisco.

aus dem Sarge Pizarro's erworben zu haben. Dauert diese Reliquieneroberung der Besuchenden und die Bestechlichkeit der Küster ungestraft fort, so wird man bald in den Katakomben nur mehr auf einen leeren Fleck zeigen können, wo einmal der Conquistador begraben lag; es wäre denn, daß der speculative Sacristan die Gelüste raritätensüchtiger Reisenden in ähnlicher Weise, wie jene schlauen Führer zu befriedigen sich bemühte, welche

sammeleifrige Fremde durch die Ruinenstätten des classischen Alterthums geleiten.

Das Kloster von San Francisco ist interessanter wegen seiner ungeheueren Ausdehnung, welche Schmarda mit Recht jener mancher alten Reichsstadt des schwäbischen Kreises vergleicht, als durch Schönheit des Baustyles oder durch kunst- und geschmackreiche innere Einrichtungen. Die buntbemalte, überladene Façade erinnert an jene von singhalesischen Buddhatempeln. Als der schönste Theil des Gebäude dürften wohl die Corridore betrachtet werden, deren hölzerne Decken reich mit Schnitzereien verziert sind. Rings herum an den Wänden dieser Klostergänge hängen illustrirte Darstellungen aus dem Leben verschiedener Heiligen, welche jedoch seltsamer Weise mit dem Bilde gegen die Wand gekehrt sind und nur an bestimmten Festtagen umgewendet und den Blicken der Besucher zugängig gemacht werden.

Die Kirche ist im Innern sehr geräumig, aber ganz schmucklos. Der Sacristan machte mich mit großem Wohlgefallen auf San Benito aufmerksam, einen „schwarzen" Heiligen, welcher von den Negern, wahrscheinlich der gleichen Farbe wegen, ganz besonders in Ehren gehalten wird. In der Nähe des Klosters befindet sich die sogenannte „Casa de Ejercicios", wohin sich die Mönche zu gewissen Zeiten des Jahres zurückziehen, um daselbst die vorgeschriebenen geistlichen Exercitien zu verrichten. Die Zellen haben hier noch ein ärmlicheres Aussehen, als im eigentlichen Kloster. Eine Bettstelle und eine Rindshaut darüber gespannt, ein harter Stuhl, ein Tisch, ein Crucifix und ein Todtenschädel machen das ganze Inventar aus. Letzterer, das Cranium eines verstorbenen Fraters, war mit zahlreichen, theils geschriebenen theils eingegrabenen Sprüchen religiösen Inhalts bedeckt.

Der Laienbruder, welcher mich herumführte, war noch nicht lange ein Bewohner der düsteren Klosterräume. Er hatte, obschon noch sehr jung, eine ziemlich bewegte Vergangenheit hinter sich. Erst Goldgräber in Californien, dann Spieler und Speculant, verlor er rasch wieder das in den Minen mühsam der Erde Entrungene, und kehrte hierauf nach Lima zurück, um, mehr der Abwechslung und bequemen Versorgung halber, als aus frommer Neigung oder aus Lebensüberdruß, in den Franciscaner-Orden einzutreten. Durch sein Temperament viel eher zum Lebemann, als zum Mönch geschaffen, hätte er sich bei einer minder laxen Moral, als man ihr unter den Klosterbrüdern der peruanischen Hauptstadt begegnet, in seiner dermaligen Lage

höchst unbehaglich fühlen müssen; aber die Mönchskutte ist in Lima nicht blos das Kleid der Demuth und Entsagung, es ist auch der „surtout“, um manche Tugendblöße zu verhüllen!

Das Kloster von San Pedro war, so lange es den Jesuiten gehörte, das reichste von Lima. Als im Jahre 1773 der Befehl zur Aufhebung dieses Ordens auch nach Südamerika erging, geschah dies nicht ohne die



San Pedro de Lima mit den „Azoteas“ der umliegenden Häuser.

stille Hoffnung der spanischen Vicekönige, sich dadurch zugleich in den Besitz der großen Reichthümer desselben zu setzen. Die Jesuiten rechtfertigten aber auch diesmal ihren Ruf, welcher im Munde des Volkes sprichwörtlich geworden ist. Als man das Inventarium aufnehmen wollte, fand man nur leere Cassen. Auch genauere Nachforschungen und Nachgrabungen führten zu keinem günstigeren Resultate.

Unter den Spitälern, die ich besuchte, verdient vor Allen, seiner Größe und seines Umfangs wegen, das von San Andres Erwähnung. Dasselbe besitzt Räumlichkeiten für 600 Kranke, deren Pflege 50 barmherzige



Eingang in die Kirche und das Kloster von San Augustino in Lima.

Schwestern (soeurs de charité), meist Französinnen, besorgen. Das gelbe Fieber, welches im Jahre 1852 durch Emigranten eingeschleppt und bis tief ins Innere des Landes, wenn auch in milderer Form, verbreitet worden war, hat in den letzten Jahren zahlreiche Opfer gefordert und den bisherigen guten Ruf der hygeischen Verhältnisse Lima's arg in Frage gestellt[1]). Auch Blattern richten jährlich große Verheerungen an, denn die Vaccination ist nicht durch ein Gesetz geboten und die Impfung wird daher in der Regel unterlassen. Außer San Andres giebt es noch Spitäler für weibliche Kranke, für Militärs, für Unheilbare und für Irrsinnige, ein Waisenasyl[2]) und ein Findelhaus[3]).

Das vergleichsweise am besten eingerichtete Spital ist jenes von Santa Anna mit großen, lichten, luftigen Sälen und 350 Krankenbetten. Dagegen befand sich in demselben Spital die Abtheilung für weibliche Geisteskranke, so wie das eigentliche Irrenhaus (casa de Locos) in einem Zustande des Schmutzes und der Verwahrlosung, welcher als eine wahre Schmach für unser Jahrhundert angesehen werden muß. Es ist überhaupt eine ganz eigenthümliche Wahrnehmung, daß man in allen Theilen der Erde auf eine bessere Pflege und Behandlung derjenigen Kranken zuletzt bedacht ist, deren Schicksal doch unser Mitgefühl am meisten in Anspruch nehmen sollte! Längst war auch in Europa eine Reform der Spitäler, ja sogar der Gefängnisse und Strafanstalten durchgeführt, als man endlich auch für die armen, unglücklichen Geisteskranken zweckentsprechendere Asyle zu bauen begann. Doch kann ich nicht unterlassen, zur Ehre der philantropischen Gesellschaft (Sociedad de Beneficencia), unter deren Aufsicht sämmtliche Spitäler und Armenanstalten der Hauptstadt stehen, beizufügen, daß gerade ein neues Irrenhaus in der Vollendung begriffen war, welches mit einem Kostenaufwand von 85.000 Pesos erbaut worden war und in das die armen Geisteskranken binnen wenigen Monaten übersiedeln sollten.

[1]) Einer der angesehensten Aerzte der Hauptstadt, Dr. Archibald Smith, ein Engländer von Geburt, hat über das erste Auftreten dieser furchtbaren Krankheit und ihren Verlauf interessante Beobachtungen angestellt und Daten gesammelt, welche wir an einer anderen Stelle mitzutheilen uns vorbehalten.

[2]) Diese Anstalt steht gleichfalls unter der Aufsicht der barmherzigen Schwestern. Es waren im Ganzen nur 10—12 Kinder in Pflege, die aber sehr gesund und gut genährt aussahen. Als ich der Oberin mein Erstaunen ausdrückte, daß sich die Anstalt keines zahlreicheren Zuspruches erfreut, erwiederte die Aebtissin: „Los Ninos se crian en la Calle.“ (Die Kinder wachsen hier in der Straße auf.)

[3]) Es giebt in Lima 46 Privatgebäranstalten. Die Mütter trennen sich äußerst ungern von ihren Kindern, und wenn es sehr schwer fällt, Ammen zu bekommen, so muß dies vielmehr der Liebe der Mütter für ihre eigenen Kinder, als dem tugendhaften Lebenswandel der Masse der Bevölkerung zugeschrieben werden.

Das Hospital de los Locos en el Cercado ist ebenerdig, mit gemeinsamem Salon, Speise- und Schlafraume, aber umfangreich genug, um 150 — 200 Kranke zu beherbergen. Nur für ganz bösartige Kranke sind zwanzig Zellen eingerichtet worden. Mit der Leitung der Anstalt ist Dr. Ulloa betraut, einer der tüchtigsten einheimischen Aerzte, welcher seine wissenschaftliche Erziehung in Frankreich und England genossen hat. Die Pflege der Kranken besorgen die erst kürzlich ins Land gekommenen grauen Schwestern.

Das alte Universitätsgebäude am früheren Inquisitions-, jetzt Unabhängigkeitsplatze, wird gegenwärtig blos bei feierlichen Anlässen, bei Prüfungen, Ertheilung von Graden u. s. w. benützt, während die einzelnen Collegien in verschiedenen Gebäuden frequentirt werden. Ich besuchte die medicinische Schule (Escuela de Medicina), welcher zu jener Zeit der mehr wohlwollend dienstfertige als wissenschaftlich gründliche Dr. Cajetano Herredia als Rector vorstand. Die Anstalt hat einige schöne Hörsäle, ein chemisches Laboratorium, ein kleines Museum, aus meistentheils pathologischen Gegenständen bestehend, so wie eine nicht unbedeutende Bibliothek, die besonders in Bezug auf die Geschichte Peru's sehr werthvolle und seltene Druckwerke und Manuscripte enthält. Ein Mann, welcher der medicinischen Schule in Lima durch seine wissenschaftliche Bildung und seinen Eifer einen großen Aufschwung zu geben verspricht, ist Professor Antonio Raimondi, ein Neapolitaner von Geburt, der allgemeine Naturgeschichte lehrt, und während seines erst kurzen Aufenthaltes in Lima bereits nach allen Richtungen hin schöne praktische Beweise seiner Gelehrsamkeit und seines wissenschaftlichen Eifers gegeben hat. Leider befand sich Professor Raimondi eben mit einer Anzahl seiner Schüler auf einer naturwissenschaftlichen Reise und es blieb mir daher das Vergnügen versagt, diesen verdienstvollen Gelehrten persönlich kennen zu lernen. In seinem Arbeitszimmer sah ich zwei höchst merkwürdige Indianer-Schädel, welchen durch künstliche Pressung eine ganz eigenthümliche Form gegeben worden war, und von denen der eine aus Cuzco, der andere von einem Individuum des Chincha-Stammes herrührte, der zwischen Pisco und Cañete lebt. Zugleich zeigte man mir daselbst einen dermaßen gut conservirten Frauenschädel, daß man sogar die Physiognomie noch vollkommen zu erkennen vermochte. Es war der Schädel einer Halbindianerin, Namens Maria Palacel, welche am 27. September 1856 im Spital

von Santa Anna in einem Alter von 25 Jahren an Dysenterie starb und am 1. März 1859, also mehr als $2\frac{1}{2}$ Jahre später, in einem völlig wohlerhaltenen Zustande wieder ausgegraben wurde. Die Natur hatte hier gewissermaßen das Geschäft der Einbalsamirung besorgt, und durch die große Trockenheit der Atmosphäre und die reichen Salze des Bodens Resultate erzielt, welche in unserer Zone nur mit einem kostspieligen Aufwand künstlicher Mittel erreicht werden können.

In der Nähe der Escuela de Medicina befindet sich in einem schönen großen Gebäude die Nationalbibliothek, welche ungefähr 30.000 Bände von Werken aus allen Zweigen des menschlichen Wissens umfaßt, in neuester Zeit aber aus Mangel an Mitteln nur geringe Vermehrung erhält. Bibliotheksdirector ist Don Francisco de Paula Vigil, ein höchst geistreicher und liberaler Weltpriester, welcher in Folge seiner gelehrten, in drei Bänden veröffentlichten „Vertheidigung der Autorität der Regierungen gegen die Forderungen der römischen Curie"[1]) vom Papst Pius IX. in die Acht erklärt worden war. Indeß hielt dieser Bannfluch den biederen alten Herrn nicht ab, die Feder weiter zu führen und die von ihm aufgestellten Principien energisch zu vertheidigen; ja, was noch überraschender, er hat dadurch in der öffentlichen Meinung keineswegs an Ansehen und Verehrung eingebüßt. Denn, ganz im Gegensatze zur weiblichen Bevölkerung, ist die männliche in religiösen Dingen höchst freisinnig und der Geistlichkeit mehr abgeneigt als gewogen, wozu allerdings die überaus geringe Bildung der Mehrheit des peruanischen Klerus, die hartnäckige Feindseligkeit, die er seit der Lostrennung Peru's von Spanien allen liberalen Strebungen entgegenstellt, so wie die grauenhafte historische Erinnerung, daß Mönche es waren, welche einst die Inquisition und die Tortur ins Land gebracht, wesentlich beitragen mögen.

Padre Vigil empfing mich außerordentlich freundlich und unterhielt sich längere Zeit mit mir über die verschiedensten Gegenstände. Endlich kam das Gespräch auch auf sein berühmtes Werk und die peinliche Stellung, in welche er dadurch zum römischen Stuhle gerathen. Dies war bei weitem der interessanteste Theil der Unterredung. Unvergeßlich werden seine merkwürdigen Worte stets in meiner Erinnerung leben: „Nicht der Katholicismus ist die Ursache, daß die meisten katholischen Nationen im Fortschritte so sehr zurück-

[1]) Defensa de la Autoridad de los Gobiernos contra las pretensiones de la Curia Romana, por Francisco de Paula Vigil. Lima 1852.

geblieben sind (atrasados), sondern das, was man mit ihm vermengt hat, die Inquisition und die Mönche. Was die Gesellschaft sittlich und tüchtig, was eine Nation groß und stark macht, das ist die Ehe und die Arbeit. Ohne Mönche und ohne Nonnen kann die menschliche Gesellschaft bestehen, aber nicht ohne Moral, nicht ohne Ehe und ohne Arbeit!"

Hätte ich diese Worte nicht fast unmittelbar, nachdem sie gesprochen worden waren, niedergeschrieben, ich würde kaum gewagt haben, sie hier zu wiederholen, ich würde meinem Gedächtniß nicht getraut haben, daß ein hispano-amerikanischer Priester in der Stadt der heiligen drei Könige solche Aeußerungen gegen mich gethan hat. Diese Anschauungen, welche nicht vereinzelt vorkommen und die bei einem Theile der männlichen Bevölkerung der Hauptstadt ein lebhaftes Echo finden, sind höchst wichtig für die Beurtheilung der religiösen Zustände in der peruanischen Republik, sie sind merkwürdige Anzeichen, daß sich auch jenseits der Anden auf dem katholischen Gebiet ein großartiger Umschwung vorbereitet, daß auch Peru seinen „Passaglia" gefunden. Ja, es würde uns nicht im geringsten wundern, wenn gerade Südamerika, welches seit mehr als drei Jahrhunderten den geistlichen Befehlen stumm Folge leistete, plötzlich Episteln und Vorschläge in die Welt schleudern möchte, welche einer Auflehnung gegen die römische Curie und deren Gebote gleich kämen. Ist es doch erst wenige Jahre her, daß in Nicaragua und Honduras katholische Priester in der gesetzgebenden Versammlung für die Aufhebung des Cölibats ihre Stimme erhoben und von der Kanzel herab das Volk zu Gunsten einer revolutionären Erhebung haranguirten!

In einem Flügel des nämlichen Gebäudes, in welchem sich die Bibliothek befindet, ist auch das Nationalmuseum untergebracht. Dasselbe füllt kaum zwei Säle von mäßiger Größe. Die naturhistorischen Gegenstände sind in einem so schlechten, verwahrlosten Zustande, daß besonders die ornithologische Sammlung in naher Gefahr ist, von Insecten völlig zerfressen zu werden.

Am werthvollsten sind einige peruanische Alterthümer, Waffen, Mumien und sogenannte „huacos" oder irdene Krüge, Töpfe und andere Geräthe aus alten Indianergräbern. Den Geschichtsfreund dürften die Portraits der sämmtlichen Vicekönige und Gouverneure von Peru, welche an den Wänden des ersten Saales in chronologischer Reihenfolge, von Pizarro bis La Serna, aufgehängt sind, besonders interessiren. Der schönste Kopf, aus dessen Zügen am meisten männliche Kraft, Kühnheit und Energie spricht, ist der von Fran-




Portrait Pizarro's im National-Museum zu Lima.
(Nach einer Photographie.)

cisco Pizarro, dem natürlichen Sohne eines spanischen Edelmannes, welcher in seiner Jugend Schweine hütete und im Alter von 64 Jahren als Vicekönig von Peru durch meuchlerische Hand sein Leben endete.

Unter den Anstalten des öffentlichen Unterrichtes verdient allein die mit einem Aufwande von 160.000 Pesos auf Kosten der Regierung errichtete und im Jahre 1859 eröffnete Escuela Normal Central (Central-Normalschule) erwähnt zu werden. Der Zweck derselben ist, befähigten Kindern armer Eltern die Möglichkeit einer tüchtigen Schulbildung zu gewähren; bis jetzt aber sollen die Präfecten aus den verschiedenen Provinzen meist nur die Söhne bemittelter und angesehener Eltern vorgeschlagen und nach der Hauptstadt geschickt haben. Bei dem seitherigen großen Mangel an guten Schulen drängt sich begreiflicher Weise alles nach dem neuen Institute, welches die Aussicht eröffnet, daß die darin untergebrachten Zöglinge gründlicher als in den anderen Schulen unterrichtet und besser erzogen werden. Das Institut ist für 40 interne und 200 externe Schüler berechnet. Die ersteren werden gleichzeitig vollkommen verpflegt.

Der Unterricht geschieht nach dem Lancaster'schen Systeme und wird von fünf Professoren besorgt. Die Unterhaltskosten der Anstalt sind auf 20.000 Pesos jährlich veranschlagt. Einer der Directoren, Herr J. G. Braun ein Würtemberger von Geburt, welcher erst seit wenigen Monaten in Lima lebte und im Institute Physik und Chemie vortrug, führte mich in dem sehr weitläufigen Gebäude herum, und zeigte mir hauptsächlich die mit großer Bequemlichkeit und Eleganz eingerichteten Lehrsäle, so wie ein kleines naturhistorisches Museum mit einer sehr interessanten geologischen Sammlung und der erst im Entstehen begriffenen Bibliothek. Seltsamer Weise befinden sich in letzterer viele deutsche Lehrbücher von protestantischen Pädagogen. Man hatte wahrscheinlich ohne besondere Wahl und Bezeichnung bei einem Buchhändler in Deutschland gute Lehrbücher deutscher Pädagogen bestellt, und dieser sandte nun an das katholische Lima die besten und tüchtigsten Werke protestantischer Schriftsteller! Auch die in den Lehrsälen an den Wänden befestigten Landkarten tragen sämmtlich deutsche Aufschriften und deutsche Ortsnamen und stammen aus der, auf geographischem Gebiete so verdienstlich wirkenden Perthes'schen Anstalt in Gotha.

Ein höchst bemerkenswerther, die Zustände des Landes charakterisirender Vorfall ereignete sich bei der Eröffnung dieser Schule, welcher der

Präsident der Republik, der wegen seiner Willkürherrschaft eben so verhaßte als gefürchtete Don Ramon Castilla und mehrere Deputirte und Senatoren beiwohnten. Der Rector, Don Miguel Estorch (offenbar von deutscher Abkunft), deutete in seiner Ansprache auf die Wichtigkeit guter Schulen in einem wohlregierten Staate hin und meinte, wenn die Kinder gut erzogen würden, so brauchte man nicht so viel Geld für Polizei und Heer auszugeben, um Ordnung und Sicherheit im Lande zu erhalten. Diese Bemerkung, welche unter den Anwesenden eine große Sensation hervorbrachte, veranlaßte sofort eine Entgegnung von Seite des Präsidenten der Republik.

Don Ramon Castilla erhob sich und erwiederte in ziemlich gereiztem Tone, daß des Rectors Ansicht eine irrthümliche und daß eine tüchtige Heeresmacht eben so nöthig sei, als eine gute Erziehungsanstalt; daß es dem Rector überhaupt nicht zukomme, über diesen Gegenstand und an dieser Stelle ein Urtheil abzugeben.

Unter dem gegenwärtigen politischen Regime kann von einer geistigen Thätigkeit in Lima nicht die Rede sein, so sehr auch die Elemente dazu vorhanden sind. Es fehlt an jeglicher Aufmunterung, Theilnahme und Unterstützung, sowohl von Seite der Regierung als auch von der Gesellschaft im Allgemeinen[1]). Arbeiten, wie Manuel Fuente's werthvolle „Estadistica general de Lima“ können nur als vereinzelte Erscheinungen betrachtet werden. Auch auf dem Felde der Journalistik ist keine größere Rührigkeit bemerkbar, und selbst die wenigen in Lima erscheinenden Journale, wie der „Comercio“ und der „Independiente“ haben blos eine sehr geringe Verbreitung. Da nur ein kleiner Bruchtheil der Bevölkerung lesen kann und sich für Politik interessirt, so bleiben auch die in diesen Blättern verfolgten Tendenzen ohne Einfluß und sind für die Regierung nicht so folgenschwer, als sie es im entgegengesetzten Falle sein würden.

Besonders auffallend war die Oesterreich feindliche Stimmung, welche zur Zeit meiner Anwesenheit sowohl in der Tagespresse als auch unter einem

[1]) Ein peruanischer Schriftsteller, Don J. A. de Lavalle, entwirft von dem literarischen Zustande seines Vaterlandes folgendes düstere aber leider nur allzuwahre Bild: „En un pais en el cual el cultivo de las letras ni constituye una profesion, ni crea una posicion social, ni procura lo necesario — no decimos para lucrar con ella — para conseguir el sustento para la vida, nos admiraremos de que haya quien escriba en Lima, y reputaremos como extraordinario el número de obras que han salido de sus pensas en 1860, por muy pequeno que este haya sido. Sin proteccion, pues, y sin estimulo, ni oficial, ni social, „què se podra esperar de las letras peruanas?“ Vergl. El Peru en 1860 o sea Anuario Nacional per Alfredo C. Leubel. Lima 1861.

Theile der einheimischen Bevölkerung herrschte. Die politischen Verhältnisse in Oesterreich wurden mit einer Leidenschaftlichkeit und einer Gehässigkeit besprochen, welche um so mehr bei einer Nation überraschten, die selbst noch in den politischen Wehen liegt, und sich von einem halbindianischen Despoten so willig am Gängelbande führen läßt. Ich fand indeß bald den Schlüssel für diese aufgeregte Stimmung, als man mir erzählte, daß über 8000 Piemontesen als Krämer und Schiffseigenthümer in Lima und Callao leben und durch ihre Thätigkeit, sowie durch ihre gesellschaftliche Stellung einen gewissen Einfluß auf die eingeborene Bevölkerung ausüben. Der Krieg in ihrer Heimat, die eben so patriotischen als sanguinischen Hoffnungen auf die Gründung eines großen, einigen Italien hatten ihren vaterländischen Stolz von neuem derart angefeuert, daß ihre erhitzte Phantasie in der heimatlichen Sache den gerechtesten Kampf, der je gekämpft wurde, und in den Gegnern die grausamsten, unmenschlichsten Verfolger erblickte.

Auf dem Felde, auf dem sie sich bewegten, war es leicht, für ihre Anschauungen Gläubige zu gewinnen. Die Ignoranz der eingeborenen Bevölkerung, namentlich in Bezug auf transandinische Länder, kam ihnen dabei gar wohl zu statten. Von Italien und dessen Fluren hatte man wenigstens zuweilen erzählen hören, indem Peru mit Genua stets einen lebhaften und zugleich einträglichen Verkehr unterhielt. Wenn ich nicht irre, fand sogar der große populäre Führer der italienischen Revolution eine Zeit lang als Schiffscapitän an der peruanischen Küste seinen Unterhalt und ließ manchen Freund und Schicksalsgenossen dort zurück. Von Oesterreich dagegen klangen nur dann und wann, wie aus einem Märchenlande, dunkle Sagen nach dem einstigen Inkareiche. Merkwürdiger Weise war es gerade der berühmte Staatspact mit dem römischen Stuhle, welcher die österreichische Politik bei diesem katholischen Volke in so großen Mißcredit brachte. Ich wage nicht die Aeußerungen hier zu wiederholen, die ich hierüber sowohl in den Zeitungen von Lima las, als auch von gebildeten Peruanern und angesiedelten Fremden zu hören bekam.

Man schreibt nämlich alles Unheil, welches das peruanische Reich seit der Eroberung durch die Spanier zu erleiden hatte, so wie seinen dermaligen Verfall dem, bis zur Zeit der Lostrennung vorwaltenden Einflusse der spanischen Geistlichkeit auf die weltlichen Angelegenheiten zu. Man hat es noch nicht vergessen, daß Mönche an der Spitze der Inquisition standen, daß unter ihrem

Drucke das Land Jahrhunderte lang seufzte. Eingedenk des eigenen Geschickes und des Zustandes, in welchen die Machtstellung des Klerus die unmündigen und nur halbcivilisirten Nachbarvölker Mittelamerika's und Mexico's versetzte, stellte sich die lebhafte Einbildungskraft der Peruaner die Folgen eines Concordats viel trauriger vor, als es in der That bei einem freisinnigen und gebildeten Volke, wie das österreichische, der Fall sein konnte. Denn das ist der größte Segen der europäischen Civilisation, daß jede Maßregel, welche ihren Fortschritt zu hindern droht, unter den Geistern ein desto innigeres Bündniß, eine um so regere Thätigkeit hervorruft; daß in unseren Culturstaaten Aufklärung und Wissenschaft glücklicher Weise bereits ein viel zu kräftiges Bollwerk bilden, um den geistigen Aufbau des 19. Jahrhunderts durch irgend eine reactionäre Bewegung dauernd beeinträchtigen oder gar unterbrechen zu können.

Unter den Ausflügen, welche ich während meines Aufenthaltes in Lima unternahm, waren zwei von ganz besonderem Interesse: ein Ritt nach den Ruinen von Cajamarquilla und ein Besuch des Sonnentempels von Pachacamac, dessen Erbauung noch in die vor-inkaische Zeitperiode fällt.

Die Ruinen von Cajamarquilla sind ungefähr 9 englische Meilen von der Hauptstadt entfernt. Bei dem Rufe der Unsicherheit, in welchem selbst die nächste Umgebung der Hauptstadt steht, werden dieselben nur äußerst selten besucht. Die wenigsten der in Lima ansässigen Fremden kannten diese merkwürdigen Ruinen auch nur dem Namen nach, und es bedurfte geraumer Zeit, bis ich mir über die Localität einige nähere Auskünfte zu verschaffen vermochte. Mein gefälliger Hauswirth, Herr Brauns, der bald merkte, wie sehr mir an einem Besuche dieser alten indianischen Stätte gelegen war, bemühte sich eine „Partie" dahin zu veranstalten. Es war dies eine sehr zarte Aufmerksamkeit, aus der wohlwollendsten Absicht hervorgegangen, aber leider vertragen sich wissenschaftliche Zwecke nicht gut mit Vergnügungspartien und lassen sich schwer mit einander verbinden. Gegen zwanzig Reiter, meistens Engländer, hatten sich zusammengefunden, den Ausflug mitzumachen. Auch einige Damen, welche vor den Beschwerden und Unannehmlichkeiten nicht zurückschreckten, befanden sich unter den Theilnehmern. Da man sich für den ganzen Ausflug mit Lebensmitteln versehen mußte, so waren schon zeitig Morgens mehrere mit Eßwaaren und Getränken schwer beladene Maulthiere nach dem Zielpunkte des Rittes vorausgeschickt worden. Diese

Vorbereitungen lassen wohl am deutlichsten auf die Absicht der Mehrzahl der Reiter nach ihrer Ankunft auf der Ruinenstätte schließen, deren genauere Untersuchung vermuthlich ihr letzter Wunsch und Gedanke war, als sie sich auf's Pferd schwangen.

Der Weg nach Cajamarquilla ist außerordentlich mühsam, steinig und unwirthbar; man hat Felshügel zu überklettern, über welche, am steilen Rande hin, nur die Spur eines schmalen Indianerpfades führt, und hat Bergwasser zu passiren, wo das Pferd oft bis an den Bauch in das Wasser sinkt und nur ein gewandter Reiter sich vor Durchnässung zu schützen im Stande ist.

Sobald man die Hauptstadt hinter sich gelassen, beginnt ein ermüdender Ritt über wüste, häßliche Steinfelder, worauf man nach der sogenannten Hacienda de Pedrero gelangt, einem einsamen Gehöfte, wo wir, da eben wieder einer der zahlreichen Feiertage des peruanischen Kalenders war, ein Dutzend Feldarbeiter im süßen Nichtsthun an die Einfriedung des Bauernhofes gelehnt trafen. Nicht zwei dieser Individuen gehörten der nämlichen Race an; es waren Menschen von allen möglichen Typen und Farbenschattirungen: Weiße, Indianer, Chinesen, Neger, Mulatten, Mestizen, Chinos, Zambos, Quarteronen u. s. w., und dieses Bild der Bevölkerung Peru's im Kleinen führte dem Beobachter eine der Hauptursachen des niederen Culturzustandes des Landes deutlich vor die Augen. Wie in der Hacienda de Pedrero, so trifft man in Peru überhaupt 50 Farbige aller Schattirungen, bevor man Einem Vollblutweißen begegnet. In Chile dagegen muß man tief ins Innere des Landes dringen, ehe man mit Indianerstämmen in Berührung kommt, während eine Negerbevölkerung (und dies ist der größte Vorzug, den jene Republik vor Peru hat) gänzlich fehlt. In den Ansiedlungen der chilenischen Küste leben fast ausschließlich Weiße, und selbst das Contingent der dienenden Classe wird daselbst durch Spanier, Briten, Deutsche, Italiener oder Nordamerikaner gestellt. Der vorherrschend weißen Bevölkerung, ihrer größeren Intelligenz, Rührigkeit und Ausdauer ist hauptsächlich jener geistige und politische Aufschwung zuzuschreiben, den Chile vor allen süd- und mittelamerikanischen Republiken genommen hat, und der diesem Staate unter sämmtlichen Nachbarstaaten die schönste Zukunft eröffnet.

Von der Hacienda de Pedrero erreicht man in einer halben Stunde die Hacienda Guachipa und die sogenannte Neveria de Don Pablo Sassio,

wo wir einen Führer mietheten, der uns in einer weiteren halben Stunde nach dem Orte unseres Verlangens geleitete. Wir hatten nach zehn Uhr Lima verlassen, und waren gegen ein Uhr Nachmittags an Ort und Stelle angelangt.

Cajamarquilla ist eine alte peruanische Ansiedlung im Rimacthale, in der Nähe des Rimacflusses, welcher das ganze Gebiet bewässert und fruchtbar macht. Die Ueberreste der Häuser bestehen sämmtlich aus luftgetrockneten Lehmziegeln; die Eintheilung der einzelnen Räume ist nur wenig von der Construction der heutigen Indianerhütten verschieden. Die Niederlassung muß allem Anscheine nach sehr bedeutend gewesen sein, indem die Ruinenstätten einen Umfang von mindestens 8 bis 10 Acres einnehmen. Zieht man den geringen Raum in Betracht, den eine Indianerfamilie zu ihrer Unterkunft benöthigt, so wird es nicht zu hoch gegriffen sein, wenn man die einstmalige Bewohnerschaft von Cajamarquilla auf 30.000—40.000 Seelen schätzt. Ich sah keine einzige Baute von besonders großen Dimensionen oder von Anlagen, welche vermuthen ließen, daß dieselbe einst zu religiösem Zwecke diente. Es sind zum größten Theile nur die Reste einfacher Lehmhütten, mit ganz gleicher Eintheilung der einzelnen Gemächer; Bauten, die sich höchstens durch den größeren oder kleineren Raum unterscheiden, den sie einnehmen. Nichts verräth hier das einstige Vorhandensein von Versammlungshallen, Götzentempeln, Opferaltären u. s. w., wie man sie in den mittelamerikanischen Ruinenstätten von Copan, Quiriguà, Petèn, Palenque u. s. w. antrifft. Man kann annehmen, daß jede dieser Lehmhütten, (wie noch heut zu Tage die meisten Indianerwohnungen) aus zwei Abtheilungen bestand und einen Flächenraum von ungefähr 6—8 Klafter im Quadrat einnahm. Die größere dieser beiden Abtheilungen hatte beiläufig 5, die kleinere 2—3 Klafter in Breite und Tiefe. Nirgends bemerkte ich hier Spuren jenes eigenthümlichen Zubaues, dem man in den Niederlassungen der Indianerstämme im Hochlande von Guatemala begegnet und der gewöhnlich zur Bereitung eines Dampfbades (temaskal) benützt wird.

Ueber das muthmaßliche Alter dieser Baumäler ein Urtheil abzugeben, fällt doppelt schwer in einem Klima, wo es niemals regnet und die Temperatur fast das ganze Jahr hindurch die nämliche ist, wo daher die Bauten nicht, wie in anderen klimatisch minder begünstigten Ländern, eben so dem verderblichen, zerstörenden Einflusse der Nässe und der Sonnenhitze, als der Winterkälte preisgegeben sind. Selbst Erdbeben sind hier nicht so be-

denklich als bei solideren Stein- oder Ziegelbauten, indem die Adobes weit mehr Elasticität besitzen, als hartes, körniges Baumaterial, und daher auch den zeitweiligen Zuckungen der Erdrinde leichter Widerstand leisten.

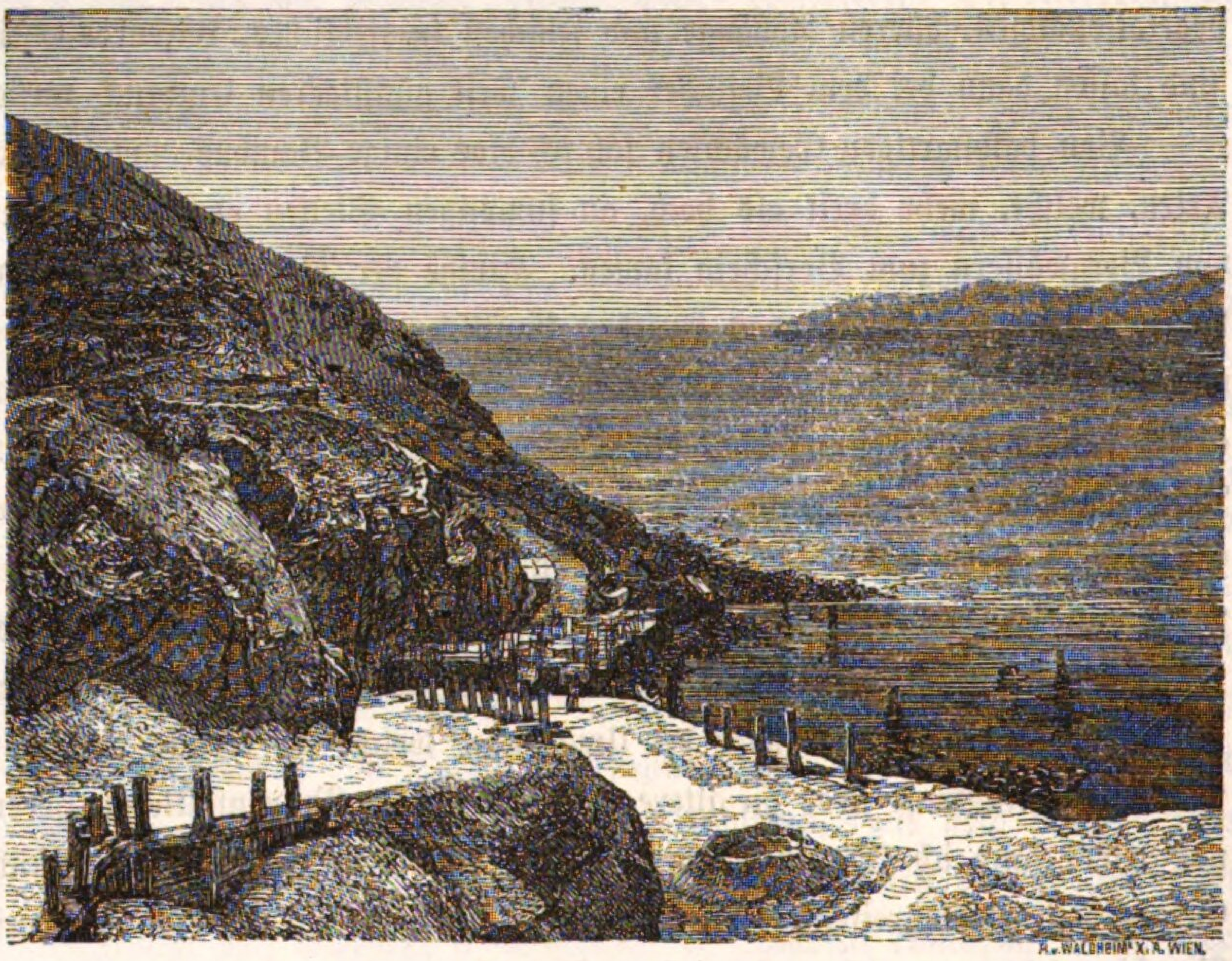
Die Lage der Ansiedlung in einem großen Längenthale, von etwa 10.000 Fuß hohen, phantastisch geformten Bergen coulissenförmig eingeschlossen, ist außerordentlich großartig. Während unseres Besuches sahen leider alle Höhen und Hügel der Umgebung kahl, dürr und traurig aus. Aber im Winter, nach den ersten Thaufällen, kleiden sich die meisten der jetzt so vegetationslosen, dürren Abhänge und Flächen in liebliches, reizendes Grün und lassen dann bei dem Besucher einen weit günstigeren Eindruck zurück.

Von baumartigen Gewächsen sah ich blos einige Bambus- und Acacia-Arten, welche, mehr breit als hoch, an sumpfigen Stellen oder am Saume von Bergwässern zum Vorschein kamen. Einige der Berge der Umgebung haben beim ersten Anblick das Ansehen künstlicher Befestigungen, aber bei näherer Untersuchung verschwindet jede Wahrscheinlichkeit, als wäre Cajamarquilla jemals eine Festung oder ein Ort der Vertheidigung gewesen. Allem Anscheine nach war die Ansiedlung noch zur Zeit des ersten Eintreffens der Spanier in Peru von Quichua-Indianern bewohnt, welche erst später entweder aus Furcht vor den Verfolgern selbstwillig davonzogen oder von letzteren gewaltsam aus ihren friedlichen Wohnsitzen vertrieben wurden. Keiner der heutigen Bewohner der Umgebung, welche ich sprach, vermochte mir nähere Auskunft über die ältere Geschichte dieser Ruinenstätte zu geben, und leider fand ich bei der kurzbemessenen Zeit meines Aufenthaltes nicht Gelegenheit, einen greisen Indianer, Namens Pablo Plata, welcher im Dorfe Guachipa lebte und sich noch einiger Traditionen über Cajamarquilla erinnerte, die ihm von einer dahingegangenen Generation überliefert worden waren, aufzusuchen und zu sprechen.

Dicht neben der ehemaligen Ansiedlung befindet sich dermalen eine große Hacienda, mit schönen, durch den Rimacfluß reich bewässerten Kleefeldern. Auf einer dieser grünen Oasen war es, wo die heitere Gesellschaft sich lagerte, um sich mit den mitgebrachten Leckerbissen und Getränken zu laben und für die Mühen der Heimkehr zu stärken. Als man jetzt auszupacken anfing, gewahrte man erst die Massenhaftigkeit der mitgeführten Vorräthe. Eine nicht unbeträchtliche Quantität von Speisen wurde auf dem Felde zurückgelassen, um den in der Nähe wohnenden Negern das Vergnügen

einer Nachlese zu verschaffen, obschon die Eingeborenen an den in europäischer Weise zubereiteten Speisen weniger Gefallen finden, als an den primitiven Gerichten der einheimischen Küche. So z. B. aß der uns als Führer dienende Neger weit lieber Vegetabilien und „Dulces" als Fleisch und fand den ihm gereichten Sherry und Cognac „too strong!" —

In wissenschaftlicher Hinsicht befriedigender und ergiebiger, in Bezug auf Geselligkeit und Gemächlichkeit aber minder günstig als mein Besuch von




Badeplatz von Chorillos, mit der San Lorenzo-Insel.

Cajamarquilla, fiel ein Ausflug nach Pachacamac im Lurinthale aus, den ich ebenfalls in Begleitung einiger Freunde unternahm. Ich brachte hier mit einem Officier der nordamerikanischen Fregatte „Merrimack", dem Fregattenlieutenant Ammen, mehrere Tage mit Untersuchungen zu, während der Rest der Reisegesellschaft schon früher nach Lima zurückkehrte.

Der Besuch von Pachacamac ist in soferne mit wenigeren Beschwerden als jener von Cajamarquilla verbunden, indem ein großer Theil des Weges, von Lima bis Chorillos, mittelst Eisenbahn zurückgelegt werden kann, und

nur der Rest der Reise über unabsehbare, Roß und Reiter ermüdende Sandflächen führt.

Chorillos, 9 englische Meilen von Lima entfernt, ein Lieblingsaufenthalt der Hauptstädter, mit Seebädern und Hazardspielen, liegt in einer kleinen romantischen Bucht, ist aber wegen der schroff aufsteigenden, 150 bis 200 Fuß hohen Sandufer selbst für Boote nur schwer zugängig. Sonst war ein Ritt dahin, ähnlich wie eine Reise von Callao nach der Hauptstadt, mit vielfachen Beschwerden und ernsten Gefahren verbunden, indem es nicht selten vorkam, daß Gäste, nachdem dieselben in Chorillos im Hazardspiel bedeutende Summen gewonnen hatten, auf dem Heimritte nach Lima, vielleicht sogar von ihren früheren unglücklichen Spielgenossen, meuchlings überfallen und ihrer Gewinnste wieder beraubt wurden. Jetzt fährt man in weniger als einer Stunde auf einem glatten Schienenwege bequem und unbehelligt dahin, denn zu einem Raubanfall mit Anwendung von Dampfkraft hat man es selbst in dem berüchtigten Peru noch nicht gebracht. Das Städtchen besitzt außer einigen größeren Wohnhäusern 100 bis 150 sogenannte Ranchos, luftige Bauten aus Holz und Adobes oder aus Lehm beworfenen Rohrwänden, in welchen die Stadtbewohner die heißesten und ungesundesten Monate des Jahres (Jänner bis Mai) zubringen. Diese Ranchos, von außen unansehnlich und fast ärmlich, sind im Innern zuweilen sehr wohnlich und comfortabel eingerichtet, und besitzen Veranden oder offene Vorhallen, in denen die gehäbigen Bewohner in zierlichen Hängematten sich schaukeln oder in bequemen Lehnstühlen, von der kühlenden Seebrise angefächelt, sich einem wohligen Nichtsthun überlassen. Im allgemeinen ist Chorillos ein höchst unbedeutender Ort, in welchem nur wenig zur Verschönerung und Vergrößerung geschieht, und wo der Präsident selbst im schmutzigsten, ärmlichsten Rancho wohnt. Allerdings bringt Don Ramon die meiste Zeit seines Aufenthaltes im Spielsaale zu und ist der hohen Summen wegen, die er wagt, am grünen Tische ein vielbeliebter und erwünschter Gast.

Wir ritten an einem heiteren Junimorgen gegen halb sieben Uhr von Chorillos ab, und erreichten drei Stunden später die alte, am Meeresufer gelegene Quichua-Ansiedlung von Pachacamac (unsichtbarer Gott[1]),

[1]) Eigentlich „der die Erde aus nichts hervorbringt." Den Inkas war Pachacamac „der unbekannte Gott", dessen Namen sie nur mit der tiefsten Ehrfurcht aussprachen und von dem sie sich keine bildlichen Darstellungen machten. Vergl. v. Tschudi, Peru, Bd. I. S. 290. — Narrative of the United States Exploring Expedition during the years 1838—1842. By Charles Wilkes, Commander of the Expedition. Philadelphia 1845. Vol. I. p. 278.

angeblich nach einem, dem Sonnencultus geweihten Tempel so genannt, welcher schon in der vor-inkaischen Zeit daselbst gestanden haben soll und später von den Inkas zur Verehrung der unsichtbaren Gottheit benutzt wurde. Noch gegenwärtig hört man zuweilen die ganze Ansiedlung „el templo del Sol“ nennen. Diese Ruinenstätte ist weit älter als jene in Cajamarquilla. Die Bauten sind hier theilweise mit Lehmziegeln, größtentheils aber mit gehauenen und durch Mörtel zusammengefügten Steinen ausgeführt und tragen noch in ihrer Zerstörtheit den Charakter des Soliden und Dauerhaften zur Schau. Von dem hier bestandenen vor-inkaischen Tempel ist indeß gegenwärtig außer den Grundfesten des Gebäudes keine Spur mehr vorhanden.

In der Mitte der einst sehr geräumigen indianischen Ansiedlung befindet sich ein ungefähr 400 Fuß hoher Hügel mit künstlichen terrassenförmigen Abstufungen und von hohen festungsartigen Mauern umgeben. Auf dieser Anhöhe stand einst der Tempel, welchen die Yunkas ihrer größten Gottheit erbaut hatten. Später, nachdem dieser wilde Stamm von den Inkas unterjocht worden war, weihten die letzteren den Tempel der Sonne, warfen die Götzenbilder der Yunkas hinaus und bestimmten zu seinem Dienste eine Anzahl königlicher Jungfrauen. Das Werk der Zerstörung aber vollbrachte Pizarro, als er im Jahre 1534 mit seiner fanatischen Horde in das Thal von Lurin drang, welches bis dahin eines der bevölkertsten und blühendsten der peruanischen Küste war. Die Dörfer wurden jetzt verheert, die Tempel niedergerissen, und die in denselben dienenden Jungfrauen von einer brutalen Soldateska geschändet und erschlagen.

Ganz in der Nähe der, dicht an der Küste gelegenen Ruinen, steigt aus dem Meeresgrunde die Insel Pachacamac empor, welche ihrer schroff abfallenden Felsenufer wegen nur sehr schwer zugängig ist und auf der sich kein einziges altes Baudenkmal befindet, wie von einigen Schriftstellern behauptet oder nacherzählt wird.

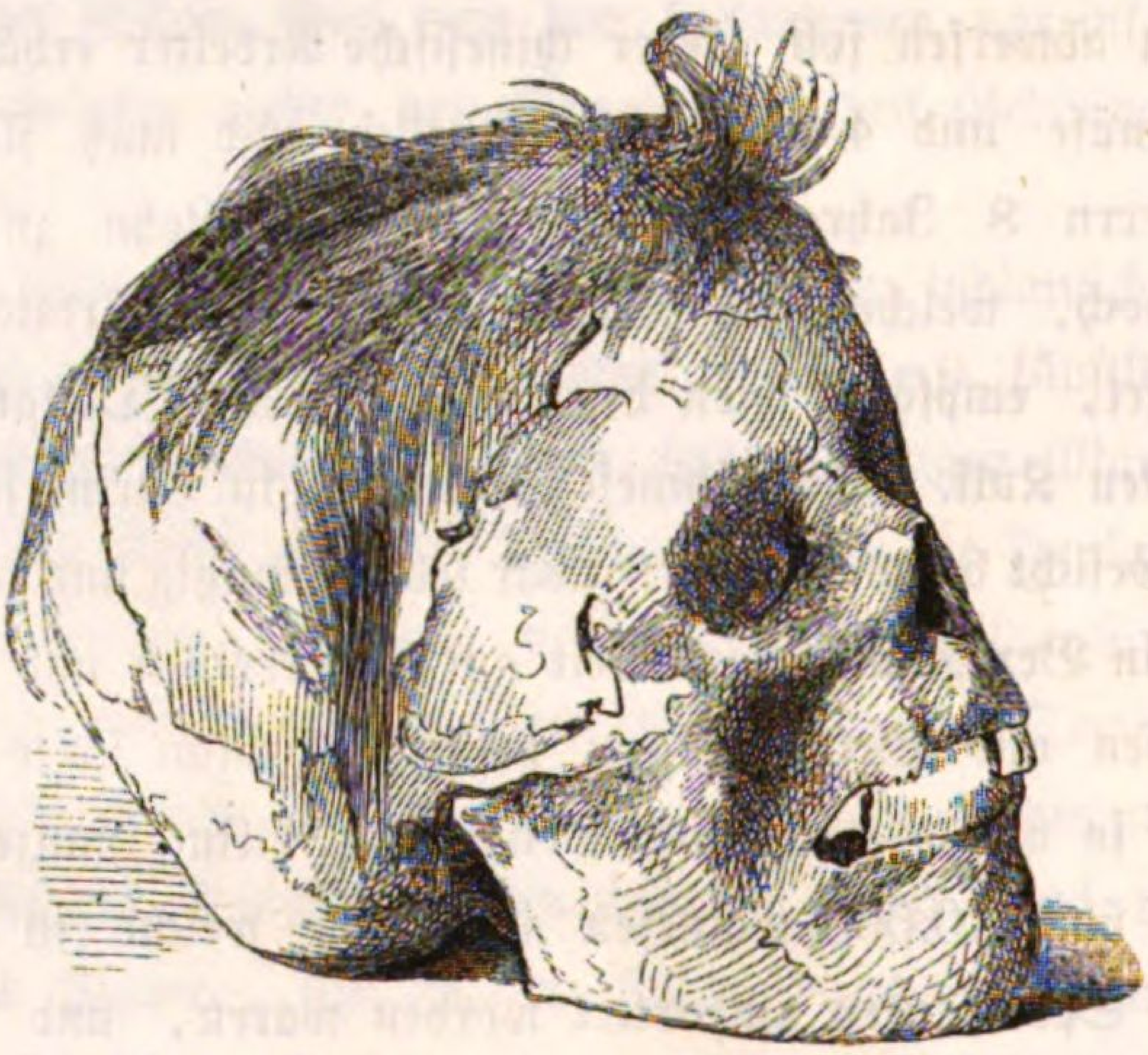
Vom Hügel aus genießt der Besucher einer wahrhaft überraschenden Umschau auf das herrliche, fruchtbare Thal von Lurin, und es kann sich kaum ein gefälligerer, wohlthuenderer Contrast dem Auge bieten, als die graubraune, sandige, weit sich hinziehende Ruinenstätte und die saftig grüne Thalebene mit dem buntschattirten Pflanzenreichthum, der sie umgiebt. Es bleibt überhaupt eine seltsame Erscheinung, daß ganz dicht am Meeresrande

eine so reiche Vegetation beginnt und Zuckerrohr sowohl, als auch Futtergräser in erstaunlicher Ueppigkeit gedeihen, während eine halbe Meile davon sich wieder eine sandige unfruchtbare Ebene mehrere Meilen landeinwärts ausdehnt. Erst im eigentlichen Lurinthale zeigt sich wieder ein tropisches Pflanzenleben in reizendster, freudigster Entfaltung.

Nach einer flüchtigen Recognoscirung der Localität brachten wir die Nacht in einer benachbarten Hacienda zu, einer großartigen Zuckerpflanzung und Zuckersiederei, welche über 180 chinesische Kulis beschäftigt und sehr großen Gewinn abwerfen soll. Jeder chinesische Arbeiter erhält als Nahrung Reiß und Gemüse und 4 Dollars monatlich und muß sich verpflichten, seinem Brodherrn 8 Jahre hindurch um diesen Lohn zu dienen. Der Speculant jedoch, welcher die Chinesen aus den nördlichen Provinzen China's einführt, empfängt von den Pflanzern 300 Dollars Prämie für jeden importirten Kuli. Die Chinesen, die wir in Lurin, so wie in Peru überhaupt zu Gesicht bekamen, sahen zwar sehr schmutzig und verwahrlost aus, schienen aber in Bezug auf Gesundheit gut zu gedeihen und sich weit besser als in Brasilien und Westindien zu befinden. Man sagte mir, daß zwei Chinesen nicht so viel arbeiten als Ein Neger. Im Ganzen leben gegenwärtig bereits über 10.000 Chinesen in Peru, welche in den letzten 10 Jahren durch Speculanten importirt worden waren, und von denen es einige bereits zu einem großen Vermögen gebracht haben, indem sie nach Ablauf der bedungenen 8 Dienstjahre völlig frei sind, und dann gewöhnlich sehr fleißig auf eigene Rechnung arbeiten. Auch in Peru, gleichwie in Indien auf der Insel Java u. s. w., halten die Chinesen fest zusammen und unterstützen sich gegenseitig, wenn einer oder der andere von ihnen in Noth oder Unglück geräth.

Am folgenden Morgen zeitig früh besichtigten wir wiederholt die Ruinen von Pachacamác und nahmen eine Anzahl Neger mit Werkzeugen aus der Hacienda mit, um einige Grabungsversuche anzustellen. An verschiedenen Orten, besonders in der Nähe des Hügels, auf welchem einmal der Sonnentempel stand, fanden wir hunderte Todtenschädel umherliegen. Die meisten der von uns untersuchten Cranien waren künstlich zusammengepreßt, und zwar erschienen sie nicht immer an der gleichen Stelle abgeplattet, was den deutlichsten Beweis liefert, daß hier eine künstliche Compression stattgefunden hat. Viele Schädel waren, obwohl sie schon mehrere hundert Jahre in

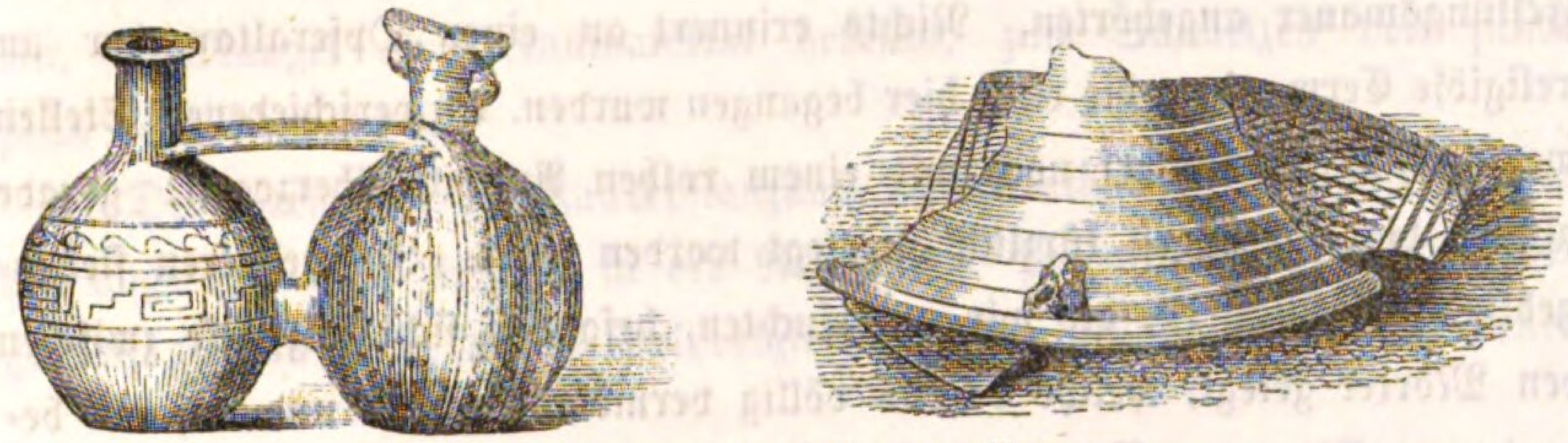
der Erde geruht, noch völlig mit Haaren bedeckt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß alle hier begrabenen Todten dem Stamme angehörten, welcher diese Ansiedlung zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Spanier bewohnte. Denn nach der Besitznahme und jener großartigen Taufhandlung, welche bekehrungssüchtige Mönche an den braunen Eingeborenen in Masse vollzogen, wurde keiner der christlichen Indianer mehr in heidnischer, ungeweihter Erde bestattet.



Indianerschädel aus den Gräbern von Pachacamac.

Die peruanischen Indianer hatten bekanntlich die Sitte, ihre Todten in grobe Gewebe zu hüllen und dann in korb- oder sackförmigen Strohgeflechten zu begraben, indem ihnen zugleich gewisse Gegenstände und Utensilien mitgegeben wurden, welche sie im Leben benützt hatten und die meistens in einer Beziehung zu ihrer Beschäftigung auf Erden standen. So gab man Fischern Netze, Körbe u. s. w. mit ins Grab; Häuptlingen dagegen Waffen, Stöcke mit goldenen Knöpfen, Gefäße aus Holz und gebrannter Erde u. s. w. Der Kopf liegt gewöhnlich auf einer polsterartigen Unterlage aus Gras oder Baumwolle. Ein jedes solches Grab heißt Huaco; zuweilen wird aber auch ein einzelner Theil desselben so genannt. Ich nahm von Pachacamac ungefähr ein halbes Dutzend höchst merkwürdig geformter Indianerschädel, so wie einige mumificirte Körpertheile mit, welche die Neger in meiner Gegenwart ausgegraben hatten. Alle diese Gegenstände wurden, vortrefflich conservirt, 3—4 Fuß unter der Erde, theils in einfachen Gruben, theils in länglichen

ausgemauerten Gräbern aufgefunden, was auf eine gewisse Wohlhabenheit der begrabenen Individuen schließen läßt. Gewöhnlich trifft man mehrere

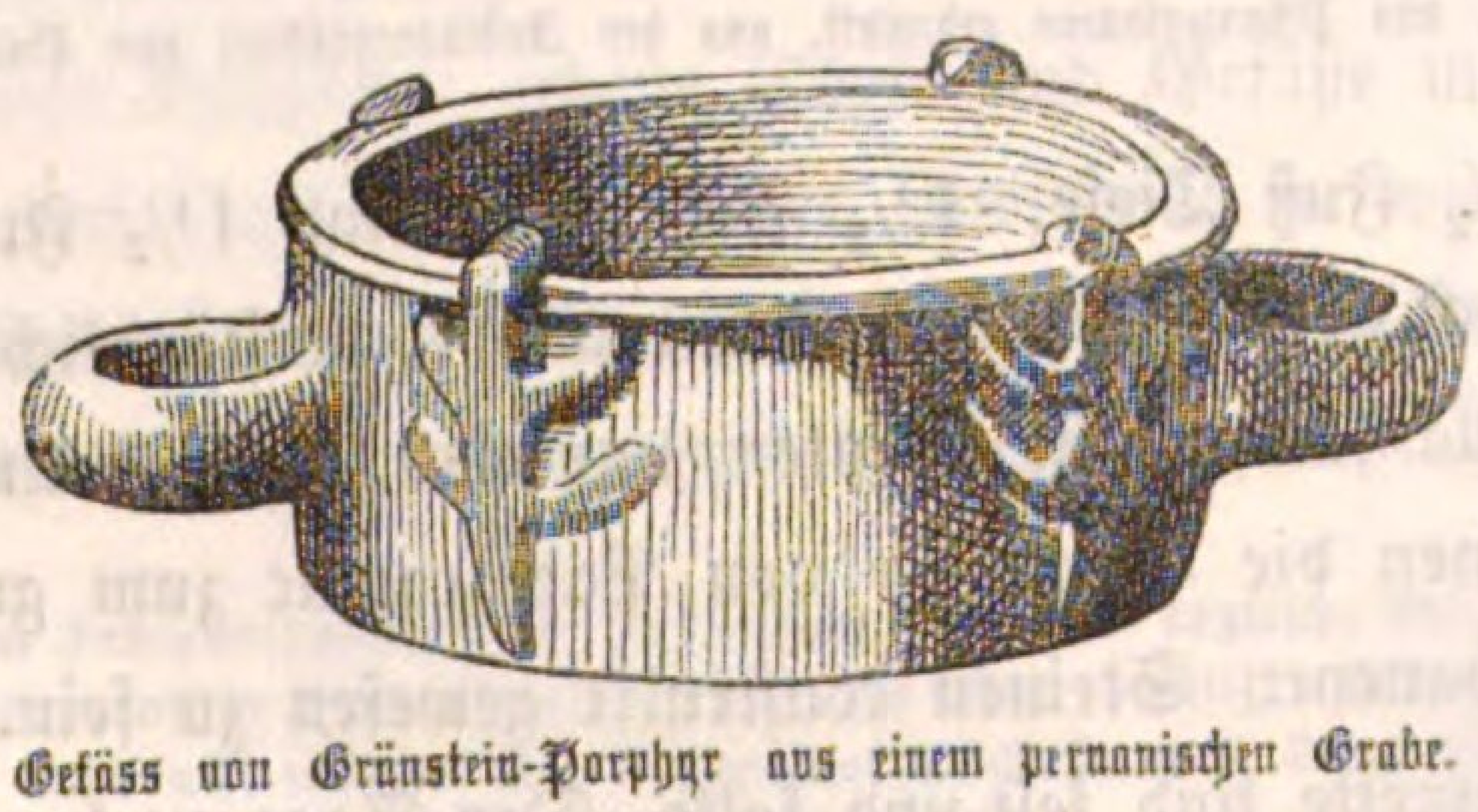


Irdene Gefässe aus den Gräbern von Pachacamac.

Skelete (wahrscheinlich Familienglieder) in einem und demselben Grabe. Auch Stoffe und Gewebe, ganz vorzüglich erhalten, fand ich zwischen den Leichen



Irdene Gefässe aus Indianergräbern.



Gefäss von Grünstein-Porphyr aus einem peruanischen Grabe.

Während sich die Neger mit weiteren Grabungen beschäftigten, bestieg ich noch einmal den Hügel, auf dem einst der Sonnentempel gestanden

haben soll und der von den heutigen Bewohnern der Gegend „Castillo del Sol“ genannt wird. An der Seite gegen das Meer zu, erblickt man noch jetzt eine Anzahl von Stützpfeilern, welche augenscheinlich einer früheren Festungsmauer angehörten. Nichts erinnert an einen Opferaltar oder an religiöse Cermonien, die einst hier begangen wurden. An verschiedenen Stellen war der Maueranwurf noch mit einem rothen Anstrich überzogen, gerade als ob die Farbe erst kürzlich angelegt worden wäre. In mehreren stehengebliebenen Mauern, die wir untersuchten, befanden sich Holzstücke zwischen den Mörtel gelegt, welche bereits völlig vermodert waren und auf ein bedeutendes Alter der Bauten schließen ließen. Auch bemerkten wir in vielen noch stehenden Wänden der früheren Indianerhütten nischenförmige Vertie-

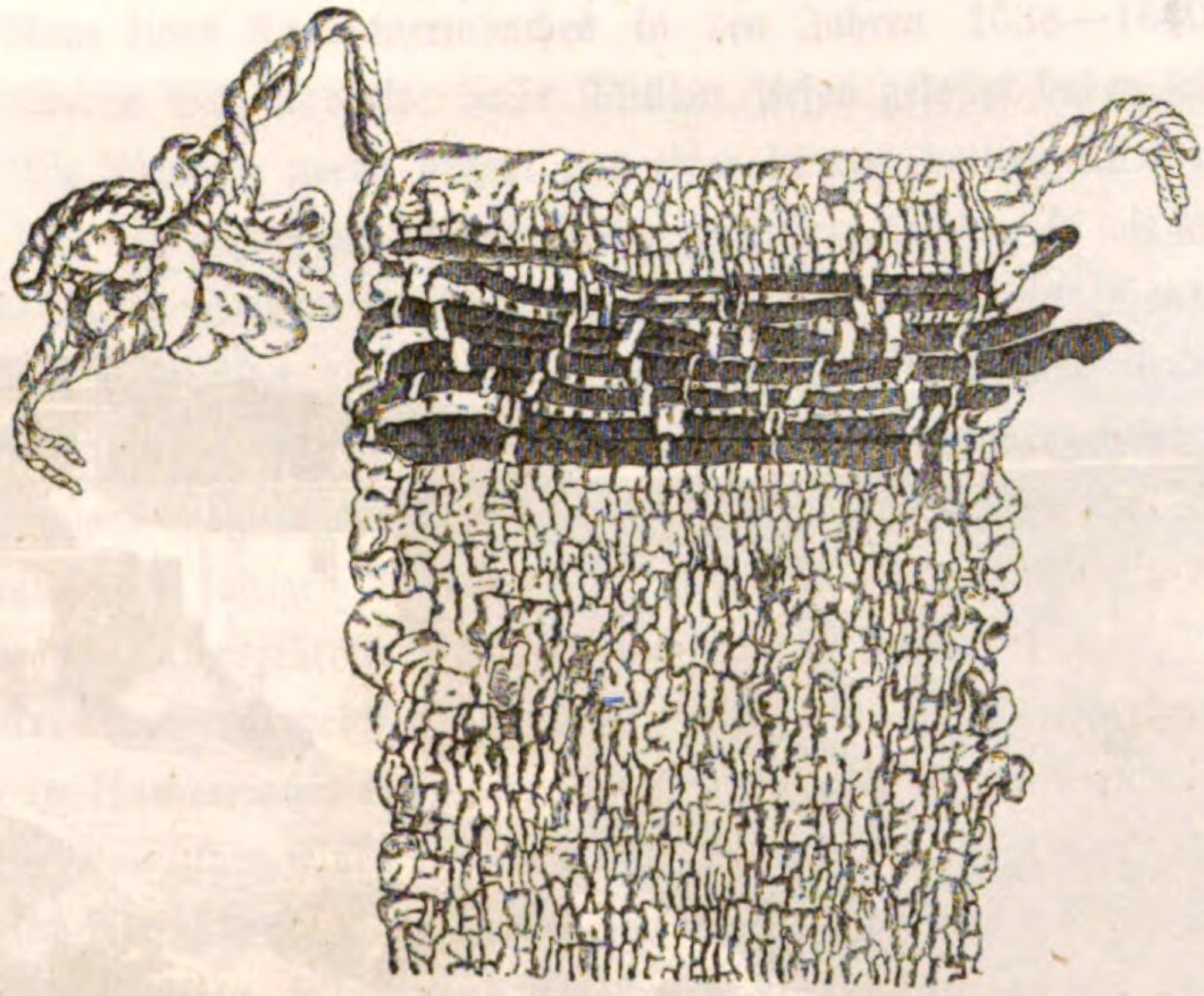


Beutel, aus Pflanzenfasern geknüpft, aus den Indianergräbern von Pachacamac.

fungen von 1½ Fuß Tiefe, 1½ Fuß Höhe und 1½ Fuß Breite, deren ehemaliger Zweck aber völlig unbekannt und unverständlich bleibt. Während in Cajamarquilla sämmtliche Bauten nur aus luftgetrockneten Lehmziegeln bestanden, scheinen die Bauwerke von Pachacamac zum großen Theile aus ziegelförmig gehauenen Steinen construirt gewesen zu sein. Die noch vorhandenen Mauerreste sind fest und solid. Der Sage nach erstreckten sich die Mauern des ehemaligen Pachacamac bis Cuzco, ungefähr 240 englische Meilen weit ins Innere.

Die einzige Pflanze, welche ich auf der sandigen Ebene und zwischen den Ruinen wachsen sah, war eine kleine unansehnliche Fettpflanze, von den Eingeborenen „Atschapoya" genannt, welche in vielen Bergwerksdistricten, wo Mangel an Brennmaterial herrscht, zum Schmelzen von plata piña verwendet wird.

Der Verwalter der Zuckerpflanzung im Lurinthal erzählte mir, daß er vor ungefähr zehn Jahren in der Nähe von Pachacamac Mumien ausgraben gesehen habe, welche Goldverzierungen im Munde trugen und denen



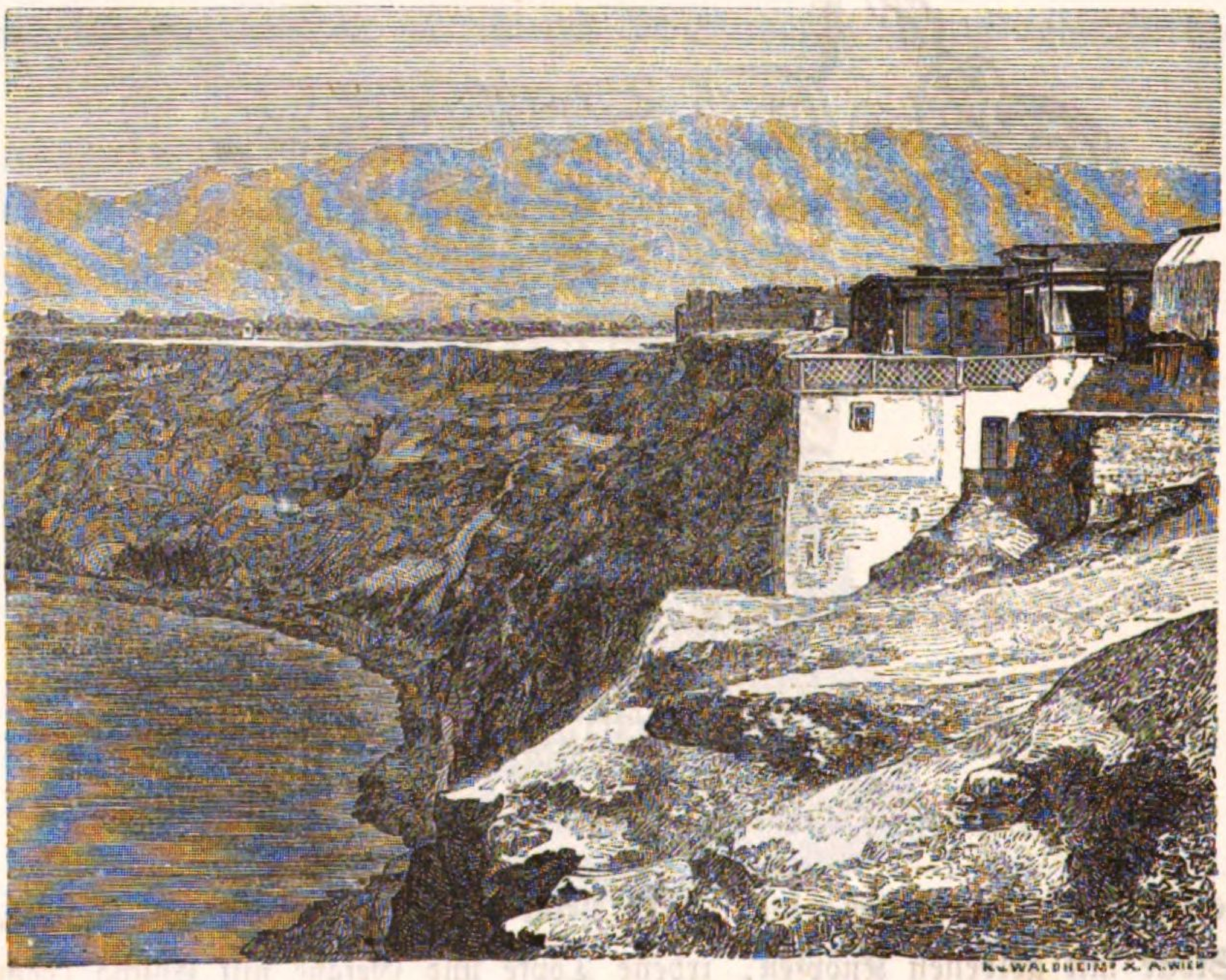
Gewebe von Baumwolle aus den Indianergräbern von Pachacamac.

verschiedene Gegenstände, wie z. B. kleine Idole aus Gold und Silber, Stöcke mit goldenen Knöpfen, irdene Töpfe und Gefäße mit Chicha (dem bekannten gegohrenen Lieblingsgetränk der Indianer) so wie Früchte unter die Erde mitgegeben worden waren. Sowohl die Chicha als auch die Früchte wurden noch in einem bewunderungswerth guten Zustande gefunden[1]).

[1]) In Cañete, einem Indianerstädtchen mit 9000 Einwohnern, 60 englische Meilen von Lurin, giebt es gleichfalls zahlreiche peruanische Baudenkmale, so wie auch einen ehmaligen Götzentempel, welcher noch niemals wissenschaftlich untersucht worden ist. Bei meiner Rückkehr nach Lima wurde mir die Mumie eines neugeborenen Kindes gezeigt, welche Don Juan Quiros, ein Deputirter der Provinz Canete, so eben aus seiner Heimat mitgebracht hatte. Der völlig mumificirte Körper des Kindes lag in einem schönen, zierlich geflochtenen Körbchen, und war in verschiedene feine, buntfarbige Gewebe gehüllt. Zu beiden Seiten lagen Spielzeug, Schleuderschnüre, Nabeldeckchen u. s. w., Gegenstände welche von einem eben so hohen Grade von Industrie, als von der zarten Sorgfalt der Mutter für ihren todten Säugling Zeugniß gaben.

Auf dem Rückwege nach Chorillos passirten wir das schön gelegene, mit zierlichen Landhäusern geschmückte Dorf Susco, welches, bevor Chorillos in Aufschwung kam, ein beliebter Sommeraufenthalt der Limener war. Jetzt sieht es dort traurig und verlassen aus.

Als ich von diesem interessanten Ausfluge nach Lima zurückkehrte, blieben nur mehr wenige Tage bis zu meiner Einschiffung am Bord des Postdampfers übrig, der mich nach Panama weiterbefördern sollte. Ich benützte dieselben zur Besichtigung von Sehenswürdigkeiten, zu Spazierritten in die nächste Umgebung und zu Abschiedsvisiten.



Ansicht von Agua dulce und den „Barrancas“ in Chorillos.

Einer der schönsten Spaziergänge in Lima ist die erst seit zwei Jahren eröffnete Alameda nueva auf dem Wege nach Amancaes am jenseitigen Ufer des Rimacflusses, welcher Lima in zwei ungleiche Hälften scheidet, von denen jedoch die bei weitem größere, die eigentliche Stadt umfassend, am südlichen Ufer liegt. Nach den romantischen Schilderungen, welche ich über den Rimac gelesen hatte, fand ich mich bei dessen wirklichem Anblick höchlich enttäuscht. Von dem tobenden Wasserfall unterhalb der Brücke,

den Castelnau so malerisch schildert, war nichts zu sehen; der größte Theil des 150 bis 200 Fuß breiten Flußbettes lag trocken und nur an wenigen Stellen rieselte das Wasser sanft wie ein Bach dahin. Die Jahreszeit mag allerdings zu dieser Verödung beigetragen haben, und im Jänner, Februar und März, wenn der schmelzende Schnee und die heftigen Gewitterregen in den benachbarten Cordilleren Bäche und Flüsse schwellen, dürfte wohl auch der Rimacfluß einen imposanteren, lebendigeren Anblick bieten. Die steinerne Brücke, welche über den Fluß nach der Vorstadt San Lazaro führt und diese mit Lima verbindet, ist ein schönes Bauwerk, welches nach dem Plane eines Augustinermönches in den Jahren 1638—1640 ausgeführt worden war, und eine halbe Million Pesos gekostet haben soll.

Die Alameda nueva besteht aus einer langen, breiten Allee mit zierlichen Gartenanlagen und Blumenbeeten zu beiden Seiten, so wie aus kunstvollen Marmorstatuen in Lebensgröße, und ist durch ein schönes, reichverziertes Eisengitter abgegrenzt. Diese herrliche Promenade ist besonders im Winter der südlichen Hemisphäre (Juni bis September) belebt, wenn nach einigen ausgiebigen Thaufällen die Berge und Thäler der Umgebung sich mit einer saftigen Vegetation bedecken und die Bewohner der Hauptstadt, einer althergebrachten Sitte folgend, nach dem lieblichen Thale von Amancaes wandern, welches dann mit den gelben Blüthen einer Amaryllis-Art (Ismene Hamancaes, Herbert) dermaßen übersäet ist, daß es von diesem hübschen Pflänzchen seinen eigenen Namen erhalten hat. Um jene Zeit improvisirt sich hier eine ganze Ansiedlung von Bretterbuden, in welchen Eßwaaren und Erfrischungen feilgeboten, Riesen und Zwerge, Panoramen und Kunstcabinete zur Schau gestellt werden, wo Bänkelsänger und Musikanten sich herumtreiben, wo Seiltänzer und Gaukler, Spieler und Diebe nicht ermüden die gaffende, vergnügungssüchtige Menge in der verschiedensten Weise auszubeuten.

Auf dem Wege von Amancaes nach der Stadt besuchte ich noch die schöne, große, zweckmäßige, öffentliche Markthalle, in welcher hauptsächlich eine reiche Menge verschiedenster Tropenfrüchte und Gemüse meine Aufmerksamkeit auf sich zog, obschon auch das buntbewegte Treiben der Händler und Käufer zu interessanten Beobachtungen Anlaß gab. Diese Markthalle, so wie das geräumige, reich mit Wasser versehene Schlachthaus (camál), wo allein das für den Verbrauch der Bevölkerung bestimmte Horn-

vieh geschlachtet werden darf, sind zwei Einrichtungen, welche in ihrer Zweckmäßigkeit selbst in mancher Stadt Europa's noch vermißt werden.

Auch in Bezug auf das neue, nach dem Auburn'schen System der gemeinsamen Arbeit bei Tag und der Einzelnhaft während der Nacht erbaute Gefängniß (penitenciaria) läßt sich nur Anerkennungswerthes sagen, obschon sich nach meinem Dafürhalten die Anwendung des sogenannten Philadelphia-Systems, nämlich die völlige Trennung und beständige Absperrung der Gefangenen, für Lima zweckmäßiger erwiesen haben dürfte [1]). Der Erbauer dieser großartigen Anstalt, für deren Herstellung die Regierung 750.000 Pesos bewilligt hat, ist einer der unterichtetsten und rührigsten Peruaner, die ich kennen gelernt, Don Mariano Felipe Paz Soldan, welcher längere Zeit in Nordamerika gelebt und die dortigen Strafanstalten einer gründlichen Prüfung und Beurtheilung unterzogen hat [2]). Die Anstalt wird, wenn vollendet, in drei Stockwerken Raum für 450 Gefangene enthalten, und ist zugleich Vorsorge getroffen worden, um, ohne die Einheit des Ganzen zu stören, durch Zubau die Zahl der darin unterzubringenden Sträflinge bis auf 1220 Individuen vermehren zu können. In jedem Flügel befinden sich 26 Zellen für Männer, 13 für Frauen und 13 für junge Verbrecher unter 21 Jahren [3]).

Die Beschäftigung der in dieser Anstalt untergebrachten, unfreiwilligen Insassen wird hauptsächlich in der Anfertigung von Schuster- und Sattlerarbeiten bestehen, indem für diese im Lande stets der sicherste und vortheilhafteste Absatz ist. Bemerkenswerth für die niedere Stufe, auf welcher sich gegenwärtig noch die Industrie in Peru befindet, erscheint es, daß alle für die Anstalt erforderlichen Schlosser-, Tischler- und Zimmermanns-

[1]) Das dermalen noch benützte Carcel oder Gefängniß auf dem Inquisitions- (oder, wie man ihn jetzt zu nennen pflegt). Unabhängigkeitsplatze ist ein schauderhafter Aufenthalt, in dem mehrere hundert Gefangene zusammengepfercht leben müssen, und dem alle Bedingungen für eine sittliche und geistige Hebung der Verbrecher mangeln.

[2]) Hiervon giebt am besten das schöne Werk Zeugniß, welches Herr Paz Soldan über die Gefängnisse der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Form einer Denkschrift an die peruanische Regierung veröffentlichte. Vergl. „Examen de las Penitenciarias de los Estados Unidos. Informe que presenta al Supremo Gobierno del Peru su Comisionado Mariano Felipe Paz Soldan.“ Nueva York Jmprenta de S. W. Benedict. 1853. — Der nämliche Autor ist eben im Begriff, eine Geschichte seines Vaterlandes seit der Lostrennung desselben von der Krone Castiliens im Jahre 1822 zu schreiben, und zwar unter dem anspruchlosen Titel: „Noticias para servir a una historia del Peru independiente“. Herr Paz Saldan besitzt eine umfassende Sammlung der bedeutendsten Werke in Bezug auf die ältere und neuere Geschichte Peru's, so wie einige seltene Vocabularien von indianischen Sprachen und Dialekten Südamerica's, welch letztere gleichfalls noch der Veröffentlichung harren.

[3]) Die Zellen sind 2.50 Meter lang und 1.50 Meter breit.

arbeiten aus den Vereinigten Staaten, aus Frankreich und England eingeführt wurden. Sogar die Pflastersteine kamen aus Angers. Nur das Baumaterial zu den Gebäuden, einen schönen, feinkörnigen Granit, lieferte das Land selbst aus einem großen benachbarten Steinbruch.

Oeffentliche Vergnügungen und Belustigungen giebt es in Lima nur wenige, und auch diese zeugen von keinem geläuterten Geschmack. Das Theater ist ein altes, unschönes Gebäude, in welchem von spanischen Schauspielern sehr mittelmäßige Vorstellungen gegeben werden. Eine italienische Operngesellschaft mußte sich aus Mangel an Zuspruch auflösen, und selbst die ersten Kräfte konnten sich nur mit Noth so viel ersingen, um die Kosten der Rückkehr nach Europa auf einem Segelschiff bestreiten zu können. Die einzige Belustigung, welche sich beständig eines großen Volkszulaufes erfreut, sind die Stiergefechte. Dieselben finden während des Sommers in der Plaza del Acho in einem eigens für diesen Zweck aus luftgetrockneten Ziegeln erbauten, von oben offenen Amphitheater statt. Ganz Lima ist an einem solchen Tag in Aufregung, eine unabsehbare Menge von männlichen und weiblichen Neugierigen strömt durch die Alameda nach der Arena, um sich an diesem blutigen Schauspiele zu ergötzen. Wohl 12—15.000 Menschen drängen sich in den geschlossenen Raum; hastig wirft ein Jeder einen halben Peso Eintrittsgeld hin, um desto sicherer noch einen guten Platz zu finden. Man sollte glauben, es handle sich um ein großes, erhebendes Schauspiel, während es nur eine brutale Thierhetze ist, welche aufgeführt wird! Der Leser erlasse mir den ganzen rohen Vorgang neuerdings zu erzählen, welcher bereits so oft beschrieben und namentlich von Tschudi in dessen peruanischen Reiseskizzen so meisterhaft geschildert worden ist [1]).

Es bleibt jedenfalls von culturhistorischem Interesse, daß Stiergefechte nur mehr von Spaniern und deren farbigen Abkömmlingen in den verschiedenen Theilen der Erde ausgeführt werden, und es scheint nur consequent, wenn die Gesetze der nämlichen Nation noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts über die zum Protestantismus übergegangenen Katholiken die Galeerenstrafe verhängen! —

Wir wollen indeß hier noch eine Bemerkung über eine Frage beifügen, welche Herr von Tschudi in seiner erwähnten Schilderung unentschieden

[1]) Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838—1842 von J. J. von Tschudi. St. Gallen 1846. I. Band, Seite 220—236.

läßt: was nämlich mit dem Fleische der getödteten Stiere geschehe. Darüber ist uns kein Zweifel geblieben; es wird ganz in der Nähe der Arena sofort geviertheilt und zu ermäßigtem Preise an die Bevölkerung verkauft, obschon das Fleisch eines zu Tode gehetzten Thieres kaum ohne Gefahr für die Gesundheit genossen werden kann. Aber die Neger behaupten, das Fleisch sei weit mürber, als von den auf gewöhnlicher Weise getödteten Rindern, und die Regierung des republikanischen Peru überläßt es jedem selbst, sich mit seiner Verdauung zurecht zu finden.

Ueber die gesellschaftlichen Verhältnisse Lima's vermag ich nur wenig mitzutheilen. Der Fremde findet schwer Zutritt zu den Familien des Landes, besonders wenn sein Aufenthalt von so kurzer Dauer ist, als der meinige. Das Treiben in der Hauptstadt hat in neuerer Zeit viel von seiner früheren Originalität und Poesie eingebüßt. Wer Lima vor 20 Jahren gesehen, möchte es dermalen kaum wieder erkennen. Die „Saya“ und der „Manto“, jene originelle, in Lima allein nur gebräuchliche Tracht, welche die Frauen auf der Straße, bei Spaziergängen, in der Kirche und bei Processionen beständig wie maskirt erscheinen ließ, ist völlig verschwunden, und damit ist auch in den Sitten und Gebräuchen nothgedrungen manche Veränderung eingetreten. Sonst durfte sich keine Frau ohne Saya und Manto auf die Straße wagen; jetzt läuft sie im Gegentheil Gefahr insultirt oder mindestens verhöhnt zu werden, wenn sie in dieser eigenthümlichen, einem Maskenanzuge nicht unähnlichen Vermummung öffentlich erscheint. Die früher landesübliche Tracht mußte den französichen Moden weichen; die Saya, dieser enganschließende, meist schwarze oder zimmtfarbene Oberrock, welche über die gewöhnliche Kleidung angezogen wurde und dadurch eine sorgfältigere Toilette ersparte, hat der weiten seidenen Robe Platz gemacht; den Manto, jenem großen Schleier von dichtem, schwarzem Seidenzeug, welcher über Rücken, Schultern und Kopf geschlagen und so geschickt geschlossen wurde, daß man nur einen kleinen dreieckigen Raum um ein Auge zu sehen bekam, ersetzt dermalen ein schwarzes langes Kopftuch, wie es die spanischen Frauen überhaupt zu tragen pflegen.

Die Limenerinnen sind im Allgemeinen schöne, schlanke, zierliche Erscheinungen, welche namentlich durch ihren feinen Teint, ihre großen, dunklen, glühenden Augen, ihre blendend weißen Zähne, ihr reiches schwarzes Kopfhaar und ihre niedlichen Füßchen auffallen. Sie erinnerten mich lebhaft an

die Frauen der Havanna, mit denen sie auch große Putzsucht gemein haben, während sie an Adel der Gestalt und geistigem Ausdrucke des Gesichtes den Frauen Chile's entschieden nachstehen.

Die männliche Gesellschaft von Lima, und darunter verstehe ich hauptsächlich die weißen Creolen oder Abkömmlinge von Spaniern, welche ungefähr den dritten Theil der Bevölkerung bilden [1]), macht nicht den Eindruck, als würde durch ihre geistigen Bestrebungen, durch ihre commercielle, landwirthschaftliche oder industrielle Thätigkeit das Land jemals einen freudigeren Aufschwung nehmen, einer glücklicheren Zukunft entgegengehen! Der Zustand Peru's seit seiner Lostrennung von Spanien im Jahre 1822, die fortwährenden Wirren und Bürgerkriege, so wie der Umstand, daß sich ein Mestize, wie Ramon Castilla, ohne alle geistigen und moralischen Eigenschaften, als lebenslänglicher Präsident der Republik zu behaupten vermag [2]), zeigen am deutlichsten den politischen und sittlichen Verfall des peruanischen Staates. Alle die herrlichen Länder von Peru bis Mexico sind nach dreihundertjähriger spanischer Unterjochung durch die weichlichen, arbeitsscheuen, denkfaulen Mischracen, welche sie bevölkern, in einen Zustand der Auflösung und Degeneration gesunken, aus welcher sie nur eine große, fremdländische Einwanderung, eine völlige Vermischung mit irgend einer kraftvollen Race des Nordens, zu retten vermag. Ich habe im Laufe einer früheren Reise die verschiedenen Staaten Centralamerika's mit ihren reizenden, gesunden, fruchtbaren Hochebenen und einem Klima von immerwährender Frühlingsmilde jahrelang

[1]) Die Bevölkerung Lima's beträgt nach M. Fuente's „Estadistica general de Lima" (1858) im Ganzen 94.195 Seelen; nach A. Leubel's „Anuario national" vom Jahre 1861 nur 85.116 Seelen, welche auf einem Flächenraum von 6,523.597 spanischen Quadrat-Varas leben. Die Gesammtbevölkerung Peru's dürfte kaum 1,900.000 Seelen übersteigen, obschon ein genauer Census noch niemals aufgenommen worden ist.

[2]) Ich hatte einmal während meiner Anwesenheit in Lima Gelegenheit, mit Don Ramon zu verkehren. Derselbe war eben von seinem Landaufenthalte oder vielmehr von seinem Aufenthalt am Roulette-Tisch in Chorillos nach der Stadt gekommen, und hatte noch genug gute Laune mitgebracht, um mich in seiner Wohnung zu empfangen. An zwei Wachtposten vorüber ging ich durch einen wüsten Hofraum nach einem im Erdgeschoß befindlichen kleinen, spärlich erleuchteten Salon und befand mich plötzlich dem Präsidenten der Republik gegenüber. Ich wurde demselben von einem in Lima ansässigen Freunde vorgestellt. General Ramon Castilla ist ein Mestize, mit einem stark prononcirten, braunen Indianergesicht, hervorstehenden Backenknochen, gebogener Nase, struppigen, kurzgeschnittenen, grauen Haaren und energischen, aber rohen Zügen, dem jedenfalls die Anerkennung gebührt, durch seine despotische Herrschaft mindestens einige Jahre lang die dem Lande so nöthige Ruhe erhalten zu haben. Aber es bleibt immerhin eine traurige Wahrnehmung, bezeichnend für die waltenden Verhältnisse, daß ein Reich, über welches einst spanische Granden und Vicekönige herrschten, gegenwärtig von einem Halbindianer, der kaum nothdürftig lesen und schreiben kann, regiert wird. Mich erinnerte General Castilla in Benehmen und Ausdrucksweise lebhaft an seinen braunen Collegen, den dermaligen Präsidenten von Guatemala, Rafael Carrera, mit dem er auch in Bezug auf despotische Gewaltmaßregeln sympathisirte. Bei der jüngsten Präsidentenwahl ist indeß Castilla durchgefallen.

durchwandert, und allenthalben hat sich mir das nämliche Schauspiel geboten. Fast überall schien die Natur diesen mit Indianer- und Negerblut gemischten Völkern das Mittel versagt zu haben, durch eigene Anstrengung ihrer Lethargie Meister zu werden. Wo einzelne Ausnahmen stattfanden, wo eine freudigere Regsamkeit sich kundgab, wie z. B. in Costa Rica, da zeigte sich auch, daß der Menschenschlag reiner spanisch geblieben ist, als in den anderen jungen Republiken von Mittel- und Südamerika [1]).

Alle diese Staaten dürften in ihrer jetzigen politischen Gestaltung von der gewaltigen Strömung der Zeit kaum unberührt bleiben. Sie haben keine andere Aussicht, als entweder integrirende Theile des mächtigen nordamerikanischen Staatskörpers zu werden, oder sich unter dem Scepter eines Sprößlings irgend eines europäischen Herrscherhauses neuerdings als Monarchien zu constituiren. Gleichviel, ob Nordamerikaner, ob Engländer oder Deutsche, immer werden es die Söhne einer thatkräftigeren Race sein, welche hier das Wesen des südlichen Volksstammes umgestalten, einen neuen Nervengeist wecken und so vollbringen, was die heutige schlaffe Mischbevölkerung versäumt, was sie nicht leisten will oder kann. Eine tüchtige nordische Emigration ist allein im Stande, diese Länder commerciell und politisch zu heben, ihre reichen Naturschätze auszubeuten und zu verwerthen und ihnen eine würdige Stelle unter den Culturstaaten der Erde zu sichern.

Von den verschiedenen peruanischen Nutzpflanzen, von welchen ich mir in Lima kleine Quantitäten zu späteren wissenschaftlichen Untersuchungen verschaffte, erlaube ich mir vor allem die Coca (Erythroxylon Coca) zu erwähnen, deren Blätter, mit Kalkpulver oder Pflanzenasche gemischt, ein so wichtiges Kau- und Existenzmittel der Indianerstämme Bolivien's und Peru's bilden. Schon vor meiner Abreise von Europa hatte einer unserer berühmtesten deutschen Chemiker, Obermedicinalrath Wöhler in Göttingen, den Wunsch ausgesprochen, durch den Besitz einer größeren Quantität von Cocablättern in die Lage gesetzt zu werden, die chemischen Bestandtheile dieser höchst merkwürdigen Pflanze genauer als dies bisher geschehen, untersuchen zu können, und ich erachtete es daher als eine angenehme Pflicht, diesem Gegenstande meine besondere Beachtung zuzuwenden. Wenngleich die wunderbar stimulirenden

[1]) Aus gleichem Grunde gestaltet sich auch die Zukunft Chile's hoffnungsreicher und freudiger, weil hier der größte Theil der Bevölkerung unvermischt geblieben, und das fremdländische Element daselbst bereits bedeutend an Einfluß zu gewinnen beginnt.

Eigenschaften der Coca bereits seit mehr als einem halben Jahrhundert die Aufmerksamkeit europäischer Reisenden auf sich gezogen haben, so sind doch die Blätter dieser Pflanze, welche besonders üppig an den östlichen Abhängen der peruanischen und bolivischen Anden, auf einer Höhe von 8000 Fuß über dem Meere, bei einer mittleren Temperatur von 18—20 Grad Celsius gedeiht, bisher nur in sehr kleiner Menge nach Europa gebracht worden, um höchstens als Raritäten in Sammlungen aufbewahrt zu werden. Einem Mitgliede der Novara-Expedition blieb die Freude vorbehalten, die erste größere Quantität von ungefähr 60 Pfund der deutschen Wissenschaft zur Verfügung stellen zu können. Die Hälfte dieser Menge brachte ich selbst mit nach Europa, die andere Hälfte wurde mir später durch die besondere Güte von zwei in Lima ansässigen, befreundeten Deutschen, den Herren C. Eggert und N. Linnich, zugesandt.

Ueber die Cocapflanze, ihre Cultur, ihre Verwendung und ihre Wirkungen sind schon so zahlreiche und gediegene Beschreibungen der Oeffentlichkeit übergeben worden [1]), daß ich es wohl füglich unterlassen kann, des Näheren auf die Sitte des Cocakauens und auf die Wichtigkeit dieser Blätter als eines Hauptsubsistenzmittels für mehrere Millionen Indianer einzugehen. Doch mögen hier einige mir persönlich bekannt gewordene Fälle, so wie statistische Daten über die jährlich in Bolivien und Peru consumirte Quantität Cocablätter und die national-ökonomische Bedeutung dieser Cultur eine Stelle finden.

Ein in Tacna (Peru) als Kaufmann angesiedelter Engländer, Namens Campbell, mit welchem ich die Reise von Lima nach Europa machte, erzählte mir, daß er vor wenigen Jahren an Einem Tage in dringenden Geschäften auf seinem Maulthiere eine Strecke von 30 Leguas (90 englische Meilen) zurückgelegt habe, und auf dem ganzen langen Ritte von einem Aymara-Indianer begleitet gewesen sei, welcher fortwährend hurtig neben dem Maulthiere einherschritt, ohne etwas anderes zu sich zu nehmen, als einige geröstete Maiskörner und Cocablätter, die er, mit ungelöschtem Kalk vermischt, unablässig kaute. Auf der Nachtstation angelangt, fühlte sich Herr

[1]) E. Poeppig, Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome. Bd. II., S. 248. — v. Tschudi Peru. Reiseskizzen, II., Bd. S. 299. — Weddell, Voyage dans le Nord de la Bolivie 1853, p. 514. — v. Bibra. Die narkotischen Genußmittel und der Mensch. — Castelnau, Expedition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud etc. Histoire du voyage. Paris 1850. Vol. III, pag. 349. Dr. Paul Montegazza, Ricerche sulle virtù igieniche e medicinali della Coca. Annali di Medicine. Marzo 1859.

Campbell, obschon er ein vortreffliches Thier geritten, schwer ermüdet; der Führer dagegen, nachdem er sich wenige Minuten auf den Kopf gestellt [1]) und ein Glas Branntwein zu sich genommen hatte, trat unverweilt, ohne weiter auszuruhen, die Heimreise an.

Im April 1859 sandte Herr Campbell einen Eingeborenen von La Paz nach Tacna, eine Entfernung von 83 Leguas (249 englische Meilen), welche der Indianer in 4 Tagen zurücklegte. Derselbe rastete einen Tag in Tacna und kehrte bereits am darauffolgenden Morgen nach seiner Heimat zurück, wobei er einen Berg von 13.000 Fuß zu übersteigen hatte. Gleichwohl nahm der indianische Bote während der ganzen, mühevollen Fußreise keine andere Nahrung zu sich, als etwas gerösteten Mais und Cocablätter, die er in einem kleinen Sacke bei sich führte und kaute [2]).

Gleich anderen Reisenden behauptet auch Herr Campbell, welcher seit 14 Jahren in Tacna lebt, daß ein mäßiger Gebrauch der Coca durchaus keinen schädlichen Einfluß auf die Gesundheit übt, vielmehr beiträgt, die Indianerstämme in den Hochgebirgen zu anhaltenden, beschwerlichen Arbeiten fähig zu machen. Viele Cocakauer erreichen ein sehr hohes Alter und Herr Campbell kannte einen Coquero, welcher bereits am Aufstande Tupac-Amaru's im Jahre 1781 theilnahm und noch zur Zeit meines Besuches (1859) im vollkommenen Gebrauch seiner Sinnesthätigkeiten war. Nur durch Uebermaß zieht das Cocacauen, ähnlich wie Weintrinken und Opiumrauchen, üble Folgen nach sich.

Die Coca-Cultur ist in Peru geringer als in Bolivien; die Blätter werden weniger von den Quichua-, als von den Aymara-Indianern gekaut [3]).

[1]) Es ist dies eine eben so allgemeine als wunderliche Sitte der Aymara-Indianer nach langen, beschwerlichen Märschen, um, wie es scheint dem Instincte folgend, den gewaltigen Andrang des Blutes nach unten zu mildern.

[2]) Viermal im Monat geht ein Postboote von Tacna nach La Paz, der 25 Pfund Gewicht auf seinem Rücken trägt und die Reise in fünf Tagen zurücklegt, ohne eine andere Nahrung zu genießen als gerösteten Mais und den verschluckten Saft der gekauten Cocablätter.

[3]) Der Aymara-Indianer genießt nur sehr selten animalische Kost, indem er sich nur bei ganz besonderen Anlässen entschließt, eines seiner geliebten Llamas zu schlachten. Seine Hauptnahrung besteht in geröstetem Chuno, einer kleinen, bitteren Kartoffelart, welche auf dem unwirthbaren, rauhen, von den Aymara's bewohnten Plateau der Anden noch gedeiht, während weder die gewöhnliche Kartoffel noch Mais daselbst fortkommen, und sogar die von den Spaniern eingeführte Gerste nicht mehr reift. Nur eine Moosart, welche in den Sümpfen wächst und von den Eingeborenen „lanta" genannt wird, bildet noch einen Theil der Nahrung. Unter solchen Naturverhältnissen ist es leicht erklärlich, daß die Aymara's große Vorliebe für den Cocaballen (acullico) haben, den sie (wie bei uns Matrosen, Soldaten, Lastträger u. s. w. den Tabakknäuel) beständig im Munde führen, und welcher, wenn er nicht mehr hinreichenden Saft liefert, weggeworfen und durch einen neuen ersetzt wird. Der Saft der grünen Blätter, mit dem reichlich sich entwickelnden Speichel vermischt, wird zum größten Theil verschluckt. Ein Indianer kaut täglich durchschnittlich 2—3 Loth; bei festlichen Gelegenheiten beinahe das Doppelte.

Da die Regierung von Bolivien von der Coca-Cultur einen sehr erheblichen Gewinn zieht, indem für jeden Cesto (23—25 englische Pfund) eine Steuer von 5 Realen entrichtet werden muß, so ist dadurch auch eher Gelegenheit geboten, die Höhe der Gesammtproduction zu ermitteln, als in Peru, wo auf der Cultur der Coca keinerlei Abgabe lastet. In ganz Bolivien beträgt die von der Coca erhobene Steuer ungefähr 300.000 Pesos, so daß die jährliche Gesammtproduction auf 480.000 Cestos oder 120.000 Centner angenommen werden kann. Der Cesto werthet in La Paz zwischen 7 und 9 Pesos [1]). Im Ganzen dürfte die Coca-Ernte Boliviens und Peru's kaum 700.000 Cestos erreichen.

Was die Untersuchungen anbelangt, welche seither mit der von mir mitgebrachten Quantität Cocablätter in Göttingen angestellt worden sind, so haben dieselben bereits höchst interessante Resultate ergeben, obgleich die Arbeit noch weit entfernt ist, beendigt zu sein. Vor allem gelang es einem der Assistenten am dortigen chemischen Laboratorium, Namens Niemann, in den Cocablättern eine eigenthümliche, krystallisirbare, organische Base zu entdecken, welcher nach dem üblichen Sprachgebrauche der Name Cocaïn beigelegt wurde [2]).

Als später durch den Tod des, in der Blüthe seiner Jahre und seines wissenschaftlichen Strebens hinweggerafften Dr. Niemann die Untersuchungen über die Coca und das Cocaïn eine Unterbrechung erfuhren, hatte Obermedicinalrath Wöhler die Güte, diese Arbeit einer anderen tüchtigen jungen Kraft, dem Assistenten Herrn W. Lossen, zu übertragen. Und nun ergab sich, daß das Cocaïn beim Erhitzen mit Salzsäure eine sehr merkwürdige und ein-

[1]) In größeren Quantitäten als Exportartikel benützt, dürfte die Arroba (25 Pfund) bis an Bord des Schiffes auf 10 Pesos oder 21 Gulden ö. W. zu stehen kommen.

[2]) Das Cocaïn krystallisirt in farb- und geruchlosen kleinen Prismen. In Wasser ist es schwer, in Alkohol leichter, sehr leicht in Aether löslich. Seine Auflösung in Alkohol reagirt stark alkalisch und ist von einem eigenen bitterlichen Geschmack. Dabei übt es auf die Zungennerven die merkwürdige Wirkung aus, daß die Berührungsstelle nach wenigen Augenblicken wie betäubt, fast gefühllos wird. Es schmilzt schon bei 98° C. und erstarrt dann wieder strahlig-krystallinisch. Stärker erhitzt, färbt es sich erst röthlich und zersetzt sich dann unter Entwicklung eines ammoniakalischen Geruches. Nur ein sehr kleiner Theil scheint sich dabei unzersetzt zu verflüchtigen. Auf Platinblech erhitzt, verbrennt es mit leuchtender Flamme ohne Rückstand. Das Cocaïn neutralisirt die Säuren vollständig, indessen scheinen die meisten Salze nicht leicht zu krystallisiren, sondern lange in amorphem Zustande zu verharren. Am leichtesten, u. z. feinstrahlig, krystallisirt das salzsaure Salz. Salzsaures Gas wird von trockenem Cocaïn unter so starker Wärmeentwickelung gebunden, daß letzteres dabei schmilzt. — Vergl. Ueber das Cocaïn, eine organische Base in der Coca. Schreiben des correspond. Mitgliedes F. Wöhler an W. Haidinger, wirkl. Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften, vorgelegt in der Sitzung der mathem.- naturw. Classe am 8. März 1860. — Ferner: „Ueber eine neue organische Base in den Cocablättern.“ Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde in Göttingen, von Albert Niemann aus Goslar. Göttingen, Universitätsdruckerei, 1860.

fache Metamorphose erleidet, daß es nämlich dadurch in Benzoesäure und in eine neue organische Base zerfällt, für welche Wöhler den Namen Ekgonin (von ἔκγονος, Sprößling) vorschlägt. Weitere Versuche mit den Cocablättern gaben Veranlassung zur Entdeckung einer zweiten organischen Base in denselben, welche, wie es scheint, präformirt in der Coca enthalten ist und über deren Darstellungsweise, Eigenschaften und Zusammensetzung Herr Lossen in einer besonderen Arbeit Bericht erstattete. Diese Base ist eine Flüssigkeit, für welche vorläufig der Name Hygrin (von ὑγρός, flüssig) angenommen wurde[1]).

Minder befriedigende Resultate haben die bisherigen Versuche über die physiologische Wirksamkeit des Cocaïns geliefert, indem dasselbe nur in sehr kleiner Menge in der Coca vorhanden, und die erforderliche größere Menge nur äußerst mühsam und schwierig zu gewinnen ist[2]). Daher konnte bis jetzt auch die Frage nicht beantwortet werden, ob einer der beiden organischen Basen überhaupt, und welcher die eigenthümliche Wirkung des Cocagenusses zuzuschreiben ist? Eben so wenig haben verschiedene, mit einem sehr starken Aufgusse der Cocablätter angestellte Versuche irgend ein bemerkenswerthes Resultat ergeben, während es doch bekannt ist, daß der Gebrauch dieses Thee's Reisende in den Cordilleren wunderbar stimulirt und sättigt und sie selbst auf Höhen, wo gewöhnlich zu dem anderen Ungemach noch Athmungsbeschwerden hinzutreten, mit Leichtigkeit die größten Strapazen ertragen läßt[3]). Es ist also wahrscheinlich, daß die Cocablätter durch den Transport und das Aufbewahren an ihrem Werthe verlieren und die eigentlichen intensiven Wirkungen derselben an die Heimat der Pflanze gebunden sind. Werden indeß die durch Herrn W. Lossen mit eben so viel Eifer als Gründlichkeit fortgesetzten Untersuchungen des Cocaïns und der Cocablätter in chemischer und physiologischer Beziehung solche Endresultate zu Tage för-

[1]) Diese Flüssigkeit läßt sich nach Wöhler's Mittheilungen mit Wasser überdestilliren; ihr Geruch erinnert an den des Trimethylamins, sie reagirt stark alkalisch, schmeckt aber nicht bitter, und bildet mit darübergehaltenen flüchtigen Säuren weiße Nebel. Ihr salzsaures Salz ist gut krystallisirbar, aber sehr zerfließlich. Mit Platinchlorid giebt es einen flockigen, nicht krystallinisch werdenden Niederschlag, der sich beim Erhitzen der Flüssigkeit zersetzt. Mit Quecksilberchlorid bildet es eine milchige Trübung die durch ölförmige Tröpfchen bewirkt wird. Das Hygrin ist nicht giftig; einige Tropfen, einem Kaninchen eingegeben, blieben ohne sichtbare Wirkung.

[2]) Da nach den bisherigen Untersuchungen das Cocaïn aus zwei zusammengesetzten Atomen besteht, so ist mit Recht zu vermuthen, daß es die Quelle einer großen Anzahl merkwürdiger Verwandlungsproducte sein werde. Es ist, wie Wöhler bemerkt, sehr wahrscheinlich, daß sich Cocaïn aus Hygrin und Benzoesäure oder vielmehr aus einem zur Benzoylgruppe gehörenden Körper wird künstlich darstellen lassen.

[3]) Vergl. v. Tschudi, Peru. Reiseskizzen, Band. II, Seite 309.

dern, welche die Bedeutung und Nützlichkeit der Coca für den Arzneischatz, so wie für den Fall, wo die menschlichen Kräfte durch außergewöhnliche Anstrengungen in Anspruch genommen werden, unwiderlegbar darthun, dann dürften sich leicht Mittel finden lassen, um den wirksamen Stoff der Coca in ähnlicher Weise sofort an Ort und Stelle aus den Blättern zu extrahiren, wie dies gegenwärtig schon mit dem Chinin aus der Chinarinde in Ecuador und Neugranada durch speculative Yankees geschieht. —

Als die Fregatte Novara Batavia verließ, nährte ich noch die Hoffnung, unser Aufenthalt in Südamerika werde von hinreichender Dauer sein, um eine Reise nach den Chinawäldern unternehmen und die uns von Dr. Junghuhn in Lembang so warm empfohlenen Fragen über gewisse, noch völlig unbekannte oder nur unvollständig bekannte Lebensbedingungen der auf Java cultivirten China-Arten durch eigene Beobachtungen und Erfahrungen beantworten zu können. Allein die Verhältnisse hatten sich inzwischen wesentlich ungünstiger gestaltet. Statt der ganzen Expedition, wie es anfänglich im Plane lag, blieb es mir allein vergönnt, den classischen Boden zu betreten, wo Humboldt einst die ersten wissenschaftlichen Schätze sammelte und selbst dies nur für eine so kurze Spanne Zeit, daß sich mein Besuch auf die Hauptstadt Peru's und deren nächste Umgebungen beschränken mußte. Von einer wissenschaftlichen Excursion nach den tief im Innern gelegenen Chinawäldern konnte unter den obwaltenden Umständen nicht die Rede sein. Ich unterließ jedoch nicht, die mir von Dr. Junghuhn anvertrauten Fragen in die spanische und englische Sprache zu übersetzen, um Abschriften dieser interessanten Desiderata solchen Persönlichkeiten in Chile, Peru und Bolivien zukommen zu lassen, welche durch ihre commercielle Stellung oder ihr Interesse für wissenschaftliche Strebungen in der Lage zu sein schienen, zur Beantwortung der verschiedenen Fragen in Bezug auf die Cultur der Chinabäume in ihrem Mutterlande beitragen zu können [1]). Zugleich bemühte

[1]) Ich theile hier die wichtigsten Punkte in Bezug auf die Lebensbedingungen gewisser China-Arten in Südamerika mit, über welche Dr. Junghuhn auf Java genauere Auskunft sich erbat, und füge den aufrichtigen Wunsch bei, daß es einem oder dem andern geehrten Leser, den Neigung oder Geschick nach der Heimat der Cinchonen führen sollte, gelingen möchte, jene Fragen aus eigener Anschauung zu lösen, deren Beantwortung mir durch die Ungunst der Verhältnisse zu meinem tiefsten Bedauern versagt blieb. Junghun's Memoire lautet:

Was uns vor allen Dingen zu wissen Noth thut, worüber Herr Haßkarl nichts beobachtet hat und auch die Monographie von Weddell keine genügenden Aufschlüsse giebt, ist durch folgende Fragen angedeutet:

I. Welche ist die obere und untere Vegetationsgrenze der Cinchona Calisaya, oder wenigstens, welche ist die Meereshöhe der Gegend, wo sie am zahlreichsten wächst?

ich mich, so oft sich eine Gelegenheit darbot, jede diesen Gegenstand betreffende Erkundigung einzuziehen, und es erschien mir als ein äußerst glücklicher Zufall, daß ich in Lima mit einem Kaufmanne aus Peru zu-

II. Welche stabile Bodenwärme wird daselbst 5 Fuß tief unter der Oberfläche beobachtet?

III. Auf welcher Bodenart wächst sie am häufigsten oder üppigsten? Liebt sie lockere Dammerde, reichen, feuchten, fetten, oder mehr steinigen, felsigen, trockenen Boden? — Wächst sie gern auf steilen oder lieber auf sanften Abhängen, oder in flachen Gegenden? — Es sind Proben solcher Bodenarten zu sammeln. Von welcher Art ist das Gebirgsgestein daselbst, ist es trachytisch, granitisch oder gneißartig, oder kommen Schiefer und Sandsteine vor?

IV. Welches sind die Witterungsverhältnisse im Allgemeinen und die jährliche Vertheilung der Regenmenge? — Wie viele Monate lang und an welchen Monaten regnet es und zu welcher Tageszeit fallen dann die reichlichsten Regen? — Regnet es auch einige Monate lang, und wie viele und an welchen? Oder regnet es gar nicht, und haben in diesen trockenen Monaten blos regelmäßige Nachmittagsgewitter statt? — Wie viele Regentage kommen auf die dortige tropische Regenzeit? — Sind die Nächte und Vormittage, wie auf Java, meistens heiter bis 12 Uhr? — Ist aus Beobachtungen der spanischen Eingeborenen auch die gefallene Regenmenge mit einiger Zuverlässigkeit bekannt? — Die Feuchtigkeitsverhältnisse und Regenmenge der Calisaya-Region zu kennen, ist für uns in Beziehung auf die Cultur dieser Pflanze von besonderer Wichtigkeit. Ferner sind viele Psychrometer-Beobachtungen anzustellen; Morgens vor Sonnenaufgang, neun bis zehn Uhr, zur Zeit des Temparaturmaximums und Abends, in den Wäldern und an offenen Stellen, um diese später mit den meinigen auf Java zu vergleichen.

V. Liebt die Calisaya den tiefsten Schatten der Urwälder, wächst sie vereinzelt im Waldesdickicht der anderen Bäume, oder kommt sie häufiger an offenen, von der Sonne beschienenen Stellen vor, die weniger dicht mit Bäumen bedeckt sind? — Wächst sie ganz vereinzelt oder bildet sie Gruppen im allgemeinen Walde? — Wird sie auch zahlreicher nach dem Raude des Waldes hin beobachtet und verbreitet sie sich von dort aus über Grasflächen, Triften, Plateau's, und welche Veränderungen erleidet ihr Habitus daselbst?

VI. Man suche zu ermitteln, in welchen Monaten die Calisaya blüht und in welchen sie reife Früchte trägt; ferner wie viel Zeit verstreicht vom ersten Erscheinen der Knospen bis zum Abfallen der Corollen, und vom Abfallen der Corollen bis zum Aufspringen (d. h. gänzlichen Reifen) der Kapseln. — Es scheint, daß dies hier auf Java viel länger dauert und daß sie hier zu einer ganz anderen Jahreszeit blüht als dort.

VII. Man bemühe sich mit einiger Sicherheit in Erfahrung zu bringen, wie viel Jahre alt, wie hoch und wie dick (an der Basis des Stammes) ein Calisayabaum gewöhnlich ist, wenn er zum ersten Male zu blühen beginnt, und ob die ersten Blüthen sich zu reifen Früchten mit keimfähigen Samen entwickeln?

VIII. Wie hoch, wie dick und wie viele Jahre alt sind: a. die jüngsten, kleinsten, und b. die ältesten, größten Calisayabäume, die jetzt zur Gewinnung der Rinde in Südamerika gefällt werden? Welche Rinde ist die am meisten geschätzte, die von jüngeren oder die von älteren, größeren Bäumen? und enthält die Rinde von ganz jungen, z. B. vier Jahre alten Bäumen, auch bereits Chinin?

IX. Da, wie es scheint, mit Recht behauptet wird, daß die Rinde einer und derselben Cinchona-Art desto reicher an Alkaloiden, namentlich an Chinin ist, je größer die Höhe über dem Meere, in welcher der Baum wuchs, und umgekehrt desto ärmer an diesen Bestandtheilen, je niedriger der Standort und je wärmer das Klima war, so suche man diese Verhältnisse durch sichere Beobachtungen heller zu beleuchten.

X. Man erkundige sich bei den bortigen Rindensammlern (Cascarilleros) nach den natürlichen Feinden der Chinabäume, besonders der C. Calisaya, und suche zu erfahren, ob die Calisaya auch dort zuweilen (und unter welchen Witterungsverhältnissen) von Bohrkäfern und anderen schädlichen Insecten angegriffen und angebohrt wird.

XI. Es ist wünschenswerth, daß solche Beobachtungen, wie sie bezüglich der Cinchona Calisaya in den aufgestellten Fragen I.—X. angedeutet sind, auch in Hinsicht auf alle anderen Rinden liefernden Chinabäume in Südamerika angestellt werden, unter welchen für uns auf Java die hier angepflanzten Arten C. Condaminea, var. lucumaefolia, lancifolia, lanceolata, ferner C. cordifolia und ovata, var. erythroderma, zunächst das meiste praktische Interesse haben.

XII. Kommt die echte rothe Chinarinde wirklich von C. ovata, var. erythroderma Weddell, wie in einem Aufsatze in „Pharmaceutical-Journal for October 1856" nach Howard wahrscheinlich zu machen gesucht wird? Die von demselben abgebildeten Blätter haben die meiste Aehnlichkeit mit den oben angeführten drei Bäumchen, die wir auf Java besitzen und die ich als C. cordifolia angesprochen habe.

sammengetroffen, welcher seit vielen Jahren dem Handel mit der Chinarinde besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat. Denn der hauptsächlichste Export dieses kostbaren Heilstoffes geschieht aus Bolivien, nicht aus Peru, wie die commercielle Bezeichnung „peruanische Rinde" (peruvian bark) vermuthen läßt[1]).

Die wichtigste Thatsache, welche ich hier mitzutheilen im Stande bin, ist die Berichtigung des vielverbreiteten Irrthums, als sei durch Plünderungssucht und Willkür eine Ausrottung der Chinabäume in ihrer Heimat nahe bevorstehend, als würde das aus ihrer Rinde gewonnene Heilmittel, das berühmte Gräfin- oder Jesuitenpulver[2]), welches für den praktischen Arzt eben so unentbehrlich geworden ist, wie für die arbeitenden Classen die peruanische Kartoffel, bei dem täglich sich mehrenden Verbrauch desselben bald nicht mehr ausreichen[3]). Die Region der Calisaya (d. h. in welcher die Cinchona Calisaya, deren Rinde am gesuchtesten und werthvollsten ist, am häufigsten vorkommt und gedeiht) erstreckt sich vom 1. Grad nördlich vom Titicaca-See bis zum 20. Grad südlicher Breite. In den Wäldern von Cochabamba, dann zwischen diesem Orte und La Paz kommt der Chinabaum häufiger vor, als in den, mit La Paz parallel laufenden Wäldern, in welchen derselbe nur mehr in solcher Entfernung von der Hauptstadt angetroffen wird, daß bei der Unwirthbarkeit der Gegend der Transport bis La Paz auf 17 Pesos per Centner zu stehen kommt. Die mehr südlich

XIII. Der Acclimatisationsversuch mit den obgenannten Cinchona-Arten auf Java, namentlich in Westjava, das ohne Zweifel ein viel feuchteres, regnerischeres Klima hat, als Peru und noch mehr als Süd-Bolivia, wo C. Calisaya wächst, hat bereits mehrere Phasen durchlaufen und manche natürliche oder durch begangene Fehler der ersten Anpflanzer entstandene Schwierigkeiten mit Glück bekämpft. Die von mir als C. Condaminea, var. lucumaefolia angesprochene Art hat sich acclimatisationsfähiger gezeigt als die C. Calisaya und verspricht jetzt (Mai 1858) binnen wenigen Wochen 50.000—70.000 reife Früchte mit keimfähigen Samen zu liefern. Wahrscheinlich stimmen die klimatischen und übrigen physischen Verhältnisse des Standortes, den die Cultur ihr angewiesen hat, auf Java mehr mit den natürlichen Bedingungen überein, die das Wohlgedeihen dieser Art auf ihrem ursprünglichen vaterländischen Boden in Peru zur Folge haben.

[1]) Diese Bezeichnung rührt aus jener Zeit her, wo das heutige Bolivien (in dessen Wäldern vorzüglich der Chinabaum wächst) ein integrirender Theil Peru's war und Ober-Peru hieß, während aus der gegenwärtigen Republik Peru fast gar keine Chinarinde ausgeführt wird, und die in Neugranada und Ecuador gewonnene, unter dem Namen Pitayo bekannte Rinde einer Cinchona-Species für Heilzwecke von weit geringerer Qualität ist.

[2]) Der Name Gräfinpulver, welchen die Vertheilung des Heilmittels durch die Gräfin von Chinchon (Gemahlin eines peruanischen Vicekönigs) veranlaßte, wurde später in die Benennung Cardinals- oder Jesuitenpulver umgewandelt, da der General-Procurator des Jesuitenordens, Cardinal de Lugo, das Heilmitel auf einer Reise durch Frankreich verbreitete und es dem Cardinal Mazarin um so bringender empfahl, als die Ordensbrüder einen lucrativen Handel mit südamerikanischer Chinarinde zu treiben anfingen, welche sie sich durch Missionäre zu verschaffen wußten. Vergl. Humboldt's Ansichten der Natur. Dritte Ausgabe 1849. Bd. II, S. 372.

[3]) Vergl. Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde rc. Bd. II, S. 70 und 167.

gelegenen Wälder dagegen sind noch völlig jungfräulich und von der Axt der Cascarilleros noch unberührt. Die meiste Quantität wird über Tacna und Arica ausgeführt, nur eine kleine des Schmuggels verdächtige Menge geht nördlich vom Titicaca-See, um über Port d'Islay verschifft zu werden. Aus dem erwähnten Gebiete können jährlich 8- bis 10.000 Centner Rinde während eines unermeßlichen Zeitraumes ausgeführt werden, ohne daß dadurch die geringste Gefahr für eine Ausrottung der Chinabäume entsteht. Seit 1845 ist die Ausfuhr der Chinarinde aus Bolivien Monopol der Regierung, und war eine Zeit lang an eine Gesellschaft verpachtet, die sich jährlich zur Ausfuhr von 4000 Centnern verpflichtete. Die Gesellschaft bezahlte den Cascarilleros oder Personen, welche die Rinde in den Cinchona-Wäldern sammelten, für jeden Centner Calisaya, den sie in La Paz ablieferten, 25 — 30 spanische Pesos. Das Unternehmen hatte aber nur einen theilweisen Erfolg, indem Speculationssucht und Habgier, sowie fortwährende politische Umwälzungen und Veränderungen in der Regierung des Landes der ruhigen Entwicklung dieses Industrie- und Handelszweiges feindlich in den Weg traten. Jeder neue Präsident wollte aus der Ausbeute der natürlichen Schätze des Bodens den möglichsten Gewinn ziehen, und steigerte immer mehr die Forderungen für das Recht des Monopols Chinarinde auszuführen. Im Jahre 1850 bezahlte ein einheimisches Handlungshaus in La Paz den Rindensammlern 60 Pesos für jeden Centner und außerdem der Regierung einen Ausfuhrzoll von 25 Pesos per Centner, indem sich die Unternehmer gleichzeitig zur Abnahme und Ausfuhr von 7000 Centnern jährlich verpflichteten. Der exorbitante Preis, welcher den Cascarilleros bezahlt wurde, war Ursache, daß aus allen Theilen Boliviens ungeheuere Quantitäten Calisaya nach La Paz gebracht wurden. Um Ordnung herzustellen und den Markt nicht weit über den Bedarf zu überfüllen, verbot nun die bolivianische Regierung die Chinarinde zu schneiden und zu sammeln. Binnen 18 Monaten waren 30.000 Centner Rinde abgeliefert worden, und dieser Umstand brachte unter den Monopolisten einen solchen Schreck hervor, daß sich dieselben bankerott erklären mußten, und nur durch die Vermittlung der Regierung einer allgemeinen Calamität vorgebeugt wurde. Diese übernahm den ganzen Vorrath, bezahlte die Speculanten mit Schatzbons, welche in gewissen Zeiträumen eingelöst werden sollten, und schloß mit einem einheimischen Handlungshause einen neuen Contract, der den

Verkaufspreis eines Centners Rinde in La Paz auf 65 Pesos ohne weiteren Ausfuhrszoll festsetzte.

Sobald der vorhandene Vorrath erschöpft ist, dürfte wohl auch das Verbot des Schneidens der Calisaya-Rinde wieder aufgehoben und durch die inzwischen gemachten ernsten Erfahrungen einem übermäßigen, gefährlichen Sammeleifer der Cascarilleros vorgebeugt werden.

Zur Zeit meiner Anwesenheit in Java wurden gerade mit der Rinde der jungen Chinabäumchen chemische Versuche angestellt, und der Umstand, daß in denselben das kostbare Alkaloid nicht gefunden wurde, rief das Bedenken wach, die Rinde des mit so großer Sorgfalt aufgezogenen Baumes werde vielleicht in dessen Adoptivvaterlande unter veränderten klimatischen und geognostischen Verhältnissen ihres werthvollsten Bestandtheiles entbehren. Allein die von mir in Südamerika eingezogenen Erkundigungen bestätigen, daß auch in der Heimat der Cinchonen das Chinin erst in der Rinde älterer Bäume angetroffen wird und dessen Quantität im Verhältnisse zu dem Alter der Stämme zunimmt. Das reichlichste Chinin enthält die Rinde von Bäumen, welche bereits fünfzig und mehrere Jahre zählen. Der Unkenntniß von dieser Erscheinung muß es wahrscheinlich auch zugeschrieben werden, daß zur Zeit der spanischen Herrschaft die Chinasammler oder Chinajäger (cazadores de Quina) jährlich 8—900 junge, vier bis siebenjährige Chinabäume fällten um jene 110 Centner Fieberrinde zu gewinnen, welche, ausschließlich für den Gebrauch des königlichen Hofes bestimmt, von Payta um das Cap Horn nach Cadix geschickt wurden [1]).

Auch in Betreff der jährlich aus Bolivien und Peru ausgeführten und in europäischen Fabriken verbrauchten Quantitäten haben sich selbst in wissenschaftlichen Kreisen sehr wesentliche Irrthümer eingeschlichen. Die Total-Ausfuhr von Chinarinde aus Südamerika seit dem Jahre 1830 bis 1860 hat nach ganz verläßlichen Angaben (die sieben minderen Sorten mit inbegriffen) nicht 200.000 Centner überstiegen [2]), indeß von Calisaya, der eigentlichen, rothen Rinde (cascarilla roja) im Laufe der letzten dreißig

[1]) Vergl. Humboldt's Ansichten der Natur. Dritte Ausgabe 1849. Bd. II, S. 319.

[2]) Wenn dagegen Weddell erzählt, eine einzige Fabrik, die der Herren Pelletier, Delondre und Levaillaux in Havre, habe in Einem Jahre (1837) nicht weniger als 17,400.000 Centner der besten Chinarinde zur Erzeugung von Chinin verbraucht, so ist das entweder ein Druckfehler oder eine kolossale Uebertreibung. Wenn die Fabrikanten in Havre statt Chinin Schießpulver erzeugen möchten, dann würden wir die angegebene ungeheuere Ziffer eher wahrscheinlich finden, denn das letztere ist für eine gloiresüchtige Nation ein gar nothwendiges Arcanum.

Jahre höchstens 120.000 Centner ausgeführt worden sind. Während auf diese Weise der jährliche Export von Fieberrinde bei weitem geringer erscheint, als man im Allgemeinen anzunehmen pflegt, wurde erst kürzlich wieder in den Wäldern von Bolivien, zwischen Tarija, Cochabamba und La Paz, eine Cinchona-Species in großer Menge aufgefunden, deren Rinde ganz dieselben Eigenschaften, wie jene der Cinchona Calisaya besitzen soll. Der Pfarrer in Tarija hat von dieser kostbaren Rinde (von den Indianern Sucupira genannt) an 3000 Centner zum Verkaufe ausgeboten. Die Lage der Wälder, in welchen diese Cinchona-Art vorkommt, ist für den Export so günstig, daß die Fracht von Tarija bis nach Iquique, dem nächsten Seehafen, für den Centner nur 8—10 Pesos betragen soll.

Faßt man alle diese Mittheilungen zusammen und zieht zugleich die nicht unbedeutende Vermehrung in Betracht, welche die Cultur des Chinabaumes durch ihre glückliche Ausdehnung auf Java und Ostindien erfahren hat, so muß jede Besorgniß schwinden, als würde diese edle Pflanze der Ausrottung nahe, und die leidende Menschheit von der Gefahr bedroht sein, sich durch Unkenntniß und Vandalismus von einem der wichtigsten und wirksamsten Mittel des Arzneischatzes beraubt zu sehen! —

Ich hielt es für eine ganz besondere Pflicht des Patriotismus und der Humanität, meinen Aufenthalt in Lima dazu zu benützen, um über die gegenwärtigen Verhältnisse der im Jahre 1857 nach Peru ausgewanderten Tiroler und Rheinpfälzer so wie über den dermaligen Zustand der Colonie möglichst umfassende und wahrheitsgetreue Auskünfte zu erhalten. Verschiedene Berichte, welche von mehreren in Lima ansässigen deutschen und englischen Kaufleuten an die österreichische Regierung gelangten, schilderten das Loos der ausgewanderten Tiroler in so düsteren Farben, daß man sich in den maßgebenden Kreisen ernstlich damit zu beschäftigen begann, die geeignetsten Maßregeln zur Linderung dieses Elends zu treffen; Se. kais. Hoheit der Marine-Obercommandant erließ daher an den Befehlshaber der Novara-Expedition die dringende Weisung, während dessen Anwesenheit in Lima nicht nur über das Schicksal der erwähnten Unglücklichen möglichst verläßliche Nachrichten einzuziehen und die zweckmäßigsten Schritte zur Milderung ihrer Lage zu thun, sondern auch, so weit es die disponiblen Räumlichkeiten am Bord der Fregatte ohne Beeinträchtigung der Mannschaft gestatten würden, berücksichtigungswerthe Individuen, welche in ihre

Heimat zurückzukehren wünschten, am Bord der Novara aufzunehmen und die Auslagen für ihren Unterhalt während der Reise bis Triest auf Staatskosten zu bestreiten. Man hoffte durch dieses Vorgehen den doppelten Zweck zu erreichen: den Forderungen der Humanität Rechnung zu tragen und zugleich durch die von den Heimgekehrten geschilderten Erlebnisse auf Auswanderungslustige warnend und abschreckend zu wirken.

Da jedoch die Fregatte Novara, dem ursprünglichen Reiseplane entgegen, den Hafen von Callao de Lima nicht berührte, sondern in Folge der Kriegsereignisse des Jahres 1859 von Valparaiso aus direct nach Europa zurückkehrte, so mußten sich die Bemühungen der Expedition auf die Einziehung von genauen ausführlichen Nachrichten durch eines ihrer Mitglieder beschränken, welche ich mir im Nachfolgenden zusammenzufassen erlaube [1]).

Die erste deutsche Emigration nach Peru kam im März 1852, gerade während der ungesundesten Jahreszeit, nach Lima, wo 1100 Auswanderer in fünf Schiffen in Callao landeten. Bald darauf erkrankte die Mehrzahl von ihnen an Fieber und Dysenterie und starb an den Verheerungen dieser Krankheiten. Der Unternehmer war ein Peruaner, Namens Antolin Rodulfo, welcher von der Regierung für jeden Einwanderer eine Prämie von 30 Dollars ausbezahlt erhielt. Zugleich schloß Rodulfo in Deutschland mit den Emigranten Contracte, laut welcher diese sich verpflichteten, fünf Jahre hindurch für sehr geringen Lohn zu dienen, und verkaufte diese Documente in Peru an Personen, welche Arbeiter oder Diener benöthigten, so daß sich die armen Deutschen bei ihrer Ankunft bereits verkauft und wie Neger auf den Plantagen behandelt sahen. Die Folge davon war, daß sich sechs Monate nach der Ankunft von den 1100 eingewanderten Deutschen nur mehr 500 am Leben befanden. Diejenigen, welche zu Feldarbeiten verwendet wurden, waren fast alle gestorben, und den Ueberlebenden vermochte nur die Dazwischenkunft eines Consuls oder einflußreicher fremder Kaufleute ihr Loos zu erleichtern.

[1]) Ich verdanke diese Mittheilungen theils Herrn Emil Ribbeck aus Frankfurt an der Oder, welcher seit dem Jahre 1842 im Serro de Pasco als Kaufmann etablirt ist und den Ansiedlungsversuch in seinem ganzen Verlaufe in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, theils Herrn Henry Randolph Clay, bevollmächtigtem Minister der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Peru, theils dem Bremer Consul, Herrn Gildemeister, theils endlich Herrn Damian Schütz selbst, dem vielgeprüften Unternehmer des verunglückten Versuches, welchem indeß nach unserem Dafürhalten mit Unrecht die Hauptschuld an dem Elend der Emigranten beigelegt wird und den höchstens der Vorwurf treffen kann, allzu treuherzig auf die Zusicherungen der Regierung von Peru und ihrer Organe sich verlassen zu haben, welche nicht gehalten wurden.

Trotz des trostlosen Ausganges der ersten deutschen Emigranten-Expedition nach Peru wurde wenige Jahre später ein zweiter Versuch gewagt. Auf Grund eines, mit der peruanischen Regierung unterm 6. December 1855 abgeschlossenen Vertrages verpflichtete sich ein Herr Damian Schütz aus Camberg im Herzogthume Nassau, binnen 6 Jahren mindestens 10.000 deutsche Colonisten nach Peru einzuführen, auf den von der Regierung bezeichneten Punkten entsprechende Colonien anzulegen und zugleich dafür zu sorgen, daß die Ansiedler die ihnen von der Regierung unentgeltlich überlassenen Grundstücke gehörig bebauen und Wohnhäuser errichten. Die erste Einwanderung sollte mindestens aus 500 Ansiedlern (Männer, Frauen und Kindern) bestehen und im Laufe des Jahres 1856 in Peru eintreffen.

Die Regierung von Peru übernahm dagegen ihrerseits die Verpflichtung, den Transport der Auswanderer und ihrer Bagagen bis nach der Colonie zu bestreiten, ihnen während des ersten Semesters die nöthigen Lebensmittel, so wie Samen zur Anpflanzung und Ackerbaugeräthe zu liefern, und sie erst nach Verlauf von fünf Jahren zur Rückzahlung der gemachten Vorschüsse zu verhalten. Zugleich empfing jeder Auswanderer über 15 Jahre ein Geldgeschenk von 30 Dollars, so wie eine bestimmte Anzahl von Grundstücken. Diesem Zwecke widmete die Regierung von Peru Ländereien im Flächenmaße von 40 spanischen Quadrat-Leguas, welche unter Beiziehung der Landesautoritäten an Herrn Schütz und die Einwanderer vertheilt werden sollten. Letztere durften aber erst zwei Jahre nach der Besitznahme über die Grundstücke zu Gunsten dritter Personen verfügen oder dieselben verkaufen. Herr Damian Schütz erhielt ferner als Leiter der Colonie von der peruanischen Regierung einen Jahresgehalt von 2400 Dollars zugesichert.

Da schon mehrere frühere Ansiedlungsversuche in Peru gescheitert waren, so fand Schütz große Schwierigkeit, die erwünschte Zahl zusammenzubringen und erst im Juli 1857 kam mit dem Schiffe „Norton" eine Anzahl von 294 Einwanderern, theils Tirolern, theils Rheinländern, aus Antwerpen in Callao de Lima an; acht waren während der Seefahrt gestorben. Man ließ die armen Emigranten trotz des, nach einer Ueberfahrt von 110 Tagen lebhaft empfundenen Verlangens, in Callao gar nicht ans Land steigen, sondern miethete für 600 Dollars den Dampfer „Inca", welcher sie nach dem mehr nördlich gelegenen Hafen Huacho brachte, von wo die Colonisten

ihre Reise nach der neu zu gründenden Colonie theils zu Fuß, theils auf Maulthieren fortsetzen mußten.

Der zur ersten Niederlassung gewählte Punkt liegt am östlichen Abhange der Cordilleren, im 10° südl. Br. und 75° 25′ östl. L. von Greenwich, am Zusammenflusse des Huancabambaflusses mit dem Pozuzu, 4000 Fuß über der Meeresfläche und ist 40 Leguas von dem Orte Huanuco (mit 6000 Einwohnern), 36 Leguas von Panao (mit 2000 Einwohnern) und eben so viele Leguas von Cerro de Pasco (mit 12.000 Einwohnern) entfernt. Der Rio Pozuzu wird 10 Leguas unterhalb der Colonie, nachdem er den Mairo und Palcazu aufgenommen hat, für größere Boote schiffbar. Bei dem Orte Mairo nimmt er den Namen Pachitea an und fließt in den Ucayali, einen der mächtigsten Nebenflüsse des Amazonenstromes. Von Mairo ist der Fluß für Dampfschiffe bis 6 Fuß Tiefe ungehindert bis zum atlantischen Meere befahrbar; denn hier verlieren sich die letzten Ausläufer der Anden in den unermeßlichen Ebenen der Pampas del Sacramento und kein Gebirgszug durchschneidet mehr den Fluß bis zu dessen Mündung in den atlantischen Ocean.

Das Klima der neu anzulegenden Colonie scheint ungefähr dem im Tafellande Centralamerika's ähnlich zu sein. Das Thermometer soll niemals über 24° Réaumur steigen und selten unter 10° fallen. Der von den benachbarten Schneebergen wehende Westwind ist ungemein rauh (10 Leguas südwestlich von der Colonie erhebt sich der 20.000 Fuß hohe Huacraruncho, der höchste Berg Perus, dessen Haupt mit ewigem Schnee bedeckt ist); indeß sind Ostwinde die vorherrschenden. Während der Monate Jänner, Februar und März regnet es jeden Tag; dagegen im Mai, Juni, Juli und August nur selten.

Der Boden ist außerordentlich fruchtbar und liefert viele kostbare Producte. Die Wälder des Pozuzu sind reich an Chinabäumen (Jaen und Huanuco nicht Calisaya), an Balsam, Muscatnüssen, vegetabilischem und animalischem Wachs, Sassaparilla, Guaco, Färbe-, Bau- und Schmuckhölzern, so wie an Medicinalpflanzen. In den Thälern gedeihen: Mais (3 Jahresernten), Reiß (3 Ernten), Bohnen (4 Ernten), süße Kartoffeln (3 Ernten), Yucca, Bananen, Erbsen, Hanf, Baumwolle, Tabak (2 Ernten), Zuckerrohr, Kaffee, Coca (4 Ernten) und Cacao. In den höheren Regionen, mehr als 6000 Fuß über dem Meere, finden sich vortreffliche Viehweiden

und kommen daselbst noch Flachs, Roggen, Weizen, Gerste und Kartoffeln fort, doch sollen in jenen hohen, rauhen und feuchten Gegenden die Cerealien häufig durch Mehlthau leiden.

Schweinzucht ist in der Colonie am ergiebigsten; Rindviehzucht dagegen im Großen sehr beschwerlich, weil die nächsten natürlichen Weiden über 3 Stunden von der Colonie entfernt liegen, und Futterkräuter erst dann gezogen werden können, wenn der dichte Urwald einmal gelichtet ist. Schafzucht lohnt sich am allerwenigsten; Hühner und Enten aber vermehren sich erstaunlich schnell.

Auf diesem anscheinbar so günstigen Ansiedlungspunkte sollte nun die deutsche Colonie gegründet werden, und wenn dieselbe keinen glücklicheren Erfolg hatte, sondern Jahre hindurch nur der Schauplatz des grenzenlosesten Elends und Leidens war, so liegt die Ursache davon weniger in den Naturverhältnissen, als in der Art und Weise, wie die Leiter der Colonie bei der ersten Besiedlung derselben zu Werke gingen. Es scheinen sich hier die betrübenden Erscheinungen wiederholt zu haben, welche den Untergang der deutschen Colonien in St. Thomas im Staate Guatemala und am Reventazon im Hochlande Costa Rica's veranlaßten, wo wir selbst Augenzeugen waren, wie die eifrigsten Bemühungen hochherziger Patrioten an Unkenntniß und unpraktischer Leitung scheiterten und trotz des herrlichsten Klimas und des fruchtbarsten Bodens mehrere hundert deutsche Einwanderer ein grauenvolles Ende fanden.

Schon im Momente, als die ersten Ansiedler der neu zu gründenden Colonie an den Ufern des Pozuzu im Juli 1857 nach einer mehr als viermonatlichen Reise endlich in Huacho ankamen, begann die Noth. Die peruanische Regierung ließ es zwar nicht an Geldvorschlüssen fehlen; der bloße Transport der 302 Ansiedler hatte derselben nach officiellen Documenten 45.666$^{7}/_{8}$ Dollars gekostet. Allein trotz der contractmäßigen Verpflichtung der Regierung, bereits vor Ankunft der Emigranten die Wege bis zur Colonie herzustellen, und am Pozuzu eine entsprechende Anzahl Felder mit Mais, Reiß, Bohnen und Kartoffeln bestellen zu lassen und Schlachtvieh vorräthig zu haben, damit die Colonisten wenigstens nicht schon in der ersten Zeit an den nöthigsten Lebensbedürfnissen Mangel litten, war angeblich durch die Nachlässigkeit des Präfecten von Junin für die Herstellung guter praktikabler Wege nicht die geringste Vorkehrung getroffen

worden und die Colonisten, anstatt gleich nach ihrer Ankunft im Hafen von Huacho nach der Ansiedlung am Pozuzu weiter befördert zu werden, mußten auf halbem Wege in ungesunder Gegend monatlang campiren, bis ein Fußpfad zur Colonie durch die Einwanderer selbst nothdürftig hergestellt worden war. Von Huacho brach die kleine Colonne, die Frauen und Kinder auf Maulthieren, die Männer zu Fuß, nach der Bergstadt Cerro de Pasco auf, und legte täglich 3—4 Leguas zurück. Die größte Schwierigkeit bestand in der Fortschaffung des Gepäckes, namentlich der ungeheuren hölzernen bemalten Truhen, für welche deutsche Auswanderer eine ganz besondere Vorliebe haben.

Zu dieser Mißlichkeit der Situation gesellte sich noch ein anderer Umstand; vielleicht der bedenklichste von allen. Schon während der Reise waren unter den Emigranten Zwistigkeiten ausgebrochen; die einen nahmen Partei für Damian Schütz, die andern gegen denselben. An der Spitze der Malkontenten befand sich ein Geistlicher aus Tirol, Namens Ueberlinger, während die Rheinpfälzer noch immer an Schütz hingen und ihrerseits den Pfarrer Egg, der später auch Pfarrer der Colonie wurde, zu ihrem Oberhaupte wählten. Tiroler und Rheinpfälzer standen sich bereits feindlich gegenüber, als man endlich nach unsäglichen Mühen und beschwerlichen Tagereisen in Cerro de Pasco, dem berühmten Silberminen-Districte, anlangte. Auf dem Wege waren ein 65jähriger Mann und ein Säugling gestorben. In Cerro gab es Veranlassung genug, die Mißstimmung zu steigern, indem einige deutsche Bewohner nicht unterließen, den Colonisten das traurige Loos, das sie auf der neuzugründenden Colonie, mitten im Urwald der Anden erwartete, zu schildern und ihre Landsleute zu überreden, in Cerro zurückzubleiben und daselbst in den Minen oder als Handwerker und Taglöhner Beschäftigung zu suchen. Allein die Emigranten bestanden größtentheils aus Landwirthen, denen das Leben in Bergwerken wenig zusagte und die sich noch immer der Hoffnung hingaben, daß sie nach so vielen Mühsalen das versprochene Paradies doch endlich finden würden.

Endlich brach die kleine, noch immer nicht ganz entmuthigte Wandererschaar von Cerro auf und kam nach abermaliger siebentägiger Reise in Acobamba an, einem Indianerdorfe, wo der Weg aufhört für Maulthiere praktikabel zu sein. Hier blieben die Colonisten fünf Monate lang liegen, bis ein Fußpfad nach der zu gründenden Colonie am Pozuzu vollendet war.

Ueberlinger und eine kleine Anzahl Tiroler hatten sich bereits in Cerro von den übrigen Colonisten getrennt und sich in der Bergstadt niedergelassen. Alle Lebensmittel mußten nun auf Maulthieren, oft 20 Leguas weit, nach Acobamba geschafft werden, was natürlich viele Unregelmäßigkeiten und Verzögerungen zur Folge hatte, so daß die Emigranten zuweilen mehrere Tage völlig Noth litten und während dreier Wochen jeder Fleischnahrung entbehren mußten.

Acobamba liegt in der sogenannten Ceja de la Montana, ungefähr 10.000 Fuß über dem Meere, in jener kalten, feuchten Region, wo Moose und Flechten nur mehr Baumkrüppel bedecken und im Walde fast gar kein Thierleben mehr bemerkbar ist. Den Colonisten und namentlich den Tirolern gefiel es nun in dieser unwirthbaren Gegend gar nicht; schon in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft in Acobamba kehrten 20 Tiroler nach Lima zurück, ohne das Pozuzuthal und den Ansiedlungspunkt gesehen zu haben. Durch diese gelangten auch die *ersten* Nachrichten über das völlige Mißlingen der beabsichtigten Colonie zur Kenntniß der Regierung; sie veranlaßten die Abberufung des Herrn Damian Schütz, welcher aufgefordert wurde, in Lima Rechenschaft über sein bisheriges Gebaren zu geben. Dies geschah im November 1857. Bald darauf verließen neuerdings 20 Tiroler die Haltstation Acobamba, und nur den eifrigen Bemühungen und dringenden Vorstellungen des Pfarrers Egg gelang es, den Rest der Einwanderer in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft noch zusammenzuhalten.

Im Jänner 1858 war der Weg nach dem beabsichtigten Ansiedlungspunkte am Pozuzu so weit hergestellt, daß die auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzene Ansiedler-Colonne um ungefähr 9 Leguas weiter vorrücken konnte, wenn schon mit großen Beschwerden und nur zu Fuß. In Santa Cruz, einem erbärmlichen Indianerdorfe, wurde der nächste Halt gemacht. Von Santa Cruz waren 7 Leguas oder 21 englische Meilen bis zu den Ufern des Pozuzu. Je weiter man sich aber von dem Culturlande und besiedelten Strecken entfernte, desto schwieriger war auch die Herbeischaffung der nöthigen Lebensbedürfnisse, und so vermehrte sich die Noth und die Zahl der Entbehrungen im Verhältnisse, als man dem Zielpunkte der Wanderung näher kam, statt daß sich bessere Aussichten eröffnet hätten. Im April 1858 trennten sich neuerdings 50 Tiroler und Rheinpfälzer von der Colonie, und kehrten nach Cerro de Pasco und Lima zurück, wo sie der Regierung und

ihren deutschen Landsleuten zur Last fielen. Eine Anzahl von energischeren Naturen war auf schlechten Gebirgspfaden und großen Umwegen nach dem Pozuzu aufgebrochen, um mit eigenen Augen das Thal zu schauen, welches von der peruanischen Regierung zu ihrer Niederlassung ausgewählt worden war, und sich persönlich von den Vortheilen und Nachtheilen zu überzeugen, welche ihnen nach so unsäglichen Leiden aus einer Ansiedlung in diesen einsamen Gefilden erwachsen dürften. Sie waren alle entzückt von der Pracht der Natur, von der Fruchtbarkeit und Ueppigkeit des Bodens, und kehrten mit dermaßen günstigen Schilderungen über die Herrlichkeit des Thales, das sie so lebhaft an die Thäler der Heimat erinnerte, nach Santa Cruz zurück, daß sich sogleich an 15 Tiroler (darunter eine Familie von 10 Personen) nach dem Pozuzu auf den Weg machten, um endlich aus dem peinlichen provisorischen Zustande herauszukommen und sich eine behaglichere Existenz zu gründen. Ihre Wanderung dahin erleichterte einigermaßen der Umstand, daß vom Indianerdorfe Huanuco aus bereits ein alter Indianerpfad nach dem Pozuzu führte, wo angeblich schon vor 100 Jahren kleine Cocapflanzungen bestanden haben sollen.

Im Mai 1858 kam Damian Schütz nach der Colonie zurück, und machte sich mit sämmtlichen Colonisten nach dem Pozuzu auf, wohin nun ein Fußpfad vollendet war, vertheilte daselbst die Grundstücke und traf Anstalten zur Urbarmachung und Bebauung derselben.

Also erst anderthalb Jahre, nachdem die Auswanderer ihre Heimat verlassen hatten, erreichten dieselben den Zielpunkt ihrer Wanderung und waren diese ganze lange Zeit hindurch den unverantwortlichsten Drangsalen und Entbehrungen ausgesetzt. Im Jänner 1859 geschah bereits die erste Ernte von Mais, Bataten (süße Kartoffel) und Bohnen; im März von Reiß und Yucca; gegenwärtig haben die meisten Familien schon Tabak, Zucker und Kaffee gepflanzt.

Die Zahl der Colonisten im Pozuzuthale betrug im Sommer 1859 an 180 Personen, zur Hälfte Tiroler, zur Hälfte Rheinpfälzer; der Rest jener Auswanderer-Colonne, welche im Juli 1857 aus Antwerpen in Callao ankam, ist theils gestorben, theils nach Lima und Iquique gegangen, um in den dortigen Salpeterminen Arbeit zu suchen. Die Bevölkerung am Pozuzu hat sich nach ihren Nationalitäten in zwei Gemeinden getheilt, die sich getrennt verwalten. Die Tiroler Gemeinde

sowohl, als die rheinländische hat ihren Bürgermeister, ihren Gemeinderechner und ihren Municipalrath, der aus drei Bürgern besteht, die von der Gemeinde gewählt werden. Der katholische Pfarrer, Josef Egg aus Tirol, bezieht von der peruanischen Regierung einen Jahresgehalt von 600 Dollars (1200 Gulden); eben so ist in der Colonie ein Schullehrer auf Regierungskosten angestellt. Jede Familie erhielt 100 Morgen Landes, jeder unverheiratete Colonist 60 Morgen als freies Eigenthum zum Geschenke. Man erzählte uns, daß dieser verunglückte Versuch der peruanischen Regierung 100.000 Pesos gekostet hat, daß dieselbe aber keine Ansprüche gegen die Colonisten erhebt. Die Maßregeln einiger Gouverneure gegen die armen Tiroler scheinen jedoch gerade das Gegentheil zu beweisen.

Noch verdient erwähnt zu werden, daß die junge Colonie durch einen reichen angesehenen Deutschen in Lima, Herrn Johann Renner, warme Hülfe und Unterstützung genoß. Derselbe schenkte jedem Colonisten eine Kuh, ein Mutterschwein und eine Ziege. Gegenwärtig besitzt jede Familie einen reichen Hühnerhof, manche sogar schon Maulthiere. Leider sind die Verkehrswege noch immer zu mangelhaft, um den zahlreichen Producten der Colonie leichten und lohnenden Absatz zu verschaffen. Im Jänner 1859 wurde ein Theil des Weges nach dem Cerro durch das Austreten des Pozuzuflusses neuerdings zerstört, Hütten und Geräthe der Ansiedler wurden weggeschwemmt, wobei 5 Tiroler ihr Leben einbüßten, und der kaum hergestellte Weg neuerdings für zwei Monate völlig unpraktikabel gemacht. Der eigentliche Maulthierpfad, welcher auf Regierungskosten von Cerro nach Acobamba und Santa Cruz angelegt wurde, wodurch die schlimmsten Bergrücken umgangen werden und sich die Reise um 12 Leguas verkürzt, ist noch immer nicht fertig, es läßt sich daher noch kein Urtheil bilden, welche Vortheile die Colonie aus einer directen und bequemen Verbindung mit der reichen und großen Silberminenstadt Cerro de Pasco ziehen wird. Gegenwärtig beträgt die Fracht einer Arroba (= 25 Pfund) vom Pozuzu nach Cerro Einen Dollar; dies verhindert die Ausfuhr von Mais, Kartoffeln u. s. w. dahin, welche Producte weit billiger von anderen Theilen bezogen werden können. Allein viele der nothwendigsten Artikel, welche gegenwärtig aus den Vereinigten Staaten über Huacho kommen, würden bei der Bevölkerung in Cerro Absatz finden, wenn nur einmal die dazu nöthige Verbindung hergestellt und das ganze Jahr regelmäßig unterhalten werden könnte. So z. B. werden bis zur Stunde Schweinsfett (18 Dollars die

Arroba) Reiß (8—12 Dollars per Centner), spanischer Pfeffer (15—24 Dollars per Centner), Kaffee (30 Dollars per Centner), Tabak (20 Dollars per Centner), Branntwein (16 Dollars per Centner), Stärkemehl aus Yucca (40 Dollars per Centner) größtentheils aus Nordamerika bezogen.

Eine bessere Zukunft dürfte sich für die Colonie durch die beabsichtigte Herstellung eines fahrbaren Weges nach dem Mairo eröffnen, welcher, wie ich schon bemerkte, mit Dampfschiffen befahren werden kann. Es verlautet, daß die peruanische Regierung mit der brasilianischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft des Amazonenstromes einen, die Beschiffung des Mairo bezweckenden Contract abgeschlossen habe, und zugleich ein eigenes Dampfboot nach jenen Gewässern zu beordern beabsichtige. Allein alle diese Maßregeln brauchen hier ungemein lange, bis sie vom Papier zur Verwirklichung gelangen. Die Bewegung der peruanischen Staatsmaschine ist außerordentlich schwerfällig und geräth sogar durch die fast regelmäßig wiederkehrenden Revolutionen nicht selten für längere Zeit ins Stocken.

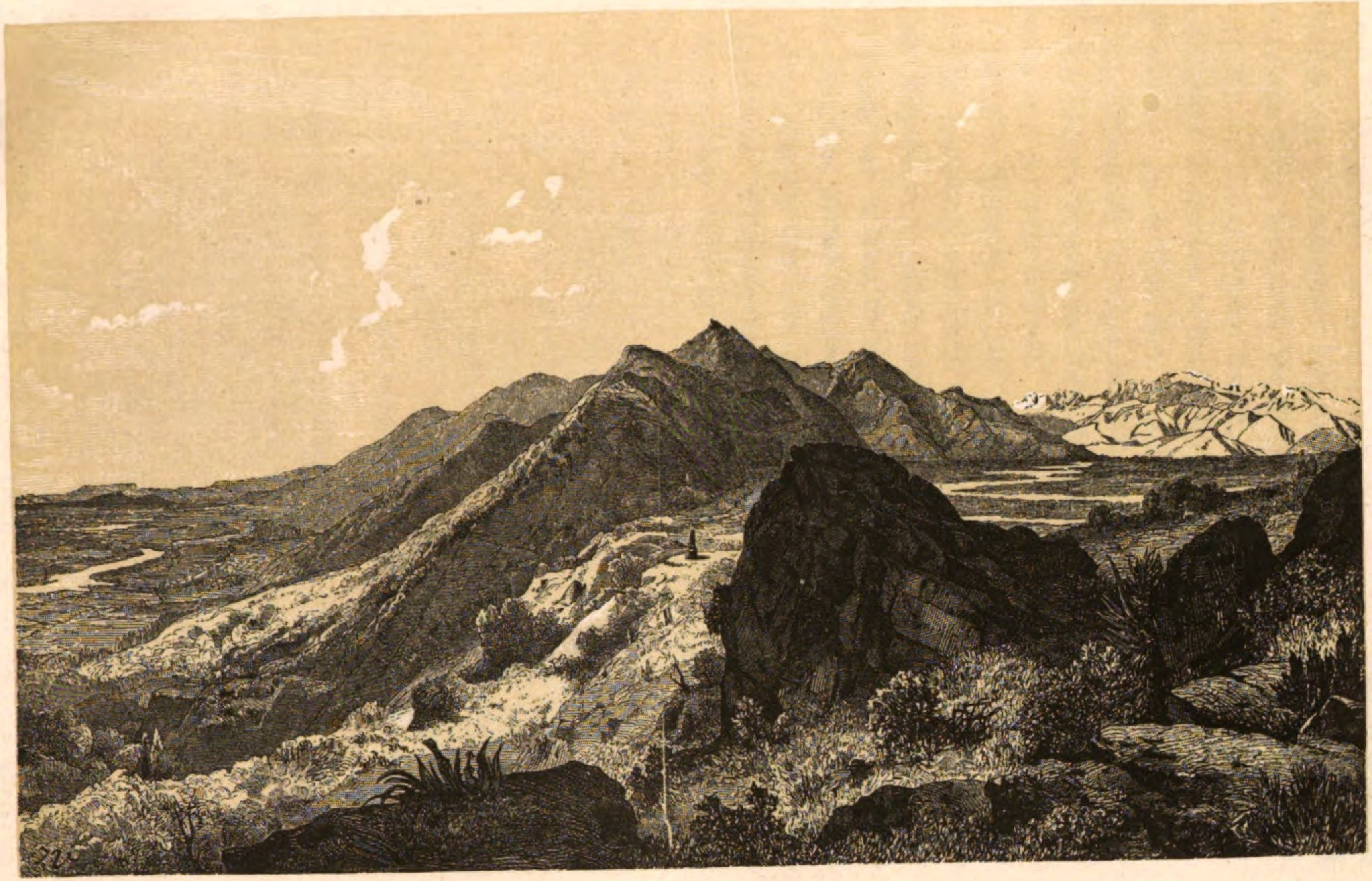
Das Loos der Tiroler und Rheinpfälzer, welche, aus Verzweiflung und Hungersnoth, von der Wildniß am Pozuzu nach Lima zu flüchten beabsichtigten, um bei der peruanischen Regierung Klage über die Nichterfüllung der ihnen gemachten Versprechungen zu führen, gestaltete sich noch trauriger als jenes ihrer Leidensgefährten, die in der Colonie zurückgeblieben waren. Viele dieser Flüchtlinge wurden von der ihnen nachstellenden Soldateska und den halbwilden Indianern eingeholt, mit Steinen und Musketenschüssen angegriffen, mit Lazos (Wurfseile) eingefangen und gefesselt wieder zurückgeschleppt. Die wenigen, welche dieser grausamen Menschenhetze glücklich entgingen, kamen (einige sogar mit Weib und Kindern) in dem schauderhaftesten Zustande in Lima an, und fanden daselbst bei den Behörden des Landes nur wenig Gehör und Schutz. Man benützte ihre Noth, ihr Unglück, ihre natürliche Unwissenheit und ihre Unkenntniß der spanischen Sprache, um ihre Arbeitskraft, so lange sie noch welche besaßen, nach allen Richtungen hin auszubeuten. Während man absichtlich die ihnen gemachten Versprechungen und schriftlichen Zusicherungen ignorirte, bestand man um so hartnäckiger auf der stricten Erfüllung der von den Emigranten eingegangenen Verpflichtungen und suchte selbe durch die peinlichsten Strafen zu erzwingen. Man behandelte die armen Deutschen wie Sclaven, sie mußten sich mit dem erbärmlichsten Obdach, mit der dürftigsten Nahrung begnügen;

man bürdete ihnen Arbeiten und Dienstleistungen auf, welche die emancipirten Negersclaven zu verrichten sich weigerten. Bei der geringsten Klage, welche die grausam Betrogenen erhoben, bei den leisesten Ansprüchen, die sie für die genaue Erfüllung jener Punkte ihrer Contracte geltend machten, welche sich auf ihre Rechte und Begünstigungen bezogen, wurden sie mißhandelt, beschimpft, eingekerkert, ja sogar in Eisen gelegt. Ein in Lima ansässiger englischer Kaufmann erzählte, daß mehrere aus diesem Grunde mit Ketten belastete Unglückliche gezwungen wurden, mit gemeinen Verbrechern zusammengeschmiedet, an öffentlichen Bauten zu arbeiten.

Diejenigen Tiroler, welche bisher einem ähnlichen Schicksale entgangen sind, wagen nur verstohlen Arbeit zu suchen, um ihr Leben zu fristen, indem sie beständig gewärtig sein müssen, von den Häschern aufgefangen und zur Erfüllung ihrer contractlich eingegangenen Verbindlichkeiten gezwungen zu werden. Wie strenge und rücksichtslos die peruanischen Behörden in dieser Beziehung verfahren, mag am besten nachfolgender Fall beweisen. Herr Friedrich Elmore, ein in Lima ansässiger geschätzter englischer Kaufmann, welcher sich große Verdienste um die Linderung des Looses unserer armen Landsleute erworben, hatte die Absicht, zwölf Tiroler in seinem Etablissement in Iquique bei der Gewinnung von Salpeter zu verwenden, und wollte dieselben in einem Schiffe dahin senden, als, im Momente wo der Dampfer die Anker lichtete, der Gouverneur von Callao die Tiroler festzunehmen und auszuschiffen befahl. Erst nachdem Herr Elmore für jeden derselben eine Caution von 1000 Dollars mit der Verpflichtung erlegt hatte, bei der ersten Aufforderung die Arbeiter der peruanischen Regierung wieder zur Verfügung zu stellen, wurde ihre Beförderung nach Iquique gestattet.

Die schmerzliche Thatsache, daß namentlich österreichische Staatsangehörige als die Parias unter den Auswanderern betrachtet werden, daß selbst ihre gerechtesten Ansprüche nirgends Schutz und Berücksichtigung finden [1]), muß wohl hauptsächlich dem Mangel einer entsprechenden Vertre-

[1]) Wie wenig gegenwärtig in Peru die Interessen der österreichischen Staatsangehörigen, die Würde und das Ansehen des Kaiserstaates gewahrt sind, davon liefert folgender, ans Unglaubliche grenzender Vorfall, welcher mir von Herrn Emil Ribbeck mitgetheilt und von mehreren in Lima ansässigen Deutschen bestätiget wurde, ein trauriges Beispiel: „Ein Wagenbauer aus Pest, Namens Carl Adami (welcher angeblich längere Zeit hindurch einer Wagenfabrik in Wien als Werkführer vorstand), kam zu Ende des Jahres 1851 nach dem Cerro de Pasco und wurde daselbst am 1. April 1852 ohne bekanntes Verschulden seinerseits von einem Eingeborenen angefallen und erstochen. Obschon man den Mörder kannte, so wurde dennoch von den peruanischen Gerichten gegen denselben wegen seines an Adami verübten Mordes keine Untersuchung eingeleitet, und dies hauptsächlich aus dem Grunde, weil keine competente



Val de Independencia, mit den Cordilleren.

tretung in überseeischen Ländern zugeschrieben werden. Längs der ganzen Westküste des amerikanischen Continentes, von der Magelhaensstraße bis Californien besitzt Oesterreich ein Einziges Consulat in Chile und dieses wird nur von einem Honorar-Consul, einem allerdings hoch angesehenen einflußreichen Kaufmanne in Valparaiso, verwaltet. Auf den Südsee-Inseln, auf Neu-Seeland, in Australien, in China (mit Ausnahme von Hongkong), auf den Philippinen, ja sogar in Point de Galle und auf der, für die Handelsinteressen so wichtigen Insel Singapore ist der Kaiserstaat bis zur Stunde noch gar nicht vertreten. Daß auch das große deutsche Reich mit 70 Millionen Menschen in den außereuropäischen Ländern nur theilweise und sehr mangelhaft repräsentirt erscheint, bleibt ein geringer Trost und macht höchstens den Zustand noch unerträglicher. Das Schicksal der Tiroler am Pozuzu und in Lima ist nur eine betrübende Wiederholung jener Leiden und Drangsale, welchen deutsche Auswanderer in den verschiedenen Ländern der Erde ausgesetzt sind, und die sie in neuester Zeit namentlich in Brasilien, Australien und Mittel-Amerika ungeahndet erdulden mußten. Zwar haben mehrere deutsche Regierungen, Baiern voran, seit Jahren den Antrag auf eine gemeinsame Organisation der Auswanderung gestellt, damit die Emigranten, nicht wie bisher, dem Zufalle und der Speculation preisgegeben bleiben, sondern, in angemessenere Gegenden versetzt, durch Fleiß und Arbeit Aussicht auf eine sichere Existenz gewinnen, dabei ihr Deutschthum, ihre Sprache und Sitten bewahren und mit ihrem Vaterlande in einer, beiden Theilen zum Vortheil gereichenden Beziehung verbleiben könnten. Allein trotz der Wichtigkeit dieses Antrages für die Förderung deutscher Interessen jenseits des Meeres, trotzdem, daß man dadurch nicht nur eine Rechtspflicht, sondern

fremde Behörde für den ermordeten österreichischen Unterthan sich anzunehmen der Mühe werth fand. Der Mörder soll (ich citire meinen Gewährsmann) Camillo Sanchez heißen, und, so seltsam das auch klingen mag, der Sohn des Canonikus Sanchez in Cerro sein; denn im Staate Peru ist es durchaus nichts Ungewöhnliches, daß selbst Ordensgeistliche illegitime Sprößlinge auf ihren Namen taufen lassen; ja in der gesetzgebenden Kammer in Lima ist sogar neuerlich von einem geistlichen Deputirten ein auf diesen Umstand bezüglicher Gesetzvorschlag eingereicht worden. Camillo befand sich im Mai 1859 wegen eines anderen Verbrechens im Gefängniß, aber den Mord an einem österreichischen Staatsangehörigen hat derselbe ungestraft begehen dürfen, weil es keiner der in Lima befindlichen Consularagenten deutscher Regierungen wagte, eine Reclamation zu machen, ohne die physischen Mittel zu besitzen, seinem Protest nöthigenfalls gleich den Engländern, Amerikanern und Franzosen durch Gewaltmittel das gehörige Relief verleihen zu können. Wie nöthig aber ein derartiger Druck bei so gewissenlosen Regierungen, wie die meisten hispano-amerikanischen es sind, beweisen gewisse Aeußerungen eines hohen Beamten in Lima gegen den Consul eines deutschen Staates. Dieser beabsichtigte, gegen die völlig willkürliche, ungesetzliche Beschlagnahme eines Hamburger Kauffahrers im Namen seiner Regierung Protest einzulegen, worauf der übermüthige Peruaner die, jedes deutsche Herz beschämende Antwort gab: „Er möge nur protestiren, wo sind denn seine Kanonen?" — —

zugleich einen Act der Humanität und weisen Politik erfüllen würde, geschah nichts, um der bisherigen Schutzlosigkeit der deutschen Nation in fremden Erdtheilen zu begegnen und namentlich das Loos armer Auswanderer zu verbessern und zu sichern.

Es ist ein peinliches Gefühl für den deutschen Reisenden und noch peinlicher ist es, dasselbe auszusprechen, aber der Zustand der deutschen Auswanderung ist nur eine Wiederspiegelung der Zerfahrenheit des deutschen Volkes zu Hause, der geringen Einhelligkeit seiner Regierungen selbst in den wichtigsten Lebensfragen.

Um der deutschen Nation zu jener Machtstellung auf Gottes weiter Erde zu verhelfen, zu welcher es ihre Intelligenz und ihr Einfluß auf den geistigen und materiellen Fortschritt anderer Völker berechtigt, ist vor allem eine gemeinsame Consular- und maritime Vertretung Deutschlands in fremden Ländern nöthig. Das jetzige System, daß sich jeder winzige deutsche Staat durch einen besonderen Ehrenconsul vertreten läßt, der häufig nicht einmal ein Deutscher, immer aber selbst Handeltreibender ist, muß aufgelassen [1]) und in jedem wichtigen Handelsplatz ganz Deutschland durch einen besoldeten, unabhängigen Consul repräsentirt, die commerciellen Interessen müssen gemeinsam durch eine deutsche Marine bewacht und geschützt werden.

Oesterreich steuert jährlich an zwei Millionen Gulden in Silber zur Erhaltung und Erbauung deutscher Bundesfestungen bei, es unterhält zugleich in diesen Festungen Truppen, welche den einheimischen Streitkräften entzogen werden und deren Versorgung eine weitere Summe von zwei Millionen Gulden erfordert; warum sollten andererseits die deutschen Staaten nicht auch eine entsprechende Geldquote für eine gemeinsame Flotte, für die Aussendung von Kriegsschiffen zur Hebung des deutschen Ansehens, zum Schutz des deutschen Handels und der deutschen Emigration in überseeischen Ländern beitragen? Nur wenn die deutsche Nation es einmal dahin bringt, eine gemeinsame Consular- und maritime Vertretung nach außen zu besitzen, wird auch das Loos ihrer ausgewanderten Söhne ein minder trauriges sein, wird der Deutsche nicht länger mehr wie dermalen mit Beschämung, sondern mit Stolz sich seines Vaterlandes erinnern und seinen germanischen Ursprung preisen! —

[1]) Ich habe diese Verhältnisse bereits vor Jahren an einer anderen Stelle ausführlicher besprochen. Vergl. Wanderungen durch die mittelamerikanischen Freistaaten Nicaragua, Honduras und San Salvador, mit Hinblick auf deutsche Emigration und deutschen Handel. Braunschweig, George Westermann, 1857 S. 338—340.

Die Abfahrt des Postdampfers von Callao nach Panama war für den 12. Juni in den Nachmittagsstunden festgesetzt. Mehrere Freunde hatten die Güte mir bis nach der Hafenstadt das Geleite zu geben. In Callao machte ich noch einige kurze Besuche am Bord des englischen Linienschiffes Ganges und der nordamerikanischen Fregatte Merrimak, eines der schönsten und größten Schraubenschiffe der nordamerikanischen Marine mit 32 Kanonen schwersten Kalibers und 96 Pferdekraft. Ich hatte das Vergnügen mit den Officieren beider Kriegsschiffe theils in Valparaiso, theils in Lima befreundet zu werden. Lieutenant Ammen, vom Merrimak, mein wißbegieriger, forschungseifriger Begleiter nach den Ruinen von Pachacamác, ließ mich durch ein eigenes Kriegsboot abholen. Am Bord des Ganges wurde ich nicht minder herzlich und wohlwollend aufgenommen und Admiral Baines, erwies mir, als Befehlshaber der britischen Marinestation in den pacifischen Gewässern, die besondere Auszeichnung, durch ein officielles Schreiben mich und meine wissenschaftlichen Zwecke dem Schutze aller Commandanten britischer Kriegsschiffe auf die ehrendste Weise zu empfehlen.

Am Bord des Dampfers Valparaiso that der biedere Capitän Bloomfield sein Möglichstes, um den Passagieren die Fahrt so angenehm als möglich zu machen und verstand es besonders, das ziemlich monotone Mittagsmahl durch die Erzählung launiger Erlebnisse zu würzen.

Am Morgen des 14. Juni erreichten wir Huanchaco, den Haupthafen des nur sechs englische Meilen entfernten Truxillo, der ehemaligen Hauptstadt des nördlichen Inkareiches. Die Ausfuhr an Silber, Schafwolle und Cochenille von diesem Hafen ist ziemlich beträchtlich. Hier schiffte sich ein Schottländer Namens Blackwood, ein, welcher seit vielen Jahren in Truxillo Cochenille baute, dermalen aber, wie er sagte, in diesem Culturzweige mit anderen Ländern nicht mehr zu concurriren vermag, weil die Arbeitskräfte zu theuer und auch zu unsicher sind. Herr Blackwood ging über Californien nach Ostindien, wo derselbe ein besseres Terrain für die Cochenille-Cultur vorzufinden hofft, indem daselbst der Arbeitslohn noch sehr gering und der Verbrauch von diesem Färbestoff ziemlich bedeutend ist [1]).

[1]) Ein Herr Emilio Escobar in Lima übersandte mir ein Flacon mit einem bisher noch wenig bekannten vegetabilen Färbestoff, welcher eine ganz gleiche Farbe liefert wie das Cochenille-Insect und in Peru in großer Menge gewonnen werden könnte. Ich habe diesen Färbestoff, welcher jedenfalls eine nähere Untersuchung verdient, den übrigen von der Novara-Expedition mitgebrachten Sammlungen einverleibt.

Am 15. Juni ankerten wir in der Rhede von San José de Lambajeque, im Departement Chola. Die Lage dieser Ansiedlung ist so ungünstig, daß man nur in sogenannten Balsas (Flößen mit Segeln, welche aus großen dicken Baumstämmen zusammengefügt sind) zu landen vermag. Eine einzige solche Balsa nahm 76 Passagiere mit allen ihren ziemlich umfangreichen Gepäcksstücken auf.

Fünfzehn Meilen nördlich von Lambajeque liegt das Indianerdorf Iting (Ausruhe) mit 5000 Einwohnern, deren Sprache von dem, in der Provinz im Allgemeinen gesprochen Quichua völlig verschieden ist. Ein rückreisender Peruaner ging sogar so weit, zu behaupten, das Idiom der Iting-Indianer habe viele Aehnlichkeit mit dem Chinesischen! In Monsefù, kaum zwei Meilen von Iting, lebt eine Indianerbevölkerung, welche ausschließlich spanisch spricht und daher von den Nachbarn gleichfalls nicht verstanden wird. Diese Erscheinung bringt fast auf die Vermuthung, es habe hier eine ähnliche Taktik der schlauen spanischen Eroberer stattgefunden, wie in Mittel-Amerika, wo sich dieselben wiederholt bemühten, fremde, den Eingeborenen oft feindliche Volksstämme in die eroberten Territorien einzuführen, und so, durch die Verschiedenheit der Sprache und der Neigung, ein Verständniß und Zusammenwirken mit dem gemeinsamen Feind desto schwieriger zu machen. Ich habe es selbst zu verschiedenen Malen, namentlich im Staate San Salvador, erlebt, daß z. B. Tlaskalteken, welche die Sprache Montezuma's sprechen, mitten unter anderen fremden Völkerschaften angesiedelt sind. Solche Niederlassungen hatten aber meist einen politischen Grund, und waren gezwungen, nicht freiwillig entstanden.

Am 16. Juni ankerten wir in dem schönen sicheren Hafen von Payta. Das Städtchen zählt ungefähr 4000 Einwohner, welche einen ziemlich lebhaften Verkehr mit dem Innern und der Küste unterhalten. Die Hauptausfuhr besteht in Thierhäuten, besonders Ziegenfellen, Baumwolle, Früchten, Oel, Orseilleflechten und Strohhüten. Fünfundvierzig englische Meilen von Payta entfernt liegt in einer schönen und fruchtbaren Gegend die Stadt Piura mit 10.000 Einwohnern, welche einen ausgebreiteten Handel mit Früchten und Gemüse längs der Küste treiben und sogar die Märkte von Lima mit ihren vortrefflichen Producten versehen.

Payta wird jährlich von 50 — 60 Walfängern besucht, welche hier frische Provisionen einnehmen, Ausbesserungen besorgen und ihrer Mann-

schaft Erholung von den Anstrengungen der Campagne gewähren. Das Klima ist sehr gesund und überaus trocken. Gleichwohl leidet der Ort nicht Mangel an gutem Wasser, welches Indianer von dem 18 Meilen entfernten Flusse Chirar holen und in Fäßchen auf Maulthieren nach der Stadt bringen. Diese Beförderungsweise ist so billig, daß sich in Payta die Errichtung eines Destillir-Apparates nicht lohnen würde. Der Cargo eines Maulthieres, 12 Gallonen oder ungefähr 36 Maß Wasser, wird für zwei Realen (52 Kreuzer) verkauft. Schiffe nehmen ihren Wasserbedarf weiter nördlich in Tumbez ein.

Zur Zeit meiner Anwesenheit lagen einige zwanzig Kauffahrer im Hafen von Payta. Der Handel des Ortes war sichtbar im Aufschwung begriffen. Dies zeigte nicht nur die Thätigkeit, sondern auch eine gewisse Behäbigkeit der Bewohner. Große, runde breitkrämpige Hüte aus Palmenstroh werden jährlich für 400.000 Pesos ausgeführt. An Ziegenfellen beträgt die Ausfuhr mindestens 1200 Centner; an Orseilleflechte 25 — 30.000 Centner. In Payta besteht auch mit großem Vortheil eine Fabrik zur Erzeugung von Oel aus der Ricinus- und Piñonbohne, welche beide im Innern in großer Menge vorkommen. Auf einer eisernen, mit Dampf in Bewegung gesetzten Maschine werden täglich 85 Gallonen Oel gewonnen; dasselbe findet im Lande als Leuchtstoff und zur Seifenbereitung Verwendung; die bei weitem größere Quantität aber wird nach den nordamerikanischen Staaten ausgeführt.

Wenige Wochen vor meiner Ankunft in Payta hatte man zufällig in einer Grube zwischen den nackten Sandsteinhügeln in der öden, wüsten Umgebung der Stadt eine Quantität Mais gefunden, die angeblich noch von Vorräthen herrührte, welche die Inka's einst daselbst vergraben hatten. Es war eine kleinere Art, als die gegenwärtig gebaute. Die Körner befanden sich, trotz der Jahrhunderte, welche sie in der Erde gelegen haben mochten, noch ziemlich gut erhalten. Man sprach längs der ganzen Küste von diesem Ereigniß, als ob man einen großen Schatz gefunden, und doch waren es nur 60 Pfund Mais, die man ausgegraben hatte. Auch war es keineswegs das historische Interesse, welches den Indianern diesen Fund so werthvoll erscheinen ließ, sondern weil ihre leicht erregbare Phantasie ungeheure Maisvorräthe unter der Erde verborgen glaubte, welche sie nun ernten könnten, ohne gesäet zu haben! —

Eine Krebsart, welche seit dem Jahre 1857 von Zeit zu Zeit vom Meere ausgeworfen und halbtodt am Ufer gefunden wird, wo sie endlich zu Grunde geht und verweset, hat nicht wenig beigetragen, die Luft am Strande zu verderben. Tausende solcher Krebsleichen liegen, von einer glühenden Sonne beschienen, umher, und verbreiten einen pestilenzartigen Gestank. Merkwürdiger Weise wurde man früher dieser Krebsart (welche von der gewöhnlichen Krabbe, die ein so köstliches Gericht der Tafel liefert, völlig verschieden ist), niemals am Ufer ansichtig, und ihr Erscheinen hängt unstreitig mit gewissen vulcanischen Einflüssen zusammen, indem die ersten dieser Auswürflinge bald nach dem letzten Erdbeben am Ufer entdeckt wurden. Zum Glücke hat die üble Ausdünstung derselben auf die Gesundheit der Strandbewohner bisher noch keinerlei wahrnehmbare schädliche Wirkung hervorgebracht [1]).

Während der Dampfer in Payta vor Anker lag, wurde als Feuerungsmaterial gepreßter Kohlenstaub in Kuchenform (cakes) eingenommen. Jeder dieser Kohlenziegel wog 4—5 Pfund. In England (Cardiff) kommt davon die Tonne auf 10—12 Schillinge, in den Häfen der Westküste Südamerika's auf 46—60 Schillinge zu stehen.

Wir verließen in den Nachmittagsstunden Payta und kamen Tages darauf in Sicht der ungefähr 10 englische Meilen vom Festlande entfernten Insel La Plata. Die Sage, daß die Inkakönige daselbst einst reiche Schätze vergraben ließen, welche Sage noch fortwährend im Munde des Volkes lebt, ist Ursache, daß schon zu verschiedenen Malen förmliche Expeditionen nach dieser Insel unternommen wurden, welche aber sämmtlich von ihren Grabungsversuchen unverrichteter Dinge wieder zurückkehrten. Die Temperatur nahm jetzt merklich zu; sie war binnen wenigen Stunden von 65° auf 76° Fahrenheit gestiegen.

Am 20. Juni gegen 6 Uhr Abends erreichten wir die Taboga-Inseln, eine Gruppe von mehreren kleinen, hübschen Eilanden, elf englische Meilen von Panama, wo sich die Magazine und Werkstätten der pacifischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft befinden. Taboga-Island, die bedeutendste Insel der Gruppe, ist nur 1½ Meilen lang und ½ Meile breit, bildet aber mit

[1]) Der österreichische Naturforscher, Herr Professor Schmarda, welcher sich längere Zeit in Payta aufhielt, soll, wie man mir sagte, diese Naturerscheinung einer genaueren Untersuchung unterzogen haben und dürfte wohl in den von ihm vorbereiteten wissenschaftlichen Publicationen Ausführlicheres darüber mittheilen.

dem gegenüberliegenden Inselchen Taboquilla einen bequemen halbmondförmigen Hafen, welcher mit Sicherheit zugleich ein ziemlich gutes Klima verbindet, so daß während der ungesunden Jahreszeit, wo das gelbe Fieber in Panama zuweilen furchtbare Verheerungen anrichtet, zahlreiche Bewohner nach diesem Eiland flüchten, welches bis zum Jahre 1858 von der Seuche gänzlich verschont geblieben war.

Noch spät Abends brachte man uns englische und nordamerikanische Zeitungen an Bord. Sie gaben uns die erste Kunde von den Ereignissen auf dem italienischen Kriegsschauplatze, so wie von einer andern Weltcalamität, vom Tode Alexanders von Humboldt. Auch hier, an den Gestaden des pacifischen Oceans, machte die Nachricht von dem Dahinscheiden des größten Naturforschers unserer Zeit einen tiefen, gewaltigen Eindruck, den selbst die furchtbaren Gewitterstürme nicht zu mildern vermochten, welche gleichzeitig am politischen Himmel hinzogen, und die Welt und ihr Recht aus den Angeln zu reißen drohten. Obschon auch auf die Verhältnisse der Bewohner Nordamerika's ein Krieg zwischen zwei so gewaltigen Mächten, wie Oesterreich und Frankreich, einen empfindlichen Rückschlag äußern mußte, hörte man doch die Ereignisse in Italien nur wenig discutiren; aber Humboldt's Nekrolog wurde laut in der Schiffscabine vorgelesen, und gerührt schrieb mancher Reisende auf ein Blättchen Papier jene schönen Worte, welche der edle Greis gesprochen haben soll, als er an einem lieblichen, sonnigen Maitag von unserem Planeten schied, dessen physische Beschaffenheit sein großer Geist vielleicht mehr als irgend ein anderer Sterblicher untersucht und erforscht hatte: „Wie herrlich diese Strahlen glänzen, sie scheinen die Erde zum Himmel zu rufen!" —

So blieb es den Mitgliedern der Expedition leider versagt, den großen Forscher bei ihrer Rückkehr in die Heimat noch am Leben zu finden! Ahnungsvoll deuten dies schon die rührenden Schlußworte seiner weihevollen Erinnerungen an, in welchen Humboldt zu Gott dem Allmächtigen fleht, „daß Sein Segen dies große und edle Unternehmen zur Ehre des gemeinsamen deutschen Vaterlandes begleite"[1]). Die Novara-Reisenden mußten den Tod des „Altmeisters der Naturforschung" doppelt schmerzlich empfinden. Seine warme, auszeichnende Theilnahme hatte die Expedition in wissenschaftlicher Beziehung wesentlich fördern helfen, und wenn es der

[1]) Siehe: Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde ꝛc. Band I. Beilage II, Seite 28.

Novara gegönnt sein sollte, im Gedächtniß der gelehrten Welt fortzuleben, so wird es ihr, wie sich Erzherzog Ferdinand Maximilian in einem Schreiben an den gefeierten Gelehrten ausdrückte, „noch in spätester Zeit zur Ehre gereichen, daß man ihrem Namen den Namen Humboldt's beigesellt, welcher seit drei Menschenaltern bei jeder Eroberung auf dem Gebiete des Naturwissens voranleuchtet" [1]).

Am 21. Juni gegen sieben Uhr früh ankerten wir in der Bai von Panama. Größere Schiffe können sich nur in einer Entfernung von 2—3 Meilen dem Lande nähern, da die Ufer ungemein seicht sind und während der Ebbezeit ein großer Theil des Gestades trocken liegt.

Die Stadt Panama (viele Fische), auf grünen Hügeln zwischen den üppigsten Pflanzengestalten der Tropen gelegen, gewährt, vom Hafen aus gesehen, einen äußerst angenehmen, wohlthuenden Anblick, besonders dem Reisenden, welcher von den sterilen Sandgestaden der Westküste Südamerika's kommt. Setzt man dagegen den Fuß ans Land und durchschreitet die Ansiedlung, so gehen wohl die meisten der erst noch so bewunderten Reize verloren. Die Straßen sind im Allgemeinen eng und schmutzig, die Häuser niedrig und ärmlich; selbst auf ihren Dächern wuchert eine unverwüstliche Tropenvegetation. Auch der Hauptplatz mit der Kirche macht den Eindruck des Verfalles. Nur die gegen das Ufer zu gelegenen, meist von Fremden bewohnten Häuser und einige Hôtels sehen respectabler aus. Der ganze Ort zählt 8—9000 Seelen; darunter sind ungefähr 500 Weiße, den Rest bilden meistens Neger und ihre Mischlinge. Als zur Zeit der Herstellung eines Schienenweges über den Isthmus die bei dem Baue beschäftigten Irländer und Chinesen zu Tausenden den schädlichen Einflüssen des Klimas und den Strapazen der Arbeit erlagen, versuchte man Neger aus Jamaica einzuführen,

[1]) Dieses Schreiben lautet vollständig: „Lieber Geheimrath von Humboldt! Aus Ihrem freundlichen Schreiben vom 11. dieses habe ich entnommen, daß Sie so gefällig waren, die auf mein Ersuchen von Ihnen entworfenen Instructionen für die k. k. Fregatte Novara, welcher die schöne Aufgabe der Weltumseglung ward, unmittelbar an den Befehlshaber dieses Schiffes abzusenden. Keine berufenere, sicherere Hand konnte unseren Gelehrten die Zielpunkte ihres Strebens zeigen und die Mittel, sie zu erreichen, andeuten, als die des Altmeisters der Naturforschung; und wenn, wie ich nicht zweifle, die Expedition dazu beitragen wird, die Weltkunde in vielen Punkten aufzuhellen und zu vervollkommnen, so wird dem Urheber jener Aufzeichnungen ein großer Theil des Verdienstes davon zuzuschreiben sein. Der Novara aber, wenn es ihr gegönnt ist, im Gedächtniß der gelehrten Welt fortzuleben, wird es noch in spätester Zeit zur Ehre gereichen, daß man ihrem Namen den Namen Humboldt's beigesellt, welcher seit drei Menschenaltern bei jeder Eroberung auf dem Gebiete des Naturwissens voranleuchtet.

Mailand, 2. Mai 1857. Ihr Ihnen aufrichtigst zugethaner

Ferdinand Maximilian, Erzherzog von Oesterreich.

welche bei ihrer kosmopolitischen Natur auch hier vortrefflich gediehen. Gegenwärtig leben über 100.000 Neger und Farbige am Isthmus.

Die Theuerung ist dermalen in Panama nicht mehr so exorbitant, als sie es vor zehn Jahren, zur Zeit der ersten Wanderung nach den neuentdeckten californischen Goldfeldern war, wo es noch keine Eisenbahn gab und die Reise über den Isthmus theils auf Maulthieren, theils in kleinen Canoes zurückgelegt werden mußte. Für 3—4 Dollars täglich findet man in den hiesigen Hôtels gute Unterkunft und Verpflegung. Das Theuerste ist der Waschlohn. Man bezahlt für jedes Dutzend Wäschstücke 2 Dollars. In einem Klima, wo der an Reinlichkeit gewohnte Europäer so häufig Wäsche wechseln muß, erreicht dieser Conto selbst bei Personen, welche beständig im Lande leben, eine Höhe von 25—30 Dollars monatlich! Man hält es daher für vortheilhafter, gewisse Toilette-Gegenstände, wenn sie beschmutzt sind, wegzuwerfen und neue anzuschaffen, als für das Reinigen der alten einen so ungeheuren Preis auszugeben.

Die nordamerikanische Gesellschaft, welche den directen Verkehr zwischen New-York nach Californien besorgt, hat so musterhafte Vorkehrungen getroffen, daß die Passagiere nach ihrer Ankunft in Panama mit dem Eisenbahnzug sogleich von der Station weg, welche dicht am Meeresufer mündet[1]), mittelst eines eigenen kleinen Dampfbootes nach dem großen Schiffe befördert werden, das sie nach Californien zu bringen bestimmt ist. Der ganze Transport von 7—800 Passagieren mit ihren meist sehr schweren Gepäcksstücken über den Isthmus bis zur Wiedereinschiffung an der Westküste nimmt kaum zehn Stunden in Anspruch. Die Wirthe in Panama leiden allerdings empfindlich durch diese Einrichtung, denn während früher kein Reisender den Isthmus passirte, ohne mindestens Einen Dollar zu verzehren, ziehen jetzt Hunderte durch, ohne ihren Fuß auch nur in die Stadt zu setzen.

Zur Zeit meiner Anwesenheit bestand gerade eine sogenannte „Opposition Line“, eine echt amerikanische Institution, welche die Gründung der eigenen Existenz durch das Zugrunderichten des Concurrenten anstrebt. Man begegnet solchen Unternehmungen zwar auch zuweilen in Europa, aber in ihrer vollsten Blüthe und Ausdehnung habe ich sie doch nur von Nordamerikanern geleitet gesehen. Früher betrug der Fahrpreis für einen Deckpassagier von New-York nach Californien oder zurück mit Benützung der

[1]) Siehe die Vignette am Anfang dieses Capitels.

Eisenbahn über den Isthmus 160 Dollars. Die „Opposition Line" drückte den Fahrpreis auf 35 Dollars herab, und da von diesem Betrag noch 25 Dollars an die Eisenbahngesellschaft entrichtet werden müssen, so bleiben den Unternehmern nur 10 Dollars für den ganzen Transport eines Reisenden auf großen, prachtvollen Dampfern[1]) von New-York bis nach San Francisco. Für das große Publicum ist dies sicher ein bedeutender Vortheil, und es war in Folge dieser beispiellosen Billigkeit des Fahrpreises in den letzten Monaten eine ganz eigenthümliche Bevölkerung nach Californien gewandert. Während sonst blos Abenteurer, Speculanten oder bemitteltere Personen ihre Blicke nach dem Goldlande richten konnten, zogen jetzt auch arme, aber arbeitsame Industrielle dahin. Lange vermag eine solche waghalsige Unternehmung allerdings nicht zu dauern. Es ist ein Kampf des größeren Capitals gegen das kleinere; wer die Kraft hat, den ziemlich schweren Verlusten länger zu trotzen, bleibt Sieger. Zuweilen geschieht es auch, daß zwischen den Unternehmern rasch eine Verständigung, „a compromise" zu Stande kommt. Ein solcher Vergleich schlägt aber dann gewöhnlich zum Nachtheil für das Publicum aus. Denn, um die erlittenen Verluste einigermaßen zu decken, werden von beiden bisher feindlichen Gesellschaften gleich hohe Preise festgesetzt, welche sie so lange beizubehalten trachten, bis auch ihnen wieder Concurrenz gemacht wird.

Der Gesundheitszustand von Panama, obschon während der nassen Jahreszeit (Mai bis September) noch immer schlimm genug, ist doch wesentlich besser als in früheren Jahren. Die bunten Dosen voll Chinapillen, mit denen man sonst, wie bei uns mit Schnupftabak, in Gesellschaft aufzuwarten pflegte, werden seltener. Auch ist die Sitte nicht mehr so allgemein, Sherry und Brandy mit Chininpulver zu trinken. Ja, würden sich die fremden Ansiedler nicht so häufig Diätsünden zu Schulden kommen lassen, welche selbst in einem gemäßigten Klima nicht ungestraft begangen werden können, so möchte es um die Gesundheit der Bewohner noch viel besser stehen. Ich hörte wiederholt die Behauptung aussprechen, daß der Gebrauch von Eis, welches dermalen in großer Menge und zu sehr billigem Preise am Isthmus zu haben ist und unter alle Arten von Getränken gemischt wird, auf die hygieischen Verhältnisse Panama's einen sehr günstigen Einfluß geübt hat. Es werden jährlich am Isthmus an 360 Tonnen Eis oder eine Tonne per

[1]) Das Dampfschiff „Golden Age" ist im Stande über 1200 Passagiere aufzunehmen.

Tag verbraucht. Diese ganze Menge kommt aus den nordamerikanischen Staaten, zumeist aus Boston, und wird zu $7\frac{1}{2}$ Dollars der Centner verkauft. Im Kleinhandel kostet das Pfund 25 Cents. Um nicht durch allzu große Concurrenz die Eiszufuhr unlohnend und daher unsicher zu machen, hat die Regierung das Recht, Eis zu verkaufen, zum Monopol erhoben[1]).

Ich traf in Panama einen Oesterreicher, Herrn Dr. Kratochwil aus Saaz in Böhmen, welcher seit 10 Jahren am Isthmus als Arzt und Apotheker lebt, und durch seine Gefälligkeit und Theilnahme schon manchen deutschen Landsmann zu großem Danke verpflichtet hat. Auch ein anderer erfahrener Arzt, Herr Dr. Lebreton, ein Franzose von Geburt, welcher mit Dr. Kratochwil die Liebenswürdigkeit der Persönlichkeit gemein hat, zeigte sich gegen mich außerordentlich theilnehmend und zuvorkommend, und stellte mir die Mittheilung interessanter Daten über die Gesundheitsverhältnisse des Isthmus, so wie über das Pfeilgift der indianischen Bewohner in Aussicht. In Panama erscheint ein, von zwei Nordamerikanern, den Herren Power und Boyd, vortrefflich redigirtes Journal in englischer Sprache, der „Panama Star and Herald", welches die politischen, commerziellen und socialen Verhältnisse des Isthmus und der südamerikanischen Republiken in so umfassender und unparteiischer Weise behandelt, daß sich dasselbe Jedem, der ein ernsteres Interesse an der Entwickelung dieser merkwürdigen Länder nimmt, fast unentbehrlich macht. Es ist hauptsächlich das Verdienst der beiden umsichtigen Redacteure, wenn wir ein statistisches Gesammtbild der großartigen Handelsbewegung am Isthmus und längs der Westküste Südamerika's besitzen, wenn unsere Augen auf Ziffern haften, die mehr wie jede andere noch so umfangreiche Beschreibung die dortige gewaltige commercielle Thätigkeit

[1]) In einem so heißen, echt tropischen Klima, wie Panama, begegnet der Eishandel großen Schwierigkeiten, die durch die Entfernung, in welcher Schiffe vom Lande weg zu ankern gezwungen sind, noch beträchtlich gesteigert werden. So z. B. verließ im Jahre 1856 ein Kauffahrer Boston, welcher 705 Tonnen Eis am Bord hatte. Während der Fahrt bis Panama, eine Entfernung von 6000 Seemeilen, gingen 100 Tonnen Eis verloren. Das Schiff kam mit 605 Tonnen Eis in Panama an und ankerte 2 Meilen vom Lande. Beim Ausschiffen in einer so hohen Temperatur wurden dagegen 400 Tonnen durch Schmelzen eingebüßt, so daß nur 205 Tonnen zum Verkauf übrig blieben, indeß eine viermal so große Quantität während des Transportes verloren ging. Die nach Californien gehenden Dampfer machten damals alle ihre Einkäufe in Panama und bezahlten für Eis so fabelhafte Preise, daß selbst solche zeitweilige Verluste nicht schwer in die Wagschale fielen. Die ersten Eisschiffe, welche nach Panama kamen, verkauften ihre Ladungen zu 50 Cents das Pfund! Später fiel der Preis bis auf 10 Cents, indem sich den californischen Dampfern in San Francisco selbst eine weit vortheilhaftere Bezugsquelle eröffnete. Amerikanische Speculanten unternahmen es, Eis aus Russisch-Amerika zu exportiren, und waren im Stande, im Hafen von San Francisco das Pfund zu 1 Cent zu liefern.

beweisen, welche allerdings nicht von Eingeborenen, sondern von fremden Nationen entwickelt wird.

Nicht weniger als 64 mächtige Postdampfer, mit einem Gesammtgehalt von 96.000 Tonnen und einem Werthe von mindestens 18—20 Millionen Dollars, verkehren theils an der atlantischen Seite (zwischen England, Nordamerika und Aspinwall), theils an der pacifischen Seite (zwischen Panama und den Häfen der Westküste von Amerika) und unterhalten die regelmäßige Verbindung dieser großartigen Ländercomplexe und einer Bevölkerung von mindestens 11 Millionen Menschen mit den europäischen Culturstaaten. Der Gesammtwerth an Producten und Waaren, welche theils aus Europa und Nordamerika über den Isthmus eingeführt, theils dahin ausgeführt werden, beträgt 70—80 Millionen Dollars, und eine fast eben so hohe Summe erreicht der Werth der edlen Metalle, welche jährlich von der Westküste Amerika's, von Chile, Peru, Bolivien, Californien u. s. w. auf gleichem Wege dem Auslande zufließen.

Die Perlenfischerei im Golfe von Panama hat in der letzteren Zeit wesentlich von ihrer einstigen Bedeutung eingebüßt. Dieselbe steht dermalen weit hinter jener des persischen Golfes zurück, in welchem jährlich Perlen im Betrage von ungefähr $1\frac{1}{2}$ Millionen Dollars gefischt werden, während hier, trotz der ungeheuren Ausdehnung der Perlenausternbänke, die jährliche Ausbeute an Perlen höchstens einen Werth von 120.000 Dollars beträgt. Die Fischerei wird im Golfe weniger des kostbaren Inhaltes, als der Perlenauster selbst willen betrieben, von welcher jährlich an 8—900 Tonnen verschifft werden.

Am 23. Juni fuhr ich mit dem Eisenbahnzug von Panama nach Aspinwall, dem Ausgangspunkte des Schienenweges auf atlantischer Seite. Außer an den Tagen, wo die verschiedenen Postdampfer Reisende aus Südamerika und Californien, oder aus den Vereinigten Staaten und aus Europa bringen, ist der Verkehr auf dem Isthmus sehr gering. So oft aber die Passagierdampfer aus Osten und Westen an dem einen oder andern Ende des Schienenweges anlangen, belebt sich der Isthmus, füllen sich die Cassen der Gesellschaft. Man rechnet, daß jährlich im Ganzen 36—40.000 Rei-

sende den Weg über den Isthmus nehmen, und daß sich die Gesammteinnahmen der Gesellschaft auf 1—1½ Millionen Dollars belaufen[1]).

Der Fahrpreis ist für die verhältnißmäßig kurze Strecke von 47½ englischen Meilen ziemlich hoch. Derselbe beträgt für jeden Reisenden ohne Unterschied, da es nur Eine Fahrclasse giebt, 25 Dollars, und außerdem 10 Cents Fracht für jedes Pfund Gepäck über 30 Pfund. Allein es verdient wohl berücksichtigt zu werden, daß es bei der Herstellung der Bahn ungeheure Schwierigkeiten zu besiegen gab, und daß die Erhaltungskosten des Schienenweges durch den Einfluß des Klimas und einer überaus üppigen Tropenvegetation sehr bedeutend sind. Wer je den dichten, fast undurchdringlichen Urwald des Isthmus durchwanderte, bevor noch ein Schienenweg quer über denselben führte, und sich alle die physischen Qualen eines solchen mühevollen Beginnens ins Gedächtniß ruft, der dürfte jetzt wohl gerne selbst einen doppelt so hohen Betrag bezahlen, um eine Reise, welche früher oft Wochen in Anspruch nahm, in wenigen Stunden bequem zurückzulegen.

Der Bau der Panama-Eisenbahn wurde im December 1850 begonnen. Die ersten Spatenstiche geschahen auf der atlantischen Seite. Am 27. Jänner 1855 dampfte die erste Locomotive von Ocean zu Ocean. Die Herstellungskosten des 47½ Meilen langen Schienenweges hatten 5,000.000 Dollars in Anspruch genommen[2]). Dieses Capital war von den speculationslustigen Yankees rasch aufgebracht, und sichert den Unternehmern, wie der Erfolg lehrt, eine glänzende, immer steigende Dividende. Das Privilegium der Eisenbahn-Gesellschaft mit der Regierung von Neu-Granada lautet zwar nur auf 20 Jahre vom Tage der Eröffnung des ganzen Schienenweges, allein nach Ablauf dieser Frist muß die granadinische Regierung die Bahn entweder für 5 Millionen Dollars (also fast für die ganzen Herstellungs-

[1]) Im Jahre 1859 wurden nach den officiellen Ausweisen der Gesellschaft befördert:

| | Von Aspinwall nach Panama | Von Panama nach Aspinwall | Gesammtsumme. |
|---|---|---|---|
| Passagiere | 23.206 | 15.567 | 38.773 |
| Bouillon in Dollars | 3,146.983 | 57,097.061 | 60,244.044 |
| Postpackete der Vereinigten Staaten in Pfunden | 643.752 | 184.395 | 828.147 |
| Postpackete aus England in Pfunden | 47.060 | 8.824 | 55.884 |
| Waaren in Tonnen | 17.278 | 3.802 | 21.080 |
| Kohlen in Tonnen | 7.618 | — | 7.618 |
| Reisegepäck in Pfunden | 67.698 | 62.581 | 130.279 |

[2]) Die Erhaltungskosten sollen an 500.000 Dollars betragen, indem bei dem zerstörenden Einflusse der Atmosphäre und der Insecten, so wie bei der rasch sich entwickelnden Vegetation beständig an 3000 Arbeiter mit Ausbesserungen beschäftigt sind.

kosten) einlösen oder das Privilegium auf weitere zehn Jahre verlängern. Nach Ablauf dieser zweiten Frist kann die Regierung die Bahn für 4 Millionen und nach Ablauf einer dritten, gleich langen Frist für 2 Millionen Dollars einlösen.

Die Fracht für Beförderung von Waaren über den Isthmus war nicht immer so hoch. Sie betrug vor Entdeckung der californischen Goldminen nur 1½ Cents. Später stieg sie auf 20—40 Cents und ist seither auf 7 Cents per Pfund gefallen. Allein selbst dieser Betrag ist noch zu hoch für die Mehrzahl der Waaren, welche auf dem Wege um das Cap Horn nur 15 — 18 Dollars per Tonne (2240 Pfund) Fracht bezahlen, so daß blos kostbare Artikel, wie z. B. Juwelen, Seide, Musselin u. s. w. über den Isthmus den Weg nehmen.

Die Leiter der Eisenbahn in Panama, die Herrn Lewine und Dorsay, bezeigten mir die größte Zuvorkommenheit. Der Director der Gesellschaft, Herr Center, welcher in Aspinwall residirte, und dem ich einen Empfehlungsbrief übersandte, ließ mich auf telegraphischem Wege zur freien Benützung der Bahn einladen, indem es ihm stets zum besondern Vergnügen gereiche, wissenschaftlichen Reisenden dienstgefällig werden zu können. Ich führte vierzehn umfangreiche Gepäcksstücke, meist Sammlungen naturhistorischer Gegenstände, mit mir. Einige erforderten wegen ihres theils zerbrechlichen, theils leicht verderbbaren Inhalts große Sorgfalt für ihre Beförderung und Aufbewahrung. Man schenkte denselben eine eben so große Aufmerksamkeit, als ob für sie der höchste Frachtensatz entrichtet worden wäre. Die Art und Weise, wie man den reisenden Forscher behandelt, ist immer zugleich ein Gradmesser für die Culturstufe des Volkes, unter dem er sich befindet. Er wird sich stets dort der wohlwollendsten, theilnehmendsten Aufnahme erfreuen, wo geistiger Fortschritt und Wissenschaft sich der meisten Verehrung und Anerkennung erfreuen. Darum sind die nordamerikanischen Freistaaten, so wie die britischen Colonien diejenigen Punkte der Erde, wo der wissenschaftliche Reisende den größten Sympathien begegnet, wo er des liebevollsten Empfanges, der großartigsten Unterstützung in der Erreichung seiner Zwecke gewiß sein kann. Noch jetzt, nach zehn Jahren der wechselvollsten Ereignisse und Lebensschicksale, denke ich dankbar bewegt des auszeichnenden Wohlwollens, welches mich damals während meiner Wanderungen durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika, vom St. Lorenz-

strom bis nach dem mexicanischen Meerbusen begleitete, wie alle Classen der Gesellschaft sich beeiferten, die wissenschaftlichen Bestrebungen des einsamen, schlichten, unbekannten Reisenden zu fördern; wie namentlich die Presse, diese Großmacht des Geistes, mit allen ihr zu Gebote stehenden einflußreichen Mitteln meine Bemühungen unterstützte und wie ihre Blätter durch das Interesse, welches sie denselben schenkten, in jenen Ländern zu werthvollen Accreditiven wurden an alle Freunde wissenschaftlicher Forschung [1]). Jetzt, wo ich von den Söhnen der nämlichen Nation neuerdings mit gleicher Gastfreundschaft begrüßt wurde, erwachte in mir doppelt lebhaft die Erinnerung an jene längstentschundene, glückliche Zeit, und ich erwähne diese Aufnahme mit um so geringerem Bedenken und mit desto größerer Genugthuung, weil dieselbe nicht dem Individuum, sondern der Aufgabe galt, deren Erfüllung es anstrebte; weil zahlreiche Naturforscher und wissenschaftliche Reisende eine gleiche Zuvorkommenheit zu rühmen im Stande sind.

Die Fahrt über den Isthmus, mitten durch primitive Wälder, die noch in ihrem herrlichsten Urschmucke prangen, ist wohl eines der sinneberauschendsten Schauspiele, welche das Auge des Naturfreundes zu genießen vermag. Ich habe in keinem Theile der Erde eine üppigere, imposantere Vegetation gesehen, als sie die Tropenwälder Central-Amerika's, namentlich am Isthmus, bieten. Um den Zauber noch zu erhöhen, durchfliegt man den prachtvollsten Urwald in seiner ganzen Fülle und Majestät mit einer Locomotive auf einem eisernen Schienenweg. Welch wunderbarer Contrast! Das wilde Gewirr der Schlingpflanzen, die grünen Wedel der Palmen reichen fast bis in die Waggons hinein und erzählen dem Reisenden von den Herrlichkeiten der ihn umgebenden Tropennatur. Pflanzengestalten der verschiedensten Arten und von den kolossalsten Dimensionen prangen in dem fremdartig bunten Gewande eines erborgten Laubschmuckes. Zwischen den einzelnen Waldbäumen bauen Parasiten und Lianen ihr grünes zartes Gerüste, während mancher alte riesige Stamm mit dem Prachtkleide von tausend schönen Sprößlingen, manche modernde Baumleiche mit blühenden Schmarotzerpflanzen geschmückt erscheint. So rasch und üppig ist hier das Wachsthum der Vegetation, daß einzelne Theile der Bahn zweimal im Jahre von den sie überwuchernden Pflanzen gereinigt werden müssen; ja bliebe der Schienen-

[1]) Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 und 1853 von Dr. M. Wagner und Dr. Karl Scherzer. Drei Bände. Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung, 1854.

weg auch nur zwölf Monate lang unbenützt und verlassen, so würde kaum eine Spur mehr von demselben zu entdecken und alles rings umher wieder wie früher dichte Waldwildniß sein.

Die physisch-geographischen Verhältnisse des Isthmus von Panama sind erst in neuester Zeit von einem deutschen Gelehrten zum Gegenstande eines sorgfältigeren Studiums und einer eingehenderen wissenschaftlichen Arbeit gemacht worden. Das mit Recht verrufene Klima der Landenge war wohl die Hauptursache der bisherigen Vernachlässigung. Dem kühnen, nimmermüden Forscher Dr. Moritz Wagner, meinem ehemaligen treuen Reisecollegen durch Nord- und Mittel-Amerika, gebührt das schöne Verdienst, das Isthmus-Gebiet, „den trennenden Damm zwischen zwei Weltmeeren einerseits und die verbindende Brücke zwischen den beiden großen Continentalhälften andererseits", zuerst gründlich und ausführlich untersucht und über dessen hypsometrische und geognostische Verhältnisse, so wie über die geographische Verbreitung der Organismen auf demselben neue und wichtige Thatsachen veröffentlicht zu haben.

Durch den Bau der Eisenbahn wurde das geognostische Profil in einer Länge von etwas über 47 Meilen zwischen beiden Oceanen aufgeschlossen. Dieser günstige Umstand unterstützte allerdings den deutschen Naturforscher in der glücklichen Erreichung seiner angestrebten Zwecke, aber die Arbeiten blieben darum nicht minder beschwerdereich und nur die zähe Ausdauer des von seiner Aufgabe durchglühten Reisenden vermochte auch dann noch die Probe zu bestehen, als bereits der Körper unter dem Einflusse eines tropischen Wechselfiebers und geistiger Ueberanstrengung zu siechen begann und zu unterliegen drohte. Wagner hat zuerst die höchst merkwürdige Erscheinung einer wesentlichen Veränderung in den plastischen Formen der Gebirgslücke zwischen Veragua nnd Chepo mit bestimmten Zügen festgestellt. Diese Veränderung der verticalen Configuration, das bestimmte Aufhören der Cordilleren zwischen der Limon-Bai und dem Golfe von Panama ist für die physische Erdkunde und für die wichtige Frage des heutigen und künftigen Weltverkehrs, die sich an die Möglichkeit eines künstlichen Durchschnittes dieser Landenge knüpft, eine eben so bedeutungsvolle geologische Thatsache, wie der Wechsel in der horizontalen Configuration, die plötzliche Einschnürung des Welttheils im Nordwesten der Provinz Choco sowie die eben so schroffe Aenderung in der Rüstung und im ganzen Naturcharakter



Eisenbahn durch die Urwälder des Isthmus von Panama.

der Gebirgszüge, welche sowohl die eigenthümlichen Küstencontouren, als auch den plötzlichen Wechsel der verticalen Gliederung bedingt[1]). Die geognostischen und botanischen Belegstücke, jene physischen Beweisgründe, mit welchen Moritz Wagner seine interessante Darstellung des Naturcharakters, der vorherrschenden Formationen und der bezeichnendsten Repräsentanten der Vegetation des Isthmusgebietes begleitet, finden sich gegenwärtig in den naturhistorischen Sammlungen Münchens aufgestellt.



Paraiso, Dorf und Station der Panama-Eisenbahn.

Die Fahrt von Panama nach Aspinwall ging nicht so schnell von Statten, als man es auf einer Bahn zu erwarten berechtigt ist, wo ein Yankee die dahinbrausende Locomotive führt. Um 47½ englische Meilen zurückzulegen, benöthigt man beinahe 4 Stunden. Es gibt zahlreiche Stationen, oft mitten im Walde, wo nur wenige Arbeiterhütten stehen. Ueberall wurde Halt gemacht, obschon fast nirgends ein Abgang oder Zuwachs an

[1]) Vergl. Beiträge zu einer physisch-geographischen Skizze des Isthmus von Panama, von Dr. Moritz Wagner. Ergänzungsheft Nr. 5 zu A. Petermann's geographischen Mittheilungen. Gotha 1861.

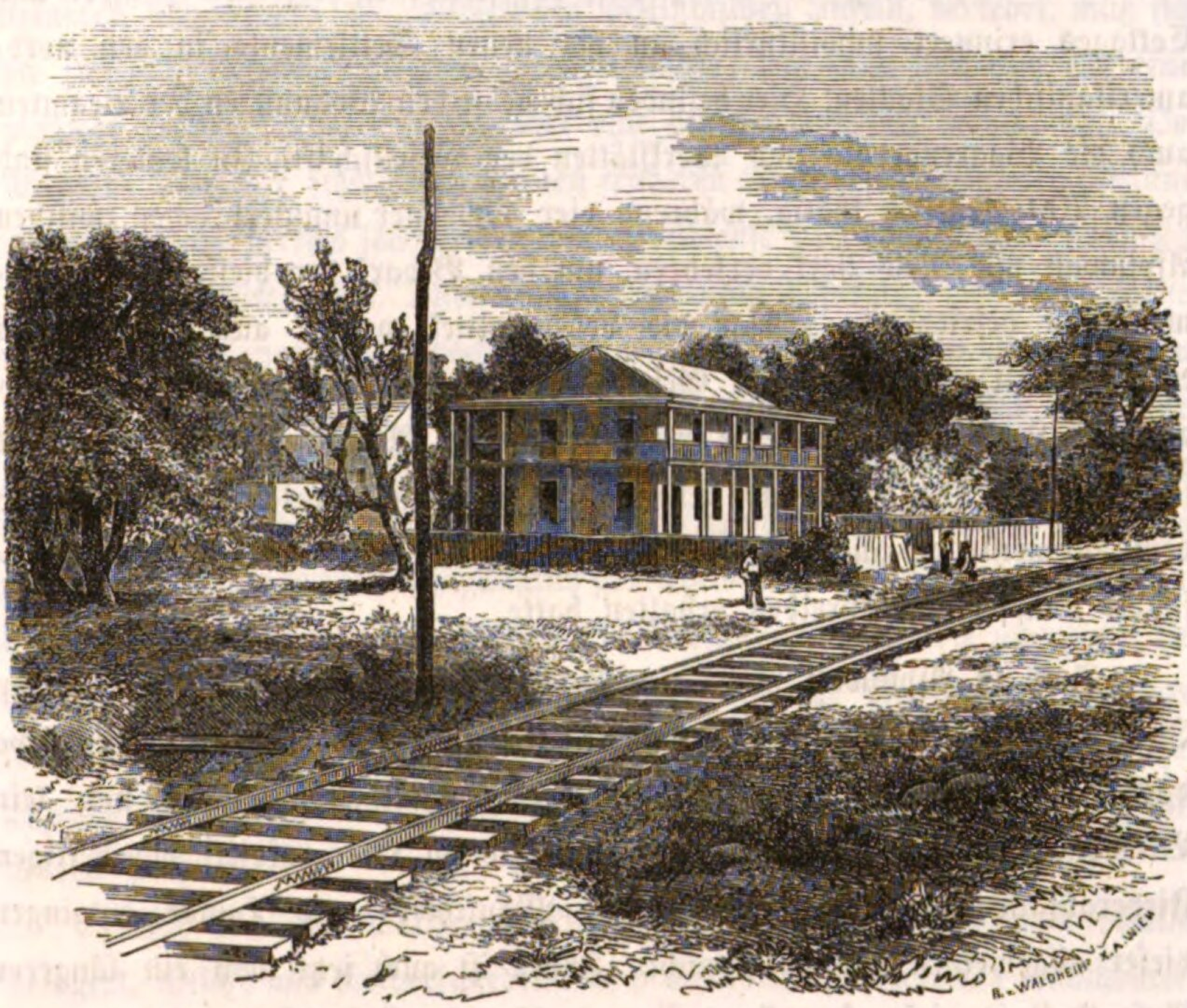
Passagieren bemerkbar war. Eine der schönsten Stationen ist das ungefähr 9 englische Meilen von Panama entfernte, in einem kesselförmigen Thale gelegene Dorf Paraiso. Hier sind große Stellen gelichtet und es wird dem Auge ein freierer, nur durch die benachbarten Hügel begrenzter Umblick gestattet. Die Bewohner des Dorfes sind Neger, Mulatten und Mestizen, welche hauptsächlich als Arbeiter an der Bahn ihren Erwerb finden. Wenige Meilen, nachdem der Zug Paraiso verlassen, erreicht man die Station Culebra oder, wie sie die Ansiedler zu nennen pflegen, den „Summit" (Gipfel), dessen schmale und tiefe Depression die Wasserscheide zwischen dem Rio Grande und dem Rio Chagres bildet. Hier ist die höchste Steigung auf der ganzen Strecke. Die eigentliche Erhebung des Passes beträgt 287 englische Fuß, aber durch künstliche Mittel ist dieselbe um 24.6 Fuß vermindert worden.

Die bedeutendste Ansiedlung, welche man während der Fahrt passirt, ist die Station Matatschin, ein großes, ausgedehntes Dorf, welches gleichfalls nur von Negern, Mulatten und Zambos bewohnt wird. Wie ich schon früher bemerkte, wanderten die meisten der dermaligen schwarzen Bevölkerer des Isthmus zur Zeit des Eisenbahnbaues, angelockt durch den hohen Arbeitslohn, aus Westindien, namentlich aus Jamaica ein, und ließen sich später längs der Bahnlinie in kleinen, aber netten, reinlichen Hütten häuslich nieder. So wie sie während der Herstellung des Schienenweges dem zerstörenden Einflusse des Tropenklimas unter allen Arbeitern am meisten Trotz boten, so scheinen sie auch jetzt hier als Ansiedler am besten zu gedeihen. Sie sehen alle gesund und wohlgenährt aus, und die zahlreichen Sprößlinge, welche die Landschaft beleben, bezeugen, daß die Frauen hier keineswegs an Fruchtbarkeit eingebüßt haben. Alle Ansiedler waren auffallend gut und reinlich gekleidet. Allerdings traf es sich, daß gerade Feiertag war, als ich den Isthmus passirte, und daher ein Jeder seinen Sonntagsstaat, eine weißleinene Hose, ein weißes Hemd und einen schmalkrämpigen, feinen Strohhut zur Schau trug.

In der Nähe der Station Barbacoa wird das bisher nur in Naturschönheiten schwelgende Auge des Reisenden auch durch den Anblick eines großartigen industriellen Werkes erfreut; einer 600 Fuß langen eisernen Brücke, welche hier über den Chagres-Fluß führt. Auf einem der Hügel westlich von Barbacoa war es, wo Nuñez de Balboa zuerst den stillen und atlantischen Ocean überschaute, und, von seinem Standpunkte aus den

Isthmus nur als eine Handvoll Erde betrachtend, gleich einem Eroberer empfinden mochte, dessen Blick die ganze Welt umfaßte.

Der letzte Theil der Bahn, gegen die atlantische Seite zu, führt über große Sümpfe, welche die Herstellung eines Schienenweges überaus schwierig und kostspielig machten. Auch Aspinwall, der Ausgangspunkt der interoceanischen Eisenbahn, liegt auf einer kleinen Insel, von deren Bodenfläche



Eisenbahnstation Mameq, am linken Ufer des Chagres-Flusses.

über zwei Drittheile morastig und mit tropischen Sumpfflanzen bedeckt sind. Man wählte diesen Stationspunkt trotz des höchst ungesunden Klimas wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Rhede der Limon-Bai Schiffen aller Größen einen vorzüglichen, sicheren Ankerplatz bietet.

Die kleine, nur 7000 Fuß lange und 5800 Fuß breite Insel, nach dem früher daselbst häufig vorgekommenen, gefürchteten Giftbaum Hippomane mancinella[1]) noch jetzt „Isla de Manzanillo" genannt, wurde

[1]) Ich habe diesen Giftbaum schon während meiner früheren Reisen in Centralamerika, namentlich im Golfe von Nicoya im Staate Costa Rica, ziemlich häufig angetroffen und wurde von den mich beglei-

gleich bei Beginn der Arbeiten im Jahre 1852 von der Regierung Neu-Granada's an die amerikanische Eisenbahngesellschaft abgetreten und von dieser zu Bauplätzen für die neue Stadt, so wie zur Errichtung von Magazinen u. s. w. benützt.

Aspinwall oder Colon zählt gegenwärtig 1500 Einwohner, darunter 150 Nordamerikaner und Engländer, der Rest sind Neger und Mulatten. Die kleine Ansiedlung mit den zierlich angestrichenen hölzernen Häusern und Cottages erinnert unwillkürlich an die neuen Settlements in den nordamerikanischen Staaten. Hier befinden sich nebst den Wohnungen der Beamten auch die Waarendepots und Werkstätten der Gesellschaft. In letzteren sind gegen 700 Arbeiter thätig, während vier Schooner ununterbrochen zwischen Aspinwall und New-York verkehren, um den Bedarf der hiesigen Etablissements zu befriedigen. Sogar die Lebensmittel werden aus Nordamerika eingeführt. Der Director der Gesellschaft, Herr A. J. Center, empfing mich auf das Herzlichste und setzte während meiner Anwesenheit in Aspinwall jene Beweise von Güte und Theilnahme fort, mit welcher er mich von dem Momente an auszeichnete, wo derselbe das ihm von Panama übersandte Empfehlungsschreiben erhalten hatte.

Auch in Aspinwall sind die Gesundheitsverhältnisse in den letzten Jahren weniger ungünstig gewesen, als zur Zeit der ersten Ansiedlung, wo das „Chagres-Fieber" eine grauenvolle Berühmtheit erlangte, und kein Bewohner, der sich länger als zwei Monate im Orte aufhielt, von heftigen Fieberanfällen verschont blieb. Sogar Maulthiere und Hunde entgingen dieser allgemeinen Calamität nicht. Indeß ist auch jetzt noch ein längerer Aufenthalt in dieser sumpfigen Gegend für die Gesundheit gefahrdrohend, wennschon das miasmatische Gift an Kraft und Schnelle der Wirkung viel verloren hat. Die Neger widerstehen seinem Einflusse am längsten; ihnen zunächst kommen die Kulis, dann die Europäer, während die Chinesen am früheste vom Fieber befallen werden [1]).

tenden Indianern, welche die feindlichen Eigenschaften des Baumes gar wohl kannten, wiederholt gewarnt, unter dem breiten Schatten seiner Zweige auszuruhen. Vergl. die Republik Costa Rica in Centralamerika, mit besonderer Berücksichtigung der Naturverhältnisse und der Frage der deutschen Auswanderung und Colonisation. Reisestudien und Skizzen aus den Jahren 1853 und 1854 von Dr. Moritz Wagner und Dr. Karl Scherzer. Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung, 1856. S. 466.

[1]) Das Verhältniß der Sterblichkeit am Isthmus stellte sich in Bezug auf die verschiedenen Racen im Jahre 1858 wie folgt heraus:

Am 23. Juni gegen Mitternacht verließ ich mit dem Dampfer Medway die Rhede von Limon oder Navy-Bai. Durch den englischen Consul in Aspinwall, Mr. Cowan, dem Capitän angelegentlich empfohlen, fühlte ich mich am Bord dieses kleinen, alten, schmutzigen Schiffes besser untergebracht und versorgt, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre. Die Gesellschaft verwendet zum sogenannten „intercolonial"-Dienst gemeiniglich die schlechtesten, unbequemsten Fahrzeuge und der Reisende, welcher nur auf kleineren Strecken, z. B. zwischen den westindischen Inseln, verkehrt, muß sich die zweifache Unannehmlichkeit gefallen lassen, daß man von ihm für eine, jegliches Comfort entbehrende Fahrt eine erhöhte Fahrtaxe abverlangt. Der Medway war mir schon von meinen früheren Reisen in Westindien bekannt, indem derselbe bereits seit Jahren den Postdienst zwischen Belize, Jamaica, Haiti, Porto Rico, St. Thomas und Havanna besorgte, und die Erneuerung seiner Bekanntschaft erweckte nichts weniger als angenehme Erinnerungen.

Am 25. Juni früh liefen wir in die große, schöne Bai von Carthagena ein, welche dermalen nur von einer Seite zugänglich ist, indem eine zweite Einfahrt (boca) zur Zeit der Herrschaft der Spanier von diesen zerstört wurde und seither unzugänglich geblieben ist. Die Hafenstadt Carthagena hat 11.000 Bewohner, viele Kirchen und Klosterbauten, so wie zahlreiche Befestigungen, aber Handel und Verkehr sind ohne alle Bedeutung. Nur drei kleine Kauffahrer lagen in der Rhede vor Anker. Für den Naturforscher dagegen und besonders für den Zoologen scheint Carthagena ein classischer Boden zu sein.

Unser Dampfer wurde von kleinen Canoes mit Eingeborenen förmlich belagert, welche uns die verschiedensten, prachtvollsten Thiere des benachbarten Tropenwaldes in großer Menge zum Verkaufe anboten. Ein Naturforscher, der sich einige Zeit in Carthagena aufhielte, könnte mit Hülfe der Indianer, welche im Sammeln ziemlich eifrig und geübt zu sein scheinen, eine großartige und werthvolle zoologische und botanische Sammlung zu Stande bringen. Namentlich um interessante Thiere lebend nach Europa zu bringen, bietet Carthagena große Vortheile. Von hier gehen die Dampfer in längstens

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Von den | Eingeborenen: starb | jährlich | . . . . . . . . . | 1 | von | 50 |
| „ | Negern | „ „ | . . . . . . . . . | 1 | „ | 40 |
| „ | Kulis (Indiern) | „ „ | . . . . . . . . . | 1 | „ | 40 |
| „ | Europäern | „ „ | . . . . . . . . . | 1 | „ | 30 |
| „ | Chinesen | „ „ | . . . . . . . . . | 1 | „ | 10 |

14 Tagen nach England, und wenn die Absendung im Sommer (Mai oder Juni) geschähe, so würden die Thiere bei ihrer Ankunft in Europa nur wenig von klimatischen Einflüssen zu leiden haben. Auch auf der gegenwärtigen Fahrt des Medway befanden sich mehrere Thiere, so wie Kisten mit lebenden Pflanzen am Bord.

Am 30. Juni ankerten wir in der kleinen, aber anmuthvollen Bai von St. Thomas mit den frischen, grünen Hügeln im Hintergrunde, an welchen die zierlichen Häuser der Ansiedlung in so malerischer Weise gruppirt erscheinen.

St. Thomas hatte sich seit meinem letzten Besuche im Jahre 1855 nur wenig verändert. Die Insel zählt nach dem neuesten Census 15.000 Seelen und ihr Handel ist augenscheinlich im Aufschwung begriffen. Doch ist es außerordentlich schwierig, über die jährliche Schiffsbewegung genaue statistische Daten zu erhalten, indem kein Zollhaus besteht und die dänische Regierung über den allgemeinen Verkehr keine officiellen Mittheilungen veröffentlicht. Nach den Aufzeichnungen eines in St. Thomas ansässigen deutschen Kaufmannes beträgt durchschnittlich die Zahl der jährlich im Hafen ein- und auslaufenden fremden Schiffe aller Nationen 860, jene der Kauffahrer 3600, während der Werth an umgesetzten Waaren die Summe von 5—6 Millionen Dollars erreicht. Bemerkenswerth ist der ungeheure Eisverbrauch auf St. Thomas und den benachbarten Inseln, welcher jährlich über 1000 Tonnen beträgt. Auch hier wird alles Eis meistentheils aus Boston eingeführt. Am Verschiffungsort in Nordamerika kostet die Tonne 10 Dollars, in St. Thomas werthet sie 80 Dollars oder circa 3½ Cents das Pfund. Man kann annehmen, daß sich der ganze Eishandel nach Westindien, Südamerika, China, dem malayischen Archipel und Ostindien in den Händen der klugen Nordamerikaner befindet, die eine Naturerscheinung in genialster Weise auszubeuten verstehen, welche minder speculativen Menschenkindern nur als ein Bild der Kälte, des Ungemaches und der Verkehrs-Stagnation erscheint. Auch in St. Thomas fand ich von Seite deutscher und englischer Kaufleute, besonders aber von Seite der Herren August Schläger, H. W. Paulsen und A. Riise die freundlichste Aufnahme. Herr Schläger, ein Hannoveraner, österreichischer Consul, ist zugleich der Leiter des angesehensten Handlungshauses der Insel, welches bereits vor mehr als hundert Jahren von einem deutschen Herrnhutter Namens Gruner gegründet wurde. Ich sah in den weitläufigen Magazinen zahlreiche Waaren

mit den Fabrikszeichen österreichischer Erzeuger; nachdem aber unsere Fabricate gewöhnlich auf deutschen Schiffen über Hamburg importirt werden, so kommen sie zum Nachtheil der vaterländischen Industrie als deutsche Waaren auf den Markt.

Herr Riise, ein reicher Apotheker und eifriger Zoolog, der sich große Verdienste um die Kenntniß der niederen Thiere der westindischen Inseln erworben, besitzt eine kleine, aber werthvolle, namentlich in Bezug auf die Fauna der Inseln St. Thomas, St. Croix und Trinidad ziemlich complete naturhistorische Sammlung, und hatte die besondere Güte, mir mehrere interessante Doubletten daraus zu verehren. Auch der Kaufmann Herr Krebs und der Hafenmeister Herr Kjaer geben sich in ihren Mußestunden naturwissenschaftlichen Beschäftigungen hin, als deren erfreuliches Resultat namentlich letzterer eine sehr schöne und interessante Petrefactensammlung aufzuweisen vermag.

Was mir auch bei meinem jetzigen Besuche von St. Thomas besonders angenehm auffiel, war die Rührigkeit, das anständige, von Intelligenz zeugende Benehmen seiner Negerbevölkerung. Die Dänen haben es von allen Nationen, auf deren Besitzungen noch der Fluch der Sclaverei ruht, am besten verstanden, die heikle Frage der Emancipation praktisch zu lösen. Die Zahl der Sclaven auf den dänischen Besitzungen war allerdings nur gering und ihre Befreiung daher leichter ausführbar. Aber immerhin verdient die Art und Weise, wie sie sich der Aufgabe entledigten, Anerkennung und Beachtung. Mit dem Zwange hörte nicht auch die Pflicht zur Arbeit auf. Die von der dänischen Regierung emancipirten Sclaven können den Lohn für die geleistete Arbeit nach Gutdünken verwenden und eben so ihren Arbeitsherrn beliebig wechseln, aber sie dürfen den alten nur dann verlassen, wenn sie einen neuen Dienstgeber gefunden haben. Der Arbeitslohn ist auf St. Thomas ein ziemlich hoher und die schwarze Bevölkerung, welche zur dienenden Classe das Hauptcontingent stellt, findet nicht nur fortwährende Beschäftigung, sondern wird dafür zugleich reichlich bezahlt. Die Neger der Insel sind aber auch sehr anstellig und gelehrig; bei dem lebhaften Verkehr, welcher hier mit fremden Nationen herrscht, spricht fast jeder geläufig mehrere Sprachen, und der deutsche Reisende, welcher zum ersten Mal die Insel besucht, ist nicht wenig überrascht, sich zuweilen von einem schwarzen Sohne Afrika's in seiner Muttersprache angeredet zu hören.

Der 1. Juli war zur Abreise bestimmt. Die Dampfer, welche von den verschiedenen Häfen Westindiens und der Ostküste Centralamerika's mit den Postpacketen erwartet wurden, waren bereits eingetroffen. Der große, solide, bequeme, aber alte und langsame Dampfer „Magdalena" sollte gegen Mittag nach Europa abgehen. Da brachte plötzlich ein Segelboot die Hiobspost, daß der neue Dampfer „Paramatta", welcher die fällige Post aus Europa bringen sollte, auf seiner ersten Fahrt in der Nähe der Insel Virgin Gorda, 60 Seemeilen von St. Thomas auf den sogenannten Anegada-Shoal (auch Pferdehuf-Riff) aufgefahren sei und mit 40 Passagieren, den Postpacketen und einer großen Ladung Waaren und Gepäcksstücken auf Hülfe harre. Diese Nachricht verzögerte neuerdings unsere Abreise. Es wurde beschlossen, sofort alle disponiblen Dampfer mit Barken nach dem Schauplatze des Unglückes zu senden, und die „Magdalena" so lange zurückzuhalten, bis Sachverständige über das Schicksal des „Paramatta" entschieden hätten, um darüber noch mit dieser Post an das Directorium in London berichten zu können. Später wurde dieser Beschluß dahin abgeändert, daß sich die „Magdalena" vorläufig nach der Stelle zu begeben habe, wo der „Paramatta" halb im Trockenen lag, um vielleicht beim Flottmachen des Schiffes von Nutzen sein zu können.

Um 6 Uhr Abends dampften wir aus der Bai von St. Thomas. Die „Magdalena" hatte auf ihrer gegenwärtigen Fahrt 163 Passagiere am Bord. Es waren größtentheils Pflanzer aus den verschiedenen westindischen Inseln, welche mit ihren Familien während der heißen Sommermonate eine Erholungsreise unternahmen. Nicht nur die schwarze Dienerschaft, sondern auch ihre weißen und chokoladebraunen Herrschaften sprachen den wunderlichsten englischen oder französischen Jargon, je nachdem sie von Jamaica und Demarara oder von Martinique, Guadeloupe und Haiti kamen. Die Anwesenheit einer ungewöhnlichen Anzahl von Kindern, welche, so lange sie von der Seekrankheit verschont blieben, den ganzen Schiffsraum als privilegirten Spielplatz betrachteten und durch das Benehmen ihrer Mütter und schwarzen Wärterinnen in dieser Einbildung noch bestärkt wurden, machten den Aufenthalt an Bord nichts weniger als behaglich. Aber auch der Eindruck, welchen die erwachsene Reisegesellschaft hervorbrachte, sollte die Sehnsucht nach einer raschen Fahrt nur steigern. Die Nachrichten, welche so eben vom italienischen Kriegsschauplatze eingetroffen waren, erhitzten lebhaft die Gemüther, und

erweckten schon in den ersten zwölf Stunden eine dermaßen gereizte Stimmung, daß an eine trauliche Unterhaltung während der Fahrt nicht mehr zu denken war. Man hörte von nichts anderem, als von Politik sprechen und in welchem Tone, kann man sich leicht vorstellen, wenn vom Nationalruhm erhitzte Franzosen die Wortführer sind. Die französischen Creolen waren durch die eben eingetroffenen Siegesnachrichten noch lauter und übermüthiger geworden, während die Engländer, trotz ihrer lebhaften Sympathien für Italien, den Franzosen eher Niederlagen gewünscht hätten, und zwar weit weniger aus Theilname für Oesterreich, als aus Haß gegen Frankreich.

Am 2. Juni gegen zehn Uhr früh kamen wir in die Nähe jenes Riffes, das eines der größten und prachtvollsten Schiffe der Compagnie, welches eben erst mit einem Kostenaufwande von 600.000 Dollars vollendet worden war, seeuntauglich gemacht hatte. Der „Paramatta", welcher bei einer Geschwindigkeit von 11 Meilen per Stunde auf den Felsen auffuhr, lag mit der Steuerbordseite am Riff angelehnt, während sich der Radkasten der Backbordseite völlig außerhalb des Wassers befand. Die Commission, welche sich an Bord des verunglückten Dampfers begeben hatte, sprach nach genauer Besichtigung und Prüfung die Ansicht aus, daß derselbe wahrscheinlich verloren sei, jedenfalls aber nicht früher flott gemacht werden könne, bevor die Masten abgehauen, sämmtliche schwere Maschinenbestandtheile daraus entfernt worden und das Skelet des Schiffes allein auf dem Riffe ruhte. Unter diesen Umständen sollte die „Magdalena" nicht länger zurückgehalten werden, vielmehr erachtete man es für wünschenswerth, daß dieselbe so bald als möglich in Southampton eintreffe, damit die Directoren, noch rechtzeitig von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt, bereits mit dem nächsten Postdampfer weitere Verfügungen zu treffen im Stande wären. Man übergab unserem Capitän einen Generalbericht über den ganzen Vorfall, so wie eine vom Hauptingenieur ausgeführte Skizze des „Paramatta" nach dem unglücklichen Ereignisse und ließ die „Magdalena" ihre Reise weiter fortsetzen.

Die Fahrt ging langsam, aber überaus ruhig und vom herrlichsten Wetter begünstigt von Statten. Morgens und Abends war Musik auf Deck. Der erste Aufwärter spielte Violine und dirigirte das kleine Orchester; da derselbe unglücklicher Weise auch componiren zu müssen glaubte, so bildeten seine eigenen Compositionen die Hauptnummern des täglichen Programms. Auch die anderen Mitspielenden waren aus dem Schiffspersonale recrutirt. Zuweilen

wurde des Abends von jüngeren Pärchen getanzt. Selbst dieses musikalische Vergnügen blieb von den politischen Schwingungen nicht unberührt. Die anwesenden Franzosen verlangten, daß täglich das bekannte französische Lied: „Partant pour la Syrie“ gespielt werde. Die Engländer ihrerseits bestanden auf der classischen Hymne: „God save the Queen“. Um die „entente cordiale“ nicht zu stören, bekamen wir nun allabendlich beide Nationalweisen zu hören. Es waren auch mehrere Deutsche an Bord, aber keinem fiel es ein, von den Musikern die gleichzeitige Aufführung von Arndt's patriotischem Liede zu begehren; vielleicht hätten diese auch „des Deutschen Vaterland“ gar nicht gekannt. —

Am Sonntage nach unserer Abfahrt war Gottesdienst am Bord. Jetzt erst zeigte sich recht deutlich, daß man sich auf einem englischen Dampfer befand. Bisher hatte man der französischen Gesellschaft, welche unter den Passagieren erster Classe augenscheinlich die Mehrzahl bildete, alle möglichen Concessionen gemacht; nun aber wollten die Engländer merken lassen, daß sie eigentlich die Herren am Bord seien. Obschon sich zwei katholische Bischöfe unter den Passagieren befanden, welche den größten Werth darauf zu legen schienen, die heilige Messe auf Deck zu lesen, so mußten sie sich doch dazu bequemen, mit ihren Gläubigen ins Zwischendeck hinabzusteigen und im Salon den Altar aufzurichten. Die protestantische Gemeinde dagegen versammelte sich auf Deck unter einem Zelte; das sogenannte Gangspiel wurde mit einer Flagge umwunden und in ein Pulpit umgewandelt, auf dem die Bibel und das Gesangbuch lagen. Da kein Geistlicher der englischen Hochkirche zugegen war, so las der Capitän selbst die Gebete, worauf ein Pastor der reformirten Kirche die Predigt hielt. Die Mehrzahl der Mannschaft, so wie die Officiere waren bei diesem Gottesdienste anwesend. Nur die Irländer unter dem Schiffspersonale wohnten der katholischen Messe im Zwischendecke bei. Abends wußte es der protestantische Theil der Gesellschaft durchzusetzen, daß keine Musik spielte und so nach englischen Begriffen die Sabbathfeier nicht entweiht werde. Die Franzosen, an andere Sitten gewohnt, waren über diese Beschränkung der persönlichen Freiheit höchst ärgerlich und suchten sich dadurch zu entschädigen, daß sie auf Deck und im Salon desto lebhafter schrieen, und lärmende Gesellschaftsspiele arrangirten. Auch das war für manchen sabbathstrengen

Engländer ein augen- und herzbeleidigender Anblick, welchen er gerne mit einer Schlappe der großen Nation am italienischen Kriegsschauplatze gerächt hätte.

Die herrschenden Umstände ließen es mir am entsprechendsten erscheinen, während der ganzen Fahrt aus der Rolle des stillen Beobachters nicht herauszutreten und mich so wenig als möglich an der allgemeinen Conversation zu betheiligen. Nach so aufregenden, gewaltigen Eindrücken und Ereignissen, wie ich sie in den letzten drei Jahren erlebt hatte, fühlte ich eine unaussprechliche Sehnsucht nach Ruhe und Zurückgezogenheit. Aber ein solcher Wunsch ist am Bord eines Schiffes, wenn man sich nicht völlig zum Gefangenen in seiner Cabine machen will, weit schwieriger auszuführen, als man glaubt. Je mehr man sich absondert und von der großen Gesellschaft ferne hält, desto eifriger verfolgen den stummen Passagier die neugierigen Augen der geschwätzigen Gefährten. Ich verkehrte die ersten Wochen fast ausschließlich nur mit dem Capitän, Mr. Abbott, und dem Schiffsarzte, Dr. Bennet, welchen beiden liebenswürdigen Männern ich durch den Hauptagenten der königlichen Postdampfschifffahrts-Gesellschaft in St. Thomas, Mr. Cameron, angelegentlichst empfohlen war, und deren Güte ich auch eine vortreffliche Unterkunft verdankte. Aber gegen den Schluß der Reise konnte ich nicht länger vermeiden, mit einigen Passagieren in ein Gespräch verwickelt zu werden. So fragte mich einmal ein Engländer, der sich längst über meinen germanischen Ursprung und den Zweck meiner Reise Gewißheit verschafft hatte, mit bedenklicher Miene, ob es in der That wahr sei, daß Humboldt ein Rationalist gewesen? — Minder befremdend und höchst bezeichnend für das Individuum war die Aeußerung eines gehäbigen flämischen Priesters, der soeben, nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Surinam, in die Heimat zurückkehrte, und seinem Bedauern über den Tod des Fürsten Metternich die launige Bemerkung beifügte: „ce pauvre homme, il ne boira plus de son bon vin!" — Ein anderer Mitreisender, welcher viele Jahre in heißen Himmelsstrichen zugebracht hatte, kam immer wieder auf sein Lieblingsthema zu sprechen: auf den Einfluß des Mondes auf die Vegetation und die thierischen Organismen in der Tropenzone. Das war wenigstens ein interessanter Gegenstand, um so anziehender, als ich gerade während der letzten Fahrten die Erfahrung machte, wie sehr diese Ansicht unter den Eingeborenen sowohl, als auch unter den Schiffscapitänen längs der Westküste Südamerika's vorherrschend ist, und wie viele Maß-

regeln und Verrichtungen sich darauf basiren. So z. B. soll in den Tropen frisch geschlachtetes Fleisch, das bei Vollmond nicht gehörig zugedeckt ist, über Nacht faulen und unbrauchbar werden[1]). Das Holz der Tropenwälder, welches bei wachsendem oder vollem Monde gefällt wird, soll weit weniger Werth haben, als das bei abnehmendem gefällte, u. s. w.[2]) Aber am bizarrsten war, was mein Gewährsmann über den lunarischen Einfluß auf den Menschen zum Besten gab. Derselbe will auf Dominica einen Schmied gekannt haben, welcher sehr stark dem Trunke ergeben war und zuweilen im Freien, auf einem Ruhebette schlafend, sein Gesicht allzu unvorsichtig dem Vollmonde aussetzte, wodurch Nase und Mund wie auf eine Seite gezogen erschienen und mehrere Tage in dieser schiefen Stellung verblieben. Ich hielt es für nicht ganz werthlos, diese Thatsachen mitzutheilen, obschon ich im vorhinein überzeugt bin, daß dieselben bei den Gegnern, welche den lunarischen Einfluß völlig läugnen, ein mitleidvolles Lächeln, wenn nicht Schlimmeres, hervorrufen werden.

Die Reise drohte eine sehr langwierige zu werden. Trotz völliger Windstille und einer spiegelglatten See legten wir täglich nicht mehr als 190—220 Meilen zurück. Dabei verbrauchten wir täglich über 70 Tonnen Kohlen, und es trat allmählig die Besorgniß ein, wir würden mit unserem Kohlenvorrathe[3]) den Zielpunkt der Reise nicht zu erreichen vermögen, sondern in einem Zwischenhafen einlaufen müssen, um „Kohlen zu machen". Andererseits war noch einige Hoffnung vorhanden, daß im Verhältniß, als das Schiff durch den Kohlenverbrauch leichter würde, auch die Fahrt an Geschwindigkeit gewänne, und so gegen das Ende der Reise, im Falle das günstige Wetter fortdauere, täglich 280 Meilen zurückgelegt werden könnten. Aber selbst diese Schnelligkeit wäre noch immer weit hinter jener des „Atrato" oder „La Plata" zurück geblieben, welche Schiffe die Reise von St. Thomas nach Southampton in durchschnittlich 13—14 Tagen vollenden[4]), während die „Magdalena" in der Regel 17—19 Tage benöthigt, um die nämliche Strecke zurückzulegen.

[1]) Auf den Dampfern, welche längs der Westküste Südamerika's verkehren, ist es in der That Sitte, zur Zeit des Vollmondes das im Mastkorb hängende frische Fleisch mit Tüchern wohl zu verwahren und Capitän Bloomfield vom Dampfer Valparaiso erzählte mir selbst, wie ihm schon wiederholt frisch geschlachtetes Rindfleisch über Nacht faul geworden, wenn seine Leute die erwähnte Vorsicht zu beobachten versäumt hatten.

[2]) Mr. Malsch, Superintendent der öffentlichen Bauten in Jamaica und den britischen Besitzungen auf den Antillen, bemerkte, daß er selbst einmal einen Versuch gemacht habe, Bambusrohr bei Neumond und bei Vollmond zu fällen. Das letztere war binnen 6 Wochen faul und unbrauchbar, das erste blieb jahrelang in gutem Zustande.

[3]) Als wir St. Thomas verließen, hatte die Magdalena 1200 Tonnen am Bord.

[4]) Der Atrato macht 13—14 Meilen per Stunde oder 330—340 Meilen des Tages.

Zwei Mal jede Woche ließ der Capitän die Mannschaft gewisse Exercitien ausführen, damit sich dieselbe, im Falle am Bord Feuer ausbrechen sollte, desto sicherer zu benehmen wisse. Es ist dies eine sehr rühmliche Vorsicht und Uebung, ähnlich wie das sogenannte „große Klarschiff“ auf Kriegsschiffen, wo plötzlich, ganz unerwartet, mitten in der Nacht Allarm geblasen wird und Jeder sofort den ihm nach den Schiffsrollen zugewiesenen Gefechtsposten einnehmen muß, gerade als handle es sich um einen wirklichen feindlichen Angriff. Auf der „Magdalena“ hatte der Capitän allerdings die Artigkeit, so oft ein solcher „Probelärm“ stattfand, die Passagiere vorher durch eine geschriebene, am Eingang in den Salon angeschlagene Anzeige davon in Kenntniß zu setzen, um ihnen eine unnöthige Aufregung zu ersparen; dennoch erreignete es sich jedesmal, daß das eine oder andere leicht erschreckbare Gemüth beim Ertönen der Feuerglocke gleichfalls in Allarm gerieth. So stürzte einmal ein junger Genuese todtenbleich auf Deck, riß den Rock vom Leibe und wollte sich ins Wasser stürzen, um wenigstens, wie er glaubte, dem sicheren Flammentode zu entgehen. Glücklicher Weise wurde er durch die Umstehenden von seinem gewagten Vorhaben abgehalten und auf das Ungefährliche des Ereignisses aufmerksam gemacht, welches ihm solch unnöthige Furcht eingejagt hatte.

Am 18. Juli kam zuerst Land in Sicht. Es war Lizzard Point im St. Georgs-Canal. Obschon kaum 200 Meilen vom Ziele unserer Reise entfernt, hielt es der Capitän doch für nöthig, im nächsten Hafen einzulaufen, um daselbst Kohlen einzunehmen. Bald nach Mittag ankerte die „Magdalena“ in Falmouth. Hier erhielten wir die ersten Nachrichten vom geschlossenen Frieden. Dieselben schienen sonderbarer Weise auf keine der am Bord vertretenen politischen Parteien einen besonders befriedigenden Eindruck hervorzubringen. Ich fuhr ans Land und wanderte durch die engen und schmutzigen Straßen von Falmouth, welches den echten Typus einer altenglischen Provinzstadt zur Schau trägt. Die Wiesen und Hügel der Umgebung prangten noch im anmuthsvollsten Frühlingsschmucke. Selbst für den Reisenden, der aus den Tropen, dem Reiche ihrer größten Prachtentwicklung kommt, bietet die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit immer neue Genüsse. Je mehr der Forscher mit ihr und in ihr verkehrt, desto empfänglicher wird sein Gemüth für alles Wunderbare und Schöne, das selbst in ihren an-

sprechlosesten Erscheinungen zu Tage tritt. Noch in derselben Nacht dampfte die „Magdalena" weiter nach Southampton.

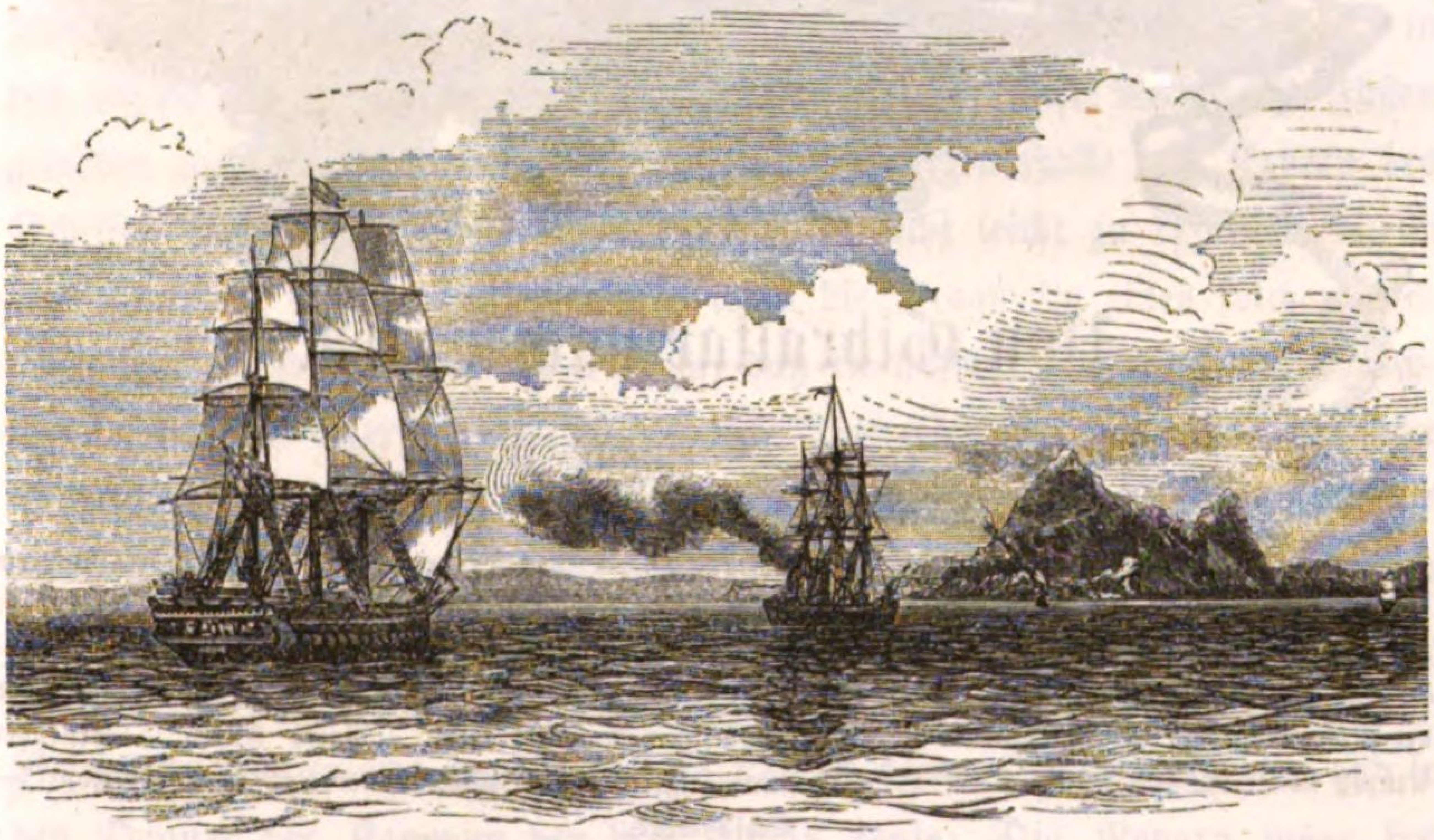
Am 19. Juli gegen zwölf Uhr passirten wir die berühmten „Needles" und kamen endlich zwei Stunden später in Southampton an. Es entstand nun ein großes Gewirre am Bord, denn Jeder wollte seine Koffer und Reisesäcke zuerst in Ordnung gebracht haben, um ans Land gehen zu können. Ich fand mit meinen zahlreichen voluminösen Kisten die rücksichtsvollste Behandlung. Es genügte, den Zweck meiner Reise anzugeben, daß sämmtliche Gepäcksstücke unberührt blieben. Denn selbst bis zu den englischen Zollbeamten, welchen in der Regel beim Durchsuchen von Reiseeffecten nicht gerade viel Zartheit nachgerühmt werden kann, reicht jene edle Pietät, welche der Engländer im Allgemeinen für naturwissenschaftliche Sammlungen bewahrt. Am nämlichen Abend traf ich in der Weltstadt an der Themse ein.

Da erst in 8 Tagen ein Dampfer nach Gibraltar abging, so benützte ich diese Zwischenzeit, um in London alte Bekanntschaften zu erneuern, neue anzuknüpfen und mich über die wichtigsten Fortschritte und Entdeckungen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft während meiner mehrjährigen Abwesenheit von Europa zu unterrichten. Die warme Theilnahme und liebenswürdige Zuvorkommenheit, welche mir Männer, wie Sir Roderick Murchison, General Sabine, Sir Charles Lyell, Owen, Gray, Henry Reeve, Crawfurd, John Murray, Ellis u. s. w. bezeigten, waren der sprechendste Beweis für das Interesse und die Hoffnungen, welche die Novara-Expedition in wissenschaftlicher Beziehung auch in England wachgerufen hatte.

Am 27. Juli setzte ich am Bord des königlichen Postdampfers „Behar", Capitän Black, meine Reise nach Gibraltar fort, wo ich nach einer Fahrt von 4½ Tagen anlangte, und zwar, durch eine ans Wunderbare grenzende Fügung, gerade im nämlichen Momente, wo auch die Novara im stolzesten Segelkleide in die berühmte Straße einlief! Als die kaiserliche Fregatte ganz nahe an unserem Dampfer vorbeisegelte, ließ Capitän Black mit der Flagge salutiren und hatte zugleich die besondere Aufmerksamkeit, der Novara mittelst der Marryat'schen Flaggen-Signale kund zu geben, daß sich eines ihrer Mitglieder unter den Passagieren des Postdampfers befinde. „We have your doctor on board", war das Signal des gefälligen Capitäns, welches begreiflicher Weise am Bord der Novara nicht wenig Ueberraschung und Erstaunen verursachte. Selbst die englische Reisegesellschaft des Behar war

durch diesen merkwürdigen Zufall aus ihrer gewöhnlichen Gleichgültigkeit aufgerüttelt worden, und bestürmte mich mit Fragen. Kurze Zeit darauf ankerten beide Schiffe im Hafen von Gibraltar. Im Laufe meiner Ueberlandreise von Valparaiso nach Gibraltar hatte ich 8832 Seemeilen, und zwar, die freiwilligen Aufenthalte abgerechnet, in 29 Reisetagen zurückgelegt.

Es ergriff mich jetzt ein Gefühl tiefinnigsten Dankes gegen ein gnadenreiches Geschick, welches mich durch mannigfache Gefahren hindurch sicheren und glücklichen Schrittes nach dem Orte der beabsichtigten Wiedervereinigung mit jenem vaterländischen Unternehmen geführt, das mich nicht nur mit den großartigsten Erinnerungen meines Lebens beschenkte, sondern mir zugleich die beglückende Aussicht eröffnete, durch vermehrte Kenntnisse und Erfahrungen meinem Vaterlande würdiger und erfolgreicher dienen zu können. —



Ankunft der Novara in der Strasse von Gibraltar.




# Von Gibraltar nach Triest.

(7. bis 28. August 1859.)

Erste umständliche Nachrichten über die Kriegsereignisse. — Veränderungen in Gibraltar seit unserem ersten Besuche. — Wissenschaft und Krieg. — Fahrt durch das Mittelmeer. — Messina. — Die Novara vom Kriegsdampfer Lucia remorquirt. — Gravosa. — Ragusa. — Ankunft Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Ferdinand Maximilian in Gravosa. — Vorstellung des Officiercorps. — Banquet am Bord der Schraubencorvette Dandolo. — Pola. — Römisches Amphitheater. — Porta Aurea. — Festlicher Einzug in Triest. — Rückblick auf die Gesammtthätigkeit der Mitglieder der Novara-Expedition. — Schlußwort.

Zweiundachtzig Tage lagen zwischen der Abfahrt der Novara von Valparaiso und ihrer Ankunft im Hafen von Gibraltar. Es waren eben so viele Tage härtester Prüfung für das Vaterland! Während die Fregatte, von den Wogen des Oceans gepeitscht, in überraschend kurzer Zeit, eine Entfernung von 10.600 Seemeilen durchschiffte, hatte in der Heimat das Glück der Waffen bereits entschieden und die Ankommenden erhielten nun auf einmal die Kunde von blutigen Schlachten, von schweren Verlusten und vom Frieden von Villafranca! — Der Chef der Expedition meldete nach Triest auf telegraphischem Wege unsere Ankunft und erbat sich die weiteren Befehle.

In den uns befreundeten Kreisen Gibraltars waren seit unserer ersten Anwesenheit manche Veränderungen eingetreten. Der frühere Gouverneur, Sir James Fergusson, war inzwischen durch Sir William Codrington ersetzt worden. Der österreichische Consul, Mr. Longlands Cowell, war gestorben und an seiner Stelle versah provisorisch Mr. Frembly die namhaften und wichtigen Geschäfte unseres dortigen Consulats.

Die Spitzen der Gesellschaft, der Gouverneur, das Officiercorps, Mr. Creswell, (General-Postmeister), Mr Frembly u. s. w, erwiesen uns auch bei dem gegenwärtigen Besuch die auszeichnendste Aufmerksamkeit. Man war hier sonderbarer Weise nicht von den Neutralitätserklärungen in Kenntniß, welche die Expedition, Dank der umsichtigen Vorsorge ihres erlauchten Urhebers, von den bedeutendsten europäischen Mächten besaß, und befürchtete daher, daß feindliche Kriegsschiffe in den amerikanischen Gewässern der Novara Verlegenheiten bereitet haben mochten. Allein, obwohl man sich in den letzten Jahren daran gewöhnen mußte, selbst verbriefte Rechte mit Füßen getreten zu sehen, so war doch im gegenwärtigen Falle das Kapern des Schiffes durch überlegene französische Kreuzer nicht leicht zu besorgen. Denn man beachtete in den Tuilerien gar wohl die Tragweite eines solchen Gewaltstreiches; man war sich's bewußt, daß in unserer Zeit auch der Mächtigste nicht mehr ungestraft wissenschaftliche Interessen verletzen kann; daß eine Beleidigung der Wissenschaft zugleich eine Beleidigung der Civilisation und der Menschheit ist. Ja, so groß war in Paris die Sorge, der Novara jeden möglichen Conflict zu ersparen, daß von der französischen Regierung, ungeachtet der bereits gegebenen Neutralitätserklärung, noch ein besonderer Befehl erlassen wurde und mitten in das Getümmel der Schlachten und in den Donner der Kanonen der Ruf hinein tönte: Die Novara möge frei und ungehindert ihre Wege ziehen, denn sie trägt wissenschaftliche Schätze, und die Wissenschaft ist ein Gemeingut aller Völker der Erde!

Am 7. August traf in den Morgenstunden eine telegraphische Depesche des Erzherzogs Marine-Obercommandanten ein, welche den Befehl enthielt, sofort nach Messina unter Segel zu gehen, wo uns ein Kriegsdampfer erwarten und ins Schlepptau nehmen werde. Noch am nämlichen Tage lichteten wir die Anker und setzten die Reise durchs Mittelmeer fort.

Am 15. August kam Sicilien in Sicht. Abends konnte man ganz deutlich das schöne, helle, rothaufblitzende Licht des neuerrichteten Leucht-

thurms vom Cap San Vito an der nördlichen Küste im Nordwesten der Insel sehen. Durch häufige Windstillen unterbrochen und höchstens von schwachen Brisen begünstigt, ging die Fahrt nur äußerst langsam vorwärts. Am 16. passirten wir die Insel Ustica, kamen Tages darauf an den Liparischen Inseln vorüber und erreichten endlich am 18. August gegen sieben Uhr früh die Meerenge von Messina. Ein Pilot, der sich am Bord einfand, meldete, daß ein österreichischer Kriegsdampfer vor Messina vor Anker liege. Es wurde nun Befehl zum Abfeuern von einigen blinden Kanonenschüssen gegeben, um den Commandanten von unserer Ankunft in der Meerenge zu avisiren, und hierauf die Fahrt weiter fortgesetzt. Wenige Stunden später befanden wir uns bereits im Schlepptau des Dampfers. Es war die „Lucia", dasselbe Schiff, welches, vom Fregatten-Capitän Heinrich von Littrow befehligt, bei der Abreise uns bis auf die Höhe von Messina das beflügelnde Geleite gegeben hatte. Wir erhielten nun Briefe von Freunden und Verwandten aus der Heimat, und zugleich ein Begrüßungsgedicht, welches der genannte poetische Seemann „an die Heimkehrenden der Novara" gerichtet hatte.

Am 19. April Nachts erreichten wir Cap Leuca, den Eingang in den adriatischen Golf, passirten in den Nachmittagsstunden des darauffolgenden Tages Castel Nuovo bei Cattaro und ankerten noch in der nämlichen Nacht im Hafen von Gravosa in Dalmatien. Der Commandant der Lucia hatte den Auftrag erhalten, uns hierher zu bringen; hier sollten weitere Befehle abgewartet werden.

Den nächsten Morgen — es war Sonntags, den 21. August — benützten die Naturforscher und dienstfreien Officiere zu einem Ausflug nach dem vielfach interessanten, nur eine Wegstunde entfernten Ragusa, wohin eine schöne, breite, vortreffliche Straße führt. Zum ersten Male seit achtundzwanzig Monaten setzten jetzt die Reisenden wieder ihren Fuß auf heimatlichen Boden.

Am 22. August gegen neun Uhr früh lief die kaiserliche Dampfyacht „Fantasie" im Hafen von Gravosa ein. Sie hatte Se. k. Hoheit den damaligen Vice-Admiral und Marine-Obercommandanten, Erzherzog Ferdinand Maximilian und dessen Frau Gemahlin am Bord. Der Erzherzog stand am Radkasten, grüßte auf das Freundlichste und schwang wiederholt seine Mütze. Die Matrosen der Novara jubelten von den Wanten ihren Gruß. Bald darauf ankerte auch die Schraubencorvette Dandolo in unserer Nähe.

Gegen Mittag kam der Erzherzog an Bord, inspicirte die Mannschaft und das Schiff und drückte hierauf in der gnädigsten Weise dem Officiercorps und den Mitgliedern der wissenschaftlichen Commission seine Befriedigung aus. Auch die Frau Erzherzogin ließ sich später die Officiere und Naturforscher vorstellen und richtete an jeden Einzelnen einige Worte des Wohlwollens und der Theilnahme.



Ragusa.

Abends fand am Bord des „Dandolo" ein glänzendes Banquet von vierzig Gedecken statt, wozu der ganze Stab der Fregatte Novara geladen war. Der Erzherzog präsidirte. Auch die Frau Erzherzogin wohnte dem Festmahle bei. Unvergeßlich wird gewiß jedem Theilnehmer die edle, erhebende Ansprache bleiben, mit welcher Se. k. Hoheit bei diesem Anlasse die Erdumsegler auszeichnete, indem er über die bisherigen Erfolge seine Zufriedenheit ausdrückte und ein Hoch ausbrachte auf „die Männer der Novara, deren Namen der österreichischen Geschichte angehören!" Auch des allverehrten

Befehlshabers der Expedition und seiner Verdienste, so wie der Mitglieder der wissenschaftlichen Commission wurde in späteren Trinksprüchen auf die ehrendste Weise gedacht.

Am 23. August segelte die Novara, von der Lucia und der Schraubencorvette Dandolo begleitet, nach Pola. Kurz vor der Abfahrt kam der Erzherzog nochmals an Bord und überbrachte persönlich eine große Liste von Auszeichnungen. Die ganze Mannschaft wurde um einen Grad befördert und sämmtliche, noch am Bord dienende Cadeten zu Officieren ernannt.

Am 25. August passirten wir in den Morgenstunden den Leuchtthurm von Promontore, welcher auf einem einsamen, nur wenige Kabeln vom Festlande aus dem Meere ragenden Felsen errichtet ist, und liefen gegen elf Uhr in Pola ein, dem Haupthafen der österreichischen Kriegsflotte.

Zwölf Kriegsschiffe [1]) harrten hier bereits unserer Ankunft, und begrüßten die heimziehende Novara mit donnernden Hurrahs, welche die auf den Wanten aufgestellte Mannschaft aus freudig bewegter Brust uns entgegenjauchzte!

Es entstand nun eine große Bewegung im Hafen, indem man sich gegenseitig auf den Schiffen besuchte, und in der herzlichsten Weise der Freude des Wiedersehens Ausdruck gab. Einige Mitglieder der wissenschaftlichen Commission machten von dem Aufenthalte in Pola Gebrauch, um dessen classische Monumente zu besichtigen.

Wenige Städte haben großartigere und besser conservirte Baudenkmale des römischen Alterthums aufzuweisen, und sind in dieser Beziehung minder bekannt und gewürdigt, als Pola, das alte Pietas Julia, so genannt, weil es bald nach seiner Zerstörung durch Julius Cäsar auf die Bitten Julia's, der Tochter des Augustus, wieder aufgebaut wurde. Das majestätische Amphitheater, von elliptischer Form, erhebt sich auf dem Abhange eines Hügels, so daß, um die Unebenheit des Terrains auszugleichen, der dem Meere zugekehrte Theil um ein Stockwerk mehr zählt. Die blendende Weiße der Bausteine würde das hohe Alter dieses Monumentes nicht ahnen lassen. Dasselbe ist besser erhalten, als das Colliseum in Rom oder die Arena in Verona,

[1]) Diese Schiffe waren; die Schraubenfregatten Donau, Adria und Radetzky; die Schraubencorvetten Graf Dandolo und Erzherzog Friedrich; die Segelfregatten Schwarzenberg, Bellona und Venus; die Goelette Saida; der Schraubenschooner Seemöve und die Raddampfer Elisabeth und Lucia.

und würde noch vollkommener sein, wenn man nicht zur Zeit der venetianischen Herrschaft das Amphitheater als Steinbruch benützt, und ganze Schiffsladungen dieses vortrefflichen, blendend weißen Materials nach Venedig geführt hätte, um es daselbst zur Herstellung von Palästen und öffentlichen Bauten zu verwenden.



Römisches Amphitheater in Pola.

In der Nähe der Arena, gegen die Stadt zu, wird der Besucher durch eine andere herrliche Baute überrascht, die Porta Aurea, ein Trauer-Monument im korinthischen Style, welches, wie eine der Inschriften kund gibt, dem Tribun Lucius Sergius Lepidus von seiner Witwe Salvia auf ihre eigenen Kosten errichtet wurde. Dasselbe kann in Bezug auf Harmonie der Proportionen, Reichthum und Eleganz der Verzierungen und den vollkommenen Zustand, in dem es sich befindet, den schönsten Mustern römischer Architectur an die Seite gestellt werden. Auch ein Tempel des Augustus und ein anderer der Diana erregen die Aufmerksamkeit und Bewunderung

des Kunstfreundes und Alterthumsforschers, während manche andere classische Schätze aus Mangel an Theilnahme oder an den Mitteln sie zu heben, noch in der Erde ruhen. Vielleicht wird mit dem Aufschwunge der Stadt auch das Interesse und die Sorge für ihre Alterthümer zunehmen.



Porta Aurea in Pola

Die Vortrefflichkeit des großen, leicht zugängigen, sicheren und geschützten Hafens war Anlaß, daß die Regierung in den letzten Jahren hier großartige Bauten ausführen ließ, welche, mit gleicher Munificenz und in gleichem Geiste fortgesetzt und beendet, Pola bald zu einem Punkte von großer politischer und maritimer Bedeutung, zum Portsmouth Oesterreichs erheben werden. —



Triest.

Abends gingen wir wieder unter Segel, und zwar diesmal in Begleitung der ganzen Escadre, die jetzt zwei Colonnen bildete: die erste befehligt von Sr. kais. Hoheit dem Erzherzog Ferdinand Maximilian, der sich am Bord der Fregatte Donau eingeschifft hatte, die zweite von dem Chef der Novara-Expedition.

Am 26. August gegen elf Uhr Vormittags näherte sich das imposante Geschwader der Rhede von Triest. Als die Fregatte Novara an dem bezaubernd schönen erzherzoglichen Lustschlosse Miramar vorüberzog, salutirten die daselbst auf einer Anhöhe postirten Geschütze die heimkehrende Erdumseglerin und bald darauf donnerten die Kanonen der Citadelle von Triest ihren Gruß.

Ein Lloyddampfer, mit den höchsten Behörden der Stadt und einigen Freunden am Bord, war uns gleichfalls mit klingendem Spiel entgegengefahren und schloß sich nun dem schwimmenden Festzuge an. Dieser bewegte sich, halb in Pulverdampf gehüllt, an der malerisch gelegenen Seestadt vorüber, bis in die Bucht von Muggia, wo die ganze lange Reihe von Schiffen, jedes auf dem ihm zugewiesenen Platze, vor Anker ging. Die Reise war beendet. —

* * *

Dem Verfasser des vorliegenden beschreibenden Theiles der Novarareise bleibt noch die Pflicht, in flüchtigen Zügen ein Bild der Hauptaufgaben und der wissenschaftlichen Gesammtthätigkeit der kaiserlichen Expedition zu entwerfen, um dadurch die übertriebenen Anforderungen der Einen auf das richtige Maß zurückzuführen und das geringschätzige Urtheil der Anderen durch die Darlegung einleuchtender Thatsachen zu berichtigen. Es obliegt ihm noch jene Frage zu erörtern, welche nicht nur die Kritik, sondern die ganze gebildete Welt an ein, unter so günstigen Auspicien begonnenes und von so allgemeiner Theilnahme getragenes Unternehmen zu stellen berechtigt ist: „Welches sind die bereits vorliegenden oder noch zu erwartenden Erfolge der Novara-Expedition? Wie haben die Mitglieder derselben mit dem Pfunde gewuchert, das ein beneidenswerthes Geschick in ihre Hände gelegt?" —

Zur richtigen Beurtheilung der Frage, ob die erste österreichische Erdumseglungs-Expedition den in sie gesetzten Erwartungen entsprochen habe, ist es nöthig, nochmals einen Blick auf die Hauptveranlassung derselben zu werfen. Es ist nöthig, vor Allem mit Nachdruck zu betonen, daß die kai-

ſerliche Expedition die Uebung junger Officiere und Cadeten, die Heranbildung tüchtiger und praktiſcher Seemänner für die Kriegsmarine zu ihrem Hauptzweck hatte. Erſt in zweiter Linie ſtand der Wunſch und die Abſicht, die Flagge Oeſterreichs in fernen Meeren zu entfalten und dadurch die handeltreibenden Völker aller Zonen zu erinnern, daß das neugeſtaltete Reich auch an die Förderung und Belebung ſeiner überſeeiſchen Handelsbeziehungen, an den Schutz und die kräftige Entwicklung ſeiner Handelsflotte denke. Eben ſo ſollten die Forderungen, welche die Wiſſenſchaft in unſerer Zeit an ein ähnliches Unternehmen zu ſtellen das Recht hat, nicht unberückſichtigt bleiben, vielmehr nach Möglichkeit gefördert, jedoch dem Hauptzwecke der Expedition untergeordnet werden. Der Curs der Fregatte, die zu beſuchenden Häfen, die Zeit des Aufenthaltes in denſelben, waren vom nautiſchen und handelspolitiſchen Standpunkte aus im vorhinein beſtimmt und die Grenzen vorgezeichnet worden, innerhalb welcher es den, die Expedition begleitenden Mitgliedern der wiſſenſchaftlichen Commiſſion überlaſſen blieb, in Bezug auf Geographie, Ethnographie und Naturgeſchichte ſo viele Beobachtungen und Aufzeichnungen zu machen und ſo viele Objecte für die naturhiſtoriſchen Muſeen des Kaiſerſtaates zu ſammeln, als es der kurze Aufenthalt in den einzelnen Küſtenpunkten erlaubte.

Die Novarafahrer waren ſich des Nachtheiles wohl bewußt, in welchem ſich eine Erdumſegelung im Vergleich mit einer, nach einem einzigen Brennpunkt wiſſenſchaftlicher Thätigkeit gerichteten Forſchungsreiſe befindet; um wie viel weniger lohnend es für naturhiſtoriſche Unterſuchungen iſt, die verſchiedenſten Länder und Völker in fünf Welttheilen flüchtig zu beſuchen, als ſich in das erſchöpfende Studium eines einzigen beſchränkten Gebietes zu vertiefen. Allein die Gunſt der Verhältniſſe, unter welchen die Expedition unternommen worden; die glänzende, gaſtliche Aufnahme, welche ihr an jedem der beſuchten Orte, von allen Ständen der Geſellſchaft zu Theil wurde, machten dieſen Uebelſtand minder fühlbar und übten auf die Arbeiten und Sammlungen den erfreulichſten Einfluß. Unter der Aegide einer europäiſchen Großmacht die Erde umſchiffend, bedurften wir nicht erſt, wie einzelne Reiſende, eines längeren Aufenthaltes oder eines glücklichen Zufalles, um mit den hervorragendſten und einflußreichſten Perſönlichkeiten in den beſuchten Punkten bekannt und vertraut zu werden; allenthalben beeilte man ſich unſere Aufgaben fördern zu helfen, unſeren Wünſchen zuvorzukommen. Wenige

Wochen reichten hin, ein bedeutendes, werthvolles Material zu erwerben, einen vortheilhaften Verkehr zwischen den wissenschaftlichen Instituten in fernen Ländern und jenen der Heimat anzubahnen und mit gleichgesinnten Forschern Verbindungen anzuknüpfen, welche für die Wissenschaft eben so nützlich, als sie dem Herzen wohlthuend sind. Dem Zusammentreffen dieser günstigen Umstände haben die Novara-Reisenden wohl hauptsächlich die Großartigkeit ihrer naturhistorischen Sammlungen, sowie den Reichthum des heimgebrachten wissenschaftlichen Materials zu danken.

Der beschreibende Theil der Erdfahrt der Novara ist gewissermaßen nur als Vorläufer einer Reihe von wissenschaftlichen Publicationen zu betrachten, welche durch die Municicenz der kaiserlichen Regierung auf Staatskosten veröffentlich werden [1]) und auch in typographischer und artistischer Beziehung von der Leistungsfähigkeit unserer einheimischen Kräfte Zeugniß geben sollen.

Der nautisch-physicalische Theil umfaßt die zahlreichen, während der Reise ausgeführten astronomisch-geodätischen, magnetischen und meteorologischen Beobachtungen und wird von der hydrographischen Anstalt der k. k. Kriegsmarine herausgegeben.

Das reiche naturhistorische, statistische und handelspolitische Material wird von den verschiedenen Fachmännern, welche die Novara begleiteten, bearbeitet, und eben so viele Theile bilden, als wissenschaftliche Disciplinen am Bord der Fregatte vertreten waren. Diese Arbeiten sollen sämmtliche, während der Reise angestellte Beobachtungen, Untersuchungen und Resultate auf dem Gebiete der Geologie, Zoologie, Botanik, Ethnographie und Anthropologie, der Heilwissenschaft [2]), der Statistik und des Handels [3]) vereinigen.

Während diese verschiedenen Publicationen erst nach ihrem Erscheinen eine richtige Beurtheilung des von der Expedition Geleisteten zulassen, erlauben die zahlreichen, von derselben mitgebrachten naturhistorischen Sammlungen

[1]) Die von Sr. Maj. dem Kaiser zu diesem Zwecke genehmigte Summe beträgt 80.000 Gulden. Die unter der Oberaufsicht des kaiserlichen Staatsministeriums und unter der Leitung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften veröffentlichten naturhistorischen und volkswirthschaftlichen Resultate der Novara-Expedition sollen binnen 4 Jahren (Ende Dezember 1867) im Drucke beendet sein.

[2]) Die wissenschaftliche Commission der Novara-Expedition hat inzwischen eines ihrer jüngsten Mitglieder, den Corvettenarzt Dr. Eduard Schwarz, durch den Tod verloren. Er starb inmitten der eifrigsten wissenschaftlichen Thätigkeit. Das von ihm mitgebrachte medicinisch-anthropologische Material wird, vom Herrn Professor Dr. Franz Romeo Seligmann bearbeitet, herausgegeben werden.

[3]) Die statistisch-commerziellen Ergebnisse, 2 Bände 4°, 1042 Seiten, gleichfalls vom Verfasser dieses Werkes bearbeitet, sind bereits vollständig beendet und im Drucke erschienen.

schon jetzt, eine Vorstellung von der Thätigkeit jedes einzelnen Mitgliedes der wissenschaftlichen Commission im Laufe der Reise zu gewinnen.

Die zoologischen Sammlungen umfassen über 26.000 Individuen, welche von den beiden Zoologen theils selbst gesammelt, theils zum Geschenk erhalten oder angekauft wurden, und zwar: 320 Säugethiere, 1500 Vögel, 950 Amphibien, 2000 Fische, 6550 Konchylien, 13.000 Insecten, 950 Krustaceen, 500 Strahlthiere, 60 Skelete, 50 Schädel, 120 Nester und 250 Eier.

Die botanische Ausbeute besteht aus umfangreichen, werthvollen Herbarien und Sämereien (mit besonderer Berücksichtigung der für die klimatischen Verhältnisse der einzelnen Kronländer des Kaiserstaates zum Anbau sich eignenden Nahrungspflanzen); aus einer großen Anzahl in Essigsäure und Weingeist conservirten Frucht- und Blüthenständen tropischer Pflanzen; aus indischen, chinesischen und chilenischen Droguen sowie aus Proben von Zier- und Nutzhölzern.

Die mineralogischen, petrographischen und paläontologischen Sammlungen enthalten von sämmtlichen besuchten Gegenden Suiten an Mineralien, Gebirgsarten und Petrefacten, welche sich auf mehrere tausend Stücke belaufen, und theils von dem Geologen der Expedition selbst gesammelt, theils von wissenschaftlichen Instituten oder Privaten geschenkt, oder durch Ankauf acquirirt wurden. Dieselben sind namentlich in Folge des längeren Aufenthaltes des Geologen auf Neu-Seeland mit höchst seltenen Stücken bereichert worden.

Die ethnographische Sammlung enthält 376 Objecte, und zwar: Waffen der verschiedensten Art, Haus- und Arbeitsgeräthe, Ornamente, Schnitzereien, Idole, Gesichtsmasken, Kleidungsstücke, Modelle, Gewebe, Stoffe aus Baumrinde, Musikinstrumente, singhalesische Manuscripte, so wie Schriftfragmente auf Palmenblätter, auf Bambusrohr und Baumrinde geschrieben; — Gegenstände, von denen einzelne der Culturwissenschaft die letzten Beweise primitiver Kunstfertigkeit liefern dürften, indem diese seit dem häufigeren Contacte der wilden Völker mit Europäern sich immer mehr verliert und in den meisten größeren Colonien bereits als gänzlich erloschen zu betrachten ist.

Die anthropologische Sammlung zählt über 100 Schädel der verschiedenen Menschenracen; ferner das complete Skelet eines Buschmannes aus der Cap-Colonie, so wie eine Anzahl interessanter pathologisch-anatomischer Präparate.

Alle diese Sammlungen, welche, nachdem sie der wissenschaftlichen Bearbeitung gedient, den naturhistorischen Museen der Residenzstadt einverleibt werden sollen, sind bestimmt, den Beobachtungen und Untersuchungen auf den verschiedenen Gebieten zur Grundlage zu dienen und dieselben zu illustriren.

Aber nicht nur in allgemein nautischer, naturhistorischer und nationalökonomischer Beziehung hat die Reise der Novara auf die Expeditionsmitglieder anregend und bildend gewirkt, sie hat auch deren politischen Gesichtskreis erweitert, ihnen Gelegenheit zu manchem interessanten Vergleiche der staatlichen Einrichtungen der besuchten Länder geboten, und manchen lehrreichen Einblick in die Wechselwirkung gestattet, welche vom Süd- bis zum Nordpol zwischen der politischen und religiösen Freiheit der Staaten und dem materiellen und geistigen Gedeihen ihrer Völker besteht! Ist auch das Menschengeschlecht den mächtigen Einflüssen des Klimas, der Nahrung, des Bodens und der Naturerscheinungen im Allgemeinen unterworfen, so lassen sich doch diese Einflüsse durch eine freie Entwicklung der intellectuellen und physischen Kräfte wesentlich mildern und beschränken; und während das eine Volk mitten in der Fülle einer überreichen Natur, in einem Klima von beständiger Frühlingsmilde, auf einem Boden von unerschöpflicher Fruchtbarkeit unter dem Drucke einer despotischen Gewalt geistig und körperlich verkümmert, sehen wir dagegen das andere, in weit minder günstigen physischen Verhältnissen durch jene Thatkraft, welche nur die Frucht wahrhaft freier Institutionen sein kann, die Bewunderung aller Nationen auf sich ziehen, Colonien nach allen Zonen entsenden, und seinen politischen und commerciellen Einfluß über die ganze Erde ausbreiten.

Welch trauiges Bild der Versunkenheit und Stagnation bieten die spanischen und portugiesischen Besitzungen in Asien, Afrika und Westindien, der Sclavenstaat Brasilien und die, nach der Losreißung von Spanien unter dictatorische Mestizenherrschaft gerathenen hispano-amerikanischen Republiken, verglichen mit dem mächtigen Aufschwung und der glorreichen Entfaltung der nach constitutionellen Rechten und Gesetzen regierten britischen Colonien in Afrika, Asien, Amerika und Australien! Hier hat die Thatkraft des freien, sich selbst besti mmenden Menschen, unterstützt von einem kühnen, in seinen Untersuchungen durch nichts beirrten Forschergeiste den Sieg davon getragen über alle Hemmnisse einer urwüchsigen Natur und der europäischen Civili-

sation nicht nur neue Gebiete für die Ausdehnung ihres Handels und ihrer Industrie erschlossen, sondern gleichzeitig gewaltige sociale und politische Reformen vollzogen, nach welchen mancher Culturstaat des alten Europa noch vergebens seufzt.

In der Brust des erdumsegelnden Deutschen aber muß die Wahrnehmung eine besondere Befriedigung erwecken, daß der verwandte anglo-sächsische Stamm es ist, welchem die welthistorische Mission zugedacht zu sein scheint, ein neues Leben über die Erde zu ergießen, die Leuchte christlicher Civilisation, politischer Aufklärung und geistiger Cultur nach den fernsten Welttheilen, zu entstehenden Gesellschaften zu tragen und auf den Trümmern der Sclaverei und der Willkürherrschaft der ganzen großen Völkerfamilie einen dauernden Frühling der Freiheit, des Friedens und der Wohlfahrt zu verkünden! —



Miramar.

Ende.

# Register.

## A.

## B.

## D.

## G.

## H.

## L.

## M.

## Q.



## R.

## S.

## Y.



## Z.

# Beilagen.

# Beilagen.

# Das erste, zweite und dritte Novara-Jahr.

| Stationen | Segeltage | Ankertage (Aufenthalt) | Seemeilen: nächste Entfernung zur See | Seemeilen: von Mittagspunkt zu Mittagspunkt | Durchschnittszahl der täglich gesegelten Seemeilen |
|---|---|---|---|---|---|
| Von Triest nach Gibraltar | 20 | 10 | 1.720 | 1.750 | 87½ |
| Von Gibraltar nach Madeira (Funchal) | 7 | 11 | 650 | 700 | 100 |
| Von Madeira nach Rio de Janeiro | 49 | 26 | 3.770 | 4.330 | 88⅓ |
| Von Rio de Janeiro nach Simonsbai (Cap der guten Hoffnung) | 32 | 24 | 3.160 | 3.870 | 121 |
| Von Simonsbai nach der Insel St. Paul | 24 | 19 | 2.850 | 3.160 | 132 |
| Von St. Paul nach Point de Galle auf Ceylon | 31 | 8 | 2.760 | 3.110 | 100½ |
| Von Point de Galle nach Madras | 15 | 10 | 550 | 1.110 | 74 |
| Von Madras nach Kar-Nikobar | 13 | | 760 | 850 | 65½ |
| Aufenthalt, Kreuzung zwischen den Inseln, Fahrt nach Groß-Nikobar | 14 } 27 | 18 | 200 | 360 | 25½ } 45 |
| Von Groß-Nikobar nach Singapore | 20 | 6 | 720 | 960 | 48 |
| Von Singapore nach Batavia | 13 | 24 | 520 | 570 | 44 |
| Von Batavia nach Manila | 17 | 10 | 1.500 | 1.690 | 99½ |
| Von Manila nach Hongkong | 10 | 13 | 630 | 680 | 68 |
| Von Hongkong nach Schanghai | 8 | 19 | 830 | 920 | 115 |
| Von Schanghai nach Puynipet | 35 | 4 Stunden | 2.610 | 2.800 | 80 |
| Von Puynipet nach den Stewarts-Inseln (Sikayana) | 29 | (nicht geankert) | 960 | 1.250 | 43 |
| Von den Stewarts-Inseln nach Sydney | 19 | 32 | 1.680 | 1.880 | 99 |
| Von Sydney nach Auckland (Neu-Seeland) | 15 | 17 | 1.300 | 1.450 | 97 |
| Von Auckland nach Tahiti | 34 | 17 | 2.200 | 2.720 | 80 |
| Von Tahiti nach Valparaiso | 48 | 24 | 4.220 | 5.220 | 109 |
| Von Valparaiso nach Gibraltar | 82 | 6 | 8.000 | 10.660 | 130 |
| Von Gibraltar nach Ragusa | 13 | 3 | 1.410 | 1.368 | $105\frac{7}{10}$ |
| Von Ragusa nach Pola | 2 | 1 | 240 | 234 | 117 |
| Von Pola nach Triest | 1 | — | 60 | 44 | 44 |
| **Summe** | 551 | 298 | 43.300 | 51.686 | 93.8 |

Anmerkung. Im ersten Novara-Jahre wurden 20.560 Seemeilen oder 88.2 Seemeilen per Segeltag; im zweiten 18.820 Seemeilen oder 92.7 per Segeltag; im dritten (30. April bis 26. August 1859) 12.310 Seemeilen oder 104.3 Seemeilen per Tag zurückgelegt. Im Ganzen segelte die Fregatte in 551 Tagen 51.686 Seemeilen oder 93.8 Seemeilen täglich, und lag im Laufe der ganzen Reisedauer (vom 30. April 1857 bis 26. August 1859, d. i. 849 Tage) nur 298 Tage vor Anker.

# Verzeichniß derjenigen Personen,

## welche in den verschiedenen Theilen der Erde zur Förderung der wissenschaftlichen Zwecke der Expedition wesentlich beigetragen haben[1]).

### Gibraltar.

J. Longlands Cowell, Consul.
Oratio John Frembly, Consulats-Kanzler, Geolog.
Edm. Creswell, Deputy Post-Master.
Sir James Fergusson, Gouverneur (1857).
Sir William Codrington, K. C. B., Gouverneur. (1859.)
Colonel Maberley.

### Madeira.

Karl Bianchi, österreichischer Consul.
Ant. Pedro de Azevedo, Major im Geniecorps.
J. M. Moñiz, Botaniker.
Dr. Pitta, Spitals-Arzt.

### Rio de Janeiro.

Hippolyt von Sonnleithner, österreichischer Minister-Resident.
Dr. Manoel Ferreira de Lagos, Vice-Präsident des Instituto historico-geografico.
Dr. Schüch de Capanema, Geolog.
Dr. Francisco de Paula Candido, Leibarzt des Kaisers von Brasilien.
Dr. Bento Maria de Costa, Arzt im Marine-Hospital Isabella in der Jurujuba-Bucht.
Candido de Azeredo Coutinho, Münzdirector.
Dr. José Teixeira de Souza, Arzt im Marine-Hospital Isabella in der Jurujuba-Bucht.
Manoel Araujo de Portealegre, Director des Museums der schönen Künste.
Dr. Ildefonso Gomez.
J. Koehler, Consulats-Kanzler.
H. Laemmert, Buchhändler.
Alexander Callemant, Kaufmann.
Karl Woge, Pharmaceut.
Robert Callemant, Kaufmann.

### Cap-Colonie.

Sir George Grey, K. C. B., Gouverneur.
W. Rawson, Colonial-Secretary.
T. Maclear, Director der Sternwarte.
L. Layard, Secretär des südafrik. Museums.
Dr. Laing, Arzt.
Dr. H. Bickersteth, Arzt.
Dr. C. F. Juritz, Pharmaceut.
Dr. L. Pappe, Botaniker.
J. C. Holding.
William de Smidt, Under Colonial-Secretary.
Schmidenlow, Apotheker.
C. B. Watermayer, Advocat.
Charles Fairbridge, Advocat.
Saul Salomon, M. P., Buchdruckereibesitzer.
W. Van Reenen, in Constantia.
P. L. G. Laurence Cloete, in Zandvliet.
Dr. W. H. J. Bleek, Privat-Secretär des General-Gouverneurs.
Julius Mosenthal, österreichischer Consul.
Rev. Dr. Esselin, Missionär der Rheinischen Gemeinde in Worcester.

[1]) Die folgende Namensliste von Gelehrten und Freunden der Wissenschaft bezweckt nicht nur den Dank der Expeditions-Mitglieder für die denselben erwiesene ehrenvolle Theilnahme öffentlich auszudrücken, sondern dürfte auch wissenschaftlichen Forschern oder Reisenden nach den erwähnten Gegenden mehrfachen Nutzen bieten.

Rev. Dr. Koelbing, in Gnadenthal.
Dr. Roser, in Gnadenthal.
Dr. Graff, Arzt, in Sommerset-West.
Alexander Wyley, Geolog.
Nathaniel Adler, österreichischer Consul in Port-Elisabeth.

## Ceylon.

H. Sonnenkalb, Hamburger Consul in Point de Galle.
Charles Mac Carthy, Colonial-Secretary in Colombo.
David Wilson, österreichischer Consular-Agent in Colombo.
John Selby, Redacteur des Daily Examiner.
Dr. Kellaart, Zoolog, Arzt.
Dr. F. W. Willisford, Arzt.
Capitain Gosset, Surveyor General.
Pater E. Miliani, Pfarrer in St. Sebastian de Makun.
Charles Peter Layard, Government-Agent in Colombo.
Major Skinner.
W. Nietner.
Henry Moyart, Assistant Government-Agent in Radnapura.

## Madras.

Lord Harris, Gouverneur. (1858.)
Sir William Denison, Gouverneur. (1864.)
Walter Elliott, Vice-Präsident der Royal Asiatic Literary Society in Madras.
Dr. J. Mudge.
Dr. Alex. Lorimer.
Dr. Hunter.
Dr. Kellie.
Professor Mayer.
Dr. Evans.
Dr. H. F. C. Cleghorn.
Dr. Montgomery.
Dr. J. Sanderson, Garrison-Surgeon.
R. O. Campbell, österreichischer Consul.
Lieutenant A. D. Taylor, J. A.
J. W. Breeks, Secretär der Madras Literary Society und der Auxiliary Royal Asiatic Society.
J. A. Murray, Privat-Secretär des Gouverneurs.
Oberst Mac' Cully, in Bellore.
A. Sullivan, in Bellore.

## Singapore.

Abraham Logan, Herausgeber der Singapore Free Press.
Dr. J. J. Logan, Herausgeber des Journal of the Indian Archipelago.
A. M. Aitken, Advocat.
Sir Richard B. Mac Causeland, Oberrichter.
M. Mooyer, Hamburger Consul.
Rev. B. P. Keasberry, Director der malayischen Missionsschule.
W. Cumming, österreichischer Consular-Agent.
Thom. Biddles, amerikanischer Consul.
Mac' Tigard (Firma Seyme & Comp.).
Whampoa, Kaufmann.

## Batavia.

Ch. Pahud, General-Gouverneur von Niederländisch-Indien.
Alex. Fraser.
B. Blankenhagen, österr. Consul.
Dr. B. Bleeker, Naturforscher und Arzt.
J. B. de Perez, Vicepräsident des indischen Rathes.
Oberst W. C. von Schierbrand, Chef des Genie-Corps.
A. W. P. Weitzl, Secretär der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften.
W. F. Versteeg, Chef des topographischen Bureau.
D. J. A. C. Oudemans, Astronom.
Dr. G. Wassink, Chef des Medicinal-Wesens.
Dr. B. E. J. Vischer, Militär-Arzt.
Dr. H. Hollaender, Chef im Militär-Spital.
Dr. A. J. Steenstra-Toussaint, Arzt.
Dr. B. E. J. Becking.
Dr. D. Doyer.
Dr. Franz Junghuhn, Director der Chinacultur auf Java in Niederländisch-Indien.

Dr. J. de Vrij, Inspector für chemische Untersuchungen.
J. Munnich, Bibliothekar, Directions-Mitglied der Gesellschaft für Künste und Wissenschaften.
E. Netscher, Directions-Mitglied der Gesellschaft für Künste und Wissenschaften.
Chevalier H. W. L. de Kock, Adjutant des General-Gouverneurs.
A. Junius van Haemert, Resident von Batavia.
Vice-Admiral J. F. D. Bouricius.
W. F. Pfloegmann, jun.
Major J. C. J. Smits.
Dr. J. K. van den Broek, Arzt und Philolog.
H. Wittich, Buchhändler.
C. de Groot, Regierungs-Geolog in Buitenzorg.
Dr. P. Swart, Militär-Arzt.
J. E. Teijsmann, Director des botanischen Gartens.
S. Binnendyk, Assistent in Buitenzorg.
S. van Deventer, Assistent-Resident.
Dr. van Ellenrieder, Militär-Arzt.
Madame J. C. Hartmann.
Dr. H. A. Bernstein, Arzt in Gadok.
C. van der Moore, Resident der Preanger-Regentschaft in Tjiangoer.
Dr. J. Ch. Ploem, Regierungs-Arzt in Tjiangoer.
Radhen Adhipati Aria Koesoema, javanischer Regent in Tjiangoer.
L. W. C. Bosch, Regierungs-Secretär.
J. van Vollenhoven, Controlor.
Radhen Adhipati Wira Nata Koesoema, Regent in Bandong.
Vischer von Gaasbeck, Assistent-Resident in Bandong.

## Manila.

J. S. Steffan, Bremer Consul.
J. Jenny, Kaufmann.
J. Grieswold (Firma Russell & Sturgis).
B. W. Wood, Zoolog.
Dr. R. Fullerton, Arzt.
Karl Wegner, } Pharmaceuten.
J. Schmidt, }
R. W. Grahame.
Oberst Miguel Creus, Director des Museums.
Balthasar Giraudier, Redacteur und Buchhändler.
R. P. Fray Joaquin Fonseca, Dominicaner, Schriftsteller.
Charles Andrews, Maler.

## Hongkong.

Sir John Bowring, Gouverneur.
Rev. W. Lobscheid, Missionär und Schulen-Inspector.
Ph. Winnes, Missionär der Baseler Missions-Gesellschaft.
Gustav Overbeck, österreichischer Consul.
Dr. Hance, Botaniker.
Dr. Krone, Missionär.
A. G. Wiener, österreichischer Consul.
Robert Antrobus (Firma Lindsay & Comp.).
Dr. W. A. Harland, Colonial Surgeon.
Dr. Chaldecott.

## Macao.

K. Carlowitz, preußischer Consul.
Dr. Kane, Arzt.
M. Hunter, Kaufmann.
Rev. Dr. Beach, Agent der Londoner Missions-Gesellschaft.
Dr. Wong, Arzt.

## Schanghai.

D. B. Robertson, britischer Consul.
Rev. Dr. E. C. Bridgmann, Präsident des Schanghai-Zweiges der königlichen asiatischen Gesellschaft und Missionär.
Rev. Dr. W. Muirhead, Missionär.
J. A. T. Meadows, Regierungs-Dolmetsch.
Benjamin Hobson, Chef-Arzt des chinesischen Spitals.
A. Wylie, Buchdrucker der Londoner Missions-Gesellschaft.
Rev. E. W. Syle, Missionär und Regierungs-Dolmetsch.

Well's Williams, Missionär und Regierungs-Dolmetsch.
E. Treasure Jones, Secretär der Schanghai-Branch der königlichen asiatischen Gesellschaft.
C. de Montigny, franzöf. General-Consul.
W. Probst, Oldenburger Consul.
Thomas Walsh, schwedischer Consul.
G. Griswold Gray.
F. Reichl.
C. S. Compton, Redacteur des North China Herald.
James Hogg, Consul für die Hansestädte.
H. Oppert, Kaufmann.
J. Schubert, Kaufmann.
Robert Swinhoe, britischer Consul in Amoy.

## Sydney.

Sir Williams Denison, Gouverneur. (1858.)
Sir Daniel Cooper.
Alfred Denison.
Sir William Macarthur.
William Maclay.
Dr. George Bennett.
Francis L. Merewether, Vice-Probst der Universität.
Rev. L. E. Threlkeld, Missionär.
Rev. Dr. John Dunmore Lang.
Edward Hill.
Charles Moore, Director des botan. Gartens.
French Angas, Secretär des australischen Museums.
Walker Scott, Parlamentsmitglied.
J. Degotardi, Buchdrucker.
Stuart Alexander Donaldson.
H. L. Schrader.
William Mac Leay, Parlamentsmitglied.
Rev. W. B. Clarke.
W. Kirchner, preußischer Consul.
W. Keene, Geolog.

## Melbourne.

S. Rentsch, Schweizer Consul.
Gustav Beckr, belgischer Consul.
R. Ligard, Surveyor General.
R. Brough Smyth, Chief Officer of the Board of Science.
Dr. Friedrich Müller, Director des botanischen Gartens.
Sir Redmond Barry, Kanzler der Universität von Melbourne.
J. Pokorny.
W. Tulk, Bibliothekar.
Sir Henry Barkley, K. C. B., Gouverneur der Colonie Victoria.
W. Wadsworth, Colonial Secretary.
A. Selwyn, Regierungs-Geolog.
Professor Neumeyer, Director der Sternwarte.
Christoph Ballerstedt, Sandhurst, Bendingo-District.
W. Jahn, Ingenieur.
A. Bung, in Castlemain.
L. Ulrich, Geolog.
C. H. Aplin, Geolog.
Dr. Ludwig Becker.

## Auckland (Neu-Seeland).

Th. Gore Browne, K. B., Gouverneur.
Captain F. S. Steward.
Dr. F. L. S. Knight.
Hugh Carlton, Herausgeber der Zeitschrift: das südliche Kreuz.
W. B. Baker, Regierungs-Dolmetsch.
J. Williamson, Superintendent der Provinz Auckland.
Thomas H. Smith, Native Department.
Charles Heaphy, General-Landvermesser.
Archidiakon G. A. Kißling.
F. Whitaker, Attorney General.
H. J. Tancred, General-Postmeister.
C. W. Richmond, Colonial Treasurer.
Rev. G. A. Purchas, in Onehunga.
E. W. Stafford, Colonial-Secretary.
George Smalfield, Herausgeber der Zeitschrift: der Neuseeländer.
Rev. H. H. Turton, Director des Three Kings' College.
Dr. Sinclair.
Dr. C. F. Fischer, homöopathischer Arzt.

Colonel Gold, C. F.
Colonel Th. Mould, R. E.
Drumond Hay.
Julius Haast, Geolog.
Karl Petschler, Kaufmann.
Rev. J. Morgan, Otawhao.
Bischof Selvyn.
Rev. B. G. Ashwell, Taupiri.
Rev. S. M. Spencer, Tarawera.
Rev. J. S. Grace, Taupo.
Rev. Alex. Reid, Ripion house Waipa.
Rev. C. Voelkner, Tauranga.
Rev. J. Chapman, Maketu.
S. Abraham.
Rev. Mr. Kinder.
David Graham.
C. O. Davis.

## Province Nelson.

J. P. Robinson, Superintendent.
Alfred Domett, Provincial-Secretary.
Dr. David Monro.
Mr. Mackay.
Dr. Greenwood, Motucka, New Nelson.
Thomas Brunner, Chief Surveyor.
N. Adams.
Bischof Hobhouse.
Dr. Renwick.
James Burnett.
Linienschiffs-Capitän Saisset, Gouverneur.
W. Th. Loke Travers.
Major A. J. Richmond.
Thomas R. Hacket.
Mr. Skeet, Talaka Valley near Motucka (Nelson).
R. Kelling, in Ramsay.
William Wells.
Herb. Curtis.
W. Wrey.

## Tahiti.

Rev. Mr. William Howe, Missionär.
Dr. Nadaud.
Dr. E. Deplanche.
Dr. Gillasse, Chefarzt im Militärspitale.
Adam Kulczycki, Director der Angelegenheiten der Eingeborenen.
D. Danican Philidor, Schätzmeister.
August Barion, Chemiker.
Dr. Emile Grand.

## Valparaiso.

J. F. Flemmich, k. k. österreichischer General-Consul.
E. A. Berckemeyer.
Karl F. Dodt, Consulats-Kanzler.
Rear Admiral R. Lamb. Baines, vom brit. Linienschiffe Ganges.
Dr. Gerald Aubrey Jeo, Chefarzt am Bord des brit. Linienschiffes Ganges.
Dr. Thomas Aquinas Ried, Arzt, Pharmaceut.
Heinrich J. Geiger.
Dr. Ernst Henckel.
Charles de Cazotte, französischer Consul.
William Lloyd, Chef-Ingenieur der Eisenbahn-Gesellschaft.
Karl Eggert, Präsident des deutschen Club.
Hugo Schuchart.
Lüders.
H. L. Bohl.
J. Kindermann.
Manuel A. Orrego, Minenbesitzer.
Dr. Ancrum.

## Santiago de Chile.

Don Manuel Montt, Präsident der Republik.
Jeron. Urmeneta, Minister des Aeußern.
Dr. Peter Herzl, Arzt.
Dr. Ignacio Domeyko.
José Pardo.
Walton W. Evans.
Jules Jariez.
Immanuel Carvallo.
Hermann Volkmann, Astronom.
Dr. C. W. Moesta, Director der Sternwarte.

Friedrich Leybold.
Rudolf A. Philippi, Professor.
Dr. C. Segeth, Zoolog.
J. Zeeges de Hunneus.

## Caldera.

J. J. Murray, britischer Consul.
M. Thomas, Director der Copiapo-Schmelzwerke.

## Cobija.

M. Jonassen, Kaufmann.

## Arica.

Isidor Calmann, belgischer Consul, Kaufmann.
Dr. Middendorf, Arzt.

## Port d'Islay.

W. Wilthew, britischer Consul.
Ch. Lewis, Agent der Dampfschiffahrts-Gesellschaft.

## Callao.

George Petrie.
Robert Pollack.

## Lima.

F. Randolf Clay, Minister der Vereinigten Staaten von Nordamerika.
Wilhelm Brauns, Hamburger Consul.
Karl Eggert, Kaufmann.
Johann Gildemeister, Bremer Consul.
Theodor Müller.
Felipe Pardo y Aliaga.
Manuel Pardo y Lavalle.
F. A. M. Elmore.
Dr. Arch. Smith.
Heinrich Berkemayer.
Julius Pflücker, Münz-Director.
Padre de Paula Vigil, Bibliothekar der National-Bibliothek.
Nikolaus Linnich.
Dr. Jose Domingo Espinar.
Emil Escobar de Zedoya.
Mariano Felipe Paz Soldan.
Francisco Odiaga, Deputirter für Chota.
J. D. Campbell, Kaufmann aus Tacna.
D. Pretzner.

## Payta.

Alexander Baker, britischer Consul.
M. Elster.

## Panama.

Charles J. Bidwell, k. britischer Consul.
John Power, Herausgeber der Zeitschrift: Panama Star and Herald.
Theodor de Sabla.
Auguste de Sabla.
A. J. Center, Director der Panama-Eisenbahn-Gesellschaft.
Dr. Joseph Kratochwil, Arzt und Pharmaceut.
Dr. Lebreton.

## St. Thomas.

August Schläger, Kaufmann (Firma Gruner u. Comp.), österreichischer Consul.
W. H. Paulsen, Kaufmann.
A. H. Riise, Pharmaceut.
Mr. Cameron, Agent der englischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft.

## Erklärung des am 18. und 19. August 1858 von

Die Bahn des Teifuns ist mit Berücksichtigung des jeweiligen Barometerstandes gezogen und entspricht demselben ziemlich gut, wenn man in Betracht zieht, daß bei der Bestimmung der Richtungen, in welchen die Mittelpunkte liegen, von der Voraussetzung ausgegangen werden mußte, daß die Cyklonenscheibe kreisförmig ist, was in der That nicht sein kann, indem dieselbe für größere Entfernungen vom Mittelpunkte eiförmig sein muß. Daraus erklärt sich, daß die in der Zeichnung sich ergebenden Geschwindigkeiten der Cyklone in der Bahn keinem Gesetze folgen, während ein solches je nach den von der Cyklone begegneten Luftmassen ohne Zweifel wirksam ist. Auch sind die Fehler, welche in der Aufzeichnung der Windrichtungen begangen werden, von ziemlicher Bedeutung in dieser Beziehung und vorzüglich in dem Falle größerer Entfernungen, oder wo die Bahn der Cyklone einen spitzen Winkel mit dem gezogenen Halbmesser einschließt.

In der Wirklichkeit war also die Bahn der Cyklone den betreffenden Beobachtungspunkten näher als die Zeichnung andeutet und als im Allgemeinen bei Bestimmung von Cyklonenbahnen nach dem Principe der circulären Drehung des Windes sich ergiebt, wenn der Beobachter nicht unmittelbar in der Bahn selbst sich befindet.

In unserem Falle sind die absoluten Entfernungen vom Mittelpunkte nur angenommen, weil gleichzeitige Beobachtungen der Windrichtungen in anderen Punkten der Cyklonenscheibe mangeln, somit auch in so ferne nicht ganz sicher, wenn schon die relativen Entfernungen ziemlich richtig sein dürften.

Die Beobachtungen der Windrichtungen vom 18. August Mittags und um Mitternacht vom 18. auf den 19. geben verkehrte Resultate, nämlich der Wind ist in beiden Fällen nahezu derselbe, was für den 19. Mitternacht einen Mittelpunkt ergeben würde, der auf der Bahn vor jenem des 18. fallen möchte. Es wurde demnach die mittlere Windrichtung für 6h Nachmittags des 18. als richtig angenommen. — In der That ist hier die Richtung der Bahn nahezu parallel mit dem gehaltenen Curse, wodurch geringe Aenderungen in der Windrichtung für diese Stunden sich ergeben konnten. Zudem bildete zu dieser Zeit die Cyklone ihren Scheitel und begegnete der ziemlich hohen und großen Insel Okinawa-Sima, der Liu-tschiu-Gruppe, wodurch eine Störung der Winddrehung stattfinden mußte. Es sind bei Bestimmung der Bahn auch die Winde am 17. bis zum 18. M. N. benützt worden, obschon sie zur eigentlichen Cyklone nur in so ferne gehören, als

| 17. August. | | | | 18. August. | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Stunden | Mittlerer Luftdruck | Windrichtung | Windstärke | Stunden | Mittlerer Luftdruck | Windrichtung | Windstärke |
| 1 | 29·908 | SO. 3/4 O. | 3·5 | 1 | 29·779 | O. z. N. | 3·5 |
| 2 | 912 | SO. z. O. 1/4 O. | 3·5 | 2 | 771 | O. z. N. | 3·2 |
| 3 | 915 | SO. z. O. 1/4 O. | 3·5 | 3 | 762 | O. z. N. | 3·2 |
| 4 | 917 | SO. z. O. 1/2 O. | 2·5 | 4 | 758 | O. z. N. | 3·2 |
| 5 | 914 | SO. z. O. 1/4 O. | 2·5 | 5 | 751 | O. z. N. | 3·5 |
| 6 | 913 | OSO. | 2·5 | 6 | 740 | NO. z. O. 1/2 O. | 3·5 |
| 7 | 909 | SO. z. O. 3/4 O. | 2·5 | 7 | 721 | NO. z. O. | 4 |
| 8 | 899 | OSO. | 3 | 8 | 696 | NO. z. O. | 4·5 |
| 9 | 886 | SO. z. O. 1/2 O. | 3 | 9 | 666 | NO. z. O. | 5 |
| 10 | 878 | O. z. S. 1/4 S. | 3 | 10 | 640 | NO. | 5·2 |
| 11 | 869 | O. 3/4 S. | 3 | 11 | 612 | NO. 1/2 N. | 5·7 |
| 12 | 860 | O. 1/4 S. | 3 | 12 | 581 | NO. z. N. | 6·5 |
| 1 | 852 | O. 1/2 S. | 3·5 | 1 | 548 | NO. z. N. 1/2 N. | 5 |
| 2 | 853 | O. 1/2 S. | 3·5 | 2 | 526 | N. z. O. | 6·5 |
| 3 | 848 | O. | 3·2 | 3 | 503 | N. | 7·5 |
| 4 | 834 | O. 1/2 N. | 4 | 4 | 482 | N. z. O. | 7 |
| 5 | 817 | ONO. | 4 | 5 | 459 | NO. z. N. | 7·5 |
| 6 | 808 | ONO. | 4 | 6 | 435 | NO. z. N. | 8 |
| 7 | 810 | NO. z. O. 1/4 O. | 4 | 7 | 421 | NO. z. N. | 8 |
| 8 | 812 | NO. z. O. 1/4 O. | 3·5 | 8 | 411 | NO. z. N, | 8 |
| 9 | 812 | NO. z. O. | 3·5 | 9 | 408 | NO. z. N. | 8 |
| 10 | 806 | NO. z. O. 1/2 O. | 3·5 | 10 | 405 | NO. 3/4 N. | 8·5 |
| 11 | 795 | ONO. | 3·5 | 11 | 401 | NO. 1/2 N. | 8·7 |
| 12 | 784 | ONO. | 3·5 | 12 | 375 | NO. 1/2 N. | 8·7 |

Die Barometerangaben sind auf den Gefrierpunkt und auf den Standard-Barometer des Observatoriums in Kew, so wie auf den Meeresspiegel reducirt. Ueberdies sind dieselben von der täglichen Schwankung des Barometers, wie solche aus den Beobachtungen der Monate Juni und Juli 1858 in mittlerer Breite 23° 52′ N. und Länge 119° 12′ O. von Gr. erhalten wurde, befreit. Diese Schwankung beträgt:

für 1h — 0·004, 2h + 0·005, 3h + 0·012, 4h + 0·015, 5h + 0·012, 6h + 0·006, 7h — 0·002, 8h — 0·012,

# Sr. Majestät Fregatte Novara bestandenen Teifun.

dieselben der Entstehung des Teifuns gemäß nach dem Gesetze der Cyklonen gebeugte Winde sind, die noch keine vollständige Drehung nothwendig voraussetzen lassen. Indeß, weil diese Winde aus denselben Ursachen gebeugt werden, welche bei der Bildung einer Cyklone thätig sind, so müssen diese Beugungen auch denselben Gesetzen folgen, und die Mittelpunkte, welche für dieselben als Theile eines Kreises sich ergeben, liegen naturgemäß in der nämlichen Bahn, welche der entstehenden Cyklone angehört.

Schon am 13. August war in Schanghai ein großer Unterschied in der Temperatur der Luft fühlbar; das Thermometer war von 30° bis 35° C. auf 23° bis 26° C. gesunken; östliche Brisen traten ein und der Barometerstand erhob sich bedeutend für diese Breite und Jahreszeit. Am 17. August war noch schönes Wetter, die Sonne ging sehr roth hinter einer Nebelschichte unter.

Am 18. Morgens schönes Wetter; Haufenwolken am Himmel; schwärzer in der Richtung NO. Um 8ʰ nehmen Winde und See bedeutend zu. Um 3ʰ Nachmittags See aus N. zu O., der Himmel umwölkt sich mehr, die Wolken senken sich tiefer. Wolkenbänke in der Richtung des Mittelpunktes. Um Mitternacht zwischen 18. und 19. August Curs geändert und W. zu S. festgesetzt, um der Cyklone auszuweichen und an deren südliche Seite zu gelangen.

Am 19. 8ʰ Morgens hohe See von Nord, bewölkter Himmel mit beschränktem Horizonte; der ganze Himmel ist nur eine mistige, graue, sich immer tiefer senkende Wolke. Blos in der Richtung des Mittelpunktes ist ein dunkleres, bleifarbiges Segment sichtbar. Nachmittags nach 4ʰ bis 8ʰ hüllt uns die Nebelwolke vollkommen ein, daß man kaum eine Kabelweite vom Schiffe sehen kann; fortwährende Windstöße, feiner Regen oder aufgelöstes Seewasser; sehr bedeutende See aus West, die Wellen werden vom Winde völlig enthauptet, sobald sie sich erheben. Gegen 11ʰ Abends heben sich einige dunklere Wolken im SSO. ab, der Horizont vergrößert sich.

Am 20. bedeckter Himmel, im Westen weiße parallele Wolkenbänder, welche Kreisabschnitte bilden. Masten und Taue mit einer Salzkruste überdeckt.

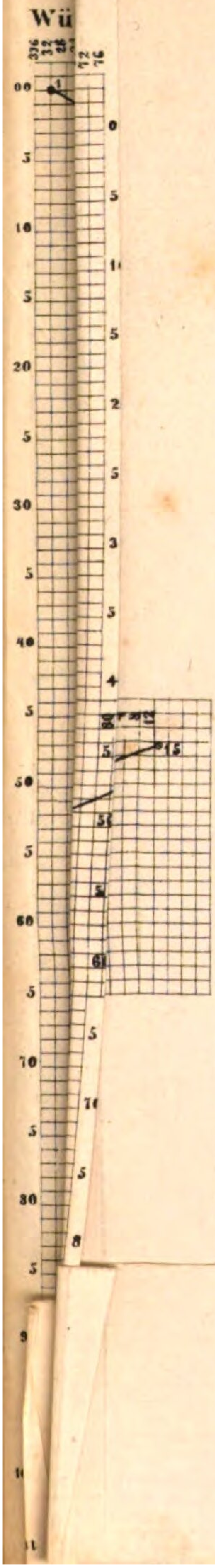
In der obenstehenden Figur bezeichnen die Pfeile die Richtungen des Windes am jeweiligen Orte des Schiffes, und beweisen schon für sich die vollständige Drehung des Windes während des Orkans.

| 19. August | | | | 20. August | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Stunden | Mittlerer Luftdruck | Windrichtung | Windstärke | Stunden | Mittlerer Luftdruck | Windrichtung | Windstärke |
| 1 | 29·306 | NO. z. N. | 8·5 | 1 | 29·351 | W. z. S. ½ S. | 9 |
| 2 | 319 | N. z. O. | 8 | 2 | 363 | W. z. S. | 9 |
| 3 | 335 | N. z. O. | 7 | 3 | 375 | W. z. S. | 9 |
| 4 | 351 | N. | 7·5 | 4 | 413 | W. z. S. | 9 |
| 5 | 364 | N. ½ O. | 7·2 | 5 | 437 | WSW. | 7·5 |
| 6 | 376 | N. | 7·2 | 6 | 457 | SW. z. W. | 7 |
| 7 | 383 | N. z. W. | 6·5 | 7 | 457 | SW. ½ W. | 6 |
| 8 | 376 | N. z. W. ½ W. | 7·2 | 8 | 471 | SW. | 6 |
| 9 | 361 | NNW. | 7·7 | 9 | 489 | SW. ½ S. | 6·5 |
| 10 | 347 | NNW. | 8 | 10 | 505 | SW. ½ S. | 6·5 |
| 11 | 324 | NW. | 8 | 11 | 512 | SW. ½ S. | 6·5 |
| 12 | 295 | NW. | 8 | 12 | 515 | SW. ½ S. | 6·5 |
| 1 | 268 | NW. ½ W. | 7·7 | 1 | 520 | SW. z. S. | 5·7 |
| 2 | 252 | NW. z. W. | 7·5 | 2 | 532 | SW. | 5·5 |
| 3 | 238 | NW. z. W. | 7·7 | 3 | 543 | SW. | 5·5 |
| 4 | 223 | NW. z. W. ½ W. | 7·7 | 4 | 544 | SW. | 5·5 |
| 5 | 220 | W. z. N. ½ N. | 8 | 5 | 539 | SW. z. S. | 5·5 |
| 6 | 221 | W. z. N. ½ N. | 8 | 6 | 532 | SW. z. S. | 5·5 |
| 7 | 225 | W. z. N. ½ N. | 8 | 7 | 542 | SW. z. S. | 5·5 |
| 8 | 229 | W. z. N. | 8·5 | 8 | 554 | SW. z. S. | 5·5 |
| 9 | 233 | W. | 8·5 | 9 | 567 | SW. ½ W. | 5·5 |
| 10 | 243 | W. | 8·5 | 10 | 566 | SW. ½ W. | 5·5 |
| 11 | 256 | W. | 8·5 | 11 | 575 | SW. ½ W. | 5·5 |
| 12 | 282 | W. z. S. | 9 | 12 | 631 | SW. | 5·5 |

9ʰ — 0·021, 10ʰ — 0·020, 11ʰ — 0·018, Mittag — 0·015, 1ʰ — 0·008, 2ʰ + 0·007, 3ʰ + 0·021, 4ʰ + 0·025, 5ʰ + 0·023, 6ʰ + 0·015, 7ʰ + 0·008, 8ʰ — 0·001, 9ʰ — 0·008, 10ʰ — 0·014, 11ʰ — 0·015, 12ʰ — 0·011. Die Zeichen sind so zu verstehen, daß diese Größen mit denselben an die Beobachtungen angebracht, zu den hier bereits auf das Tagesmittel reducirten Angaben führen. Die Richtung so wie die Stärke des Windes sind das Resultat des Mittels aus den Angaben des Logbuchs, des meteorologischen Journals und des Tagebuches des Commodore.

Beilage II zu Seite 141.

## netterschieden und der entworfenen Bahn.



Nach der entworfenen Bahn der Cyklone ergeben sich für die folgenden Zeiten nachstehende Entfernungen mit den aus der Beobachtung hervorgehenden Barometerhöhen und Unterschieden. Wie es für die Winde geschehen, so wurde auch hier das Mittel von drei auf einander folgenden stündlichen Barometer-Beobachtungen als der mittleren Stunde entsprechend angenommen.

| | | | Entfernung | | Luftdruck | | Unterschied | Entfernung nach dieser Curve |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | 17. August 1858 | 4h a. m. | 336 | Meilen | 29·915 | engl. Zoll | — | 336 |
| 2 | " " " | Mittag | 297 | " | 860 | " | 0·055 | 300 |
| 3 | 18. " " | Mitternacht | 265 | " | 783 | " | 132 | 257 |
| 4 | " " " | 6h a. m. | 230 | " | 737 | " | 178 | 233 |
| 5 | " " " | 9h a. m. | 205 | " | 667 | " | 248 | 205 |
| 6 | " " " | 6h p. m. | 153 | " | 438 | " | 477 | 153 |
| 7 | 19. " " | 3h a. m. | 140 | " | 335 | " | 580 | 138 |
| 8 | " " " | 5h a. m. | 148 | " | 364 | " | 551 | 142 |
| 9 | " " " | 8h a. m. | 146 | " | 373 | " | 542 | 143 |
| 10 | " " " | Mittag | 125 | " | 296 | " | 619 | 130 |
| 11 | " " " | 3h p. m. | 123 | " | 238 | " | 677 | 122 |
| 12 | " " " | 6h p. m. | 134 | " | 222 | " | 693 | 138 |
| 13 | " " " | 9h p. m. | 148 | " | 235 | " | 680 | 144 |
| 14 | 20. " " | Mitternacht | 183 | " | 296 | " | 619 | 183 |
| 15 | " " " | 6h a. m. | 313 | " | 29·450 | " | 465 | 313 |

Das Minimum des Druckes wäre nach der Curve 28·795, dürfte aber in der Wirklichkeit geringer gewesen sein. Bei dieser Curve wird angenommen, daß alle Halbmesser von der kürzesten Entfernung, so wie jene nach der kürzesten Entfernung, für eine und dieselbe Hälfte der Cyklone in allen Richtungen gleiche Werthe geben, was streng genommen nicht richtig ist, da eine Cyklone die Kreisform nur in großer Nähe des Mittelpunktes beibehalten dürfte. In größerer Entfernung nimmt sie eine Eiform an, wie schon die Barometer-Unterschiede beweisen, die, wenn die Cyklone kreisförmig wäre, für gleiche Entfernungen vom